

G. 147.

RUSSISCHE UND BALTISCHE
CHARACTERBILDER.

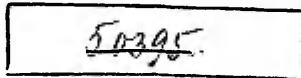
RUSSISCHE UND BALTISCHE
CHARACTERBILDER

AUS

GESCHICHTE UND LITERATUR.

VON

JULIUS ECKARDT.



DER „BALTISCHEN UND RUSSISCHEN CULTURSTUDIEN“ ZWEITE, VÖLLIG
VERÄNDERTE UND VIELFACH VERMEHRTE AUFLAGE.



LEIPZIG 1876,
VERLAG VON DUNCKER & HUMBLLOT.

Das Recht der Uebersetzung wie alle anderen Rechte vorbehalten.

Die Verlagshandlung.

Est-A

16611

DEM

VERLEGER DIESER BLÄTTER UND LANGJÄHRIGEN
FREUNDE DES VERFASSERS

HERRN CARL GEIBEL jun.

IN FREUNDSCHAFT UND VEREHRUNG

GEWIDMET.

V O R W O R T.

Der von dem Herrn Verleger der im Jahre 1869 erschienenen „Baltischen und russischen Culturstudien“ ausgesprochene Wunsch, eine neue, verbesserte Auflage dieses Buches zu veranstalten, hat sich nur unter der Bedingung einer vollständigen Umarbeitung desselben ausführen lassen. Ein Theil der damals publicirten Aufsätze ist aus der vorliegenden Sammlung ganz ausgeschlossen, ein anderer fast unkenntlich verändert worden; neben drei unverändert gebliebene Abhandlungen sind drei neue zu stehen gekommen, so dass problematisch erscheint, ob das vorliegende Buch überhaupt als Auflage des früheren zu betrachten ist.

Auf die Gründe dieser Umgestaltung näher einzugehen, erscheint kaum erforderlich. Das letzte Jahrzehnt hat nicht nur die Weltlage im Grossen und Ganzen, sondern auch die speciellen Verhältnisse der Ostseeprovinzen und des Reiches, zu welchem dieselben gehören, so total verändert, dass dem Verfasser eine modificirte Behandlung der damals erörterten Fragen selbstverständlich erscheinen musste. Abgesehen davon, dass die behandelten Materien nicht mehr die früheren waren, erheischte die Rücksicht auf die Interessen aller in Betracht kommenden Theile eine Art der Erörterung derselben, für welche im Jahre 1869 weder Grund noch Veranlassung vorhanden gewesen war.

Von dem, was er damals zu sagen gehabt, nimmt der Verfasser Nichts zurück. Insbesondere behält er sich vor, auf seine frühere Controverse mit Herrn von Treitschke zurückzukommen und dabei der Fortsetzung zu gedenken, welche dieselbe in den letzten Publicationen dieses Schriftstellers erfahren hat. Für dieses Mal beschränkt er sich darauf, eine Anzahl Studien zu publiciren, die trotz ihrer nahen Beziehung zu den brennenden russischen und baltischen Tagesfragen von eigentlich polemischen Tendenzen absehen und wesentlich dazu bestimmt sind, die deutsche Lesewelt über That-sachen, die sich in dem wenig bekannten europäischen Nordosten vollzogen haben, zu orientiren.

Hamburg, im Mai 1876.

J. E.

INHALT.

	Seite
Philipp Wigel, der deutsche Nationalrusse	1 — 76
Die altgläubigen Sectirer in Oesterreich, Russland und der Türkei	77 — 140
P. M. Leontjew und die russische Presse	141 — 190
Die „neue Formel der Civilisation“	191 — 242
Iwan Turgenjew und seine Zeitgenossen	243 — 328
Ernst Gideon von Loudon	329 — 435
Eine livländische Spukgeschichte von 1814	436 — 457
Albert Hollander	458 — 478
Ferdinand Walter	479 — 544

Philipp Wigel, der deutsche Nationalrusse.

„Es freut mich, dass sie auch dazu einen Russen nöthig gehabt haben“, soll der Kaiser Nicolaus von Russland bei dem Eintreffen der Nachricht von Michael Bakunins Theilnahme an dem Dresdner Maiaufstande von 1849 ausgerufen haben. Ob der Todfeind revolutionärer Ideen diesen Ausspruch wirklich gethan, kann für zweifelhaft gelten — Thatsache ist, dass dieses angeblich kaiserliche Witzwort in dem Russland der vierziger Jahre ausserordentlich lebhaften Anklang fand und dass dasselbe mit besonderer Befriedigung von denjenigen nachgesprochen wurde, die von dem Kaiser Nicolaus und dessen System sonst Nichts wissen wollten. — Wer immer der Sprecher gewesen, er hat sich eines empfindlichen Verstosses gegen die geschichtliche Wahrheit schuldig gemacht. So gross auch der Einfluss gewesen, den der russische Staat auf die europäische Entwicklung der letzten hundert und fünfzig Jahre geübt, russischen Individuen ist ein entscheidender Antheil an den inneren Vorgängen im Schooss des westeuropäischen Völkerlebens nirgend gegönnt gewesen und es kann keine einzige grosse materielle oder geistige Umwälzung namhaft gemacht werden, zu welcher Deutsche, Engländer oder Franzosen der Beihilfe von Russen „nöthig gehabt“ hätten. Im Gegentheil liegt die Sache so, dass die grossen russischen Umgestaltungen der letzten Jahrhunderte, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, regelmässig auf die Initiative von Ausländern, zumeist Deutschen zurückzuführen sind und dass der General Jermolow, als man ihm eine Belohnung anbot, die spöttische Antwort geben konnte: „Macht mich zum Deutschen!“ Von dem ungeheuren Einfluss,

den die deutschen Rathgeber Peters des Grossen auf diesen gewaltsamsten Reformen aller Zeiten geübt haben, braucht nicht erst ausführlich gehandelt zu werden: es genügt die Erinnerung daran, dass der Livländer Johann Reinhold von Patkull die Seele der russisch-dänisch-sächsischen Alliance und des Nordischen Krieges war, dass einer der Eroberer der für Russlands europäische Zukunft entscheidenden Ostseeküste der Deutsche Rudolf Felix Bauer war, dass der Begründer der russischen Seemacht Peter Sievers hiess und 1674 zu Stade geboren worden war und dass an der Spitze der ersten russischen Armee, welche Kurland besetzte, ein Sohn dieses Landes, Friedrich Tobias von Rönne gestanden hat. Peters diplomatischer Testamentsvollstrecker war ein westphälischer Pastorensohn, der spätere Graf Johann Heinrich Friedrich von Ostermann, die auf das Kriegswesen und die Communicationsverhältnisse bezüglichen Pläne des grossen Zaaren brachte der Oldenburger Burkhard Christoph von Münnich, „kein Sohn, aber ein Vater Russlands“, in Ausführung. Selbst bei der aristokratischen Verschwörung von 1730, durch welche der hohe russische Adel den Einfluss der deutschen Emporkömmlinge brechen und die Staatsgewalt in seine Hände bekommen wollte, ging es ohne deutsche Mithilfe nicht ab; für den Fürsten Dmitri Michailowitsch Galyzin und die übrigen russischen „Republikaner“ waren die Pläne massgebend gewesen, welche der frühere flensburgische Rathmann Heinrich Fick auf Grund in dem damaligen Schweden gemachter Beobachtungen entworfen hatte. Unter den Regierungen der Kaiserin Anna Iwanowna und der Grossfürstin Anna Leopoldowna (Mutter Iwans IV.) handelte es sich nur darum, welche der verschiedenen um die höchste Macht werbenden deutschen Hofparteien das Heft in Händen behielt: den allmächtigen Reichsverweser Biron (der als Sohn eines kurländischen Forstbeamten und polnischen Titular-Lieutenants Carl Bühren geboren worden) hatte weder Wolinski noch ein anderer seiner russischen Rivalen zu beseitigen vermocht, sein Loos wurde erst entschieden, als Münnich sich des alten Gegners zu entledigen beschloss und seinen Adju-

tanten und Landsmann den Obristlieutenant von Manstein mit den entsprechenden Instructionen versehen hatte. Auch an der nächsten grossen Umwälzung, der vom 24. November 1741, nahmen Deutsche einen erheblichen, wenn auch nicht den entscheidenden Antheil: als die nachmalige Kaiserin Elisabeth in der entscheidenden Stunde die Fassung zu verlieren und auf ihren Thronbesteigungs-Plan zu verzichten drohte, bewirkte der Rath eines zu Celle geborenen, in Hannover ausgebildeten Wundarztes, des bekannten Johann Hermann L'Estocq, dass die Tochter Peters des Grossen ihre Sammlung wiedergewann. Unter den zahlreichen Werbem, welche die Prätendentin in die Garde-Kasernen gesendet hatte, um die Masse der Soldaten auf ihre Seite zu ziehen, spielten zwei Deutsche, der Musiker Schwarz und der aus Sachsen eingewanderte Soldat Grünstein, so erfolgreich mit, dass der erstere sofort zum Obersten, der letztere zum Brigadier und Adjutanten der berühmten „Leibcompagnie“ befördert wurde. Zu den Wenigen, die sich in der Gunst der „nationalen“ Kaiserin dauernd behaupteten, gehörten die beiden Sievers, Christian Wilhelm von Münnich (der Bruder des nach Pelym verbannten Feldmarschalls) und der Kurländer Berger, der durch eine schändliche Intrigue die bis dazu allmächtigen Familien Lapuchin, Putjätin und Besstushew gestürzt und dadurch den Einfluss Oesterreichs auf die russische Politik für längere Zeit ernstlich geschädigt hatte. — Elisabeths Nachfolger, Peter III., war bekanntlich so ausschliesslich von Deutschen umgeben und allem Nationalrussischen so fremd, dass seine Gemahlin Katharina nur nöthig hatte, den entgegengesetzten Ton anzuschlagen, um sich in den Besitz der höchsten Macht zu setzen. Aber auch diese Fürstin, die Zeit Lebens darauf angewiesen blieb, an den Sympathien der Nation ein Gegengewicht gegen die legitimen Ansprüche ihres Sohnes zu gewinnen, bediente sich zu den grössten und wichtigsten ihrer politischen Unternehmungen deutscher Werkzeuge. Der Livländer Johann Jacob Sievers war nicht nur der Schöpfer der ihren Grundzügen nach noch heute geltenden russischen Gouvernements-Verfassung (damals Statthalterschafts-

Verfassung genannt), sondern zugleich Hauptacteur der weltgeschichtlichen Komödie, welche mit der dritten Theilung Polens endete; unter seinen Vorgängern in dem Warschauer Botschafterposten war einer der hervorragendsten der Estländer Otto Magnus von Stackelberg gewesen, Sievers' militärischer Adlatus hiess Igelström und war ein Landsmann Stackelbergs. — Noch bedeutenderen Antheil haben deutsche Soldaten und Staatsmänner an den Regierungen von Katharina's Nachfolgern gehabt. Kaiser Paul fiel von russischen Händen, — diese aber wurden von dem Hannoveraner Levin August Theopil von Bennigsen und dem Estländer Peter von der Pahlen gelenkt. Derselbe Bennigsen, der Livländer Michael Barclay de Tolly und dessen Generalstabschef Karl Ferdinand von Toll gruben der Macht Napoleons auf den Ebenen zwischen Smolensk und Moskau das Grab, Ludolf Adolf Peter Graf (später Fürst) von Sayn-Wittgenstein schlug die von Oudinot und Victor geführten Schaaren der Westarmee bei Polozk, der Schlesier Hans von Diebitsch schloss mit York die Convention von Tauroggen ab, die Baronin Juliane Barbara von Krüdener aus Riga drückte der Restaurationspolitik Alexanders I. das entscheidende Siegel auf, und unter den Rathgebern, welche diesen Monarchen zur Zeit des Wiener Congresses umgaben, gehörten Stackelberg, Anstedt und Nesselrode zu den einflussreichsten; als Alexander nach Russland zurückkehrte, machte er den letztgenannten, den Sohn eines westphälischen Grafengeschlechts, zum Leiter seiner auswärtigen Politik. — Inzwischen hatten die liberalen Ideen, welche das vom Franzosen druck befreite Deutschland und ebenso das Vaterland Lafayette's und Royer-Collards erfüllten, auch nach Russland ihren Weg gefunden; an der Spitze der aristokratischen „Dekabristen-Verschwörung“ von 1825 stand wiederum ein Deutscher, Obrist Pestel, der Sohn einer aus Sachsen eingewanderten, noch der lutherischen Kirche angehörigen Familie, — neben den Trubezkoi, Tschernitschew, Murawjew, Narischkin u. s. w. wurden die Namen Küchelbecker, Rosen, von der Brüggen, Steinheil u. s. w. in der Liste der jugendlichen

Schwärmer genannt, welche den ersten Versuch zu einem Bruch mit dem absolutistischen System unternahmen und ihre Thorheit mit Kerker und Verbannung in den fernen Osten büßen mussten. — Die Minister und Generale, welche den Besieger dieses Aufstandes, den Kaiser Nicolaus, umgaben und zu den Hauptstützen des von demselben geleiteten „conservativen“ und „nationalen“ Systems gezählt wurden, waren zu mindestens zwei Drittheilen Deutsche: das Finanzwesen leitete von 1823—1848 der Hesse Georg Cancrin, die auswärtige Politik Nesselrode, der die Botschafter- und Gesandtenposten grundsätzlich nur Deutschen zuwandte (es genügt, die Namen Fürst Lieven, Stackelberg, Peter Meyendorf, Schröder, Pahlen zu nennen), das Unterrichtswesen von 1826—32 Fürst Karl von Lieven, — Minister des kaiserlichen Hauses war ein lutherischer Graf Adlerberg, General-Director der öffentlichen Bauten seit dem Tode des Grafen Toll († 1842) der berüchtigte Emporkömmling Kleinmichel, Höchstcommandirender während des ersten Türken-Krieges der schon genannte Diebitsch, thatsächlicher Leiter des ungarischen Feldzuges Graf Rembert Friedrich Berg aus Livland, Generalquartiermeister während des Krimkrieges der Kurländer Wilhelm Lieven, Fortificator von Sewastopol und Seele des von dieser Stadt geleisteten heroischen Widerstandes der Riga'sche Bürgerssohn Eduard Todleben (geb. 1818 zu Mitau). — Die lange Reihe der von der gegenwärtigen Staatsregierung zu hohen Aemtern berufenen Deutschen bei jeder sich darbietenden Gelegenheit zu nennen, hat die russische Presse so häufig und so erfolgreich zu ihrem Beruf gemacht, dass es überflüssig erscheint, ihr ins Handwerk zu pfuschen und hundert Mal Gesagtes zum hundert und ersten Male zu wiederholen.

Nicht ganz so umfangreich wie die Liste der im russischen Staats-, Hof- und Militärdienst heraufgekommenen Deutschen, ist das Verzeichniss der deutschen Namen, welche in den Annalen des russischen Geisteslebens, der Literatur- und Gelehrtengeschichte dieses Volkes geschrieben stehen. Die russische Geschichtsforschung wurde freilich ebenso aus-

schliesslich von deutschen Gelehrten begründet, wie die naturwissenschaftliche Durchforschung des ungeheuren Reichs. Was die Euler, Gmelin, Pallas, Schläzer, Müller u. s. w. in dieser Hinsicht geleistet, weiss die gesammte gebildete Welt; vielleicht nicht so bekannt ist, dass der Nestor der russisch-slawischen Sprachforschung den national klingenden Namen Wosstokow erst in späteren Jahren annahm, eigentlich Osteneck hiess und als Deutscher und Protestant auf der Insel Oesel geboren worden war. — Was die Ausbildung der russischen Sprache und des russischen Styls, und die Entwicklung der russischen schönen Literatur anbelangt, so ist diese freilich so gut wie ausschliesslich von national-russischen Kräften besorgt worden. An hervorragenden russischen Schriftstellern und Dichtern deutschen Namens und deutscher Herkunft hat es darum nicht gefehlt; kann auch von Wisin, der älteste russischen Lustspieldichter, zu denselben nicht wohl gezählt werden, weil sein Geschlecht seit länger als einem Jahrhundert zu den alten Moskauer Adelsfamilien gehörte, so sind doch die Dahl, Delwig, Rosen, Weinberg, Gerbel, Korff u. s. w. in der russischen Literaturgeschichte längst ehrenvoll bekannt. Endlich ist der einflussreichste russische Schriftsteller der neueren Zeit Alexander Herzen, mindestens zur Hälfte als Deutscher anzusehen; seine Mutter, die ihren Namen auf ihn vererbte, war aus Kassel gebürtig und die Richtung seines, vornehmlich unter französischen Einflüssen entwickelten Geistes hat den germanischen Ursprung nie vollständig zu verläugnen vermocht. Zu den merkwürdigsten Belegen dafür, dass es an entscheidenden Punkten russischer Entwicklung nicht ohne deutsche Beihilfe abgehen zu sollen scheint und dass ein gewisses Recht vorhanden ist, den an die Spitze dieser Blätter gestellten Ausspruch des Kaisers umzukehren, gehört aber die Thatsache, dass selbst unter den Führern der national-russischen Reaction gegen das deutsche Wesen und den deutschen Einfluss in Russland ein Mann von deutscher Herkunft und deutschem Namen eine erhebliche Stelle einnimmt. Die ihrer Zeit (d. h. im Anfang der 40er Jahre) vielgenannte, wegen der Masslosigkeit und Leiden-

schaftlichkeit ihres Deutschenhasses selbst in national-russischen Kreisen belächelte Brochüre „La Russie envahie par les Allemands“ hat einen Mann mit deutschem Namen und von deutscher Abkunft, den Sohn eines als guten Protestanten und harmlosen Deutschen in das Innere des Reichs versprengten Estländers, den als wirklichen Staatsrath verstorbenen Vice-Director im Ministerium des Innern, Philipp Wigel zum Verfasser: ein Deutscher kann die Ehre in Anspruch nehmen, den feindseligsten Trumpf ausgespielt zu haben, der überhaupt gegen das deutsche Element im europäischen Osten möglich gewesen: „auch dazu“ hat es eines Deutschen bedurft.

Die vor einigen Jahren (in russischer Sprache) veröffentlichte Selbstbiographie dieses mehr wunderlichen und excentrischen, als böseartig angelegten Mannes bietet in mehrfacher Rücksicht ein hervorragendes Interesse. Da Wigel den Deutschen nicht genug verläugnen kann, um die Geschichte seines Lebenslaufs anders als mit seinem Grossvater beginnen zu können, schildert er durch drei Generationen und in beinahe typischer Weise den Prozess, der aus einem deutschen ein russisches Geschlecht werden liess und den nach ihm wie vor ihm Hunderttausende aus Deutschland und aus Liv-, Est- und Kurland in das Innere des russischen Reichs versprengter Einwanderer durchzumachen gehabt haben. Die alte Erfahrung, dass Renegaten stets die heftigsten Feinde ihrer Heimath, die urtheilslosesten Verehrer der neuen Idole werden, denen sie sich zugewandt haben, bestätigt sich auch hier und lässt Einblick gewinnen in den eigenthümlichen Lebens- und Entwicklungsgang der Einwanderer, welche im Osten eine Heimath gesucht, in der Regel aber erst für ihre Kinder gefunden haben, während sie selbst darauf verzichten mussten, einer bestimmten Nationalität oder Kirche, überhaupt irgend einer Gemeinschaft anzugehören. — Die zweite Rücksicht, aus welcher wir für das Memoirenwerk Philipp Wigels ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen zu dürfen glauben, ist die Fülle merkwürdiger, zum Theil höchst überraschender Einzelheiten, welche dasselbe über das russische

Provinzialleben des achtzehnten und der ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts enthält. Von dem Leben und dem Bildungszustande der ungeheuren Ebenen, welche jenseit Petersburg und Moskau liegen, weiss man, soweit es sich um die Zeiten Elisabeths und Katharina's II. handelt, auch in Russland ausserordentlich wenig. Fremde wie Einheimische richteten damals ihre Aufmerksamkeit noch ausschliesslicher als heute auf die beiden Hauptstädte — Moskau galt selbst denen, die wussten, dass Petersburg keine eigentlich russische Stadt sei, für ausreichend, um eine Vorstellung von ursprünglich russischem Leben zu gewinnen: von den Provinzialstädten wusste man kaum, wie viel Bewohner sie zählten und nach dem Treiben und den Vorstellungen dieser zu fragen, kam Niemand in den Sinn — der nicht etwa zur geheimen Polizei gehörte oder an den Ausfällen der Steuererhebung Antheil nahm: Sollohubs boshafter Ausspruch, dass der Name Russland nicht mehr einen um Petersburg herumliegenden Raum bedeute, war vor hundert Jahren nahezu eine Wahrheit. Das ungeheure Aufsehen, das die vor nunmehr zwanzig Jahren erschienene „Russische Familienchronik“ erregte, hatte keineswegs bloss in der Meisterschaft seinen Grund, mit welcher S. T. Aksakow die idyllischen Zustände seiner Jugend zu schildern gewusst — einem grossen Theil der Leser war mit gutem Grunde daran gelegen, von dem so gut wie spurlos an der russischen Geschichte vorübergegangenen Leben der Gutsbesitzer und Provinzialstädter des achtzehnten Jahrhunderts endlich ein Mal genauere Kunde zu erhalten. — Zu dieser Kunde hat Philipp Philippowitsch Wigel ausserordentlich wichtige Beiträge geliefert. Kommt er in Bezug auf Glanz und Wärme dem unübertroffenen Schreiber der „Familien-Chronik“ auch nicht entfernt gleich, fehlt ihm die Fähigkeit zu gemüthlicher Vertiefung in idyllische Zustände auch so gut wie vollständig, so bietet er dafür eine Fülle von Daten und Angaben über das äussere Leben, über historische Personen und politische Zustände, die bei dem auf den engen Kreis der Familie Bagrow beschränkten Aksakow'schen Buche fehlen. Die Zahl dieser Daten und Per-

sonen wird in den späteren Bänden des Wigel'schen Werkes so ungeheuerlich gehäuft, alltäglichem Anekdotenkram und persönlicher Rancüne gegen Feinde und Rivalen des Verfassers so breiter Raum gegeben, dass namentlich für ferner stehende Leser die Möglichkeit, dem Verfasser zu folgen, — mindestens das Interesse an den Erlebnissen desselben — aufhören dürfte. Aus diesem Grunde beschränken die nachfolgenden Blätter sich auf die erste, der Geschichte längst vergangener Menschen und Zustände gewidmete Hälfte des Wigel'schen Werkes, denn nur diese hat vollen Anspruch darauf, für einen wirklichen Beitrag zur russischen Staats- und Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts zu gelten.

Wir treten sogleich *medias in res*. Der Grossvater des Verfassers der „*Russie envahie par les Allemands*“ hiess Laurentius von Wigelius, war der Sohn eines estländischen Gutsbesitzers und hatte als königlich schwedischer Capitain an der Schlacht bei Pultawa Theil genommen. Nach der Unterwerfung seiner Heimath unter das russische Scepter zog sich der Capitain, der ein eifriger Verehrer seines soldatischen Königs gewesen war, in das Privatleben zurück, indem er die Verwaltung der seiner Familie gehörigen Güter Illuck und Kurtna übernahm. Dann verehelichte er sich mit Gertrude von Brümmer und allirte sich dadurch mit verschiedenen der angesehensten Familien des Landes (die Wigel selbst haben der estländischen Adelsmatrikel nicht angehört): eine Verwandtschaft, auf welche sein aufgeklärter Enkel, wie er ausdrücklich erklärt, nicht im geringsten stolz gewesen ist. Die Abneigung des alten Kriegers gegen die Eroberer des Landes und sein stiller Cultus für König Karl hielten ihn in fast völliger Isolirtheit von seiner Umgebung, die mit ihrer Vergangenheit schneller abzurechnen und sich williger in die neuen Verhältnisse hineinzufinden wusste. Von den sieben Söhnen, die seine Gattin ihm gebar, sandte er die vier ältesten über die Grenze in die Armee Friedrichs des Grossen, um sie nicht in den Reihen seiner alten Gegner zu sehen: gab es doch nach den Begriffen der damaligen Zeit für den estländischen Edelmann, der sich nicht daran genügen lassen wollte, die *rura paterna* zu ver-

walten, keine andere als die militärische Laufbahn. „Aber — so berichtet der Enkel — dieses unpatriotische Verfahren meines Grossvaters sollte sich grausam strafen: drei von meinen Oehmen mussten in den Schlachten des preussischen Königs, der gegen Russland focht, ihr Leben lassen, und nur der älteste, der es zum preussischen Generalmajor und Commandanten der Festung Thorn brachte, blieb am Leben.“ Aber auch von diesem Bruder seines Vaters berichtet der Autor nur, dass er ohne Vermögen gestorben und dass seine Wittwe, geborene von Glasenapp, ihre russischen Verwandten mit Bettelbriefen belästigt habe.

Seine drei jüngsten Söhne sandte Herr Laurentius von Wigelius nach Russland, wo der Enkel einer Schwester Karls XII., der Herzog Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp, inzwischen zum Thronerben erklärt worden war und wo jetzt die Brüder von Officieren Friedrichs des Grossen und Enkel eines der Sieger bei Narwa sich einer günstigen Aufnahme versehen konnten. Der Name des unglücklichen Gemahls der grossen Katharina ist unbeliebt bei den Historikern der Nationalitätspartei. Was Wunder, wenn auch Wigel, trotz der Wohlthaten, die sein Vater und dessen Brüder von dem Neffen Elisabeths empfangen, seiner nicht eben im panegyrischen Tone gedenkt. „Nachdem die eine Hälfte der Nachkommenschaft meines Grossvaters das Blut russischer Soldaten vergossen hatte — fährt der Autor fort — wurde die andere Hälfte in ein kaiserliches Kadettenhaus aufgenommen und auf Kosten Russlands erzogen. Man sieht, das alte Russland war in Bezug auf Arglosigkeit und Selbstvergessenheit dem jetzigen durchaus ähnlich.“ Von den drei jungen Herren von Wigelius, die „auf Kosten Russlands“ im Kadettenhause erzogen wurden, war der Vater des Autors (wie sein Sohn Philipp geheissen) der jüngste und — wenn wir dem Urtheil seines Sprösslings trauen dürfen — der fähigste.

Auf seine Oehme ist Philipp Philippowitsch (so wollen wir, der Kürze und der Unterscheidung von seinem Vater wegen, den Autor fortan nennen) wie auf all' seine väterlichen Verwandten, den Vater selbst ausgenommen, nicht

gut zu sprechen; der älteste von ihnen, Johann, bringt es ja nur zum Premier-Major und stirbt als Commandant irgend einer obskuren Festung; von dem jüngern, Jakob, lässt sich nur sagen, dass er durch seine Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit der Spott des St. Petersburger Gerichtshofes wurde, bei welchem er diente und in welchem er es darum nur zum Collegienrath brachte. Von diesem „Original“ weiss der Neffe ausserdem noch zu berichten, dass es eine unglückliche Leidenschaft für das weibliche Geschlecht hatte, sich der Reihe nach mit sieben seiner Köchinnen „aus deutscher Gewissenhaftigkeit“ trauen liess, um bald darauf wieder von ihnen geschieden zu werden, was in der damaligen Zeit, wo Russland seiner evangelisch-lutherischen Kirche noch keine Gesetze gegeben hatte, keine grossen Schwierigkeiten machte.

Auf die Erzählung dieser Scandalosa beschränkt sich so ziemlich alles, was Philipp Philippowitsch von seinen deutschen Verwandten weiss. Noch eines Vettters thut er gelegentliche Erwähnung, eines gewissen Sanders, der es zum Generalmajor brachte und von einer so unverwüsthlichen deutschen Gesundheit war, dass er noch in seinem neunzigsten Lebensjahre eine tödtliche Verwundung, die ihm Strassenräuber beigebracht hatten, glücklich überstand. Die Unverwüsthlichkeit deutschen Appetits und deutscher Gesundheit ist ein zu beliebter Gegenstand russischer Scherze, als dass Philipp Philippowitsch seinen Lesern diesen Umstand verschweigen konnte. „Mit den Gefühlen des Stolzes“ geht der Autor von dem Bericht über seine väterlichen Verwandten zu dem über die Vorfahren seiner Mutter über, denn diese war eine Russin und stammte nicht aus Estland, sondern aus dem Pensa'schen Gouvernement. Für unseren Zweck genügt die Notiz, dass Frau von Wigel dem Geschlecht der Lebedew entsprossen und dass ihr Vater Lieutenant im Ismailow'schen Garderegiment unter der Kaiserin Elisabeth gewesen war, der nationalen Tochter Peters des Grossen, „deren alte Leute sich noch Jahrzehnte nach ihrem Tode nur mit Thränen der Rührung erinnern konnten, deren treffliches Herz, trotz einer schlechten Erziehung unter ungebildeten und dazu durch die

europäische Bildung verderbten Leuten, es verstanden hatte, Russland glücklich zu machen.“

Philipp Wigel, der Vater, wurde in dem von Münnich (einem der wenigen Deutschen aus den Zeiten Anna's, die nach der Meinung Philipp Philippowitschs, Russland nicht nur beraubt und geknechtet, sondern ihm auch genützt hatten) gegründeten adeligen Land-Kadettencorps erzogen und trat nach beendetem Cursus in die Garde. Dem jungen Deutschen leuchtete die Gnadensonne Peters III., mit dem er durch seinen Vetter den Generaladjutanten Baron Ungern-Sternberg in persönliche Beziehung gesetzt worden war: er wurde in die intimen Zirkel gezogen, in denen der Kaiser beim Punschglase und der Tabakspfeife seine Officiere zu den bekannten Festen in Oranienbaum versammelte, und erst dreiundzwanzig Jahre alt, erfuhr der junge Wigel, Se. Majestät beabsichtige ihn am Peterstage, dem 29. Juni 1763, zu seinem Flügeladjutanten zu machen. — „Aber ach — so bemerkt der Sohn — dem 29. Juni ging der 28. vorher. Mein Vater war von Oranienbaum nach Petersburg gekommen, um die der ihm verheissenen Würde entsprechende Uniform zu kaufen: als er Morgens über den Isaaksplatz ging, wurde er unversehens ergriffen und arretirt, Katharina II. hatte den Thron ihres Gemahls bestiegen, die Orlovs wurden die Helden des Tages und mein Vater musste ins Gefängniss wandern.“

Philipp Philippowitsch bezeichnet seinen Vater als einen Ausbund von Herzensgüte, Edelmuth, Sittenreinheit, Gewissenhaftigkeit u. s. w. Auch seiner bis ins späteste Alter gepflegten Reinlichkeit wird gedacht. „Die Reinlichkeit“, schreibt der Sohn, „ist eine der wenigen guten Gaben, die wir dem Westen verdanken.“ Bemerkenswerth ist die Ehrfurcht und Verehrung, die Wigel, der Vater, Zeit seines Lebens für dieselbe Kaiserin Katharina gehegt, um derentwillen er ins Gefängniss wandern musste und das der designirte Flügeladjutant Peters III. erst im Jahre 1764 verliess, um die Gardeuniform auszuziehen und als Premier-Major in die Armee zu treten. Gregor Orlow, der damals allmächtige Günstling der Kaiserin, sandte ihn an die Wolga, in das jetzige Saratow'sche Gouver-

nement, um bei der Vermessung der Ländereien thätig zu sein, die eben damals den bairischen und westphälischen Kolonisten angewiesen wurden, welche die „noch unerfahrene“ Kaiserin „als geistige Lichter“ hatte importiren lassen.

Bevor er an die Wolga zog, ging Wigel noch nach Estland, um seinem sterbenden Vater die Augen zuzudrücken und „dessen Segen, leider aber keine Erbschaft in Empfang zu nehmen, denn Kurtna und Illuck waren auf fünfzig Jahre verpfändet worden.“ Das Glück, das dem Premier-Major am finnischen Meerbusen versagt blieb, sollte ihm an der Wolga reichlich zu Theil werden, zuvörderst in Gestalt zweier Frauen, einer Simbuchin und einer Lebedew, welche letztere er auf den Wunsch seiner ersten Schwiegermutter heirathete, um sich in seiner Witterschaft zu trösten. Bald nach Eingehung dieser zweiten Ehe geschah Folgendes: in einer schweren Krankheit, die ihm das Bewusstsein raubte und ihn an den Rand des Grabes führte, liess seine getreue, glaubenseifrige Gattin ihn, den lutherischen Ketzer, durch einen russischen Priester firmeln, um ihn nicht auch für jenes Leben zu verlieren. Von Stund' an in Reconvalescenz getreten und bald dem Leben wiedergegeben, ward der neue Convertit ein genauer Erfüller der Gebräuche der griechisch-orthodoxen Kirche. Wahrscheinlich aus „falscher Scham“ über diese unfreiwillige Bekehrung pflegte er jeden Streit, ja jedes Gespräch über Religion zu vermeiden.

Die Landvermessungen an der Wolga hörten nach einigen Jahren auf: der Premier-Major avancirte im Jahre 1774 zum Obristlieutenant und wurde an den Kuban commandirt, wo er gegen jene Bergvölker kämpfte, die erst ein Jahrhundert später der russischen Botmässigkeit unterworfen wurden. Die Stätte seines bisherigen Aufenthalts wurde inzwischen der Tummelplatz des Pugatschew'schen Aufstandes, der den Osten Russlands verwüstete. Nach seiner Beendigung wurde das Regiment, in welchem Wigel (dem inzwischen mehrere Kinder geboren worden waren) diente, vom Kuban an die Weichsel versetzt, an welcher eine russische Armee seit der ersten Theilung Polens dauernd ihre Quartiere genommen

hatte. Trotz des zuvorkommenden Empfangs, dessen Frau v. Wigel, Dank ihrer „echt russischen“ Liebenswürdigkeit, in der Warschauer Gesellschaft theilhaftig ward, ist der Aufenthalt in Warschau den jungen Gatten niemals behaglich geworden. Nicht die bedrohliche Politik der Kaiserin Katharina, sondern die Unliebenswürdigkeit und „deutsche Soldatengroßheit“ der beiden Vorgesetzten Wigels, General Romanius und Oberst v. Drewitz, erbitterte, wie Philipp Philippowitsch berichtet, die polnischen Herzen und machte die Stellung der russischen Offiziere in der Warschauer Gesellschaft unerträglich. Ein günstiges Geschick macht Herrn v. Wigel schon nach einiger Zeit zum Obristen des Alexopol'schen Infanterieregiments und führt ihn sammt Familie in die Steppen Neuruslands, an die Mündung des Dnjepr. Hier liess Potemkin an der Stätte, an welcher Wladimir der Heilige angeblich die Taufe empfangen hatte, eine Stadt bauen, die er Cherson nannte. Auf den Wink des allmächtigen Günstlings der Kaiserin wurden alle menschlichen Kräfte, deren man in dem schwachbevölkerten Landstrich habhaft werden konnte, zusammengerafft und zur schleunigen Ausführung seines Projectes verwandt, auch die Armee sammt ihren Offizieren musste zur Förderung des Werkes beitragen und der Obrist Wigel, der sich in seiner Jugend mit Architektur beschäftigt hatte, war hier an seinem Platz. Potemkin, „der Gigant“, kam selbst wiederholt an den Dnjepr, um seine Schöpfung zu besichtigen. Philipp Philippowitsch, der ihn selbst niemals gesehen, von seinem Vater und dessen Freunden aber viel von dem grossen „Taurier“ gehört, kann nicht umhin, auf jene Traditionen gestützt, das „geistige Bild“ dieses Mannes zu entwerfen, der trotz seines ominösen Einflusses auf die Kaiserin und trotz der barbarischen Härte, die er gegen Alles übte, was ihm in den Wurf kam, der nationalen Geschichtsschreibung noch heute für einen Stolz des russischen Volkes gilt, dem er in Wahrheit nie die Spur eines Dienstes erwiesen und auf das er sich überhaupt nie besonnen hat. Nach Wigel ist Potemkin ein Typus, eine Personification des russischen Volks; „in stiller Grösse stand er da, ohne eigentlich

je etwas Grosses geleistet zu haben, gefürchtet, ohne je etwas Uebles gethan zu haben, mächtig, ohne je seine Macht missbraucht zu haben“; ehrgeizig und tollkühn ringt er nach den höchsten Zielen, aber nur der Kampf, nicht dessen Preis reizt ihn; heute ergiebt er sich orientalischer Apathie und Unthätigkeit, morgen übertrifft er an Thatkraft und Leistungsfähigkeit alle anderen Menschen. Niemals hörte man aus seinem Munde ein heftiges oder rauhes Wort, aber die Sprache seiner Augen schreckte jede Opposition gegen seinen Willen zurück.

Wir wollen die kühnen Antithesen, in denen diese Charakteristik unseres Memoirenschreibers sich noch ergeht, nicht weiter verfolgen. Lehrreicher ist die Anekdote, mit welcher Wigel seinen Panegyrikus auf die Herzensgüte, Gerechtigkeitsliebe u. s. w. des Tauriers beschliesst: Potemkin hatte Frau v. Wigel zuweilen in Gesellschaft gesehen und von den Reizen ihrer kleinen Füsse gehört: seine Aeusserung, er werde die Dame bitten, ihn zu besuchen und ihm ihre Füsse im Naturzustande zu zeigen, erfüllte die Wigel'sche Familie mit so lebhaftem Schrecken, dass das Haupt derselben seine Gattin augenblicklich abreisen liess, um dem „Giganten“ die Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens abzuschneiden.

Bald darauf verliess auch Obrist Wigel Cherson, aber nicht etwa um des Tauriers willen: mit diesem blieb er auf durchaus freundschaftlichem Fuss; ein Deutscher war es, der ihn vertrieb, der Prinz Friedrich von Württemberg, Schwager des damaligen Grossfürsten Paul und später König von Württemberg, ein „unerträglicher Pedant und Tyrann“. Worin diese Tyrannei des schwäbischen Fürstensonnes bestanden, verschweigt unser Memoirenschreiber, denn er benutzt diese Stelle zu einem lehrreichen Excurs über deutsche Prinzen in russischen Diensten und über das souveräne Selbstgefühl, mit welchem Leute vom Schlage Potemkins auf diese Deutschen herabzusehen gewohnt waren. Und doch scheint dieser Excurs nicht am rechten Orte zu sein, denn er schliesst mit einer Klage darüber, dass der „Taurier“ dem grossfürstlichen Schwager gegenüber so machtlos war, dass Wigel das

Feld räumen und froh sein musste auf Potemkins Vorstellung als Brigadier zur Disposition gestellt zu werden. Er ging auf die im Pensa'schen belegenen Güter seiner ersten Frau und hier wurde ihm sein vierter Sohn, Philipp, der Held und Verfasser unserer Geschichte, geboren. Während er noch in der Wiege lag, nahm das Geschick seiner Eltern eine neue Wendung: nachdem es Potemkin gelungen war, den Würtemberger zu verdrängen, beschloss er „mit der Grossmuth, die starken und klugen Leuten eigenthümlich ist“, dem Brigadier Wigel wieder aufzuhelfen; er liess seinen Schützling durch Vermittelung des Staatssecretärs und späteren Reichskanzlers Besborodko zum Generalmajor ernennen und stellte es der eigenen Wahl desselben anheim, Gouverneur von Olonez oder Obercommandant von Kiew zu werden. Herr von Wigel entschied sich für das letztere Amt, das er im Herbst 1788 antrat.

Kiew, die Hauptstadt Kleinrusslands, der „Ahnherr der russischen Städte“, war damals ein Waffenplatz von hoher Bedeutung, denn er lag nur fünf Meilen von der polnischen Grenze. Unser Berichterstatter, der hier die glücklichen Jahre der Kindheit und ersten Jugend verlebte, schildert das „russische Jerusalem, das gleich der Stadt Davids lange unter dem Joche der Ungläubigen (es sind die Polen gemeint) geschmachtet hatte“, mit den Farben glühendster Begeisterung. Bunt durcheinander lagen herrliche Kirchen mit strahlenden Kuppeln und elende strohbedeckte Hütten, auf welche die Festung mit ihrem weltberühmten Höhlenkloster stolz hinabsah. In diesem „russischen Zion“ verträumte Philipp Philippowitsch der Jugend Traum; unberührt von allen fremdländischen Einflüssen, genoss er des Glücks von zwei russischen Wärterinnen, dem Festungsgeistlichen Stepan und dem Stabs-Medicus Janowski, einem Kleinrussen, die ersten Bildungseinflüsse in Gestalt von Gebeten, Volksliedern und Märchen zu empfangen. Diesem „goldenen“ Zeitalter folgte aber nur allzubald ein ehernes; der Repräsentant desselben war ein deutscher Hauslehrer, Herr Christian Muth. Ein deutscher Dienstkamerad, Herr v. Fock, Commandant der

Festung Perejaslawl, hatte denselben, als erprobten Erzieher seiner eigenen Söhne, seinem Freunde und Landsmann Wigel empfohlen und dieser war verständig genug, den ehrlichen Deutschen den zahllosen französischen Emigranten vorzuziehen, die eben damals Polen und die westlichen Theile Russlands überschwemmt, „nachdem die Deutschen so klug gewesen, diese ungebetenen und gefährlichen Gäste gleich den Juden weiter nach Osten zu schicken“. Herr v. Wigel, hatte er auch sonst den Estländer vergessen, war nach dem Zeugniß seines Sohnes ein gewissenhafter Familienvater, dessen ernster und etwas barscher Natur das französische Wesen des ancien régime entschieden zuwider war und der in allen Verhältnissen auf Zucht und Ordnung hielt und selbst seinen Kindern gegenüber stets eine ernste, feierliche Miene zeigte. Herr Christian Muth war ein Mann nach seinem Herzen: unter einer trockenen, gleichmässig-ruhigen Hülle verbarg er ein gründliches Wissen, einen regen Sinn für Ruhe und Ordnung und ein ganz ungewöhnliches Accomodationsvermögen, das mit einer entschieden optimistischen Weltanschauung in Zusammenhang stand. Ein zweiter Doctor Pangloss, sah er von allen Dingen nur deren gute Seite; obgleich eifriger Protestant, sprach er mit Bewunderung von der Grösse des Papstthums; obgleich guter Deutscher, war er ein Bewunderer französischen Scharfsinns, ohne dabei übrigens gegen die Vorzüge britischer Solidität und Betriebsamkeit blind zu sein. Diesem Wundermanne stand ein russischer „Djädka“ Alexander Nikitin zur Seite, der übrigens nur in Bezug auf die Fähigkeiten und die Fortschritte seines Eleven, dem er das russische ABC beizubringen hatte, Optimist war, dem Herzen desselben aber trotz seiner etwas trunkfälligen Launen näher stand als der deutsche Pedant, der sich den Leistungen seines Schülers gegenüber häufig als Pessimist gerirte. Um die Einsamkeit seines Sohnes zu erheitern und zugleich den Kindern seiner Untergebenen die Vortheile eines gründlichen Unterrichts zu Theil werden zu lassen, liess Herr v. Wigel die Söhne dreier Festungsoffiziere (unter denen auch ein deutscher Artillerie-Major Nilus genannt wird) an dem Un-

terrichte, den Herr Muth ertheilte und der sich auf alle Gebiete menschlichen Wissens von der Botanik bis zur russischen Heraldik erstreckte, Theil nehmen; nur der mathematische Unterricht wurde von einem Russen, dem „Stück-Junker“ Skripizin, ertheilt. Herr Muth leitete fast ausschliesslich die Erziehung seiner Schüler, die er nur selten ausser Augen liess. Das einzige Vergnügen dieses seltenen Mannes, der in den neunziger Jahren zu seinen früheren Zöglingen, den Focks, zurückkehrte, um die Kinder derselben zu erziehen, bestand in den bescheidenen Abendgesellschaften, zu denen er von Zeit zu Zeit seine in Kiew lebenden Landsleute, den Gouvernements-Architekten v. Helmersen, den Pastor Grahl, den Apotheker Bunge, den Platzmajor Brockhausen und den Kapellmeister Diehl einlud und die zuweilen auch ihn und seinen Zögling bei sich aufnahmen. Bei einem bescheidenen Butterbrod und einem Glase Bier sassen die Trefflichen rauchend da, theilten sich in wohlgemessener Rede ihre politischen Ansichten über die Lage Europas mit, lobten das deutsche Vaterland, ohne indessen — wie Philipp Philippowitsch anerkennend hinzusetzt — Russland zu tadeln, und beschlossen diese bescheidenen Soiréen in der Regel mit einer Partie Lotto. „Allmählich wurde ich selbst zum Deutschen, ich sah wie ein Deutscher aus, sprach fast nur deutsch und mein seliger Vater war schwach genug, sich darüber zu freuen. Gott sei Dank — mein Charakter aber blieb völlig russisch.“ Die Gefahr der Germanisirung, die unser Referent in diesen drastischen Worten schildert, ging indessen bald vorüber, denn nach vierjährigem Aufenthalt im Wigel'schen Hause kehrte Herr Muth, wie erwähnt, nach Perejaslawl zurück.

Der Schulunterricht scheint die Zeit der Wigel'schen Kinder nicht recht ausgefüllt zu haben, wenigstens hatten sie Musse genug übrig, um eingehende Studien über Charakter, Lebensweise und — Nationalität der Freunde und Bekannten ihrer Eltern anzustellen. Bei dem früh und lebhaft ausgebildeten Nationalitätsgefühl des jungen Wigel ist zum Verwundern, dass seine Erinnerungen sehr viel mehr von den

damals in Kiew lebenden Ausländern, als von den daselbst vertretenen russischen Bojarengeschlechtern zu berichten wissen. Unter den „Ausländern“ steht voran die Gräfin Branička, eine an den bekannten polnischen Magnaten und Parteigänger Russlands Branički verheirathete Nichte des „grossen“ Potemkin, in dessen ganz besonderer Gunst stehend, sie mit der Familie des von ihrem Ohm creirten Kiew'schen Obercommandanten lebhaft verkehrte. Diese polnische Gräfin, die dem Sohne des russischen Estländers stets als Typus der Nation Lechs erschien, war väterlicherseits von kurländischer Herkunft und hatte als Mädchen Fräulein v. Engelhardt geheissen; mit Herrn v. Wigel, dem Vater, mag sie manches lehrreiche Gespräch über die interessante Frage abgehandelt haben, wie der Deutsche auf den benachbarten grossen Slawenstamm providentiell angewiesen sei, um ihm als civilisatorischer Dünger zu dienen und von ihm absorbirt zu werden. Die Gräfin hatte viel in St. Petersburg bei Hofe gelebt und trug in stillem Cultus des „orientalischen Projects“ ihres Oheims die sogenannte Gretschanka, ein Modecostüm im griechischen Geschmack, das bei Hofe gern gesehen war. Während die Gräfin in sich die Kurländerin ebenso gut mit der Polin, wie diese mit der russischen Parteigängerin zu verbinden und mit Herrn v. Wigel, dem Russen aus dem Jewe'schen Kirchspiel, trefflich auszukommen wusste, war das Nationalgefühl in der jungen Generation bereits sehr viel lebhafter entwickelt: Philipp Wigel und der junge Branički gaben sich bereits heimliche Rippenstösse, wenn dieser jenen einen „Moskal“ schalt und zur Antwort erhielt, ein gewöhnlicher Russe sei immer noch mehr werth, als ein polnischer Graf. Für diesen ahnungsvollen Patriotismus der jungen Generation zeigte die alte übrigens nur wenig Verständniss, denn als die beiden Knaben einst auf einer nationalen Rauferei betroffen wurden, ergoss sich ein ziemlich hartes Strafgericht ihrer verträglicheren Eltern über die jungen Kämpfer.

Neben der Gräfin Branička ist es besonders eine französische Familie de Chardon, welche sich der kindlichen Phantasie unseres Berichterstatters eingeprägt hat. Das

Haupt derselben bestand in einem kleinen, hässlichen und stets etwas schäbig aussehenden Männchen, das kaum einige Worte russisch sprach, nichts desto weniger aber die Stellung eines Ingenieur-Generals bekleidete und an der Spitze des Kiew'schen Geniewesens stand. Monsieur war eine Zeit lang Lehrling bei einem belgischen Optiker gewesen und reparirte noch in seinem Alter mit Vorliebe alte Thermometer; die Methode, nach welcher er es vom Optiker zum russischen Ingenieur-General gebracht hatte, war sein ausschliessliches Geheimniss geblieben. Madame zeigte eine besondere Vorliebe für den Tanz und für Oelmalerei und zählte sich, wie sie zu sagen pflegte, als Künstlerin zur flandrischen Schule. Der General galt für boshaft, grausam und habsüchtig. Ob er sein Geschlecht gleich zur Blüthe Frankreichs zu zählen gewohnt war, passirte ihm doch in den neunziger Jahren das Unglück, von keiner der zahlreichen französischen Emigrantenfamilien, die nach Kiew kamen, gekannt zu werden; jene Emigranten erklärten vielmehr mit seltsamer Uebereinstimmung, Herr de Chardon und Gemahlin seien verlaufene Seiltänzer und Taschenspieler aus Antwerpen.

Es würde uns von unserem Zwecke zu weit abführen, wenn wir Wigel in all' die Excurse folgen wollten, welche er bei Schilderung seiner Jugendbekannten unternimmt: bald schildert er den Vicegouverneur Fürsten X., einen französisch gebildeten, praetentiösen Aristokraten, der sich für ein Muster von gutem Ton und Weltbildung hält, nichts desto weniger aber seine engelgleiche Frau durch schlechte Behandlung und Nichtachtung in ein frühes Grab stürzt, während eine rothbackige Leibeigene die Herrin seines Herzens und seines Hauses spielt und die rechtmässige Hausfrau und deren Kinder nach Kräften chikanirt; — bald erzählt er uns von dem seltsamen Fürsten Daschkow, einem Sohn der berühmten Freundin Katharina's, der in Kiew als Verbannter lebte, weil er eine hübsche Kaufmanustochter geheirathet hatte, oder dem altersschwachen, achtzigjährigen Statthalter von Kiew, einem Generallieutenant Schirkow, der nur dadurch merkwürdig gewesen zu sein scheint, dass er den polnischen Orden

vom weissen Adler trug. Ueber die Militair- und Civilbureaukraten führt der Sohn des Kiew'schen Obercommandanten uns kaum hinaus; nach seinem eigenen Ausdruck war Kiew ja eine echte „Kronsstadt“, in welcher der Mensch erst bei dem Oberofficier anfang.

Die Geschicke der Brüder und Schwestern unseres Helden, von denen uns eingehend berichtet wird, haben kein hervorragendes Interesse, wir werden ihnen gelegentlich als Offizieren und Offiziersfrauen begegnen und wenden uns nunmehr zu den allerdings sehr lesenswerthen Schilderungen aus der Geschichte des Jahres 1796, welche unser Held berichtet. Wir führen ihn hier für eine Weile selbstredend ein: „Am 14. November des Jahres 1796 feierten wir den Namenstag meines Vaters, der stets ein Festtag für unsere Familie, wie für die ganze Stadt war. Vom frühen Morgen bis zu Mittag wimmelte es von Besuchern und Gratulanten; als der Mittagstisch gedeckt war, fanden sich an ihm die sämmtlichen Würdenträger des Militairs, der Geistlichkeit und der Bureaukratie und sogar einige angesehene Kaufleute zusammen, denn es war für alle Welt gedeckt worden. Kaum waren die Tische abgeräumt, so versammelte man sich zur Soirée, um sich weit über die Mitternacht zu vergnügen. Auch in diesem Jahr verging der Tag in herkömmlicher Weise. Das Diner war beendet, die Soirée hatte ihren fröhlichen Anfang genommen, die Freude glänzte mehr denn je auf allen Gesichtern und machte sich in fröhlichem Lärmen Luft. Mit Ungeduld harrete die Jugend bereits der Geigentöne, um sich im Tanze zu wirbeln, als plötzlich der Gouverneur Milaschewitsch und mein Vater hinausgerufen wurden, und mit betrübten und unruhigen Mienen zurückkehrten und mein Vater erklärte, er habe die Musiker weggeschickt, da es nicht zum Tanze kommen werde. Alt und Jung bestürmte meinen Vater mit Vorstellungen und Bitten, dieses grausame Urtheil nicht in Ausführung zu bringen; er aber blieb unbeugsam. Meine Mutter, die sehr wohl wusste, dass mein Vater niemals nach Eingebungen der Laune handelte, ahnte ein wichtiges Geheimniss und schien lebhaft beunruhigt zu sein; der Abend

verging ziemlich langweilig und die Gesellschaft fuhr schon früh auseinander. Schon am andern Morgen wusste die ganze Stadt das schreckliche Geheimniss: am Abend war ein an den Generalgouverneur von Kleinrussland, Feldmarschall Grafen Rumän-zow adressirter Courier aus St. Petersburg angekommen, dessen Pass im Namen des Kaisers Paul Petrowitsch ausgestellt worden war. Man hatte den Unglücksboten in das Haus meines Vaters geführt, wo sich der Gouverneur eben befand, und hier hatten er und mein Vater die Trauerkunde vom Tode Katharina's II. erhalten, aber noch nicht zu veröffentlichen gewagt. In derselben Nacht kam ein zweiter Courier an, der das Manifest über die Thronbesteigung Pauls I. mitbrachte.“

Die Schilderung der Sensation, welche dieses hochwichtige Ereigniss allenthalben verbreitete, der aufrichtigen Trauer, mit welcher man den plötzlichen Hingang der Herrscherin beweinte, gehört zu den besten Partien der Wigel'schen Aufzeichnungen. Bis in die entferntesten Theile des ungeheuren Reichs verbreitete sich sofort die Empfindung, dass dieser Personenwechsel zugleich einen Systemwechsel bedeute und dass eine neue Zeit begonnen habe. Katharina war nur siebenzehn Tage vor dem verhängnissvollen 24. Nov. 1796 verstorben, der bestimmt gewesen war, einen kaiserlichen Befehl an die Oeffentlichkeit zu bringen, der den Grossfürsten Paul von der Thronfolge ausschloss und den kaiserlichen Enkel Alexander zum Erben der russischen Krone erklärte. Kein Wunder, dass der neue, von der Ausschliessung bedroht gewesene Herrscher grundsätzlich das Gegentheil von dem that, was seine Mutter gewollt und dass bereits der erste Monat seiner Regierung zahlreiche wichtige Veränderungen brachte. Besborodko, der dem Kaiser die geheime, für den 24. November bestimmt gewesene Urkunde überliefert hatte, wurde sofort zum Vice-Kanzler des Reichs ernannt und in den russischen Fürstenstand erhoben (bis dazu war üblich gewesen, dass die russischen Herrscher die Fürsten- und Grafen-Diplome, welche sie verleihen wollten, aus Wien kommen liessen), die Adjutanten, welche des Grossfürsten trauriges Exil in Ga-

tschina getheilt, rückten in die höchsten Staatsämter hinauf, Alles, was bisher Geltung und Ansehen gehabt, war in Frage gestellt. — Nicht nur in Petersburg und Moskau, bis in die entferntesten Provinzen hinein, wurden die unter Katharina bei Seite geschoben gewesenen Anhänger Peters III. allenthalben aufgesucht und belohnt, auch des alten Wigel mit einem Anſenorden zweiter Klasse gedacht. In der Bureaukratie Kiews traten wichtige Veränderungen ein; vier Wochen nach dem Hingange seiner Kaiserin sank der Generalgouverneur von Kleirussland, Graf Rumänzow, ins Grab. Bevor er als Türkensieger berühmt wurde, hatte er unter Fermor den siebenjährigen Krieg mitgemacht und war seitdem ein glühender Verehrer Friedrichs II. und alles Deutschen geworden. Der greise Feldherr lebte ganz nach deutschem Zuschnitt, war fast nur von Deutschen umgeben und konnte von dem Preussenkönige nicht ohne Enthusiasmus sprechen. Indem Wigel von der Gunst erzählt, in welcher sein Vater bei Rumänzow gestanden, beeilt er sich auch Suworows und der freundlichen Beziehungen zu erwähnen, in welchen dieser nationale Held zu seinen Eltern gestanden. Freilich hatte sich gerade damals die Sonne der kaiserlichen Gnade für denselben verfinstert; er war entlassen und auf sein Landgut heimgeschickt worden.

Eine wichtige und unerwartete Neuerung drängte die andere: die Statthalterschaften und General-Gouvernements wurden aufgehoben und durch Militair-Gouvernements ersetzt, Feldmarschall Graf S a l t y k o w zum ersten Militair-Gouverneur von Kiew ernannt. Die Generale, welchen die Verwaltung der Provinzen aufgetragen wurde, erhielten Civilrang und hießen Civilgouverneure; aus den Obercommandanten wurden einfache Commandanten. Auch die prächtigen Uniformen, welche Katharina ihren Kriegern gegeben, wurden als „weibisch“ zuerst in der Armee, dann in der Garde abgeschafft und durch Röcke nach preussischem Zuschnitt ersetzt. Als die schlimmste der mit dem Jahre 1796 eingetretenen Neuerungen aber, als folgenreichsten „politischen Fehler“, sieht der Erbe von Illuck und Kurtna die Wiederherstellung der angestammten Ver-

fassung in den Ostseeprovinzen an. Katharina hatte diese Verfassung auf den Rath des General-Procureurs Fürsten Wäsemsky dreizehn Jahre früher beseitigt und durch jene „Statthalterschafts-Ordnung“ ersetzt, welche Nichts weiter als eine corrumpirte, den unfertigen russischen Verhältnissen angepasste Copie des livländischen „Landesstaats“ gewesen war — Kaiser Paul sprach sofort nach Uebernahme der Regierung die Absicht aus, „den getreuen Livländern wiederzugeben, was ihnen mit Unrecht genommen war“, und führte diese Absicht bereits am 28. November 1796 aus. Wigel urtheilt darüber folgendermaassen:

„Die Ostseeprovinzen waren einst Nowgorod und den Polzki'schen Fürsten unterworfen gewesen. Kurz vor dem Einfall der Tataren und den Kämpfen mit den Litthauern, kamen allmählich und anfangs nur in geringer Anzahl deutsche Mönche und Ritter an die livländischen Gestade, um mit Genehmigung der sorglosen Russen Kirchen und Schlösser zu bauen. Als unterdessen blutige Horden, von Osten wie von Westen her, Russland überzogen hatten, begannen unsere Deutschen, die sich inzwischen durch zahlreiche Nachzügler aus Deutschland verstärkt hatten, ihre Erwerbungen auch nach Norden hin auszudehnen. Die Tataren hatten uns im Sturm überrannt, die Deutschen benutzten unsere Gastfreundschaft, um sich festzusetzen und begannen die unglücklichen Esten mit dem Schwerte zu taufen; bald waren zwei russische Städte, Jurjew und Rugodiw (Dorpat und Narwa), in ihren Händen, und wären nicht die mächtigen Republiken Nowgorod und Pskow dagewesen, so wären die Deutschen wohl gar bis ins Innere von Russland gedrungen. — So rissen räuberische Feinde unser ohnehin von Bürgerkriegen zerfleischtes Vaterland nach allen Seiten hin in Stücke. Ein Wunder der Vorsehung war es, dass Russland, statt unterzugehen, sich wieder erhob und mächtig wurde. Kaum war die Monarchie bei uns hergestellt und mit den Tataren abgerechnet worden, so bemühte man sich auch schon, das wieder zu gewinnen, was uns die Deutschen weggenommen hatten, und nur die Tapferkeit Bathory's verhinderte den „schrecklichen“ Zaren

daran, sich in dem bereits eroberten Livland zu behaupten. Die unmenschlichen Herren dieses Landes waren, nachdem sie Ruhe und Freiheit in demselben vernichtet hatten, von der Tapferkeit ihrer Vorfahren abgefallen und in Weichlichkeit und Ueppigkeit versunken; von mächtigen Nachbarherrschern bedrängt, mussten sie die Herrschaft von Polen, Dänen und Schweden der Reihe nach anerkennen. Das Land gehörte zu Schweden, als der Krieg zwischen Peter dem Grossen und Karl XII. ausbrach, den die Livländer hassten, weil er ihnen irgend welche angebliche Rechte entrissen hatte; nur ungern unterwarfen sie sich Peter. Der Krieg wurde aber nicht mit ihnen, sondern über sie geführt, sie hatten den Ausgang zu erwarten. — In Kraft des Sieges und der Eroberung, in Kraft früheren Besitzes und des nicht mit ihnen, sondern mit der schwedischen Regierung abgeschlossenen Nystädtischen Vertrags hat Russland jene Länder wiedergewonnen. Bei Einnahme der Stadt Riga waren einige Bedingungen stipulirt worden, und auf Grund dieser bildeten die Deutschen sich ein, ganz Livland habe sich freiwillig der russischen Herrschaft unterworfen. Peter der Grosse freute sich über diese neuen, gebildeten, wohlgeputerten und wohlrasirten Unterthanen und bestätigte ihre Privilegien.... Alle Welt weiss, wie sie es uns in den Tagen Birons gedankt haben, diese von uns glücklich eroberten Tyrannen über uns selbst. Unter Katharina II. nahmen die Dinge einen anderen Verlauf, eine Annäherung zwischen ihnen und uns wurde möglich; der Tod der Kaiserin aber führte wiederum eine gegenseitige Entfremdung herbei. Charlotte Karlowna Lieven, die mit Gnaden überhäufte Erzieherin zweier Enkel der Kaiserin, verstand es, dem Sohne Katharina's gewisse Neuerungen, welche seine Mutter vorgenommen hatte, als Verletzungen der geheiligten Rechte des liv- und estländischen Adels darzustellen. Nicht zufrieden damit, wusste sie den Kaiser auch davon zu überzeugen, dass die Einführung der russischen Sprache und der russischen Gesetze in den neuerdings Polen abgenommenen Provinzen eine schreiende Gewaltthat gewesen sei.“

Die vorstehenden Ausführungen bilden den getreuen Aus-

druck der in der russischen Nationalpartei herkömmlichen Vorstellungen über livländische Geschichte. Obgleich sie jeder thatsächlichen Unterlage entbehren und zu den bekanntesten historischen Feststellungen im Gegensatz stehen, werden sie von Geschlecht zu Geschlecht nachgesprochen. Dass die deutsche Niederlassung in Livland sehr viel älter ist, als die Unterwerfung Russlands unter die Mongolenherrschaft, dass der grösste Theil des baltischen Landes ausser jeder Beziehung zu den Fürsten von Polozk und Nowgorod stand, dass Biron sich um Liv- und Estland nie gekümmert, diese Provinzen kaum gekannt hat und dass die 1796 erfolgte Wiederherstellung ihrer Verfassungen aus der eigenen Initiative des Kaisers hervorgegangen, auf welchen Frau v. Lieven nie den geringsten Einfluss geübt, steht zu unbestreitbar fest, als dass darüber auch nur gestritten werden könnte. Dass Wigel diese Thatsachen gerade so auf den Kopf stellt, wie nach ihm die Pogodin, Samarin u. s. w. gethan, beweist nur, dass die Geschichtsfälschung einen integrirenden Theil des Systems bildet, welches gewisse „nationale“ Politiker so erfolgreich aufzurichten gewusst haben. Höchst bezeichnend ist ferner, dass schon Wigel einen Zusammenhang zwischen der in den Ostseeprovinzen befolgten Politik Pauls I. und dem Verhalten dieses Fürsten zu den neu eroberten polnisch-litthauischen Provinzen annimmt, obgleich die geschichtlichen und die thatsächlichen Voraussetzungen von hüben und von drüben grundverschiedene waren. Seine Klagen über den seit 1796 wieder in der Zunahme begriffenen Einfluss des polnischen Elements auf Kiew und andere kleinrussische Städte weiss der Verfasser eben nicht besser zu illustriren, als durch einen Hinweis darauf, dass um dieselbe Zeit auch die verhassten Deutschen wieder in ihre alten Rechte eingesetzt werden. Unumwunden gesteht Wigel ein, dass es nur einer Milderung der von Katharina geübten Strenge, nur der Gewährung von Menschenrechten an die bis dazu proscibirt gewesenen Polen bedurft habe, um diesen ihre frühere Herrscherstellung wieder zu geben, — sich seiner Haut selbst zu wehren, war das Russenthum ausser Stande.

Wigel selbst bezeichnet es als Glück, dass seines Bleibens in dem traurig veränderten Kiew nicht mehr lange war. Seine Schwester heirathete einen Adjutanten des Grafen Saltykow, den Major Alexejew, der bald darauf nach Moskau versetzt wurde und seinen jungen Schwager im Januar 1798 zur Beendigung seiner Erziehung in die altrussische Hauptstadt mitnahm. Vorher hatte dieser noch das Vergnügen, einen nach Kiew versetzten Estländer, den Grafen Fersen, kennen zu lernen und sich an dem unbegrenzten Patriotismus dieses Mannes zu erfreuen, der einsichtig genug war, seinen eigenen, in Livland erzogenen Sohn wegen der Unkenntniss der russischen Sprache einen „Dummkopf“ zu schelten. „Es ist höchst bemerkenswerth“, sagt Wigel bei dieser Gelegenheit, „dass alle Deutschen, welche unter Katharina in der russischen Armee dienten, schliesslich wahre Russen wurden. Dank der Klugheit Katharina's, hatte der Hass zwischen Deutschen und Russen, wie er in den Tagen Anna's, Elisabeth's und Peter's III. bestanden, aufgehört. General Weissmann ward unter ihr der russische Leonidas, und unter ihr bildete sich Barclay zum russischen Epaminondas. Man kann die Deutschen nicht anklagen, wenn sie während der folgenden Regierungen sich wieder von uns zu scheiden begannen, Brüderschaft unter sich schlossen und endlich einen „status in statu“ bildeten. Der dem livländischen Adel fortwährend eingeräumte Vorzug vor den eigentlichen Bewohnern Russlands musste jenen aufblähen und diese erbittern.“ — Wie es zugegangen, dass derselbe Barclay, den der Verfasser als „russischen Epaminondas“ und als Musterbild eines zum Russen gewordenen Deutschen verherrlicht, im J. 1812 von der gesammten autochthonen Generalität mit bitterstem Hass verfolgt und schliesslich durch den unfähigen Kutusow verdrängt und als „Deutscher“ vom Oberkommando entfernt wurde, wird uns nicht gesagt, ebenso jede Auskunft darüber vorenthalten, was mit der deutschen Brüderschaft innerhalb der russischen Armee und dem „status in statu“ eigentlich gemeint ist. Die Geschichte weiss allerdings von zahlreichen Parteiungen unter den russischen Heerführern der Jahre 1812 bis 1815, aber von keiner ein-

zigen, die sich auf ein Zusammengehen der deutschen Generale dieser Armee zurückführen liesse; gerade unter diesen kamen die erbittertesten Eifersüchteleien und Rivalitäten vor und fehlte jede Fähigkeit und jede Neigung zur Bethätigung nationaler Gegensätze, die dem gesammten Charakter der Zeit überhaupt fernab lagen und sich erst viele Jahrzehnte später geltend machten.

In den ersten Tagen des Jahres 1797 verliess Wigel seine Geburtsstadt. Die Beschreibung der Reise, welche er in Gesellschaft seiner Schwester und seines Schwagers zurücklegte, um das kleinrussische Jerusalem mit dem grossrussischen zu vertauschen, ist nicht ohne Anziehungskraft. Langsam wurden die drei Kibitka's, aus denen die Expedition bestand, durch die kleinrussischen Steppen gezogen, an den grösseren Orten machte man zu Mahlzeiten und Nachtquartieren Halt. Die Städte Kleinrusslands waren damals eben so wenig von den Dörfern, wie die Wohnungen der Gutsbesitzer von denen der Bauern zu unterscheiden; Alles bewegte sich in demselben bescheidenen Behagen, gleichweit entfernt von Luxus und Armuth. Erst jenseit Gluchow, auf grossrussischem Boden, änderte sich die Scene: gerade in der Landschaft, die nach nationaler Anschauung das demokratische russische Volksthum in seinem Gegensatz zu dem von Polen importirten Aristokratismus Klein- und Weissrusslands repräsentiren soll, begannen stolze Städte, reiche Edelhöfe und miserable Bauernhütten mit einander abzuwechseln. Endlich winkten die Thürme Moskaus „mit den weissen Mauern“, und nach kurzem Gebet vor dem Bilde der am Wosskressenski-Thor thronenden Twerschen Muttergottes hielten die kleinrussischen Wanderer ihren Einzug in die grossrussische Hauptstadt. In einem „Kronshause“ nahm das junge Paar seine Wohnung und hier liess sich fürs Erste auch der zwölfjährige Philipp nieder. Die ersten Eindrücke, welche er und seine Schwester empfingen, waren aber nicht ermuthigender Art; Frau Alexejew hatte nicht das Glück, vor den Augen der Gräfin Saltykow, der Gemahlin des gleichfalls von Kiew nach Moskau versetzten Generalgouverneurs, Gnade zu finden und musste sich demzufolge still und zurückgezogen

halten; die Gräfin war von ihrer allmächtigen Gesellschaftsdame Madame Laurent, einer boshafte Französin, mit Eifersucht gegen die junge schöne Frau des Adjutanten erfüllt worden, die zudem so mangelhaft Französisch sprach, dass sie sich mit der des Russischen nur wenig mächtigen Gräfin kaum verständigen konnte. So sassen die beiden Geschwister denn inmitten der glänzenden Hauptstadt einsam zu Hause, sahen die hohen Mauern des Nachbarhauses an und plauderten von der geliebten fernen Heimath. Der Hausherr konnte dem Drange dienstlicher Geschäfte nur einzelne Stunden für seine Häuslichkeit abmüssigen. Auch als die Sonne gräflicher Huld dem jungen Paar allmählich zu lächeln anfang, entschloss die verschüchterte junge Frau sich nur schwer dazu, die grosse Welt, in der sie sich einsam und verlassen fühlte, aufzusuchen. Die spärlichen Nachrichten, die aus der Heimath zu den Wigel'schen Kindern gelangten, trugen freilich das Ihre dazu bei, sie melancholisch zu stimmen; ein Fürst Daschkow, der früher unter Herrn von Wigel gedient hatte, wusste diesen unter dem Vorwande, es sei für ihn nicht schicklich, der Chef seines früheren Vorgesetzten zu werden, aus der Kiewer Commandantur zu verdrängen und zu einem Rückzug auf die Pensa'schen Güter seiner Frau zu nöthigen. Die reducirten Finanzverhältnisse seines Schwiegervaters zwangen den Major Alexejew, auf eine wohlfeile Unterkunft seines jungen Schwagers, der Monate lang müssig in seinem Hause gesessen, bedacht zu sein; es glückte ihm endlich, denselben als Spielgefährten des jungen Grafen Saltykow im Hause seines hohen Chefs unterzubringen. Die mangelhafte Kenntniss der französischen Sprache machte unsern Helden aber schon bald nach seinem Eintritt in das gräfliche Haus zum Gegenstande der Abneigung der Beherrscherin desselben, der allmächtigen Madame Laurent; diese Frau, ihr Gemahl, der Geschäftsführer des Grafen war, und ein dritter Franzose Morineau, nach Wigel's Versicherung drei Menschen, die einander an Frivolität und geistiger Leere überboten, leiteten die Erziehung des jungen Grafen und wussten es so einzurichten, dass dieser mit seinem prädestinirten Schulgefährten nur gelegentlich in der Manège

zusammentraf, ihm im Uebrigen aber fremd blieb und dass von gemeinsamen Lehrstunden nicht die Rede war. Das Haus eines Fürsten Odojewski, der Wigel's Eltern kannte und bei dem es nach altrussischem Zuschnitt einfach und herzlich zuging, war die einzige Zufluchtsstätte des vereinsamten Knaben, der hier seine Sonn- und Festtage verbrachte. In diesem Hause herrschte eine grossartige Gastfreundschaft in patriarchalischem Styl; verschiedene einsam stehende Damen waren durch Jahrzehnte Miteinwohnerinnen desselben; nach alt moskowischer Sitte (so bemerkt Wigel), öffneten vornehme Damen damals ärmeren Standesgenossinnen ihre Häuser zur Zufluchtsstätte, um mit ihnen eine Art Klosterleben zu führen, das sich um gemeinschaftliche Mahlzeiten und Andachtsübungen und gemeinsamen Besuch der zahlreichen Kirchen der Hauptstadt bewegte. Aber auch hier war die Milch vaterländischer Denk- und Empfindungsweise durch die verderblichen Einflüsse des Westens um ihre Reinheit gebracht, der „Fremdherrschaft“ eine Stätte bereitet worden. Das Geschick unseres Philipp wurde durch eine französische Gouvernante entschieden: Mademoiselle Dubois, die Erzieherin der jungen Fürstin Odojewski, bestimmte Herrn Alexejew dazu, seinen Schwager einer der französischen Modepensionen Moskau's zu übergeben und der unfreiwilligen Musse, welche derselbe im Saltykow'schen Hause genoss, zu entziehen. Die Kenntniss der französischen Sprache galt in dem Russland des 18. Jahrhunderts für die wesentlichste Bedingung einer glücklichen Carriere und so trat Philipp Wigel (der es für seine Person vorgezogen hätte, Zögling der „adeligen Universitätspension“ zu werden) in die Anstalt des Monsieur Forceville, welche dessen Landsmännin Mademoiselle Dubois empfohlen hatte.

Die Schilderung, die Wigel von dieser in der Umgegend Moskau's auf dem Lande belegenen Pension entwirft, bildet einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Pädagogik in Russland. Das Forcevillesche Haus galt unter 20 ähnlichen Anstalten in und um Moskau für das ausgezeichnetste seiner Art: Monsieur, auf dessen Namen das Institut ging, kümmerte

sich um nichts im Hause und verliess nur ausnahmsweise das „Cabinet“, das seine Residenz bildete und in dem sich, nach unseres Berichterstatters Versicherung, weder ein Schreibtisch noch ein Tintenfass befand. Das Französische, das dieser Ehrenmann sprach, liess eher auf einen Handwerksmann, als auf einen Gelehrten schliessen: sein junger Schüler will in ihm einen ehemaligen Drechsler entdeckt haben. Herr Forceville war Anglomane und that sich viel auf seine Kenntniss der englischen Sprache zu gut (das einzige Fach, in dem er selbst unterrichtete), vermochte seinen Schülern aber nicht einmal die Anfangsgründe derselben beizubringen. Um das Unterrichtswesen kümmerte er sich im übrigen nicht, der eigentliche Spiritus rector des gelehrten Hauses war Madame, eine lebhaft, strenge und „nährige“ Frau, die die Zügel des Regiments mit fester Hand führte und die Oberaufsicht über die dreissig Knaben und dreissig Mädchen führte, welche hier in zwei getrennten, aber durch Personalunion verbundenen Pensionen aufwuchsen. „Was wir eigentlich lernten — so heisst es bei Wigel — weiss ich wahrhaftig nicht zu sagen; die zwanzig ausländischen Pensionen, welche damals in Moskau bestanden, waren schlechter als russische Elementarschulen und unterschieden sich von diesen nur durch die Sprache. Die Lehrer kamen und gingen, einzig darauf bedacht, ihre Stunden möglichst abzukürzen.“ Bloss der deutsche Lehrer, ein Herr Hilferding, war thöricht genug, die Sache ernst zu nehmen und Versuche zum Unterricht in der deutschen Grammatik zu wagen. „Was meine Kameraden anlangt, sagt Wigel, so sind die Namen derselben mir wohl noch erinnerlich, aber keiner ist mir je wieder im Leben begegnet. Darf ich nach ihren Anlagen und nach dem Unterricht, den sie erhielten, schliessen, so mögen sie etwa folgendes Geschick erfahren haben: mit sechzehn Jahren traten sie als Unteroffiziere in die Armee, mit achtzehn Jahren wurden sie Fähnriche; die Einen traten mit diesem Rang in das Privatleben zurück, die Anderen liess ihr Ehrgeiz das Avancement zum Lieutenant resp. Stabscapitän abwarten, um dann den Abschied zu nehmen: sie alle zogen sich dann auf ihre Landgüter zurück,

um Hasen zu schießen, ihre Bauern zu prügeln, den jungen Dirnen nachzustellen und schliesslich in den Stand der heiligen Ehe zu treten; die Einen brachten ihr Vermögen durch und prädestinirten ihre Nachkommen dadurch zu blossen Einhöfnern, die Anderen übernahmen Wahlposten und brachten es im günstigsten Falle zu Assessoren oder Kreiscommissären, um ihren Söhnen dieselben Lebenspfade zu weisen, die sie selbst gegangen.“ Zieht man in Betracht, dass nach Wigels eigener Angabe die übrigen 19 französischen Pensionen und ihre Zöglinge denen des Forcevilleschen Instituts auf ein Haar glichen, dass die um die Wende des Jahrhunderts unter fremdländischen Einflüssen emporgekommene Generation aber nichtsdestoweniger für sehr gebildeter, civilisirter und humaner galt, als das unter den nationalen Auspicien des Kaisers Nikolaus in den Kadettenhäusern der 30er und 40er Jahre erwachsene junge Geschlecht, so wird man dieser Charakteristik die gehörige Bedeutung für die Bildungsgeschichte Russlands zuzumessen wissen.

Die geschilderten Verhältnisse machen es begreiflich, dass unser Held die Befriedigung, die er vergeblich bei den Musen gesucht hatte, bei den *Grazien* zu finden hoffte; als solche erschienen seiner jugendlichen Phantasie die hoffnungsvollen jungen Damen des Forcevilleschen Instituts, über deren Tugend Madame mit dem Eifer wachte, der Französinen jenseit der vierziger Jahre eigenthümlich sein soll. Die Tanzstunde, die einzige gefriedete Stätte, auf der beide Geschlechter sich begegneten, gab Gelegenheit zu einem Roman mit einer kleinen Französin, die Madame Forceville „um Gotteswillen“ erzog und darum mit besonderer Vorliebe misshandelte: ein Billet, in welchem Philipp seiner Mitschülerin die Gefühle erster Liebe gestand, führte schnell zur Katastrophe: Madame Forceville, die eifersüchtig über die Moralität ihrer Anstalt wachte, verurtheilte Wigel zu schimpflicher Ausschliessung — auf zwei Tage. Nachdem der junge Faublas von seiner Schwester moralisirt, von seinem Schwager ausgelacht und als „*Molodez*“ belobt worden war, kehrte er mit einem schriftlichen Zeugnis „über mit aller Strenge voll-

zogene häusliche Bestrafung“ in das Pensionat zurück, woselbst sich inzwischen auch seine jugendliche Heloise wieder eingefunden hatte.

Unterdessen war Kaiser Paul in Moskau gewesen und hatte sämtliche Generale der ersten russischen Hauptstadt (einen einzigen ausgenommen, dessen wohlverdiente Bestrafung in der Nichtbelohnung bestand) mit Avancements, Orden und Dotationen überschüttet. Dem Generalgouverneur Saltykow waren viertausend „Seelen“ im Podolischen Gouvernement, deren „Auswahl“ ihm überlassen blieb, verliehen worden, und mit dieser Auswahl und der Empfangnahme der „Seelen“ hatte der Graf seinen Adjutanten, den zum Obersten avancierten Alexejew betraut. Alexejew nahm seinen Weg über Kiew, um seine Schwiegereltern zu besuchen und ihnen über ihren Sohn zu berichten: dieser Bericht und Philipps eigene klägliche Briefe veranlassten den Ex-Oberkommandanten dazu, seinen Sohn aus dem Forcevilleschen Pensionat abzubufen und nach Hause zu beordern. Nachdem er sich durch ein gründliches Bad von den letzten Spuren der Sorgfalt befreit hatte, die Madame Forceville der körperlichen Pflege ihrer Zöglinge zugewandt, machte Philipp sich auf die Reise, die er in Gesellschaft einer Frau Turtschaninow, der gelehrten Gemahlin eines zum wohlhabenden Gutsbesitzer gewordenen kriegsgefangenen Türkenknaben, zurücklegte, um im Januar 1799 in der Heimath einzutreffen.

Die Ausbrüche des Entzückens, mit welchem der Enkel des Erbherrn von Illuck und Kurtna die ersten Laute des kleinrussischen Idioms begrüßte, dessen er sich selbst noch als Greis mit Rührung erinnerte, zeugen von einer Wärme der Empfindung, die den unparteiischen Leser wohlthätig berührt, den Gesinnungsgenossen des Verfassers aber freilich zum Anstoss gereichen müssen. Dem russischen Patrioten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gilt das Kleinrussenthum nicht nur für einen überwundenen Standpunkt, sondern für gefährliche, weil particularistische Verirrung des Volksgeistes, der mit Nachdruck und Strenge begegnet werden muss. Wir sind dem Verfasser darum schuldig, an den sträflichen „ukraino-

philen“ Neigungen seiner Jugend möglichst rasch vorüber zu gehen und uns den ferneren Geschicken desselben zuzuwenden. Seine Eltern fand Philipp unter den bescheidenen Verhältnissen, zu welchen dieselben durch die Verabschiedung des Vaters gezwungen waren, aber frohen Muthes in einer kleinen Privatwohnung wieder. Es war eine Wendung zum Bessern eingetreten: jener Fürst Daschkow, der die Verabschiedung Vater Wighs veranlasst hatte, war in Ungnade gefallen und hatte einem neuen Generalgouverneur, dem General Bekleschow, Platz gemacht. „Dieser Alexander Andrejewitsch Bekleschow (so heisst es bei Wigel) war ein Staatsmann aus der Schule Katharina's und mit meinem Vater gemeinsam im Kadetten-corps erzogen worden: er gehörte der Epoche an, in welcher die russische Jugend sich mehr auf die deutsche als auf die französische Sprache legte, und war, eben um seiner Kenntniss des Deutschen willen, zum Gouverneur in Riga ernannt worden, wo er fünfzehn Jahre lang gelebt hatte. Die Kaiserin hatte ihn mit einem geheimen Auftrage betraut, den zu erfüllen er allein im Stande war: er sollte die Deutschen mit der russischen Sprache bekannt machen und an unsere Sitten, Gebräuche und Gesetze gewöhnen. Sein unschönes Aeussere, sein mürrisches Aussehen und seine rauhe, scheltende Stimme flossten anfangs Schreck und Abneigung ein, die Festigkeit seines Charakters und die Offenheit seines Wesens erwarben ihm aber bald Vertrauen und seine stete Bereitschaft, Jedermann Gutes zu thun, machte ihn zu einem Gegenstande achtungsvoller Zuneigung. Die tüchtige Portion russischer Schlaueit, die er besass, verwandte er nur zu staatlichen Zwecken, niemals zu seinem persönlichen Vortheil und seinem Fortkommen bei Hof.“ Herr Bekleschow war bekanntlich der livländische Civilgouverneur, unter dessen Mitwirkung die Statthalterchaftsverfassung und die russische Städteordnung in Livland eingeführt wurden und hat als solcher im Gedächtniss der baltischen Provinzen lange fortgelebt. In Kiew scheint man niemals erfahren zu haben, dass dieser auch in Livland seiner ehrenhaften Gesinnung wegen hochgeachtete Mann (er galt in Riga für den einzigen uneigennütigen Ver-

treter des neuen Systems) bei seinem Scheiden aus den deutschen Provinzen tief erschüttert und mit Thränen in den Augen das Geständniss abgelegt hatte, er habe sich davon überzeugt, „dass man die Livländer nicht den Russen, sondern die Russen den Livländern ähnlich zu machen suchen müsse und dass die Statthalterschafts-Verfassung in den Ostsee-Provinzen unnöthig gewesen sei.“ — Ob die Herr Bekleschow nachgerühmte „Portion russischer Schlauheit“ oder des Verfassers eignes Talent, die Dinge seinen Gesichtspunkten gemäss zurecht zu machen, der Grund davon gewesen, dass die in dem „Staatsmanne aus der Schule Katharina's“ bewirkte Veränderung der Anschauungen in unserm Memoirenwerk unerwähnt geblieben, — mag dahingestellt bleiben. Zu näherer Bekanntschaft mit Bekleschow hat Wigel freilich nicht die Gelegenheit gehabt.

Nach kurzem Aufenthalt im Elternhause musste er wieder in die Fremde; die Kadettenfreundschaften des Vaters wirkten auch auf das Loos des Sohnes bestimmend ein, den man im Hause des Fürten Sergei Galizyn, eines der vornehmsten und reichsten Magnaten Kleinrusslands unterbrachte, um ihn mit den Söhnen desselben gemeinsam erziehen zu lassen. Der Fürst war eben aus Deutschland zurückgekehrt, wo er als Corps-Commandeur gegen die französischen Republikaner zu Felde gelegen, die Fürstin war eine ehemalige Kurländerin, eine Schwester jener Gräfin Braniçka, geb. v. Engelhardt, die uns in der Kindheitsgeschichte unseres Helden begegnet ist; die Herrschaft im Hause führten aber auch hier Franzosen, Glieder jener Emigration, welche damals das conservative Europa beherrschte. In Russland „où ils devenaient ouchitels (Hauslehrer) ou grands Seigneurs“, waren diese Exemplare der französischen Gesellschaft besonders verbreitet; es gab zu den Zeiten Kaiser Pauls kein Regiment, in dem nicht zwei oder drei Franzosen mit hoch klingenden gräflichen oder freiherrlichen Titeln dienten, kein aristokratisches Haus, in dem sie nicht die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts leiteten. Im Galizyn'schen Hause war die französische Emigration durch mehrere Individuen vertreten; ausser

verschiedenen Gouvernanten fungirte ein „ancien colonel“, der chevalier Rollin de Belleville als Gouverneur, ein Ingenieur Monsieur Querlerot als Hauslehrer der Jugend; die niederen Branchen des fürstlichen Haushalts, die Aufsicht über die Ställe und über die Gesundheitspflege, waren Deutschen anvertraut; als Gutsverwalter fungirte ein als Major verabschiedeter Grieche. Von Herrn Querlerot empfing Wigel, gemeinsam mit den jüngeren Söhnen des Hauses, den ersten gründlichen Unterricht, der ihm überhaupt zu Theil geworden; der verabschiedete Ingenieur verstand es, seinen Schülern Eifer und Verständniss für die mathematischen Wissenschaften, in denen er selbst Meister war, einzuflössen, und damit war für den bisher so verwahrlosten Knaben viel gewonnen. Schlimmer erscheint der Einfluss, den der Chef des Unterrichtswesens, der Chevalier Rollin de Belleville auf die Jugend ausübte, deren moralische Erziehung ausschliesslich ihm zugewiesen war. Die Sittenlosigkeit, in der er selbst aufgewachsen war, suchte der tapfere Colonel nach Kräften der russischen Jugend einzuflössen; wagte er es auch nicht, die landesüblichen Begriffe von Gottesfurcht und Moralität direct anzugreifen, so wusste er diese „Vorurtheile“ doch langsam zu untergraben und durch seine „Grundsätze über die Bestimmung des menschlichen Lebens“ zu ersetzen.

Von Dauer war auch dieses Verhältniss nicht. Zur Signatur der Zeit und des Landes, dem Wigel entsprossen, gehörte ein Mal, „dass Alles in unaufhörlicher Umgestaltung begriffen war, dass ein Scenenwechsel den andern jagte, eine Erscheinung die andere verdrängte, ohne dass sich an dem Wesen der Dinge irgend etwas verändert hätte.“ Jener Mangel an Stetigkeit, der das Haupthinderniss einer gesunden Entwicklung des russischen Staatslebens gebildet und den Institutionen dieses Landes (wie Herzen sagt) den Charakter des bloss provisorischen angeheftet hat, spiegelt sich auch im Leben unseres Helden und der Geschichte seiner Erziehung wieder. Wie früher dem Forcevilleschen Institut, gehörte Wigel auch dem Galizyn'schen Hause nur wenige Monate an; in ihm lernte er den russischen Lafontaine, den

schon damals berühmten Krylow kennen, indessen ohne in ihm den Schriftsteller zu ahnen; im Galizyn'schen Hause, in welchem nur von französischer, nicht auch von russischer Literatur die Rede war, kannte man Herrn Krylow nur als liebenswürdigen Gesellschafter und als Privatsecretär des Fürsten. Wigel schildert den berühmten Mann als herzlosen, allen Affecten unzugänglichen, in Trägheit versunkenen Egoisten, der nur am Kartentisch auflebte. Einer Laune folgend, gab Krylow den jungen Leuten Unterricht in der russischen Sprache, die Wigel erst durch ihn genauer kennen gelernt zu haben scheint. Dieser Unterricht war aber nicht die einzige Nahrung des Patriotismus, der schon damals in dem jungen Pensa-Estländer glühte; posttäglich trafen die Moskau'sche und die Hamburger Zeitung ein, um von den Heldenthaten Suworows zu berichten, und ein heilsames Gegengewicht gegen die französischen Ideen zu bieten, die der würdige Chevalier seinen Zöglingen beigebracht hatte. „Hier“, ruft Wigel aus, „empfand ich zum ersten Mal das süsse Gefühl einer Vaterlandsliebe, die seitdem in meinem Herzen nicht wieder erloschen ist.“ Wir können dem Leser die Bekanntschaft der zwanzig übrigen, theils dienstbaren, theils auf „Ablager“ einquartierten Glieder des Galizyn'schen Hauses nach den mitgetheilten Proben nicht mehr zumuthen und wollen nur kurz erwähnen, dass dasselbe in der That kaum eine der Bedingungen bot, welche für eine Pflanzstätte sittlicher Bildung gefordert werden müssen. Die guten Lehren, welche der ehrwürdige Chevalier seinen Schülern zu Theil werden liess, wurden praktisch durch das Liebesverhältniss exemplificirt, welches der Capitän Tamanski, ein natürlicher Sohn des Hausherrn mit einer der Gesellschaftsdamen der Gemahlin seines Vaters unterhielt. Allmählich gingen dem fürstlichen Ehepaar die Augen über den wunderlichen Einfluss auf, den der Chevalier auf seine Kinder ausübte; weil man den hochgeborenen Gouverneur aber nicht ohne Weiteres zu entfernen den Muth hatte, beschloss man die Schule aufzulösen und die Söhne des Hauses in einer St. Petersburger Anstalt unterzubringen, welche damals allgemeines Aufsehen zu erregen be-

gann; ein Jesuit, der Abbé Nicole, hatte sie eigens zur Bildung der hohen russischen Aristokraten angelegt und durch die Forderung eines Pensionsgeldes im Betrage von 1500 Rub. Silber vor dem Andränge plebejer Elemente sicher gestellt. Die russische „gute Gesellschaft“ wusste die feine Taktik des eleganten Franzosen zu würdigen und sandte ihre Jugend bereitwillig an die Fontanka, an deren Quai das jesuitische Philanthropin angelegt war.

Diese Petersburger Jesuitenschule hat in der neueren Geschichte Russlands eine zu bedeutsame Rolle gespielt, als dass wir an derselben gleichgiltig vorübergehen dürften: nach den glänzenden Resultaten welche P. Nicole und dessen Collegen im Interesse katholischer Propaganda unter dem hohen russischen Adel erzielt haben, kann sogar für zweifelhaft gelten, ob Philipp Wigel je zum „nationalen“ Bannerträger geworden wäre, wenn man ihn in die Anstalt gebracht hätte, der seine Jugendgefährten, die Fürsten Galizyn, bestimmt waren. Schon die Entstehungsgeschichte dieses Instituts war höchst merkwürdig: bald nach dem Regierungsantritt Kaiser Pauls hatte ein aus Wien gebürtiger Jesuitenpater Gabriel Gruber sich durch ein der Kaiserin zugestelltes Mittel gegen Zahnweh und die Kunst, Sr. Majestät unvergleichlich schmackhafte Chokolade zu bereiten, Eintritt bei Hof und einen so weitreichenden Einfluss zu verschaffen gewusst, dass die Petersburger St. Katharinen-Kirche der Gesellschaft Jesu zum Eigenthum eingeräumt, das dem Orden feindliche Oberhaupt der katholischen Kirche Russlands, der Erzbischof Siestrzeczewitsch, nach Mohilew verbannt und der Senat durch einen kaiserlichen Ukas darüber belehrt wurde, dass es zur Bekämpfung des revolutionären Geistes kein geeigneteres Mittel, als die Errichtung von Jesuitenschulen für den Adel des rechtgläubigen russischen Volks gebe. Während P. Gruber vornehmlich Aufgaben der höheren Politik nachging (er arbeitete in aller Stille, aber höchst erfolgreich an dem Abschluss eines Bündnisses zwischen Russland und dem ersten Consul der französischen Republik), nahm Herr Nicole das Werk der Christianisirung der seiner Leitung anvertrauten adligen Jugend in die Hände;

ein ziemlich gleichzeitig zu Polozk errichtetes Jesuiten-Collegium war in dem gleichen Sinne unter den Söhnen der mittleren und kleineren Adelsfamilien des westlichen Russlands thätig und beide Anstalten streuten den Samen katholischer Propaganda mit so vollen Händen aus, dass der Uebertritt zur Kirche Roms und das Liebäugeln mit lateinischen Cultusformen in den folgenden Jahrzehnten in den massgebenden Gesellschaftskreisen förmlich zum guten Ton gehörte, und die Regierung schliesslich mit gewaltsamen Mitteln eingreifen musste, um den russischen Adel bei den Traditionen der Kirche seiner Väter festzuhalten.

Dass Wigels Eltern nicht die Mittel besaßen, ihrem Sohn die Wohlthaten derselben Bildung zugänglich zu machen, welche den Galizyn'schen Söhnen beschieden waren, mag von ihnen schmerzlich genug empfunden worden sein: wir theilen dieses Bedauern, denn für unsere Kenntniss von dem inneren Leben der Nicole'schen Schule und ihrem weitreichenden Einflusse wäre es entschieden ein Gewinn gewesen, wenn Wigel in die Lage gekommen wäre, über dieselbe berichten zu können. Da daran nicht zu denken war, kehrte der halbwüchsige Bursche vorläufig in das Elternhaus nach Kiew zurück; der Vater, der zuweilen an Rückfällen in seine deutschen Jugenderinnerungen laborirt haben mag, hielt den Bildungscursus seines Sohnes für ergänzungsbedürftig und wollte seinem Philipp den Unterricht eines in Kiew privatisirenden gelehrten Deutschen, des Professors Graff, zuwenden; die Mutter meinte, der hochaufgeschossene Liebling ihres Herzens habe die Kinderschuhe längst ausgetreten und sei reif, den Traditionen seiner Lebedew'schen Ahnen gemäss in die Armee zu treten. Ein Bruder des inzwischen zum General-Procureur avancirten Bekleschow, Sergei Andrejewitsch mit Namen, war Militair-Gouverneur von Kiew geworden und dieser schlug Wigels Eltern vor, ihren Sohn in das von ihm gegründete „Senats-Regiment“ eintreten und auf diese Weise der doppelten Vortheile einer Militair- und einer Civilcarriere theilhaftig werden zu lassen. Kaiser Paul hatte nämlich die Verordnung getroffen, dass kein Edelmann zum Civildienst

zugelassen werden sollte, bevor er sich nicht als Militair einen Rang erworben. Um den kaiserlichen Intentionen möglichst zu entsprechen, hatte Bekleschow vorgeschlagen, einen Truppenkörper zu bilden, dessen Officiere sich zugleich dem Mars und der Themis widmen und ihre Zeit zwischen Frontedienst und Gesetzesstudium theilen sollten; dieser „kuriose“ Plan wurde von Sr. Majestät gebilligt, behufs seiner Verwirklichung das sogenannte „Senats-Regiment“ eingerichtet, der geistreiche Schöpfer desselben aber zur Uebernahme des Commando's nach St. Petersburg berufen.

In Gesellschaft seiner ehemaligen Schulgefährten, der jungen Galizyn, die von ihrem Halbbruder Tamanski und einem Engländer Namens Leach nach Petersburg geleitet wurden, machte Philipp Wigel sich in den ersten Januar Tagen des Jahres 1800 auf die Reise. Zu Porchow, jenseit Witebsk, erfuhr unser junger Reisender aber, dass Bekleschow in Ungnade gefallen und des Dienstes entlassen, das Senatsregiment, für das er sich vorbereitet hatte, aufgelöst und in ein „Litthauisches Regiment“ verwandelt worden war. „Nur dem Zaren, nicht auch dem Senat kommt es zu, eine Garde zu haben“, hatte der Mann gesagt, der ihm diese verhängnißvolle Kunde mittheilte. Ohne zu wissen, was aus ihm werden sollte, setzte Wigel seine Reise in die Residenz weiter fort. Ueber dieser walteten bereits ihrem vollen Umfang nach die Schrecken, mit welchen der unglückliche, kaum mehr zurechnungsfähige und doch von den redlichsten Absichten erfüllte Monarch sich umgeben hatte. Im buchstäblichen Sinne des Worts zitterte ganz Petersburg vor den tollen Launen und Zornausbrüchen des krankhaft überreizten Sohnes der grossen Katharina, der um dieselbe Zeit, zu welcher er das Loos der leibeigenen Masse des Volks in höchst wirksamer Weise erleichterte, Alles, was zu ihm in directe Berührung trat, mit Todesangst erfüllte. Des Kaisers eigene Günstlinge, jene Kutaisow, Araktjeschew und Rostopschin, die er aus dem Nichts zu den höchsten Ehrenämtern erhoben hatte, waren keinen Augenblick ihres Lebens und ihrer Freiheit sicher: jeder Verstoß gegen die strenge, vom Kaiser persönlich

erlassene und persönlich überwachte Kleiderordnung, der Besitz eines verbotenen Buches (fast die ganze zeitgenössische Literatur war verboten), eine Verletzung der Vorschrift, nach welcher bei der Annäherung des kaiserlichen Wagens jeder Passant sein Gefährte verlassen, das Haupt entblößen und vor der allerhöchsten Person niederknien sollte, konnte die entsetzlichsten Folgen nach sich ziehen — ganze Regimenter waren nach Sibirien verwiesen worden, weil sie ein kaiserliches Commando missverstanden hatten. — Von diesen Zuständen hatte man ausserhalb der beiden Hauptstädte des Reichs und der Ostseeprovinzen (die als Hauptmarkt für aus dem Auslande kommende deutsche und französische Bücher streng überwacht und durch einzelne Ausbrüche kaiserlichen Zornes, namentlich die öffentliche Auspeitschung eines unglücklichen, im Besitz eines verbotenen Buchs befundenen unschuldigen Predigers erschreckt worden waren) kaum eine Ahnung: im Innern des Reichs, wo man überhaupt nicht las und immer veralteten Kleidermoden folgte, kamen des Kaisers Kleiderordnungen und Censur-edicte nicht in Betracht und von dem, was in der geängstigten Residenz sonst vorging, erhielten höchstens die Würdenträger der Provinzen genauere Nachricht.

Was es damit auf sich hatte, das Petersburg von 1800 als unschuldiger Provinziale zu betreten, sollte der ahnungslose, sechszehnjährige Regiments-Aspirant bald genug erfahren. Am Morgen des 18. Februar langte die Karawane, der er sich angeschlossen, in Gatschina und am Nachmittag desselben Tages in der Residenz an. Am Schlagbaum erklärte Herr Tamanski, dem das Reisegeld mitgegeben worden war, unserem Helden, er habe nur übernommen, ihn bis nach Petersburg zu bringen und müsse ihn jetzt seinem Schicksal überlassen; das Reisegeld sei übrigens verzehrt. Ohne einen Heller in der Tasche zu haben, blieb der unglückliche junge Mensch auf offener Strasse stehen; die Wohnung seines älteren Bruders, an den er adressirt war, kannte er nicht; er wusste nur, dass derselbe bei einem Artillerie-General Begitschew wohnte. Mit der Unschuld eines Provinzials meinte er, die Wohnung eines Generals müsse Jedermann bekannt sein, und wandte

sich an den die Thorwache commandirenden Officier mit der Bitte um Auskunft. Diesem musste er zunächst über sich und seinen Diener, die Absicht seiner Reise, die Dauer des Aufenthalts in der Residenz u. s. w. genaue Rechenschaft ablegen, vor Allem seinen Pass und die auf demselben verzeichneten Visa vorlegen: bestand doch eine Ordre, nach welcher dem Kaiser täglich über jeden einzelnen in Petersburg anlangenden Fremden auf das Genauste berichtet werden und von jedem Anreisenden ein Nachweis darüber verlangt werden musste, dass er mit Genehmigung seiner Obrigkeit und zu einem loyalen Zweck die Residenz betreten habe. Nach Erledigung dieser Formalitäten, fragte Wigel aufs Neue nach der Adresse des General Begitschew. Man gab ihm zur Antwort, er möge sich in das Ordonnanzhaus begeben und dort weiter nachfragen. Ueber das Weitere lassen wir den Memoirenschreiber selbst berichten. „Mir blieb nichts übrig, als mit dem Fuhrmann der letzten Station in das Ordonnanzhaus zu fahren; dort wusste man mir nichts zu sagen. Der General wohne wahrscheinlich in der Liteinaja, da dort die meisten Artilleristen wohnten; übrigens werde der erste beste Artilleriesoldat mir Auskunft ertheilen können. Als ich meinem Fuhrmann diesen Bescheid ertheilte, fing er an zu murren, fuhr indessen weiter. Es war der letzte Tag der Carnevalwoche, seine Pferde waren wahrscheinlich ermüdet und er fragte mich unablässig, ob wir nicht bald am Ziele sein würden. Als ich ihm nicht zu antworten vermochte, richtete er die kategorische Frage an mich, ob er auch ein gutes Trinkgeld erhalten werde. Wir waren unterdessen in der Liteinaja angekommen und ich erklärte ihm unbefangen, dass ich nicht einen Heller besäße. Jetzt hielt der Mensch an, begann zu schimpfen, und drohte mich aus dem Schlitten zu werfen. Mein fünfzehnjähriger Diener Lewka, ein Provinzialtölpel, mit dem ich zusammen aufgewachsen war, fürchtete sich wo möglich noch mehr als sein Herr — wir waren in einer wahrhaft entsetzlichen Lage. Das Mass meiner Leiden war aber noch nicht voll; während ich dem zankenden Fuhrmann rathlos gegenüberstand, kam ein Polizeibeamter eilig

daher gesprengt und rief uns zu, wir sollten die Hüte abziehen und vor unserer Kibitka stehen bleiben. Kaum hatte ich Zeit diesem Befehle nachzukommen, als ein prachtvoller, von zwei reichgeschirrten Pferden gezogener Schlitten herangebraust kam. Ich erkannte den Kaiser, den ich früher einmal gesehen hatte. Mit der Kaiserin fuhr er zu den Eisbergen, welche in der Nähe des Smolna-Klosters errichtet worden waren. Kaum war er an mir vorübergefahren, als der Polizeibeamte mich mit der Frage anfuhr, wie ich es wagen dürfe in einem verbotenen Anzuge zu erscheinen. Wahrscheinlich durch meine Bestürzung, meine Jugend und Unerfahrenheit milder gestimmt, rieth er mir, mich möglichst bald aus dem Staube zu machen, damit ich nicht arretirt würde; ich trug eine schwarze Mütze mit breiten Aufschlägen und eben diese Mützensgattung war vor kurzem verboten worden. Unterdessen hatte der Fuhrmann auszuspannen begonnen, und kaum wieder zu mir gekommen, musste ich mich aufs Bitten legen, um nicht auf offener Strasse liegen zu bleiben. Ein vorübergehender Soldat sagte mir, der General Begitschew wohne in der Kirotschnaja-Strasse zunächst dem Taurischen Garten. Der Fuhrmann gab nach langem Schimpfen endlich nach, schirrte aufs neue seine Pferde und hielt endlich vor dem ersehnten Hause des Generals. Hier harrte meiner eine neue Enttäuschung: weder der General noch mein Bruder, noch die Dienerschaft war zu Hause, Alles war ausgefahren, um die Freuden der Butterwoche zu geniessen. Der einzige Militairdiener, der das Haus hütete, weigerte sich hartnäckig, mir die Thür aufzuschliessen und wollte uns sogar aus dem Hof des Hauses vertreiben. An diesem Vorhaben wurde er aber durch die Energie meines Fuhrmanns gehindert, der seine Pferde ausspannte, die Kibitka im Hofe stehen liess und fluchend von dannen ritt. Hungernd und frierend blieb ich in meinem Schlitten sitzen, sehnsüchtig auf die Heimkehr meines Bruders wartend. Endlich sagte man mir, ich würde den Diener desselben wahrscheinlich auf einem Platze jenseit des Taurischen Gartens bei den Volksbelustigungen antreffen; ich liess meinen Burschen zurück und machte mich auf den

Weg. Der Hunger und die stete Angst, meiner unseligen Mütze wegen arretirt zu werden, machte der Neugier, die mich zu den „Volksbelustigungen“ getrieben hatte, bald ein Ende, und als noch ein heftiges Schneegestöber hinzukam, begab ich mich nach langem vergeblichem Suchen auf den Heimweg; endlich wieder an meiner Kibitka angelangt, fand ich den Diener meines Bruders vor. Dieser liess mich in das Haus und machte mir ein Bett zurecht; ich hatte ausser einem Pfefferkuchen, den ich für die letzten zehn Kopeken in Gatschina gekauft, den ganzen Tag über nichts gegessen und musste, da mein Befreier weder den Schlüssel zur Speisekammer, noch einen Heller Geld bei sich führte, hungrig zu Bette gehen. Dieser ungastliche Empfang hat mich mit einer Art Abneigung erfüllt, die ich — obgleich ich zwei Drittheile meines Lebens in dieser Stadt zubringen musste — im Grunde niemals wieder losgeworden bin.“

Fünf Monate lang sass der fünfzehnjährige Philipp Wigel in der Newaresidenz, ohne zu wissen, was aus ihm werden sollte. Er wandte sich an verschiedene Freunde seines Vaters, um durch deren Vermittelung eine Anstellung zu erhalten — alles war vergeblich. Von allen ihm zu Gebote stehenden Wegen führte keiner zu dem Grafen Kutaissov und auf diesen (einen bei Bender gefangen genommenen Türkenknaben, der vom Siefelputzer und Kammerdiener zum ersten General-Adjutanten, Oberstallmeister u. s. w. befördert worden) kam Alles an. Endlich verhalf das platonische Verhältniss des ältern Bruders zu einer Frau Demidow dem jüngern zu einer Empfehlung an Kutaissovs Nebenbuhler, den Grafen Rostopschin, dritten Präsidenten des Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten und späteren General-Gouverneur des Moskau von 1812. Dieser damals fünf und dreissigjährige Mann, der sich seiner Pünktlichkeit und Ergebenheit wegen Pauls Wohlwollen zu erwerben gewusst hatte, als es unter den vornehmen Gardeofficieren noch guter Ton gewesen war, den von der eignen Mutter stets bei Seite geschobenen künftigen Thronerben gering-schätzig zu behandeln, — hatte es binnen dreier Tage vom verabschiedeten Lieutenant und Kammerjunker zum General

und Präsidenten des Kriegscollegiums d. h. Kriegsminister, seit dem J. 1798 zu einem der Präsidens des auswärtigen Amtes gebracht. Sein Einfluss galt für unbeschränkt und demgemäss hatte Wigel einen in der That kühnen Schritt gewagt. Die einzigen Civilposten, welche man damals erhalten konnte, ohne vorher Militair gewesen zu sein, waren die zwei- und zwanzig „Junker-Posten“ beim Archiv des auswärtigen Ministeriums, zwölf in St. Petersburg und zehn in Moskau, und auf einen solchen hatte Philipp es abgesehen. An einem schönen Sommermorgen fuhren die Brüder nach Peterhof hinüber, wo der kaiserliche Hof residirte und der Graf in einem der „Cavalierhäuser“ wohnte. Am Schlagbaum mussten sie dem commandirenden Officier Namen und Stand, Absicht ihrer Fahrt u. s. w. berichten, um die Weisung zu erhalten, sofort nach Beendigung ihres Geschäfts Peterhof zu verlassen; ohne specielle Erlaubniss durfte niemand längere Zeit hindurch an dem Ort verweilen, in welchem der Kaiser residirte. Bei dem Minister wurde den jugendlichen Supplicanten ein ziemlich kühler Empfang zu Theil, das „Kalmückengesicht“ des mächtigen Mannes (der Geschichtsschreiber Moroschkin nennt Rostopschin den verstocktesten und unerforschtesten Russen seiner Zeit, einen Mann von unermesslicher Verschlagenheit und ebenso grossem Ehrgeiz) floss ihnen mehr Furcht als Hoffnung ein. Zu Hause angelangt, fand das Brüderpaar einen Brief des Vaters vor, der die strenge Ordre enthielt, nicht länger Zeit und Geld zu vergeuden, sondern sofort nach Moskau abzureisen und in das dort stationirte Jekaterinoslaw'sche Kürassirregiment einzutreten. Nachdem einige Tage vergangen waren, ohne eine Mittheilung Rostopschins zu bringen, glaubten die Brüder dem väterlichen Befehl Folge leisten zu müssen; sie reisten wirklich ab und trafen am 21. Juli in Moskau ein. Im Hause ihres Schwagers fanden sie eine traurige Veränderung; der eben noch mit Gnaden erweisen überhäufte Gönner des Alexejew'schen Hauses, Feldmarschall Graf Saltykow, war in Ungnade gefallen, weil er seine jüngste Tochter an einen missliebigen Grafen Orlow verheirathet hatte. Die Strafe, die ihn dafür traf, war seltsam

genug: er selbst blieb „um der Huld willen, die der Kaiser für die Gräfin hegte“, in seinen Aemtern und Würden, seine sämtlichen Adjutanten aber wurden plötzlich entlassen, und der junge Obrist Alexejew sah einer hoffnungslosen Zukunft entgegen.

Während Wigel sich zum Cavalleristen vorbereitete, Reiterstiefel tragen und Pferde tummeln lernte, traf aus Petersburg die Nachricht ein, Graf Rostopschin habe dem Gesuch des jungen Wigel längst gewillfahrt und ihn zum Archivjunker ernannt, bisher aber nicht in Erfahrung bringen können, wohin der Supplicant sich gewandt habe, nachdem er die Residenz verlassen; da er einmal in Moskau sei, stehe es ihm frei, in die Moskau'sche Abtheilung des Archivs der auswärtigen Angelegenheiten einzutreten. So war mit einem Mal aus dem Cavalleristen ein Diplomat geworden! „Mütterlicherseits“, sagt Wigel, „war ich ja ein Russe, und aus einem Russen kann man machen, was man will.“ „Heutzutage — fährt er fort — sind Staatsdienst und Leben in Russland identische Begriffe; die Verabschiedung wird bei uns wie ein dunkles Grab angesehen, in dem es schauerlich zu wohnen ist und das man bei erster Gelegenheit wieder verlässt. Vor alten Zeiten war man in dieser Beziehung zwar im Allgemeinen vernünftiger; meine Familie gehörte aber schon damals zu der Zahl derer, die in der Verabschiedung eine Erniedrigung, den Verlust aller Lebenshoffnungen und Lebensfreuden sahen. Die Glieder unserer Familie waren eines nach dem andern verabschiedet worden (der Sturz des Vaters hatte die Verabschiedung der älteren Brüder Philipps zur Folge gehabt): man kann sich die Freude denken, welche die Nachricht, der jüngste sei mit Officiersrang in den Dienst getreten, allenthalben verbreiten musste. Am 26. August war mir der Brief Rostopschins durch die Gräfin Saltykow mitgetheilt worden; sogleich führte man mich in die Messe, wo ein Dankgebet abgehalten werden musste — um sodann zum Schneider zu schicken und meine Uniform zu bestellen. Abends wurde eine Gesellschaft gegeben, an der sämtliche Freunde des Hauses Theil nahmen, um mit uns bis zwei Uhr Morgens zu

tafeln. Anderen Tages wurde ich durch einen Postbeamten, Namens Jakowlew, meinem künftigen Chef, Herrn Bantysch-Kamenski, vorgestellt; das Papier, welches meine Ernennung enthielt, war noch nicht angekommen und erst in den ersten Septembertagen sollte meine amtliche Thätigkeit ihren Anfang nehmen. Die diesem Besuch folgenden zwei Wochen lebte ich in einem wahren Wonnerausche; ich erfreute mich aller Annehmlichkeiten einer Anstellung, ohne etwas von den Inconvenienzen derselben zu erfahren. Als man mir meine Uniform brachte, war ich ausser mir; wenig fehlte und ich hätte diese toga virilis, ehe ich sie anlegte, an meine Lippen gedrückt; die unvermeidlichen Reiterstiefel, welche damals Militair- wie Civilbeamte tragen mussten, hatte ich schon früher angelegt. Ich machte der Gräfin Saltykow sogleich meine Aufwartung, um ihr für die erfahrene Huld zu danken, wurde ausserordentlich gnädig aufgenommen und ganz wie ein erwachsener Mensch anderen Tages zum Mittagsessen eingeladen. Zu Hause wurde ich scherzweise nur „Ew. Wohlgeboren“ titulirt; nicht nur die vierzehnte Rangklasse, deren ich theilhaft geworden war, hatte mich in den Augen der Meinigen erhöht: die Decemviren des Archivs, in deren Reihe ich getreten war, galten in der Moskauer Gesellschaft für privilegirte Wesen und spielten auf den Bällen und in den Gesellschaften der Residenz lange Zeit hindurch dieselbe Rolle, die die Garde-Sergeanten in den Tagen Katharina's eingenommen hatten und die später an die Kammerjunker überging.“

Der tiefe Einblick, der uns durch diese freimüthigen Bekenntnisse in die Eigenthümlichkeit der russischen Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts gewährt wird, gäbe zu Betrachtungen mannigfaltiger Art Stoff und Veranlassung; es läge z. B. nahe, Untersuchungen darüber anzustellen, ob die Deutschen wirklich die Schöpfer der russischen Bureaukratie, die Erfinder jenes „Kronswesens“ gewesen sind, um dessentwillen man sie noch heute an der Moskwa perhorrescirt oder ob ihr Antheil sich nicht am Ende darauf reducirt, einer schon vorhandenen Anlage und einem bereits gegebenen

Bedürfniss zum Bewusstsein verholfen, oder die Mittel zu seiner Befriedigung mit neuen Namen benannt zu haben? War es der Enkel des estländischen Barons oder der Spross aus dem Stamme der Lebedew, der beim Anblick der ersten Uniform „wie von neuem Wein“ erglühte? Hatte Pensa das Bedürfniss nach einer Wiedergeburt durch den vierzehnten Klassenrang in den sechzehnjährigen Knaben gepflanzt oder war dasselbe auf Rechnung unüberwundener estländischer Einflüsse zu setzen?

In einem der abgelegensten Stadttheile Moskaus, hinter der Pokrowka, lag ein finsternes, altes Haus, dessen kleine Fenster und Thüren dicke Mauern und plumpe Verhältnisse ein alterthümliches Bojarenhôtel aus vorpetrinischen Zeiten errathen liessen. Dieser wunderliche Bau beherbergte das Archiv des Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten, eine Sammlung vergilbter Actenstücke, Karten und Pläne, die hier aufbewahrt, copirt und registriert wurden. Drei Zimmer des Gebäudes waren zu diesem letzteren Zwecke auserlesen und dienten als Kanzleilocale. Der als Ordner der Moskauer Archive und als gelehrter Historiker rühmlich bekannte Bantysch-Kamenski, ein vertrockneter, halb tauber alter Herr, der sein Leben in diesen Räumen verbracht hatte, herrschte als unumschränkter Autokrat über die zehn jungen „Archiv-Junker“, deren Aufgabe darin bestand, täglich mehrere Stunden lang alte Actenstücke in besondere Hefte abzuschreiben. In diesen Kanzleistuben hatte sich seit Erlass jenes Gesetzes, welches den directen Eintritt in den Civildienst auf die diplomatischen Archive beschränkte, eine unerhörte Umwälzung vollzogen: statt der Popensöhne, die bis dahin den Kanzleidienst zu versehen und in ihm zu ergrauen gepflegt hatten, waren es jetzt leichtfüssige aristokratische Junker, die hier zum Aerger des greisen Kanzlei-Chefs ihr Wesen trieben und deren übermüthige Laune nur mühsam in Zucht gehalten werden konnte. Der Stamm erprobter Actenreiter, der aus alten Tagen übrig geblieben war und Herrn Bantysch-Kamenski zur Seite ging, stand zu der jeunesse dorée, die ihm aufgepfropft worden war, in ziemlich aus-

gesprochenen Gegensatz und die jungen Leute hatten häufig von der üblen Laune ihrer älteren Collegen und des miss-trauischen Chefs zu leiden. —

Dem „Decemvirat“ der Moskauer Archiv-Junker, in welches Wigel trat, gehörten einige Männer an, die in der russischen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts erhebliche Rollen gespielt haben: Dimitri Bludow, der nachmalige Theoretiker des Nikolaitischen Systems, der Reihe nach Minister des Innern und der Justiz, Chef der Codifications-Abtheilung der kaiserlichen Kanzlei, Präsident des Reichsraths, Graf und Ordensritter; Fürst Paul Gagarin, der gleichfalls als Präsident des Reichsraths und des Minister-Comité's verstorben ist; Alexander Turgenjew, der um die russische Geschichtschreibung hochverdiente Sammler und Herausgeber der „Monumenta historiae Russiae“ und gesinnungstüchtige Vorkämpfer liberaler Ideen; dessen jüngerer Bruder Sergeï; Bulgakow, der spätere General-Postdirector, Graf Mussin-Puschkin, Jewreinow, Fürst Kurbatow u. A. verdienten als Abschreiber vergilteter diplomatischer Actenstücke ihre ersten diplomatischen Sporen. Von der geistigen Bedeutung dieser Jugendgefährten scheint Wigel Nichts geahnt zu haben. Seiner Versicherung nach hatten diese jungen Leute, die in der Folge fast ausnahmslos zu höheren Staatsämtern und zu einer gewissen Berühmtheit gelangten, Nichts an sich, was auf ihre Bedeutung schliessen liess. „Sie Alle hatten“, so behauptet Wigel, der Richtung der Zeit gemäss eine ausschliesslich französische Erziehung erhalten und Nichts gelernt, als fehlerhaftes Französisch zu sprechen und den Genüssen des Lebens nachzugehen; die beiden Turgenjew und Bludow ausgenommen, hatte Keiner je etwas von russischer Literatur gehört, ob sie gleich in derselben Stadt lebten, in der Karamsin und Dmitrijew ihre Werke schrieben, und auch mit diesen Männern häufig in Berührung kamen.“ Wigel selbst bekennt, in dieser Periode seines Lebens von der allgemeinen Zeitkrankheit ergriffen gewesen zu sein und der Gallomanie gehuldigt zu haben.

Auch was sonst von dem Moskauer Leben und Treiben berichtet wird, klingt wenig erbaulich; die Erzählungen

unseres Memoirenschreibers drehen sich um verschiedene, ziemlich uninteressante Bekanntschaften, die er machte, französische Romane, Theaterbesuche und persönliche Angelegenheiten. Er blieb nach wie vor der Obhut seines Schwagers befohlen, in dessen Hause er lebte. Dieser war bald nach der Anstellung Philipps in eine neue Sphäre dienstlicher Thätigkeit übergegangen; im December 1798 war der General Oertel, ein bevorzugter Liebling des Kaisers, Oberpolizeimeister von Moskau geworden und hatte den verabschiedeten Adjutanten des General-Gouverneurs zu einem der Bezirks-Polizeimeister der Hauptstadt gemacht. Oertel war von Geburt Preusse und schon darum persona ingrata in Moskau; unser Berichterstatter, der diese allgemeine Abneigung theilte, schildert den „Preussen“ als ein geborenes Polizeigenie, einen liebenswürdigen, umsichtigen, thätigen Mann, der die Machtstellung, welche das kaiserliche Vertrauen ihm eingeräumt hatte, niemals missbrauchte, und eigentlich ohne allen Grund gehasst und gefürchtet wurde. Die geheimen Berichte, welche der Oberpolizeimeister von Zeit zu Zeit nach Petersburg senden musste, um die öffentliche Stimmung der altrussischen Hauptstadt zu charakterisiren, stürzten Niemand ins Unglück und that Keinem etwas zu Leide. Die Unbeliebtheit, die dem Polizeichef zu Theil wurde, hatte dennoch „gute Gründe“: Oertel war Deutscher und — hielt streng auf Ordnung. „Unser herzliebes Moskau“, heisst es bei Wigel, „liebt ein wenig Unordnung und glaubt sich in Kloster gesperrt, sobald es gewahr wird, dass auf strenge Ordnung gesehen wird. Ob das gut oder schlecht ist — mag Gott wissen. Biron und Anna Iwanowna haben diese Stadt geflohen, Elisabeth Petrowna hat ihr halbes Leben in derselben zugebracht. Jene haben Russland gepeinigt, unter dieser ist es herrlich erblüht. Mein Schwager, der dem Beispiele seines Chefs folgen und streng auf Ordnung sehen, jede Gesetzwidrigkeit verfolgen musste, war bald ebenso beliebt, als jener unbeliebt. Besonders das niedere Volk hing an ihm. Geschah das, weil er ein Russe war? oder weil ein Russe, auch wenn er streng ist, immer noch gutmüthig bleibt, oder weil das niedere Volk mit einem

richtigen, den höheren Ständen abhanden gekommenen Instinct in dem Vertreter des strafenden Gesetzes ebenso wenig einen Feind sieht, wie in dem Stein, an dem es sich verletzt hat?“

Im Januar 1801 wurde Wigel, um anderen „Archiv-Junkern“ Platz zu machen, zum Translateur im Collegium der auswärtigen Angelegenheiten befördert und dadurch des zehnten Klassenrangs theilhaft gemacht. Wenig später nahm es mit seiner Stellung und der — vieler anderen Leute in Russland ein plötzliches Ende und trat eine abermalige gewaltsame Veränderung ein. „Es war am 15. März, Donnerstag vor Palmsonntag“, so berichtet Wigel selbst, „als ich mich zu ungewöhnlich später Stunde noch im Archiv befand; die höheren Beamten hatten sich fast alle schon entfernt, nur unser alter Bantysch-Kamenski brütete noch über einem Manuscript, als der jüngere Turgenjew rasch eintrat und uns mit stockender Stimme zurief: „Paul ist todt, Alexander ist Kaiser.“ „Was sprichst Du da?“ rief Bantysch ihm heftig zu, indem er sich erschreckt bekreuzte. Durch den Kreml fahrend, hatte Turgenjew eine Menge Volks um die Uspenski-Kathedrale versammelt gesehen und war, hierdurch aufmerksam geworden, in die Kirche getreten: in dieser hatten sich bereits der Graf Saltykow und andere Würdenträger versammelt, um dem neuen Kaiser zu huldigen. In der Mitte dieser Huldigenden hatte ein mit dem Annenbande geschmückter General dagestanden, dessen Anzug im Uebrigen die Spuren einer eilig zurückgelegten Reise trug: es war der Fürst Sergei Dolgorukow, der die Kunde von dem Ableben Kaiser Pauls und das Manifest über die Thronbesteigung Alexanders I. nach Moskau gebracht hatte. Im Geleit Dolgorukows war der neuernannte Moskau'sche Oberpolizeimeister Kawerin angekommen; beide hatte man vorher vom Twer'schen Schlagbaum her in einem einfachen Postwagen zum Hause des Höchstcommandirenden fahren gesehen . . . Ein Zweifel war nicht weiter möglich. Als ich auf die Strasse trat, gewahrte ich auf den ersten Blick, dass die grosse Neuigkeit schon allenthalben bekannt war. So

war denn Katharina nach einer vierjährigen Grabesruhe in der Gestalt eines herrlichen Jünglings auferstanden; der Sohn ihres Herzens, ihr geliebter Enkel war es, der in seinem Manifeste erklärte, er werde uns ihre Zeiten zurückbringen... Doch nein! selbst unter ihrer Herrschaft hatte man das Gefühl des Wohlbefindens nicht gekannt, mit welchem Russland während der ersten sechs Monate der Regierung Alexanders erfüllt war. Ich weiss nicht, wie ich das, was damals geschah, schildern soll; Alles fühlte einen weiteren Spielraum um sich, jede Brust athmete freier, alle Blicke waren freundlicher geworden. Dieser Umschwung war vorzüglich der trefflichen Wahl der Personen zuzuschreiben, welche den jungen Herrscher umgaben; sie waren alle schon zur Zeit seiner Grossmutter verwendet und von ihr geschätzt worden. Bekleschow, Mordwinow und Troschtschinski, drei wohlmeinende, kluge und erfahrene Männer, waren die höchsten Würdenträger des Reichs geworden. Nur drei Personen des früheren Regime Oboljāninow, Kutaisow und Oertel, waren des Dienstes entlassen worden. Der erste Gebrauch, den die junge Welt von der ihr verstatteten Freiheit machte, bestand in der Aenderung des Kostüms. Es waren kaum zwei Tage seit dem Eintreffen der Nachricht von dem Tode Kaiser Pauls verflossen, so wurden auf allen Strassen runde Hüte, wenig später Fracks, lange Beinkleider und Westen sichtbar, obgleich das betreffende Verbot noch nicht aufgehoben war. Ende Aprils begegnete man nur ausnahmsweise dem alten Kostüm, Röcken mit einer Reihe Knöpfen und Kamisölnern, welche bloss noch von den allerärmsten Leuten getragen wurden. Demgemäss wurden auch in der Armee die Uniformen verändert, die alten engen, unbequemen Röcke u. s. w. abgeschafft; das seit den Zeiten Peters des Grossen zur Nationalfarbe gewordene Grün der Uniformröcke kam, wenn auch in einer dunkleren Schattirung, wieder zu Ehren. Von Trauer war in Moskau wenig zu spüren, ich erinnere mich eigentlich nur eine einzige Person, die Frau des Generallieutenants Kempen, die in erster Ehe an einen Kaufmann verheirathet gewesen war und sich demzufolge auf ihren Rang ausserordentlich viel zu Gute

that, in Trauerkleidern gesehen zu haben. Der Monat April war ungewöhnlich bewegt. Trotz der schlechten Wege, der noch mit Eis bedeckten Flüsse und des ungünstigen Reisewetters waren alle Strassen mit Reisenden bedeckt: schaarenweise kehrten frühere Beamte und Officiere, die ihre Entlassung genommen oder unfreiwillig erhalten hatten, in den Staatsdienst zurück und eilten nach Petersburg, um die Huld des jungen Kaisers zu erwerben. Die wirklichen Schuldigen ausgenommen, wurden alle Personen, die wieder Dienste nehmen wollten, zugelassen, Hunderte verabschiedeter Generale, die man nicht gleich verwenden konnte, der Armee zugezählt und auf Wartegeld gesetzt. Auch meine beiden Brüder wurden wieder enrolirt, der eine trat in das kleinrussische Kürassierregimnt, der andere wurde im Proviantwesen verwendet.“

Obgleich die vorstehende Schilderung das officielle Geheimniss der Todesart Kaiser Pauls unverletzt lässt, bezeichnet sie den durch die Ereignisse vom 11./23. März 1801 bewirkten Umschwung so deutlich, wie irgend möglich. Von der Brust der gebildeten Klassen der russischen Gesellschaft, vor Allem von der viel geängstigten kaiserlichen Residenzstadt war ein schwerer Alp genommen worden und Niemand hielt für nöthig, aus der Befriedigung über die stattgehabte Staatsveränderung ein Hehl zu machen. Den einzigen Araktschejew ausgenommen (die Zurückberufung dieses zeitweilig in Ungnade gefallenen „mongolischen getreuen Eckart“ an den Hof hatte die Katastrophe beschleunigt) heuchelten auch die Machthaber der vorigen Regierung keine Trauer: selbst der höchstbegünstigte Graf Kutaisow, der auf seiner unfreiwillig unternommenen Urlaubsreise nach Deutschland mit Kotzebue zusammentraf, sprach sich gegen diesen nichts weniger als betrübt aus — grade den Männern der nächsten Umgebung des Kaisers hatte die beständige Unsicherheit über die nächste Zukunft um jede Fähigkeit zum Genuss der ihnen verschwenderisch in den Schoss geworfenen Güter gebracht. — Wigels Angabe, dass ausser Kutaisow nur der General Oertel und der General-Procureur Oboljäninow des Dienstes entlassen worden, hat

übrigens nur für die ersten Wochen des neuen Regiments Geltung: schon im Juli 1801 musste sich der Hauptacteur des Trauerspiels vom 23. März, Graf Peter Pahlen, für den Rest seines Lebens nach Kurland zurückziehen, wenig später hielt Fürst Subow für gerathen, seine Aemter niederzulegen und für einige Zeit verschwand auch Bennigsen von der Bühne, auf welcher er eine so beträchtliche Rolle gespielt hatte.

Die Zahl der Leute, welche die ganze Tragweite der stattgehabten Veränderung verstanden, war freilich auch in der höheren russischen Gesellschaft eine nur sehr beschränkte gewesen: für das Gros bedeutete dieselbe Nichts weiter, als die Herstellung eines grösseren Masses von socialer Freiheit, die erneute Möglichkeit, den Pariser Moden zu folgen, in der Stille revolutionaire oder doch verbotene Bücher zu lesen und öffentlich Hazard zu spielen, was Alles unter der vorigen Regierung streng verboten gewesen war. Philipp Wigel selbst machte, trotz seiner sonstigen Frühreife, in dieser Rücksicht keine Ausnahme. Er verlebte den Sommer, der auf dieses bewegte Frühjahr folgte, zum grössten Theil auf einer in der Umgegend Moskau's belegenem Saltykow'schen Villa, in welcher der General-Gouverneur die elegante Welt der Hauptstadt versammelte. Hier vertrieb man sich die Zeit mit Aufführung russischer und französischer Lustspiele und Paësiello'schen Opern. Karamsin, damals ein Lieutenant ausser Dienst von dreissig Jahren, dessen Umgang aber schon von Geheimräthen und Magnaten gesucht wurde, war ein häufiger und gern gesehener Besucher des gastfreien Hauses, das er in einem Gelegenheitsstück feierte, bei dessen erster Aufführung auch Wigel mitwirkte. Um diese Zeit war der erste Gesandte der französischen Republik Duroc, der Freund Bonaparte's, in Petersburg eingetroffen; von dem Aufsehen, das sein Erscheinen in der Newa-Residenz erregte, lieferte die Schnelligkeit, mit welcher die von ihm mitgebrachten republikanischen Moden bis nach Moskau verbreitet wurden, einen merkwürdigen Beweis; Wigel schildert die Sensation, welche Graf Wassily Saltykow erregte, als er, von einem Besuch in St. Petersburg zurückkehrend, à la Duroc

gekleidet erschien und die Leute durch einen ungeheuren Jabot und auffallend kurzen Frack erschreckte. Beiläufig bemerkt, hatte auch der erwähnte Platon Subow, eines der Häupter der Märzverschwörung und während der ersten Monate von Alexanders Regierung dessen Minister des Auswärtigen, den Tag nach dem Tode Kaiser Pauls nicht besser als durch Anlegung eines Pariser Modeanzugs nach revolutionärem Schnitt zu feiern gewusst.

Die enthusiastische Schilderung der im September desselben Jahres stattgehabten Krönung Kaiser Alexanders I. übergehen wir, weil sie bereits Bekanntes wiederholt. Für Wigel gewann dieses Ereigniss durch die Reactivirung seines Vaters eine besondere Bedeutung; auf die Verwendung der Grafen Rumänzow und des Vice-Kanzlers Fürsten Alexander Kurakin wurde der zum Geheimrath umbenannte Excommandant von Kiew Gouverneur des neu creirten Gouvernements Pensa. Der Vice-Kanzler, ein russischer Aristokrat nach dem Zuschnitt des vorigen Jahrhunderts, reich, prachtliebend, üppig und von vollendeter politischer Unfähigkeit liess auch über Wigel den Sohn die Sonne seiner Huld aufgehen, indem er ihm eine Stelle in seiner Kanzlei versprach, an deren Antritt unser Held aber durch Krankheit verhindert wurde. Um seine durch thörichte Ausschweifungen zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, nahm der junge Collegiensecretaire einen sechsmonatlichen Urlaub und reiste mit seiner Mutter nach Kiew, um ihr bei der Auflösung ihres dortigen Hauswesens und der Uebersiedelung nach Pensa behilflich zu sein.

Kiew, das Paradies seiner Kindheit, fand unser Held traurig verändert wieder; während der zwei Jahre, die er abwesend gewesen war, hatten die Polen ihr entschiedenes Uebergewicht in dem kleinrussischen Jerusalem wieder zu gewinnen vermocht und angefangen, den kleinrussischen Adel zu verdrängen. Man war harmlos genug, die Bedeutung nationaler Gegensätze gesellschaftlich zu ignoriren: Polen, Gross- und Kleinrussen lebten in Kiew friedlich neben einander und genossen der bescheidenen Lebensfreuden, die ihnen zu Theil wurden, nach Kräften, ohne sich durch den

Stammbaum ihrer Nachbarn stören zu lassen. Von den Jugendbekannten Wigels waren viele gestorben, andere weggezogen und in veränderte Verhältnisse getreten; was aus der guten alten Zeit übrig geblieben war, hatte sich in die neue Lage der Dinge eingewöhnt und schien ohne Verständniss, ja ohne Organ für die nationalen Ideen zu sein, die schon damals in der Brust des ahnungsvollen Patrioten schlummerten. Die Mitschuld an dieser nationalen Indifferenz trug nach Wigels Meinung der Umstand, dass der General-Gouverneur (der achte, den Kaiser Paul während seiner vierjährigen Regierung für Kiew ernannt hatte und der von Alexander in seiner Stellung belassen worden war), wenn auch kein Deutscher, so doch ein Nichtrusse, ein nach Russland eingewanderter Engländer, Mr. Fenshaw, war. Dieser Mann, in dessen Hause die Polen sich mit besonderer Vorliebe versammelten, beschäftigte sich nur wenig mit Militairangelegenheiten, und mit Civilangelegenheiten gar nicht; er galt für einen Gelehrten, weil er geläufig Englisch sprach und wusste, was das Parlament war, „von dem bei uns nur Wenige etwas gehört hatten“. Wigel selbst scheint während dieser Periode seines Lebens in seinen patriotischen Grundsätzen noch nicht gehörig gefestigt gewesen zu sein; wie sich aus seinen Andeutungen entnehmen lässt, verschmähte er nicht, an den Vergnügungen dieser von fremden Elementen inficirten Gesellschaft Theil zu nehmen, aus der die russische Sprache beinahe verbannt war, ja er gesteht sogar ein, „zu seiner Schande“ habe er bei Gelegenheit eines Conflicts zwischen Polen und russischen Officieren die Partei der ersteren „als der gebildeteren Personen“ ergriffen. Als besonders ärgerlich bezeichnet er, dass die Polen auf Bällen und in Gesellschaften im Nationalcostüm zu erscheinen wagten, dass sie die Mazurka mit der Pelzmütze auf dem Kopfe tanzten und dass Alles, was für *comme il faut* gelten wollte, nicht umhin konnte, die polnischen Sitten nachzuahmen.

Wigel der Vater hatte unterdessen sein neues Amt in Pensa angetreten und ausserordentlich zufrieden geschrieben. Der Adel, der ihm grossen Theils aus der Jugendzeit, die

er im Pensa'schen Gouvernement verbracht, bekannt war, hatte ihn mit Enthusiasmus aufgenommen und um der Staatsregierung wohlgefällig zu sein, die Mittel zur Begründung eines Gymnasiums hergegeben; Frau und Kinder sollten, sobald irgend möglich, zu ihm eilen. Endlich hatte Frau Wigel-Lebedew ihre Geschäfte in Kiew abgewickelt und sich mit ihrem Sohne, der vor Verlangen brannte, in das neue Reich seines Vaters einzuziehen und die „inneren Gouvernements“ kennen zu lernen, die er bis dazu nur von Hörensagen kannte, auf den Weg gemacht. Ueber Kursk und Woronesch (wo man sich aufhielt, um einer russischen Vorstellung von Kotzebue's „Menschenhass und Reue“ beizuwohnen) eilte man nach Pensa. An der Grenze ihres Gouvernements lief die Frau Gouverneurin sammt ihren Söhnen Gefahr, im Schnee umzukommen; man hatte den Weg verloren und in dunkler Nacht nur mühsam wiedergefunden. Die schlechten Wege machten eine rasche Reise unmöglich und „trotz unserer Gouverneurschaft, der Militairuniform und der Flüche meines Bruders, des guten Willens und der Ergebenheit der Fuhrleute“ musste, wie Wigel berichtet, die Familie noch kurz vor dem ersehnten Hafen ein Nachtquartier halten. Endlich traf man in Simbuchino (dem Wigel'schen Familiengute von der ersten Frau des Vaters her) ein; hierher war der neu ernannte Gouverneur mit den bereits früher eingetroffenen Gliedern seiner Familie seiner Frau und seinen Söhnen entgegengeeilt: nach einer kurzen, dem Wiedersehen geweihten Rast reiste man weiter und endlich kam unsere Karawane im „Gouverneurshause“ von Pensa an, woselbst der Polizeimeister und mehrere Beamte die Frau ihres Chefs an der Hausthür ehrfurchtsvoll empfangen.

Die Schilderung der Pensa'schen Zustände, welche sich der Beschreibung der Feste anschliesst, mit denen die Wigel'sche Familie in ihrer neuen Residenz überschüttet wurde, gehört zu dem Lehrreichsten und Interessantesten, was unser Held aus dem Schatz seiner Erfahrungen und Erlebnisse überhaupt mittheilt, wenn es gleich wenig geeignet ist, Sympathien für die Zustände jener „inneren“ Gouvernements

einzuflössen, deren Cultus zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten unseres Philipp Philippowitsch gehört. Das Gouvernement Pensa war Jahrhunderte lang der Schauplatz einer Tatarenherrschaft gewesen, deren Spuren es bis in die neue Zeit hinein nicht abzustreifen vermocht hatte; noch heute lassen die Namen der meisten Städte jener Provinz, als Ardüm, Onsybey, Tschembar u. s. w. auf orientalischen Ursprung schliessen. Erst nach der Eroberung Kasons ward das russische Element in diesem Landestheil das herrschende; allmählich vermischten sich die russischen Colonisten mit den alten Bewohnern des Landes und die meisten adligen Familien des Gouvernements zählten neben rechtgläubigen Bojaren und Wojewoden tatarische Mursen zu ihren Ahnherren. Im Jahre 1666 zum Rang einer Stadt erhoben, war Pensa die Residenz geworden, von der aus die zarischen Wojewoden die Umgegend beherrschten, bis unter Katharina auch hier die Statthalterschaftsverfassung mit ihrer complicirten bürokratischen Maschinerie aufgestellt wurde. In den Söhnen dieser abgelegenen Erdgegend lebte aber der Unabhängigkeitssinn der tatarischen Mursen noch lange fort; die grossen Grundbesitzer, welche den Adel des Gouvernements ausmachten (zu ihnen gehörten u. A. auch die Scheremetjew und Uwarow), und in der Einsamkeit ihrer weitverstreuten Landsitze nur schwer erreicht werden konnten, waren fest entschlossen, „kein Stück Papier zwischen das Volk und seine Väter treten zu lassen“ und die Ursprünglichkeit ihrer patriarchalischen Beziehungen energisch gegen jede bürokratische Einmischung zu schützen. Wohl war die alte Einfachheit der Sitten auch hier längst geschwunden, noch hatte die Cultur ihre bändigende Kraft aber nicht entfalten können. Nur die Furcht hatte während der Regierungszeit Pauls vorübergehend eine Art von gesetzlicher Autorität hergestellt — in der Zwischenzeit bis zur Ernennung Wigels des Vaters, war der ursprüngliche Zustand der Dinge wieder in seine natürlichen Rechte getreten; in den entfernten, mit der Gouvernementsstadt nur nothdürftig verbundenen Kreisstädten waren die Beamten nicht die Wächter des Gesetzes, sondern

die gefügigen Werkzeuge der herrschenden Familien. Gleich San-Marino, das in einem abgelegenen Winkel Italiens sein Wesen treibt, war Pensa Jahre lang eine abgelegene, halb vergessene Republik gewesen; jeder höhere Beamte, der seine Autorität geltend machen und die gesetzliche Ordnung in das wirkliche Leben einführen wollte, wurde als Tyrann und Feind des öffentlichen Wesens von den Stimmführern der herrschenden Oligarchie öffentlich befehdet. Den Gouverneuren wären damals noch grosse Rechte eingeräumt; ohne in den Details der Verwaltung irgend controlirt zu werden, waren sie kaiserliche Vertrauensmänner, die in ihren Regierungsbezirken eine fast unbeschränkte Herrschaft ausübten. So wollte denn auch Herr v. Wigel der Vater, der als alter Kriegsmann an Zucht und Ordnung gewöhnt war, seine Macht geltend machen und eine strenge Beobachtung der gesetzlichen Bestimmungen erzwingen. Aber schon wenige Monate nach seinem Regierungsantritt begann die Opposition ihr Haupt gegen die frechen Neuerungen zu erheben. Auf allen Gebieten der Verwaltung und in allen Lebensverhältnissen stoss er auf hartnäckigen Widerstand. Der Führer dieser Opposition, die nach Wigels des Sohnes Andeutungen die tatarisch-asiatische Abneigung gegen jede feste Ordnung, jede auf sittlichen Principien gegründete Gesetzlichkeit und gegen alle europäische Bildung repräsentirte, war der officielle Wächter des Gesetzes — der Gouvernements-Procureur (Oberstaatsanwalt), der seine Stellung einzig dazu ausbeutete, die straflose Allgewalt seiner reichbegüterten und weitverzweigten Verwandtschaft zu sichern. Zwischen ihm und dem Gouverneur brach bald nach des Letzteren Amtsantritt eine erbitterte Fehde aus: Herr v. Wigel hatte einen verabschiedeten Officier, der ein gemeines Criminalverbrechen begangen und den Tod eines noch unmündigen Mädchens herbeigeführt hatte, verhaften und den Gerichten übergeben lassen; der Procureur, unter dessen Patronat der Verbrecher gestanden, antwortete mit einem geharnischten Protest und wusste die halbe Bevölkerung Pensa's gegen den eingedrungenen Deutschen und dessen neues Regime aufzuwiegeln. Herr

v. Wigel wandte sich an den General-Procureur und bat um Entsetzung des pflichtvergessenen Procureurs; dieser aber hatte längere Zeit in St. Petersburg gelebt und war im Besitz „guter Verbindungen“; es begann ein endloses Getriebe von Intriguen und Gegenintriguen, das Jahre lang spielte; der Gouverneur wusste zwar die Dienstentlassung seines Gegners herbeizuführen, wurde aber von da ab der Gegenstand eines Hasses, dessen weitverbreitete und feingesponnene Fäden sich durch das ganze Gouvernement und über dessen Grenzen hinaus zogen. An der Spitze dieser Verschwörung stand der durch seine Frau aufgestachelte Präsident des Criminalgerichtshofs, ihm zur Seite der Gouvernements-Schuldirektor. Die Frauen waren auf das gesellschaftliche Uebergewicht der Gouverneurin eifersüchtig und suchten dieselbe durch eben so läppische wie boshafte Einfälle, unerwiderte Visiten, zurückgewiesene Einladungen u. s. w. zu kränken. Ein reicher Staatsrath ausser Dienst, der seit Jahren das erste Haus gemacht und sich durch einen brutalen, schwelgerischen Luxus ausgezeichnet hatte, und dem die Geheimrathswürde des Gouvernementschefs ein Aergerniss war, trat diesem Bündniss bei; ein Gutsbesitzer, der als Rabulist gefürchtet war und die Gewohnheit hatte, seine Grenzen dadurch zu arrondiren, dass er seine Nachbarn durch unaufhörliche Processe und durch die Drohung mit neuen Rechtshändeln zu Territorialabtretungen zwang, fühlte sich in seiner Berufsthätigkeit genirt und schloss sich mit seinem weitverbreiteten Familienanhang gleichfalls den Unzufriedenen an; auch die professionellen Hazardspieler Pensa's begannen über das unerträgliche Joch zu murren, das auf ihrer Industrie ruhte und thaten das Ihre, um die Flamme des Parteihasses zu schüren. Dass es auch an Anhängern des in Herrn v. Wigel verkörperten guten Principis nicht fehlte, versteht sich von selbst; die Majorität scheint aber im feindlichen, mit dem Zauber der Nationalität und des Herkommens umgebenen Lager gestanden zu haben. Die Musse, deren die „gute Gesellschaft“ Pensa's sich herkömmlich erfreute (Leute von Stand durften in dem damaligen Russland nur von ihrem Diensteinkommen und von „Bauern“

leben, während die Last der Dienstarbeit ausschliesslich auf den Subalternen ruhte), liess die Händel zwischen den Machthabern des Gouvernements als angenehmen Zeitvertreib erscheinen, an dem man schon der Unterhaltung wegen Theil nahm.

Charakteristisch für die von unsern Helden vertretene „nationale Anschauung“ ist, dass nach dieser die Gründe für die sittliche Verkommenheit der Verhältnisse Pensa's — in Westeuropa zu suchen und die Sittenlosigkeit, Frivolität und Glaubenslosigkeit der Gutsbesitzer und Beamten jenseit der Wolga auf die französische Revolution, auf Voltaire und die Encyclopädisten zurückzuführen waren. In vollen Zügen hätten die Russen das fränkische Gift allerdings erst 1814 und 1815 in dem eroberten Paris getrunken, die einzelnen Tropfen, die schon früher durchgesickert, seien aber hinreichend gewesen, um das Herzblut der Pensabewohner in gährendes Drachengift zu verwandeln. Kurz:

Das sind die Folgen von Jean Jaques Rousseau,
Voltaire und der Guillotine —

und die idealisirende Vorstellung von den „innern Gouvernements“ ist gerettet.

Den Schluss der Pensa-Episode unseres Memoirenschreibers bilde eine Schilderung der Sitten und Gebräuche jenes Erdenwinkels: merkwürdiger Weise ist es dem scharfsinnigen Beobachter nicht möglich gewesen, das „chinesische“ Ceremoniell der Pensulaner auf westeuropäische Vorbilder zurückzuführen. Bei grossen Dinern versammelte sich der männliche Theil der Gesellschaft um den Speisetisch; die Honoratioren und diejenigen Leute, die auch vor der Suppe eine Kartenpartie nicht verschmähten, nahmen den Salon ein, im Divanzimmer thronte die Damenwelt. Die Damen reichten, wenn sie eintraten, jedem Cavalier die Hand und küssten ihn auf die Backe; bei Tisch rief der Diener den Namen des Gastes, dem er eine Schüssel reichte oder den er mit Getränken bediente, vorher mit lauter Stimme ab. Eine streng vorgeschriebene, der Hierarchie des Klassenranges genau angepasste Etikette regelte das Verhalten des Einzelnen; nur Beamte mit Stabsofficiersrang durften mit vier Pferden fahren, dem

Staatsrath war ein Sechsgespann sammt Vorreitern vorge-schrieben. Die Damen Pensa's liessen sich bis in das neun-zehnte Jahrhundert hinein das Haar pudern, zeichneten sich übrigens, wie Philipp Philippowitsch bemerkt, durch entschie-denen Mangel an Schönheit aus. — Dass es in aristokra-tischen Häusern an französischen Gouverneurs und Gou-vernanten nicht fehlen durfte, verstand sich übrigens auch jenseit der Wolga von selbst: in einem derselben fand Wigel einen jüngeren Bruder seines unvergesslichen Mentors, des Chevalier de Rolland, einen Mann, der lange in Ajaccio gelebt hatte und durch seine genaue Bekanntschaft mit der Familie Bonaparte merkwürdig war. Dieser Wundermann hatte so eben einen Ruf nach Moskau erhalten, und in seiner Gesellschaft machte Wigel sich in die altrussische Hauptstadt auf, um wiederum seinen Dienst anzutreten. — Die Zeit seiner Abwesenheit hatte indessen viel verändert: das nicht mehr viel umworbene Archiv des auswärtigen Collegiums, das Reich Ban-tysch-Kamenski's, war verödet, die fröhlichen Archiv-Junker in alle Winde versprengt, Bludow — der sich für die diplo-matische Laufbahn vorbereitete — allein auf dem Schauplatz seiner früheren Thaten übrig geblieben. Selbst das strenge Gemüth Bantysch-Kamenski's hatte den Schlägen des Schick-sals nur schwachen Widerstand geleistet und mit einer Art von Rührung empfing er seinen früheren Jünger, der nach kurzer Rast im Hause seines Schwagers (der in einem durch den Machtspruch Potemkins in eine Cavallerie-Kaserne ver-wandelten alten Kloster als Dragoner-Commandeur lebte) nach Petersburg aufbrach, um jenen Posten in der Kanzlei des Fürsten Kurakin anzutreten, der ihm während des Jubels der Krönungstage verheissen worden war. Im Herbst 1802 traf Wigel im Geleit seines Bruders in Petersburg ein, ohne Ahnung davon, dass er hier den übrigen Theil seiner Tage verleben sollte, aber schon bei seiner Ankunft erfasst von der Sehnsucht nach Moskau und Kiew — den Nationalheiligthü-mern, in deren Mauern er begraben zu werden wünschte.

Philipp Philippowitsch war, wie dem Leser erinnerlich sein wird, von dem Vice-Kanzler Fürsten Kurakin, der das

Collegium der auswärtigen Angelegenheiten dirigirte, auf Verwendung des General-Procureurs Bekleschow eine Stelle in dessen Kanzlei versprochen worden. Als er behufs Uebernahme derselben in St. Petersburg anlangte, gab es weder ein Collegium der auswärtigen Angelegenheiten, noch einen Vice-Kanzler Kurakin, noch einen General-Procureur Bekleschow mehr. Eine folgenreiche Aenderung hatte sich inzwischen vollzogen: die Collegien waren durch den berühmten Ukas vom 8. September 1802 sämmtlich in Ministerien verwandelt worden; der Vorrang, welchen früher die Collegien des Auswärtigen, des Krieges und der Marine durch ihre directe Beziehung zu der Person des Kaisers behauptet hatten, war aufgehoben worden; alle Collegien nahmen denselben Rang ein, hiessen Ministerien und standen direct unter dem Kaiser. Bekleschow, der ein Gegner dieses Projects gewesen war, hatte seinen Abschied genommen und sich in das Privatleben zurückgezogen, ebenso der Staats-Secretair und Senator Troschtschinsky; Kurakin war der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten enthoben und zum Kanzler sämmtlicher russischer Orden gemacht worden. Neue Männer standen an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten, das Reich der sogenannten Pentarchie hatte begonnen: in einer mehrfach von Censurlücken unterbrochenen Charakteristik macht Wigel uns mit den Gliedern derselben bekannt. Vice-Kanzler und Minister des Auswärtigen war ein Graf Kotschubei geworden, der sich nur auf seinen Oheim, den Grafen Besborodko, stützte, nach dem Tode desselben aber wegen Unfähigkeit verabschiedet und „wie viele Andere“ auf seine Güter geschickt wurde. Das zweite Glied dieses Fünfmänner-Bundes war „ein geschworener heimlicher Feind Russlands, der bekannte Adam Czartoryski, der Sohn der polnischen Judith und des russischen Holofernes, des Fürsten Repnin“. Von ihm heisst es weiter: „Gleich den übrigen Günstlingen des Kaisers musste auch Czartoryski den Anglomanen spielen.“ Diese übrigen „Günstlinge“ waren der „wegen der Siege seines Vaters“ zum Contre-Admiral ernannte Tschitschagow, der eine Engländerin zur Frau hatte und nach Wigels Versicherung ein

verstockter Britte war, der Staats-Secretair Nowossilzow, der gleichfalls „die Heimath des Porter und des Ale“ zu seinem Vaterlande gemacht hatte, und endlich der zwanzigjährige Graf Paul Strogonow. „Seit den Zeiten Peters des Grossen“, so fährt unser patriotischer Berichterstatter fort, „ist es das Geschick Russlands gewesen, sich immer vor den Götzen eines der verschiedenen europäischen Staaten oder Völker zu beugen. Um Peter zu gefallen, musste man sich zum Holländer machen, unter Anna und Biron herrschte Deutschland, unter Elisabeth trat La Chétardie und mit ihm das Franzosenthum auf die Bühne, das später durch die Leidenschaft, welche Katharina II. für die französische Literatur und die französischen Philosophen hatte, noch mehr Boden gewann; Peter III. wollte uns zu Preussen machen; während der ersten Jahre der Herrschaft Alexanders I. war England unsere Patronin.“ — Wigels Urtheil über die russische „Pentarchie“ von 1802 hat den Vorzug, der nationalen Tradition über diese Episode ziemlich genau zu entsprechen. Gerade darum macht dasselbe einige ergänzende Bemerkungen nothwendiger. Das entscheidende Merkmal der Männer, welchen der junge Monarch sein Vertrauen zuwendete (und zu denen auch der unbegreiflicher Weise mit Stillschweigen übergangene Fürst Alexander Galyzin gehörte), war keineswegs die Vorliebe für englische Formen und Sitten, sondern die Begeisterung derselben für die neuen humanen Zeitideen und die Verbreitung westeuropäischer Civilisation: Anglomanen wurden diese jungen Staatsmänner von ihren Gegnern gescholten, weil sie den Kaiser bestimmt hatten, sich an England anzuschliessen und den französischen Einfluss zu bekämpfen. Durch persönliche Freundschaft waren übrigens nur drei der angeblichen „Pentarchen“ dem Kaiser verbunden, Strogonow, Nowossilzow (das genie à toute sauce, wie die zahlreichen Neider diesen hochstrebenden und in der That universell gebildeten Mann nannten) und Czartoryski, die man dafür scherzweise als „comité de salut public“ bezeichnete. Im Hintergrunde der kaiserlichen Gnade und des kaiserlichen Vertrauens stand übrigens schon damals ein Mann ganz andern Schlags, jener Araktschejew, den die idealisti-

schen jungen Freunde Alexanders als ihren Todfeind und als Repräsentanten des altväterischen Despotismus kannten; man nahm an, Araktschejew sei mit der Aufgabe betraut, die liberalen Vertrauensmänner des Monarchen in der Stille zu überwachen und für den Fall des Scheiterns der von denselben verfolgten freisinnigen Pläne, als Reserve zu dienen. — Araktschejews gefährlichster Nebenbuhler in der Allerhöchsten Gunst und spiritus familiaris des Fünfmänner-Bundes war — Speranski, der im Wladimir'schen Seminar erzogene Popensohn, der sich mit beispiellosem Glück binnen weniger Jahre zu einem der ersten Würdenträger des Reichs aufgeschwungen hatte und alsbald all' seine Zeitgenossen an Arbeitsfähigkeit, Ansehen und Einfluss überstrahlte. Als Wigel zum zweiten Male nach Petersburg kam, hatte Speranski den Gipfelpunkt seiner Macht noch nicht erklommen, aber doch schon sehr bedeutende Wirkungen geübt: die Umgestaltung der alten Verwaltungs-Collegien in Ministerien war vornehmlich sein Werk gewesen, die Heranbildung eines vom Adel unabhängigen Beamtenthums, welche freilich erst einige Jahre später zum Abschlusse kam, von ihm ausgegangen. Speranski (der früher Nadeschdin geheissen) war Privatsecretair des Fürsten Kurakin gewesen und von diesem in die höhere Verwaltung gezogen worden, dann hatten Troschtschinsky und Graf Kotschubei ihre Aufmerksamkeit auf den fähigen Rotürrier gerichtet und ihm zum Amte des Secretairs des neugebildeten Reichsraths verholfen. Wigels Urtheil über diesen merkwürdigen Menschen ist ein ziemlich schwankendes, auf Aeusserlichkeiten gerichtetes; unser Memoirenschreiber glaubt besonders hervorheben zu müssen, dass Speranski, der als „echtrussischer Mann“, gleich dem „unvergesslichen Taurier keine Rachsucht kannte, aber in noch höherem Grade als dieser ein Menschenverächter war“, — kein Englisch konnte, dafür aber mit einer früheren englischen Gouvernante des Schuwalow'schen Hauses, Miss Steewens, verheirathet war und dass diese Dame es dahin gebracht hatte, dass ihr Gatte seine kleine Tochter „my dear, my pretty child, my sweet girl“ nennen konnte: im Sommer (so heisst es weiter) ritt Speranski

zuweilen auf einem anglisirten Gaul spazieren. Von Speranski's Wesen und der Natur seines Einflusses auf die Person des Kaisers scheint Wigel ebensowenig gewusst zu haben, wie die Mehrzahl seiner Zeitgenossen: er hätte sonst nicht zu erwähnen verabsäumt, dass Speranski trotz seines anglisirten Gauls und trotz gelegentlicher englischer Redensarten französischen Ideen huldigte und dass die seit dem Frieden von Tilsit an Russland herangetretene Nothwendigkeit, ein Verhältniss zu Frankreich zu finden, der Grund davon war, dass der Kaiser seine bis dazu den „Pentarchen“ zugewendeten Sympathien dem einzigen der Partei derselben angehörigen Manne zuwendete, der die Fähigkeit besass, sich in dem neuen Verhältniss zu recht zu finden und zugleich Hand an die Ausführung der geringen Reformen zu legen, die seinen Freunden und dem kaiserlichen Gönner derselben als unerreichbare Ideale vorgezeichnet hatten. Speranski — von dem Theodor von Bernhardt sagt, er sei nächst Suworow die bedeutendste russische Persönlichkeit der neueren Zeit gewesen — war ein von wahrhaft patriotischem Eifer erfüllter und dabei mit unversiegbarer Arbeitskraft ausgestatteter Idealist, aber gerade darum ein ausgeprägter Gegner jener „Staatsmänner aus der Schule Katharina's“, die von Wigel und der grossen Masse der „nationalen Politiker“ alter Schule, d. h. den Anhängern kurzfristiger, eigentlich niemals berechtigt gewesener Vorurtheile, verehrt werden.

Von den wenigen Verbindungen, welche unser Memoirenschreiber besass, führte keine einzige zu diesem self-made-man, mit dem der schlecht vorgebildete, lediglich durch die Protection mehr oder minder unfähiger vornehmer Herren emporgekommene Sohn des Gouverneurs von Pensa freilich innerlich Nichts gemein hatte, für dessen Bildungsgang und Streben dem Anhänger des alten Régime jedes Verständniss fehlte. Dieses Régime hatte für den Augenblick allen Credit verloren, seinen Trägern fehlte, auch wenn sie noch in Amt und Würden standen, jeder Einfluss und unser, ein Mal auf diese Einflüsse angewiesene Ex-Archiv-Junker stand aus diesem Grunde in der grossen fremden Stadt zum zweiten Male völlig hilf- und rathlos da; an

eine Anstellung in der Kanzlei des Vice-Kanzlers war seit dem Rücktritt Kurakins von diesem Posten nicht mehr zu denken und lediglich in der Hoffnung, eine anderweitige Verwendung zu finden, machte Wigel Kurakin einen Besuch. Der Fürst empfing ihn mit gewohnter Liebenswürdigkeit, lud ihn zu einer Soirée ein, fragte nach dem Befinden seiner Eltern, — der früher versprochenen Anstellung wurde aber mit keinem Worte gedacht. Um nicht ohne alle Beschäftigung zu sein, trat Wigel als ausseretatmässiger Beamter in das Ministerium des Auswärtigen; er konnte es aber nicht dahin bringen, auch nur mässig beschäftigt zu werden — denn die etatmässigen Beamten thaten selbst nichts, weil sie sicher waren, auch ohne Arbeit zu avanciren. Die höheren Beamten wussten (nach Wigels witziger Bemerkung) kaum, wie die Thür des Collegiums aussah, dem sie angehörten. Alle paar Wochen kam an Wigel die Reihe „du jour“ zu sein, d. h. in der Kanzlei zu sitzen, um die möglicherweise eintreffenden Couriere zu empfangen und zum Minister zu führen; ein einziges Mal wurde ihm ein Auftrag anderer Art zu Theil: man übertrug ihm „als Probe“ die Anfertigung eines Auszuges aus den früheren Verhandlungen Russlands mit der (längst untergegangenen) venetianischen Republik. Sein Eifer für den Staatsdienst musste unter solchen Umständen erlahmen; er machte es bald wie seine Kameraden und erschien nur ausnahmsweise und in grossen Zwischenräumen in seiner Kanzlei. Die Lage, in der er sich befand, war, seinem eigenen Geständniss nach, eine ebenso unbehagliche wie unwürdige: durch die Verbindungen seiner Eltern und das Noviciat in dem hocharistokratischen Moskauer Archiv stand er zu der vornehmen Welt in Beziehung, ohne ihr doch eigentlich anzugehören, da seine bescheidenen Mittel nur zur Bestreitung des Nothwendigsten hinreichten. Während seine wohlhabenderen Kameraden sich in den Salons und Ballsälen der Aristokratie tummelten, musste Philipp zu Hause beim Schein eines einsamen Talglichts dasitzen oder in einem bescheidenen Restaurant sein Mahl einnehmen und den einsam Entsagenden spielen, während er doch auch an nichts als die

ephemerer Freuden dachte, die er nur ausnahmsweise genießen konnte, während ihn doch nur der eine Wunsch erfüllte, gleich den Koslowski's, Kolitschew's und Jefremowitsch's, die er von Moskau her kannte, den vornehmen Stutzer spielen zu können. „Nicht einmal dasjenige Ersatzmittel, mit dem sich die mittellosen jungen Leute von heutzutage trösten, war mir bekannt: von liberalen Ideen wusste ich nichts; im Gegentheil, was die Anderen wünschten, wünschte auch ich; was sie genossen, war auch das Ziel meiner Wünsche; es war eine schwere, schwere Situation!“

Und in der That — es lässt sich kaum etwas Betrüblerischeres denken, als eine solche Jugend ohne Idealismus, ohne Streben, ohne Ahnung von dem, was den eigentlichen Werth des Lebens ausmacht, eine Existenz, die bei achtzehn Jahren für nichts Sinn hat, als die Hohlheiten der eleganten Gesellschaft und das Würfelspiel der Carrière. Ohne Bildung, ohne Interessen, ohne sittlichen Halt, unbekannt mit den Schätzen, welche Wissenschaft und Kunst bieten, schleppt ein fähiger, im Kern seines Wesens tüchtiger Jüngling die Blüthezeit seines Lebens in unbehaglichem Müsiggang dahin, nur von dem einen Wunsch beseelt, Glied einer Gesellschaft zu werden, über deren Leerheit und Nichtigkeit er sich selbst kaum mehr Illusionen machte und von der sich doch nicht läugnen liess, dass sie die einzige war, die sich von der Barbarei des rohen Altrussenthums bis zu einem gewissen Grade frei gemacht hatte. — Dieser Zustand, dessen Jammer Wigel durchzukosten hatte, war kein vorübergehender und kein zufälliger, er bestand bereits seit einem Jahrhundert und sollte noch Jahrzehnte fortdauern, ohne sich irgend zum Besseren zu verändern und dem heranwachsenden Geschlecht für eine würdigere Bethätigung seiner Kräfte Raum zu lassen. Auf den von Wigel geschilderten Zeitraum aber blickten spätere Generationen mit Sehnsucht zurück.

Die Fluth des Petersburger high life trieb gerade während der ersten Jahre der Regierung Alexanders I. ihre stolzesten Wellen; die elegante Welt der Newa-Residenz liess in Luxus und Aufwand alles hinter sich, was selbst Paris

gekannt hatte; nur mit Wien, dem Tummelplatz ungarischer, böhmischer, deutscher, italienischer und polnischer Magnaten und Millionäre, liess sie sich vergleichen. Die ungeheuren Vermögen des russischen Adels waren grossentheils noch beisammen, noch nicht an Söhne und Enkel versplittert, noch „undurchgebracht“. Die Ehrenstellen in der Armee, der Bürokratie und bei Hof waren das beinahe ausschliessliche Eigenthum der grossen Adelsfamilien, deren Sprossen mit 17 Jahren Kammerjunker, mit 25 Jahren Kammerherren zu werden pflegten und dann einer glänzenden Zukunft gewiss waren, „die lästigen, erniedrigenden, durch ihr Einerlei tödtenden Pflichten des Kanzleidienstes existirten für diese Bevorzugten nicht!“ Ein Fest drängte das andere, ein vornehmes Haus suchte das andere zu überstrahlen; die Zahl der Familien, in denen täglich offene Tafel gehalten wurde, war so gross, dass Leute, die nur einige Verbindungen besassen, der Mühe überhoben waren, sich an einem öffentlichen Orte ihr Mahl zu suchen; die Gastlichkeit der reichen Privatleute machte der Betriebsamkeit der Gastwirthe und Restaurateurs Concurrenz. Die grösste Ausgabe für diejenigen, die es nicht verschmähten, von der Gastfreiheit ihrer Freunde zu leben, bestand in der Beschaffung einer eigenen Equipage, da es für unanständig galt, zu Fuss zu gehen und selbst die Droschkenfahrer über die Achsel angesehen wurden. Vorübergehend kam denn auch einmal — Dank der Anglomanie des Hofes — höchste Einfachheit in die Mode: Se. Majestät hatte mehrere Male geruht, zu Fuss auszugehen und dadurch war der Bann, der auf den Fussgängern ruhte, für einige Zeit gebrochen!

Erst durch den Einfluss Speranski's wurde ein neuer Stand geschaffen und zu Einfluss und Ehren gebracht — die Bürokratie. Bis dazu waren die höheren Posten der Präsidenten und Vicepräsidenten in den Collegien der Gouverneure oder Oberprocureure das ausschliessliche Eigenthum der Edelleute gewesen, die es im Staats- oder Hofdienst zu etwas gebracht hatten; Leute niederen Schlages gelangten herkömmlich nicht weiter als zu den Posten von Räthen in

der Provinz, höchstens zu Obersecretairen in den Collegien und Kanzleien, und auch das nur, wenn sie Ausdauer genug besessen hatten, um Jahrzehnte lang zu warten. Dieses Beamtenthum des 18. Jahrhunderts hat Wigel ziemlich treffend charakterisirt. „Unsere ältere Beamtengeneration“ — so berichtet er — „war im Allgemeinen gutartig, liess sich an Wenigem genügen, nahm zwar Geschenke an, erpresste aber keine und war in der Regel groben Bestechungen unzugänglich; die Beamten spielten häufig nur die Rolle von Advocaten, erwiesen dem Publicum allerlei Gefälligkeiten und Dienste und liessen sich für diese bezahlen. Zur Zeit der Kaiserin Katharina war dieser bürokratische Mittelschlag bereits ausgestorben und durch eine neue, habgierigere Generation verdrängt worden. Speranski, der diese letztere Beamtengattung vorfand, beschloss den ganzen Stand zu heben und sichtlich zu fördern: Bildung war sein Losungswort, war das Mittel, welches er zur Erreichung dieses Zweckes anwenden wollte. Da er aber nicht selbst direct einwirken konnte, musste er sich auf seine Freunde, Collegen und Untergebenen stützen, und diese verbreiteten mit der europäischen Bildung auch die europäische Unsittlichkeit. Anfangs ging alles gut; die Zöglinge der geistlichen Akademien und der Moskauer Universität, welche Speranski in die Kanzleien zog und denen er durch gute Gehälter die Mittel zu einer auskömmlichen, anständigen Existenz bot, zeigten guten Willen und ernstes Streben. Seit die Collegien in Ministerien verwandelt worden waren, liessen sich auch die jungen Edelleute, die bis dazu nur die diplomatische Carrière für standesgemäss gehalten hatten, zum Eintritt in die Kanzleien herbei und trugen dadurch nicht wenig dazu bei, den Kanzleidiens in der öffentlichen Meinung zu heben. Aber die mit dem Jahre 1807 eintretende, allmählich fortschreitende Entwerthung des Papiergeldes reducirte die Beamtengehälter alsbald auf ein Viertel ihres bisherigen Werths und die ärmeren Beamten liessen sich diesen Umstand zur Entschuldigung und zum Vorwand dienen, um wiederum der Bestechlichkeit und Unredlichkeit Raum zu geben.“ — Mit dieser Thatsache und den aus der-

selben resultirenden Folgen hat es seine Richtigkeit: die weiteren Schlussfolgerungen, die Wigel an dieselben knüpft, entbehren dagegen alles festen Bodens, dem neueren russischen Bürokratismus werden von ihm Tendenzen imputirt, die erst ein halbes Jahrhundert später Wurzel schlugen, der Generation aber, von der hier die Rede ist, völlig fremd blieben. „Der Liberalismus und der Unglaube“, so fährt unser Memoirenschreiber nämlich fort, „begannen Herz und Geist der Beamten zu verderben; statt der Bibelsprüche, die früher der Rede eingestreut zu werden pflegten, hörte man die Phrasen der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts und die Schlagworte revolutionärer Redner citiren. Je mehr Bildung und Luxus zunahm, desto rascher entwickelte und verfeinerte sich die Kunst, auf unredliche Weise Geld zu machen: indessen glaube ich nicht, dass diese Kunst je eine höhere Stufe, als die, zu welcher sie gegenwärtig gebracht ist, wird erreichen können... Der moderne Bürokrat, sobald er zu einem Posten von einiger Bedeutung gelangt ist, denkt daran, Minister zu werden. Er wird stolz, nimmt in seinem Betragen eine gewisse Kälte an und wird nur solchen Personen gegenüber gesprächig, die Geduld haben, ihm stundenlang schweigend zuzuhören. Er kleidet sich wie ein Stutzer, hat einen guten Koch, eine modische Frau und einen Flügel, lebt ziemlich zurückgezogen und empfängt nur Personen, die ihn brauchen und die er braucht. Er drückt sich in mehreren fremden Sprachen geläufig aus und ist belesen genug, um mit einem gelehrten Anstrich über Dinge zu raisonniren, über die er niemals nachgedacht hat. Ueber Angelegenheiten des Dienstes spricht er in der Gesellschaft nur wenig; er spart sie für sein Cabinet und für das Behördenlocal auf. An den Nutzen des Staats, die Wohlfahrt der Menschheit zu denken, ist ihm noch nie in den Sinn gekommen, er lässt sich nicht einmal dazu herbei, sich gelegentlich auf diese Begriffe, die er für Ausgeburten schwacher Köpfe hält, auch nur zu besinnen! Zu herrschen und Geld zu machen, das ist Alles, was er wünscht, andere Schwachheiten hat er nicht, ob er dieselben gleich bei Anderen hegt und nährt; denn zu ver-

achten ist ihm Genuss, zu achten Qual. Seine Stellung mag so untergeordnet sein, als sie wolle, er lässt die Bittsteller, die zu ihm kommen, im Vorzimmer warten, spricht mit ihnen aus einem hohen Ton und nimmt die Bestechungsgelder, die er erpresst, gerade so an, als seien sie der schuldige Tribut Besiegter. Mitgefühl kennt er nicht, heilig ist für ihn nichts auf dieser Welt; er ist ein civilisirter Räuber, der nicht den gehörigen Muth hatte, sein Gewerbe auf offener Heerstrasse zu treiben. Habe ich auch nur ein ideäles Charakterbild der bürokratischen Species entworfen, so hat dasselbe doch eine grössere oder geringere Aehnlichkeit mit den einzelnen Exemplaren.“

Seltsam genug, wenn ein im Staatsdienst ergrauter Greis, von den Genossen seiner Thätigkeit aussagt, dass sie gezähmte Strassenräuber seien, und noch seltsamer, wenn er die Ideen für den Zustand allgemeiner Entsittlichung verantwortlich macht, deren Bekämpfung die Hauptaufgabe dieser Beamten-schule war! Man braucht keineswegs ein Verehrer der unter den „russischen Allerneuesten“ grassirenden liberal-bürokratischen Ideen zu sein, um anzuerkennen, dass der Cultus dieser Ideen einen Fortschritt gegen den früheren Zustand involvirt und dass es gerade der Mangel an allem politischen Idealismus, an allem auf allgemeine und ideale Ziele gerichteten Streben war, der die von Wigel geschilderte Verwilderung hervorgebracht hatte. Der von unserem Memoirenschreiber geschilderte Petersburger Bürokrat ist als das eigenste Produkt des Nikolaitischen Systems und seines Vernichtungskampfes gegen Alles, was nach Selbstständigkeit der Bildung und des Charakters schmeckte, anzusehen. Der Unterschied gegen früher beschränkte sich darauf, dass dieses Instrument der Staatsomnipotenz bis zu den Zeiten Speranski's ein blosses Anhängsel des zum Staatsdienste privilegirten Adels gewesen war, von da aber eine selbstständige Stellung in der Gesellschaft einnahm und demgemäss höhere sociale Ansprüche erhob. Die neue liberale Beamten-schule, die an und für sich nichts weniger als musterhaft ist, bei der ein Streben nach Integrität und Förderung der idealen Aufgaben des Staats-

lebens aber nicht verkannt werden kann, hat Wigel gar nicht mehr gekannt, höchstens in einzelnen ihrer Vorläufer erlebt. Gerade darum nimmt es sich höchst wunderlich aus, dass er alle Mängel und Schäden des russischen Staats- und Gesellschaftslebens auf eine einheitliche Quelle, die von Westen her eingedrungenen Ideen von 1789, alle guten und heilsamen Momente der russischen Eigenthümlichkeit auf Moskau und das Land jenseits Moskau zurückführt.

Mit den vorstehenden Ausführungen schliesst der erste für uns allein in Betracht kommende Theil des Wigel'schen Memoirenwerks. Ihren äusseren Abschluss fand die Jugendgeschichte unseres Helden in einer merkwürdigen, für Menschen und Verhältnisse damaliger Zeit höchst charakteristischen bürokratischen Erfahrung. Wigel war es gelungen, in einer Speranski verwandten Branntweinpächter-Familie den Helden der neuen Aera kennen zu lernen; Speranski versprach seinem jungen Bekannten eine Anstellung in dem, bei dem Ministerium des Innern errichteten statistischen Comité: es sollte dieses aus zehn Gliedern bestehen, deren eines zu werden Philipp Philippowitsch bestimmt war. Wie er selbst mit Freimuth eingesteht, gab es in Russland nicht zehn Leute, die wussten, was man sich unter dem Ausdruck „Statistik“ zu denken habe. „Dass ich der Zahl der Wissenden nicht angehörte, versteht sich von selbst; mit der Zuversicht der Ignoranz meinte ich aber, das habe nichts auf sich und ich würde bald genug hinter dieses Geheimniss kommen.“ Im Januar 1803 wurde Wigel aus dem Ministerium des Auswärtigen, dem er bis dazu noch zugezählt worden war, als Collegien-Assessor verabschiedet. „Was dann mit mir geschah“, fährt er nach einem getreuen Bericht über das Hochgefühl, es zum Rang eines Stabofficiers gebracht zu haben, fort, „ist wahrscheinlich noch nie einem Andern passirt: ich wurde das Opfer einer Mystification, die zwei Jahre lang dauerte. Speranski hatte mir gesagt, ich sei einem Departement des Ministeriums des Innern zugezählt, habe aber nicht nöthig, wirklich in das Departement zu gehen, da die Thätigkeit des statistischen Comité's erst in sechs Monaten

ihren Anfang nehmen werde. Ich weiss nicht, ob Speranski mich hintergehen wollte, ob er die Erfüllung einer Formalität verabsäumt hatte, oder ob ihm die ganze Angelegenheit im Drange wichtiger Geschäfte aus dem Gedächtniss gekommen war: während ich selbst und alle Uebrigen glaubten, ich sei im Ministerium des Innern angestellt, war ich thatsächlich zwei Jahre lang verabschiedet.“

Zu einem richtigen Verständniss dieser Thatsache und der Verhältnisse, unter denen sie möglich wurde, wird der Leser es ebenso schwer bringen, wie Philipp Philippowitsch selbst. Er selbst gesteht, bereits damals eine, wenn auch unklare und unbewusste, so doch lebhaft empfundene Vorstellung von der Wichtigkeit seiner Umgebung und seiner eigenen Existenz gehabt zu haben: die Erinnerung an die Freud- und Würdelosigkeit seiner Jugend wurde er nie wieder los, auch als er während der späteren Jahre seiner Dienstlaufbahn zu Amt und Würden gelangte. Wie Philipp Wigel ist es später zahllosen Anderen seines Schlages gegangen. Für den Russen der höheren Stände gab es keine andere, als die bürokratische Laufbahn, keine andere Vorbildung, als die Dressur zu den Fertigkeiten, welche in der Kanzelei und am grünen Tisch für die ausschlaggebenden Qualitäten galten. Für tiefer angelegte, ideal gerichtete Naturen fehlte es an jeder Möglichkeit einer normalen Befriedigung ihrer Bedürfnisse und lag Nichts näher, als erbitterte Feindschaft gegen die überkommenen Formen der Existenz. Bei den Einen hat diese Feindschaft zum politischen Radicalismus, bei den Anderen zu dem phantastischen Cultus der s. g. nationalen Idee geführt. Nicht diejenigen, unter deren Händen die Verwaltung des Staats zu einer geistlosen, alle besseren Neigungen des Menschen erstickenden, schliesslich ihrem eigenen Zweck entfremdeten Maschinerie geworden war, sondern die deutschen Lehrer des älteren russischen Beamtenthums wurden für die vorhandenen Schäden verantwortlich gemacht. Nicht bei Wigel allein, bei einer grossen Anzahl derer, die in seine Fusstapfen traten und in der Vernichtung der „Fremdherrschaft“ ihre Aufgabe sahen, handelt es sich im

letzten Grunde um Nichts weiter, als um die auf mangelhafter Bildung beruhende irrthümliche Auffassung eines schwierigen, aber unvermeidlichen grossen Processes, um eine handgreifliche Verwechslung zwischen den Factoren, welche die grosse russische Umwälzung des achtzehnten Jahrhunderts in die Hand genommen hatten, und denen, welche der ihnen gewordenen Aufgabe nicht gerecht zu werden vermochten. Wigels Entwicklungsgang verräth in dieser Rücksicht eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem S. T. Aksakows und anderer älterer Führer der nationalen Schule.

Tief in ihm hatte ein edleres, auf die idealen Mächte des Lebens gerichtetes Streben geschlummert, das Niemand zu wecken, Niemand zu beleben gewusst hatte, das dem eigenen dunklen Drange überlassen blieb, ohne „des rechten Weges“ bewusst werden zu können. Auf dieses tiefere, ideale Streben Wigels lässt sich jene abenteuerliche Theorie von der Knechtung der russischen Eigenthümlichkeit durch die Westeuropäer zurückführen, die er dreissig Jahre später in seiner „Russie envahie par les Allemands“ aufstellte. Die leere, von Eitelkeit und Genusssucht zerfressene Welt, in der er sich bewegte, genügte ihm nicht, wie sie den Aksakow und Kirejewski nicht genügen konnte; die einzigen reinen, unverfälschten Eindrücke seines Lebens hatte er als Kind in Kiew empfangen. Je weiter er sich von diesem goldenen Zeitalter seiner Kindheit entfernte, desto glänzender strahlte das Licht, in dem dasselbe ihm erschien, desto undeutlicher wurden die Contouren der thatsächlichen Verhältnisse, welche den Kern dieser Reminiscenz bildeten: mehr und mehr gewöhnte er sich daran, das, was das spätere Leben ihm schuldig geblieben war, in das verlorene Kiewer Paradies zu versetzen, die eigene jugendlich-naive Auffassung der Dinge für den Reflex eines gesunden, naiven Gesellschaftszustandes zu halten und, was sich in Wahrheit „nie und nirgend begeben hatte“, am Dnjepr zu suchen. Die Zustände Kiews waren im Grunde wenig von denen unterschieden, die er im übrigen Russland vorfand; was sich ihm in Kiew mit holden Nebeln verhüllt hatte, lag in Petersburg nackt und klar vor seinen Augen;

der ganze Unterschied bestand darin, dass man dieselben Dinge am Dnjepr mit russischen, an der Newa mit französischen Namen nannte. Was Wigel das „Russland Katharina's“ nannte, heisst jetzt bei den Slawophilen das vorpetrinische Russland. Im Grunde ist es dasselbe wesenlose Ding, dasselbe Phantasiegebilde jenseits der Grenzen der tageshellen Realität. Bei Wigel beginnt das Verderben mit dem Tode Katharina's, bei den Aksakow und Kirejewski mit der Thronbesteigung Peters. Könnte nicht nächstens eine noch phantastischere Doctrin aufkommen, welche den Entnationalisierungsprocess schon von Boris Godunow oder gar von Rurik dem Waräger abzuleiten unternähme? Das Wesen der Sache bleibt dasselbe, einerlei, auf welche Namen es getauft wird. Merkwürdig aber bleibt unter allen Umständen, dass es ein Mann deutschen Namens und deutscher Abstammung gewesen ist, der den durch das russische Leben gehenden Riss zuerst auf den Abfall von nationalen Traditionen und auf deutsche Einflüsse zurückgeführt hat, — dass es auch zu dem Durchbruch einer national-russischen Reaction gegen Peters des Grossen westeuropäischen Kosmopolitismus der Mitwirkung eines Deutschen bedurft hat!

Die altgläubigen Sectirer in Russland, Oesterreich und der Türkei.

Jahrhunderte lang vom westlichen Europa kaum beachtet, bildet die orthodoxe Kirche Russlands und des Orients seit einiger Zeit den Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit im Abendlande. Deutsche Altkatholiken und brittische Hochkirchler suchen um die Wette nach Anknüpfungspunkten mit dem byzantinischen Kirchentum; die Einen sehen in der mächtigen russischen Staatskirche einen wünschenswerthen Verbündeten in dem Kampfe gegen Rom und die Ansprüche des Ultramontanismus, die Anderen glauben eine innere Verwandtschaft zwischen dem Dogma des Orients und der gereinigten Lehre eines auf römischen Voraussetzungen ruhenden Protestantismus nachweisen zu können. Während Theologen und liberale Kirchenpolitiker vor offenen Thüren mit Abgesandten des oecumenischen Patriarchats und des heiligst dirigirenden Synod von Petersburg die beiderseitigen Unterscheidungslehren discutiren, suchen Historiker und Publicisten den geheimnissvollen Wegen nachzugehen, auf welchen es Russland gelungen ist, mit Hilfe einer vielfach unterbrochen gewesenen, durch kein äusseres oder verfassungsmässiges Band zusammengehaltenen kirchlichen Gemeinschaft die christlich-orientalische Welt an seine Interessen zu knüpfen. Der Riss, den die letzten Jahre in die Einheit der orientalischen Kirche gelegt haben, indem sie bei Gelegenheit des bulgarischen Schisma griechische und slawische Anhänger der-

selben in zwei feindliche Lager spalteten und den Gegensatz der Race zum Ausgangspunkt einer tiefgehenden Differenz machten, hat gleichfalls dazu beigetragen, die öffentliche Aufmerksamkeit auf das kirchliche Leben des östlichen und süd-östlichen Europa zu richten. Ueber das Wesen dieses Kirchenthums und die eigenthümlichen Verhältnisse, welche die Entwicklung desselben bedingt haben, wissen aber die Wenigsten Bescheid: in durch politische Rücksichten geschürtem Eifer für die Herstellung einer Interessengemeinschaft zwischen allen nicht-römischen Confessionen imputirt man dem Clerus der russischen und der byzantinischen Kirche die eigenen Tendenzen, die specifisch occidentale, der slawisch-orientalischen Welt völlig unverständliche Neigung für dogmatische Distinctionen und Begriffsbestimmungen, folgert man aus zufälligen Uebereinstimmungen in Lehre oder Verfassung eine innere Verwandtschaft, für welche alle thatsächlichen Voraussetzungen fehlen. Unbekannt mit den politischen und socialen Verhältnissen, welche die Grundlagen der griechisch-orientalischen Kirche bilden, ohne Kenntniss der Factoren, welche auf die Action derselben bestimmend einwirken, ergehen die abendländischen, insbesondere die brittischen Theologen sich in den wunderlichsten Vorstellungen über die Motive, welche der scheinbaren Bereitschaft ihrer neuen Freunde zu friedlicher Verständigung zu Grunde liegen. Die griechisch-slawische Kirche, welche in Wahrheit eine von den verschiedensten äusseren Rücksichten bestimmte politisch-nationale Anstalt ist, innerhalb welcher das religiös-dogmatische Element bis heute eine nur höchst untergeordnete Rolle gespielt hat, wird von denen, welche neuerdings mit ihr zu pactiren suchen, in eine Reihe mit den occidentalen Glaubensgemeinschaften gezogen und nach rein westeuropäischen Gesichtspunkten beurtheilt und behandelt. Auf Motive innerlicher Natur wird zurückgeführt, was lediglich das Product äusserer Rücksichten ist. Der oecumenische Patriarch von Constantinopel, dessen Hauptbedeutung in seiner weltlichen Stellung als Oberhaupt der orthodoxen Christen des Orients liegt und dessen Thun und Lassen durch andere als

politische Zweckmässigkeits- und Interessenrücksichten nie bedingt gewesen ist, gilt denen, die mit ihm über die Grundlagen einer neuen Universalkirche verhandeln, für einen nationalen Bischof, dessen Hauptsorge das Seelenheil seiner Diöcesanen ist. Weil dieser Kirchenfürst nicht die souveraine Stellung des römischen Papstes einnimmt, weil er als blosser primus inter pares weder auf lehramtliche Unfehlbarkeit, noch auf letztinstanzliche Entscheidung in kirchlichen Verwaltungs- und Disciplinarfragen Anspruch erheben kann, glaubt man in Cambridge, London und Bonn, derselbe werde bereit sein, in eine Reihe mit den anglicanischen Erzbischöfen und dem gelehrten Führer der deutschen Altkatholiken herab zu steigen um im Verein mit diesen ehrwürdigen Collegen die Welt in die Bahnen einer neuen „johanneischen“ Kirchen-Entwicklung zu lenken. Der zu Petersburg residirende Synod — ein für Nichtkenner der russischen Kirchengeschichte durchaus unverständliches, auf einen Compromiss zwischen der Staatsgewalt und der mönchischen Hierarchie Russlands gegründetes Institut wird unter den Händen der altkatholischen Universal-kirchler zu einem Abbilde des Berliner Kirchenraths: aus der Courtoisie, mit welcher gewisse Kreise der höheren Petersburger Gesellschaft die Bonner Conferenzen beschickt haben, glaubt man ohne Weiteres auf ein tiefgefühltes Reform- und Verständigungsbedürfniss der russischen Kirche, aus den lebenswürdigen Formen und der Geschmeidigkeit der aus Petersburg abgesandten, mit feiner Berechnung der Verhältnisse ausgewählten kirchlichen Vertreter auf Bildungsgrad und moralische Beschaffenheit des gesammten russischen Clerus schliessen und die Verheissungen einer grossartigen kirchlichen Union beider Hemisphären voraussagen zu dürfen.

Eine umfassende Berichtigung der falschen Voraussetzungen, von denen diese Auffassungen ausgehen, liegt ausserhalb der Absicht, in welcher die nachstehenden Blätter geschrieben worden sind. Ganz abgesehen davon, dass die politischen Verhältnisse der Gegenwart nicht dazu angethan sind, für eine unbefangene Beurtheilung des neu-russischen Volks- und Kirchentums Raum zu schaffen und die ten-

denziösen Irrthümer zu beseitigen, welche in Umlauf gesetzt worden sind, — würde zu einem Unternehmen solcher Art eine Kenntniss der orientalischen Kirchengeschichte und ebenso der in Russland und auf der Balkanhalbinsel gegebenen, in beständiger Umgestaltung begriffenen Verhältnisse nothwendig sein, über welche unter den Lebenden kaum Jemand gebietet: handelt es sich doch darum, die wissenschaftlichen Unterlassungen ganzer Jahrhunderte einzuholen und eine Lücke unserer Kenntniss von den Zuständen und Entwicklungen der östlichen Hälfte Europa's auszufüllen, auf welche man erst in der neuesten Zeit aufmerksam geworden ist! Die Aufgabe, welche der Verfasser sich gesetzt, beschränkt sich auf die Darstellung gewisser neuerer Vorgänge im Schoosse des russischen kirchlichen Lebens, welche geeignet erscheinen, die tiefe, zwischen ost- und westeuropäischer Auffassung befestigte Kluft in helles Licht zu setzen und nachzuweisen, dass die Aufgaben, mit deren Lösung Staat und Kirche Russlands beschäftigt sind, mit den deutschen und englischen Bestrebungen zur Herstellung einer neuen oecumenischen Grundlage des kirchlichen Lebens, überhaupt mit dogmatisch-religiösen Kämpfen nicht das Geringste gemein haben. Wie es sich in dem für die Zukunft des Orients so hochwichtigen bulgarischen Kirchenstreit lediglich um eine Machtfrage, um eine Entscheidung darüber handelt, ob Griechen oder Slawen die moralische Führung der morgenländischen Christenheit übernehmen sollen, so hat das innere Leben der russischen Kirche seit Jahrhunderten zu seinem Hauptinhalt Kämpfe gehabt, denen jede religiöse Bedeutung fehlt, die rein äusserlicher Natur sind und die doch mit der leidenschaftlichen Gluth des Fanatismus ausgefochten wurden. Die Geschichte des im 17. Jahrhundert entbrannten, noch heute nicht geschlichteten russischen Kirchenstreits hat Denjenigen, welche es zu einem Verständnisse dieser im europäischen Völkerleben einzigen Erscheinung gebracht haben, seit lange als ausreichender Beleg dafür gegolten, dass an eine Verständigung zwischen morgen- und abendländischem Kirchentum in absehbarer Zukunft überhaupt nicht zu denken ist, weil die Grundvoraussetzungen dessen,

was hüben und drüben unter dem Worte „Religion“ verstanden wird, diametral verschiedene sind. Das Capitel aus der Geschichte dieses Kirchenstreites, das den Lesern in dernachstehenden Skizze vorgelegt werden soll, dürfte besonders geeignet sein, zur Berichtigung der über das Wesen der russisch-griechischen Kirche im Schwange gehenden Irrthümer beizutragen und deutschen Anhängern des schönen universal-kirchlichen Traumbildes den Beweis zu liefern, dass die Sorgen und Gefahren, denen die jüngsten Anstrengungen des russischen Clerus gegolten, ausser jeder Beziehung zu dem Inhalte der zeitgenössischen Entwicklungen in Deutschland, England oder Italien stehen.

Bevor auf den russischen Kirchenstreit und die aus dem Schoosse desselben hervorgegangenen altgläubigen Secten eingegangen wird, erscheint ein kurzes Wort über Verfassung und Beschaffenheit der in Russland herrschenden officiellen „rechtgläubigen“ Kirche nothwendig. Diese Kirche bildet einen Zweig der grossen orientalischen Kirchengemeinschaft, steht indessen äusserlich in keiner directen oder regelmässigen Verbindung derselben, ist vielmehr von dem oecumenischen Patriarchat vollständig unabhängig und hat, da das letzte Concil der orientalischen Kirche um zwei Jahrhunderte zurückdatirt, einen durchaus eigenartigen und selbstständigen Entwicklungsgang genommen, auf dessen Hauptmomente wir in der Folge zurückkommen werden. Das russische Reich zerfällt gegenwärtig in vierundzwanzig Eparchien oder bischöfliche Sprengel, an deren Spitze je ein Erzbischof oder Bischof steht, von dem sämmtliche Kirchen, Klöster und Geistlichen des Bezirks regiert werden; fünf dieser Eparchien, die von Petersburg, Moskau, Kiew, Wilna und Sibirien, haben nicht Erzbischöfe oder Bischöfe, sondern Geistliche vom höchsten Rang, s. g. Metropolit, zu Verwaltern. Die gesammte Geistlichkeit zerfällt in zwei Klassen: die erste besteht aus der Klostergeistlichkeit (der s. g. schwarzen Geistlichkeit, tshornoje duchowenstwo), zu welcher alle Bischöfe und höheren Würdenträger, sowie die meisten Directoren und Lehrer der geistlichen Anstalten gehören, welche beinahe ausschliesslich

die Leitung der Kirche in den Händen hat und den eigentlich herrschenden Stand bildet. An zweiter Stelle steht die weisse oder weltliche Geistlichkeit (bjeloje duchowenstwo), deren Glieder einen erblichen, privilegirten Stand bilden, aus welchem der Austritt indessen gestattet ist; zu diesem Körper gehören sämmtliche Dorfpriester und die Geistlichen der städtischen Kirchen, welche mit dem Publicum in directer Beziehung stehen und unsern Predigern entsprechen. Die Bekleidung eines Priesteramts hat die Vollendung des Cursus in einem geistlichen Seminar und die Ehe mit einer Jungfrau zur Voraussetzung; verliert ein Priester seine Frau, so muss er, da die zweite Ehe ebenso verboten ist wie die Ehelosigkeit, entweder Mönch werden oder aus dem geistlichen Stande austreten. Einen dritten, ebenfalls erblichen, geistlichen Stand bildeten bis vor wenigen Jahren die nach Zehntausenden zählenden Kirchendiener, Küster, Kirchsänger und Diaconen, zum grössten Theil ehemalige Seminar-schüler, welche ausser Stande gewesen, ein Examen zu bestehen; neuerdings ist dieser Stand nicht mehr erblich und der Austritt aus demselben wesentlich erleichtert. — Jedem Eparchialvorsteher steht ein aus örtlichen Geistlichen gebildetes Consistorium zur Seite, mit dessen Hilfe er die Verwaltung des Sprengels leitet; alle Ernennungen, Beförderungen und Entlassungen ruhen in der Hand des Bischofs, dessen Machtbefugnisse, wie wir weiter unten sehen werden, beinahe unbeschränkt sind. Seinen Hofstaat bilden ausschliesslich Mönche, die allenthalben die Aristokratie der Kirche ausmachen, allein an der Verwaltung des Kirchenvermögens und der geistlichen Schulen Theil haben und die weisse Geistlichkeit in strenger Abhängigkeit halten.

Der für das gesammte griechisch-russische Kirchenwesen höchst bedeutsame Gegensatz zwischen Kloster und Weltgeistlichkeit ist in der orientalischen Kirche ein uralter; schon im dritten und vierten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung standen zwei verschiedene Gruppen, eine episkopal-hierarchische und eine liberalere Diaconen-Partei, einander gegenüber. Das Verbot der Priesterehe wurde zum ersten Male im Jahre 1314

erlassen — nur zu Gunsten der Diaconen sollten Ausnahmen gestattet sein: dafür wurden diese auf die niederen Aemter beschränkt. Die Einführung des orientalischen Christenthums in Russland geschah hauptsächlich durch griechische Mönche, welche anfangs alle Herrschaft an sich rissen, sämtliche höhere Aemter besetzten und die convertirten Russen höchstens zum Diaconat zuliessen. Während es auf diese Weise geschah, dass der höhere, mönchische Clerus von Hause aus ein fremdes Element, das griechische, repräsentirte, vertrat die niedere Geistlichkeit, so zu sagen, das nationale Element. Allmählich gelang es auch eingeborenen Russen, sich zu den höheren kirchlichen Aemtern emporzuschwingen, aus denen die Griechen nach und nach sogar verdrängt wurden: es machte sich aber von selbst, dass diejenigen, welche der Tonsur theilhaft wurden, zugleich die griechische Tradition annahmen und die vornehme Ausschliesslichkeit der fremden Prälaten nachahmten. Noch heute ist es die Klostergeistlichkeit, welche vornehmlich die alt-byzantinischen Anschauungen vertritt und gemäss diesen von einer Theilnahme der nationalen Weltgeistlichkeit und der Laienschaft an dem Kirchenregiment Nichts wissen will. Die Herrschaft soll in den Händen Derer bleiben, welche zugleich im vollen Besitz der byzantinischen Tradition sind, diese vor der Beeinflussung durch nationale Elemente behüten und einen Staat im Staate bilden. Der Zusammenhang der russischen Kirche mit der morgenländischen wird von dem mönchischen Clerus bis auf diese Stunde ganz besonders betont und nur sehr ungern entschloss man sich in diesen Kreisen dazu, in Sachen des bulgarischen Kirchenstreits gegen die Griechen Partei zu ergreifen, während die Weltgeistlichen, allerdings nur instinctiv und unbewusst, einen russisch-nationalen Standpunkt vertreten. Auch der Einfluss und das hohe Ansehen der national-griechischen Geistlichkeit und Kirche haben sich bis in die Neuzeit erhalten und der Mönch des Athosklosters, der russischen Boden betritt, konnte bis in die Tage des bulgarischen Schisma hinein sicher sein, eine Rolle zu spielen, wie sie ihm daheim nicht leicht zu Theil wird.

Trotz der Anstrengungen, welche Peter der Grosse und verschiedene von dessen Nachfolgern machten, um den Einfluss der niederen Geistlichkeit zu heben und mit deren Hilfe die Allmacht der Kirchenfürsten zu brechen, befindet der niedere Clerus sich noch immer in vollständiger Abhängigkeit von der mönchischen Hierarchie. Wie grundverschieden die Stellung ist, welche die beiden Klassen des russischen Clerus einnehmen, geht ganz besonders aus dem Gegensatz ihrer materiellen Lage hervor. Während Klöster und Mönche reich dotirt sind, lebt der grösste Theil der Weltgeistlichen in einer Dürftigkeit, von welcher höchstens die Priester in den grossen Städten ausgenommen sind und die zu der Auskömmlichkeit, der die protestantischen, katholischen, ja selbst die lamaïtischen Geistlichen sich in Russland erfreuen, in höchst auffallendem Gegensatz steht. Noch schlimmer steht es um die Bildung dieser Weltgeistlichkeit, auf deren Schultern alle seelsorgerische Arbeit ruht, die für die Gemeinden allein in Betracht kommt, und die nichtsdestoweniger von der höheren Cultur und dem materiellen Wohlstande, dessen die mönchische Hierarchie sich erfreut, vollständig ausgeschlossen ist.

Die eigentliche Regierung und Verwaltung der Kirche ruht in den Händen des „heiligst-dirigirenden Synod“, einer Kirchenbehörde, welche aus zwölf Geistlichen besteht, von denen einige, wie z. B. die Metropolitnen und der kaiserliche Beichtvater, ipso jure in den Synod treten und demselben dann für Lebenszeit angehören, andere bloss zeitweise in denselben berufen werden. Der gesetzlichen Vorschrift gemäss treten der Reihe nach die Erzbischöfe, die vornehmsten Klostervorstände und die Spitzen der Weltgeistlichkeit, d. h. die Oberpriester der Armee und der Flotte, in dieses Collegium. Da im Uebrigen nur bestimmt ist, dass sämmtliche Eparchien der Reihe nach durch ihre „würdigsten“ Glieder vertreten sein sollen, die Vorstellungen aber durch die Bischöfe geschehen, so versteht es sich von selbst, dass der mönchische Einfluss prävalirt, und dass die Glieder der weissen Geistlichkeit eine äusserst unbedeutende Rolle spielen. Die Metropolitnen der von Petersburg weit entfernt liegenden

Eparchien von Moskau, Sibirien u. s. w. sind der Natur der Sache nach meist abwesend und werden nur zur Entscheidung wichtiger Principienfragen einberufen. Es können darum selten mehr als sieben oder acht Glieder, von denen mindestens fünf Bischöfe oder Archimandriten (Klostervorstände ersten Ranges) sind, an Ort und Stelle sein. Die Entscheidung wichtiger Fragen ist darum hauptsächlich dem Dafürhalten des Petersburger Metropolitens, der beständig am Ort ist und den Vorsitz führt, und des kaiserlichen Beichtvaters anheim gegeben. Neben diesen Prälaten ist der direct vom Kaiser ernannte Oberprocureur (gegenwärtig der Unterrichtsminister Graf Tolstoy) die massgebende Person. Nach einer alten Vorschrift Peters des Grossen soll dieser Beamte, der die Autorität des Staats der Kirche und ihren Gebietigern gegenüber vertritt, ein „kühner Mann“, wo möglich ein Militair sein. Kein Beschluss tritt ohne seine Bestätigung in Kraft, in allen wichtigen Fällen und sobald seine Anschauung von der des Synods abweicht, hat er an den Kaiser zu berichten und dessen Entscheidung einzuholen; die geistlichen Lehranstalten stehen direct unter seiner Oberaufsicht, ebenso die Verwalter des Kirchenvermögens und die Secretaire der Consistorien, mit denen er direct correspondirt. Principiell hält der Staat sich von rein kirchlichen und dogmatischen Fragen möglichst fern, während er in kirchenpolitischen Angelegenheiten allein und nicht selten ohne jede Rücksicht auf das Dafürhalten der geistlichen Glieder des Synods durch den Mund des kaiserlichen Oberprocureurs das entscheidende Wort spricht; Entscheidungen wie die über das Zustandekommen des im Jahre 1871 von Constantinopel aus beantragten Concils zur Entscheidung des bulgarischen Streites werden vom Kaiser persönlich getroffen, ehe der Synod auch nur in die Lage kommt, sich zur Sache zu äussern.

Die gegenwärtige Verfassung der russischen Kirche datirt vom Jahre 1716, wo Peter der Grosse (nachdem er schon vorher erhebliche Beschränkungen der Selbstständigkeit der Kirche und ihrer Diener durchgesetzt hatte) das Patriarchat förmlich aufhob und an die Stelle desselben eine wesentlich von

der Staatsgewalt abhängige Oberkirchen-Behörde, eben den Synod setzte. Dass diese ungeheuere Umwälzung möglich war, dass die Geistlichkeit dieselbe hinnehmen musste, war die directe Folge der grossen Kirchenspaltung, welche sechzig Jahre früher Platz gegriffen und die herrschende Kirche bereits damals von der Staatsgewalt abhängig gemacht und dieser mit gebundenen Händen ausgeliefert hatte.

Dieses Verhältniss in das rechte Licht gesetzt und die kirchliche Umwälzung von 1716 auf die grosse kirchliche Revolution von 1666 zurückgeführt zu haben, ist das grosse Verdienst Theodor von Bernhardi's, dessen bezügliche Ausführungen vielleicht die glänzendste Partie seiner vielfach unvollständigen, aber höchst geistreichen „Geschichte Russlands“ (Th. II, Leipzig 1874) bilden. Aus den Kämpfen des siebzehnten Jahrhunderts — so führt Bernhardi überzeugend aus — war die Partei, welcher der damalige Patriarch und die grosse Mehrheit der Geistlichkeit angehörten, nur mit Hilfe der Staatsgewalt und um den Preis ihrer Volksthümlichkeit als Siegerin hervorgegangen: nahezu zwei Drittheile der Bevölkerung (zu dem übrig gebliebenen Drittheil gehörten freilich der Hof und der Adel) standen im Lager der Opposition, die natürlichen Wurzeln der Kirche waren vom Volkthum losgelöst und dem Clerus, der keine selbstständige Macht mehr repräsentirte, blieb Nichts übrig, als sich an die Staatsgewalt zu klammern und jedem Bruch mit derselben, ja jedem ernstlichen Conflict ängstlich aus dem Wege zu gehen.

Der Ausgangspunkt des grossen Schisma, welches sich unter dem Vater Peters des Grossen vollzogen und die bis dazu streng gewahrte Einheit der Kirche Russlands zerrissen hatte, ist bekannt. Es handelte sich ursprünglich um nichts weiter, als den gewaltsam durchgeführten Versuch, die durch unwissende Abschreiber bis zum Unsinn entstellten slawonischen Texte der heiligen Schrift, des „Buchs der hundert Capitel“ (Stoglawnik) und anderer canonischer Schriften der orthodoxen Kirche, einer Revision zu unterziehen

und diese Revision zum Ausgangspunkte einer Zurechtstellung der Missverständnisse und Häresien zu machen, welche sich in den Cultus der Kirche und die Vorstellungen des Volks seit Jahrhunderten eingeschlichen hatten. Die für die Massen in Betracht kommenden, von ihnen als Ausschlag gebend angesehenen Differenzpunkte waren und sind an und für sich so untergeordneter Natur, dass es für den West-Europäer schwer hält, sich von der Bedeutung, die denselben von der Volksphantasie zugeschrieben wurde, eine auch nur annähernde Vorstellung zu machen. Von dogmatischen Unterscheidungen ist nirgends die Rede. Diese Differenzen bestehen in verschiedenen Arten des Kreuzschlagens, differirender Aussprache des Namens Jesus, verschiedener Form der Hostie, Streitigkeiten über die Anzahl der Wiederholungen des Amen und des Hallelujah in der Messe und des Tauf- und Trauungsceremoniells: Aeusserlichkeiten, die nur einem rohen Volke wichtig sein konnten, das von der sittlich-innerlichen Bedeutung des religiösen Lebens kaum etwas wusste, dem der Cultus Alles war. Weil das wirklich religiöse Bedürfniss des Volkes der Nahrung bedurfte und keine fand, klammerte es sich krampfhaft an die ritualen Formen, welche ihm die Inhaltslosigkeit der kirchlichen Lehre ersetzen sollten. Dass das russische Volk auf dieser untersten Stufe christlicher Erkenntniss geblieben war, konnte ihm allerdings nicht zur Last gelegt werden, sondern war durch seine isolirte Lage und die traurigen Schicksale zu erklären, welche es seit dem dreizehnten Jahrhundert durchzumachen gehabt hatte. Bereits seit der ersten, im 9. Jahrhundert bewirkten Einführung des Christenthums in Russland war dieses Land der Tummelplatz griechischer Häresien, das Asyl vertriebener griechischer Mönche und Priester gewesen, deren Unwissenheit unter den barbarischen Slawen immer noch für tiefe Weisheit gegolten. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben sich bereits in den ältesten Zeiten gnostische Einflüsse in Russland geltend gemacht, die indessen erst von folgenschwerer Bedeutung wurden, als ihre ersten Anfänge nicht mehr nachgewiesen werden konnten. Hier wurde der Aberglaube förmlich in ein System gebracht, Zufälligkeiten und Aeusserlichkeiten gewannen eine

massgebende Bedeutung, Fundamental - Bestimmungen der Kirche wurden mit subjectiven Anschauungen einzelner untergeordneter Lehrer auf eine Stufe gestellt. Noch ehe das nach Russland importirte orientalisches - griechisches Kirchenthum irgend tiefer zu wurzeln und Blüthen einer nationalen Cultur zu tragen begonnen hatte, fielen dann die Mongolen ein, um für 200 Jahre alle Civilisation in Fesseln zu schlagen. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schwächte sich der civilisatorische Einfluss Byzanz's und seiner Kirche ab, bis er nach der Eroberung der östlichen Metropole durch die Türken völlig aufhörte. Russland und seine Kirche waren sich nunmehr völlig selbst überlassen. Ungebildete Priester, die sich von den Brocken halb verstandener byzantinischer Weisheit nährten, sollten die geistigen Leuchten eines Volkes sein, das durch den despotischen Druck seiner wilden Besieger materiell wie intellectuell gleich tief gesunken war. — Nur kurze Zeit hielt die Arbeit vor, in deren Ausführung die byzantinische Cultur unterbrochen worden war. Im 15. Jahrhundert hatte es in Russland noch Schulen gegeben, im 16. Jahrhundert gab es keine mehr, nur ausnahmsweise war noch ein Geistlicher des Schreibens kundig, von wissenschaftlich theologischer Bildung kaum mehr die Rede. Von der religiösen Verwilderung, welche unter solchen Verhältnissen in allen Volksschichten Platz greifen musste, kann man sich leicht eine Vorstellung machen. Die kürzlich entdeckte Buchdruckerkunst war noch nicht in Uebung, unwissende Abschreiber verfälschten die canonischen Schriften und die Ritualen mit Eingebungen ihrer eigenen wahnwitzigen Phantasie, welche sich ausserdem in Tractaten Luft machte, die, unter den Namen längst verstorbener Kirchenväter und Lehrer in die Welt gesendet, von der Nativität des rohen Clerus und dem schriftkundigen Theil der Laien aber nichtsdestoweniger mit gläubiger Ehrfurcht aufgenommen wurden. Schon beim Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts war in den höheren Kreisen der griechischen Kirche und unter den gebildeteren russischen Clerikern die Nothwendigkeit einer strengen Revision der zu Quellen der bedenklichsten Häresie gewordenen canonischen Texte aner-

kannt worden: ein zur Zeit (1506) nach Moskau berufener griechischer Mönch Maximus war mit Durchführung dieser schwierigen Aufgabe betraut worden, hatte dieselbe aber allzu leidenschaftlich und rücksichtslos angegriffen und schliesslich dem Misstrauen des um die „Reinheit“ seiner alten Kirche bedrohten Volkes weichen müssen, ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben.

Hundertfünfzig Jahre später griff — wie erwähnt — der Patriarch Nikon das schwierige Reform- und Revisionswerk an: mit Hilfe des ihm anfänglich befreundeten Zaren gelang ihm, die Verwerfung der von seinen Vorgängern benutzten unreinen Texte durchzusetzen und unter Zustimmung einer nach Moskau einberufenen Synode sowie der Patriarchen von Constantinopel, Jerusalem, Antiochia und Alexandria eine neue, auf ein reiches und zuverlässiges Textmaterial gegründete Recension der canonischen und ritualistischen Schriften herstellen zu lassen. Ein grosser Theil des Volks und der Geistlichkeit beharrte indessen bei dem Glauben an die Unverbrüchlichkeit der alten Texte, bezeichnete das Revisionswerk als Abfall vom reinen Glauben der Väter und erklärte den Patriarchen (der u. A. gewagt hatte, die canonische Bedeutung des im 16. Jahrhundert in Moskau hergestellten „Buchs der hundert Capitel“ zu bestreiten) für einen Häretiker. Nikon (dessen Redlichkeit, Sittenreinheit und bedeutende Gelehrsamkeit von sämtlichen zeitgenössischen Beurtheilern übereinstimmend anerkannt wird) beging den schweren Fehler, Gewaltmittel gegen seine Gegner zu gebrauchen, die an den alten Texten festhaltenden Geistlichen als empörte Untergebene zu bestrafen und das Haupt der Opposition, den Bischof Paulus von Kostroma unter Verletzung der vorgeschriebenen Formen des Verfahrens abzusetzen. Jetzt erhoben sich von allen Seiten, unter Laien und unter Clerikern leidenschaftliche Anklagen gegen den kühnen Neuerer. Eine unglückliche Verkettung von Umständen wollte, dass Nikon sich gleichzeitig mit dem Hof verfeindete und zu Folge eines heftigen, im Jahre 1658 stattgehabten Conflicts mit dem zarischen Abgesandten Romodanowski, die Patriarchenwürde niederlegte, um

sich als Mönch in das Woskressenski-Kloster zurückzuziehen. Obgleich Nikons Werk im Jahre 1666 von einem in Moskau abgehaltenen Concil gebilligt und durch die Zustimmung von vier Patriarchen und zahlreichen Bischöfen und Aebten Griechenlands, der Türkei und Kleinasiens sanctionirt wurde, kam er selbst nicht wieder zu Ehren. — Seine Absetzung aber wurde von den Gegnern der Reform (die von jetzt ab die Altgläubigen genannt wurden) zur Verdächtigung des vom Concil approbirten, dem Volke immer missliebig gewesen Revisionswerks in erfolgreichster Weise ausgebeutet. Dass man eine Sache billigen und den Urheber derselben zum Verlust seiner Aemter und Würden verurtheilen könne, ging über das Verständniss des gemeinen Mannes, dem unschwer eingeredet werden konnte, das gesammte Konzil mit sammt seinen der Reform günstigen Entscheidungen sei das Werk teuflischen Betrugés gewesen. Oeffentlich erklärte ein grosser, von dem lauten Beifall der Volksmasse begleiteter Theil der Geistlichkeit, an dessen Spitze der Bischof Paulus von Kolomna und fünf andere höhere Geistliche standen, an den alten Formen festhalten zu wollen. Nachdem alle Verständigungsversuche missglückt waren, erklärte das im Jahre 1666 zusammengetretene Concil die Anhänger des alten, auf Irrlehren basirten Ritus für Ketzer und schloss sie förmlich aus der Kirchengemeinschaft aus. Zwei Jahre später brach im Norden, an der Küste des weissen Meeres, in dem befestigten Kloster Solowetzk, ein bewaffneter Sectireraufstand gegen den Zaaren und die herrschende Kirche aus, der nach siebenjähriger Belagerung des Klosters mit einem furchtbaren Strafgericht über die Rebellen schloss. Ein zweiter Sectireraufstand brach während der Minderjährigkeit Peters des Grossen unter der Regierung der Zarewna Sophie aus und war um so gefährlicher, als sich ihm der grösste Theil der Strelitzen-Regimenter unter dem Fürsten Chowansky anschloss. Nur dadurch, dass die Zarewna ihre Bier- und Branntweinkeller den Strelitzen preisgab, liessen diese sich zum Gehorsam wieder zurückbringen, um in der Folge an der Vernichtung ihrer früheren Bundesgenossen den eifrigsten Antheil zu nehmen.

Dass diese zweite gewaltsame Niederschlagung des Schisma den tiefen, durch die russische Gesellschaft gehenden Riss nur erweiterte und dass ein ganzes System unerbittlicher Repressiv-Massregeln nothwendig war, um auch nur die äussere Autorität der Kirche aufrecht zu erhalten, versteht sich von selbst. Noch bevor Peter der Grosse seine Reformthätigkeit aufnahm, war das altgläubige Sectirerwesen zu einer ernstesten beständig zunehmenden Gefahr für den inneren Frieden des russischen Staats und der russischen Gesellschaft geworden. — Während der Hof, die Geistlichkeit, der Adel und der grösste Theil der städtischen Bevölkerung sich der Reform angeschlossen hatten, blieben die niederen Schichten ausgedehnter Eparchien dem alten Ritus getreu. An ihre Spitze stellten sich einzelne Fanatiker, welche dem Clerus, zuweilen auch dem hohen Adel angehörten, und von denen die Massen sich blindlings leiten liessen. Die blutige Verfolgung, welche ausgebrochen war, erhöhte nur das Ansehen der Altgläubigen, die anfangen, das Martyrium mit schwärmerischem Eifer zu suchen. Ausgeschlossen von dem bildenden Einfluss kirchlicher und weltlicher Cultur, schlossen die Schismatiker sich immer enger gegen die Aussenwelt ab. Alles, was sie dachten und thaten, geschah ohne Beeinflussung der verhältnissmässig auf höherer Stufe stehenden höheren Stände, in bewusstem feindlichem Gegensatz gegen Alles, was Bildung hiess und von Aussen kam. In den Augen des gemeinen Mannes machte es gerade den Hauptvorzug der „alten Glaubensgemeinschaft“ aus, dass sie rein volksthümlich, rein plebejisch und bäurisch, ein Köhlerglauben im vollsten Sinne des Wortes war. Die Organe des Staats, noch mehr aber die der Kirche galten für Verräther an dem geheiligten Erbe der Väter, jede Berührung mit ihnen wurde pestartig geflohen, die orthodoxe Geistlichkeit, die sonst einen wichtigen und einflussreichen Factor des nationalen Lebens gebildet hatte, war so direct auf den guten Willen und die Unterstützung der Regierung angewiesen, dass sie jeden Gedanken an eine wirkliche Opposition gegen ihr missliebige Entschliessungen des Zaaren aufgeben musste.

Diese Lage der Dinge hat auf die Durchführung der europäischen Reformen Peters einen Einfluss gehabt, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Sie giebt die Erklärung dafür, warum diesem Fürsten gelang, was keiner seiner Vorgänger, auch nicht der energische und reformlustige Iwan III. für möglich gehalten hatte. — Die Beseitigung des Patriarchats und die Unterordnung der Geistlichkeit unter ein wesentlich vom Staat geleitetes Organ griffen erst Platz, nachdem eine Anzahl anderer, grösserer Neuerungen durchgeführt worden war, welche die kirchliche Tradition viel empfindlicher verletzt hatten, als durch diese „Krönung des Gebäudes“ geschah. Was die russische Geistlichkeit, die privilegierte Wächterin des nationalen Herkommens, sich vor dem Jahre 1716 hatte bieten lassen, lässt alle ihr später gestellten Zumuthungen geradezu geringfügig erscheinen: hätte diese Geistlichkeit nicht gewusst, dass die Tendenzen der Altgläubigen viel unmittelbarer gegen die Kirche, als gegen die Regierung gerichtet seien, und dass es nur eines Funkens bedürfe, um den unter der Asche glühenden Fanatismus der Sectirer in helle, die gesammte bestehende Ordnung gefährdende Flamme zu setzen — sie hätte keinen Augenblick Anstand genommen, von der Opposition, welche sie dem Sohne Alexei's machte, zu offener Revolution überzugehen. Da dieses Auskunftsmittel durch das Schisma ausgeschlossen war und der Zaar sich durch blossen passiven Widerstand nicht einschüchtern liess, so blieb nichts als eine widerwillige Unterwerfung unter das neue Wesen übrig und musste der Clerus mit ansehen, dass die nothgedrungene Connivenz, welche er gegen dasselbe übte, das Ansehen und den Einfluss der Altgläubigen in der Volksmeinung von Tag zu Tage erhöhte. Gerade durch die Reformen, welche die Kirche von ganzem Herzen verabscheute, wurde das Verhältniss ihrer Diener zu der altgläubigen Opposition in ein neues, höchst bedenkliches Stadium gesetzt. Sie mussten mit ansehen, dass auf allen Lebensgebieten gewaltsam und unter den verletzendsten Formen mit einer geheiligten Vergangenheit gebrochen und dadurch den Vorhersagungen Recht gegeben wurde, welche die

Altgläubigen bereits an die Neuerung von 1666 geknüpft hatten. Unter Trommelschlag liess der Zaar verkünden, dass das Jahr nicht mehr am 1. Septbr., sondern wie in Westeuropa vom 1. Januar an gezählt werden sollte; dass man nicht mehr „die Erschaffung der Welt“, sondern Christi Geburt zum Ausgangspunkt der Zeitrechnung machen dürfe, und dass nicht mehr ein selbstständiger Patriarch an der Spitze der orthodoxen Kirche stehen, sondern die kirchliche Oberherrschaft an den Zaaren übergehen werde. Schaarenweise strömten katholische und protestantische Abenteurer in das heilige Russland: Leute, die nicht nur selbst den Bart schoren und Tabak rauchten, sondern diese Gebräuche auch den Kindern des Landes aufzwangen; der Zaar selbst legte Gewänder nach fremdländischem Schnitt an und zwang seine Umgebung, das Gleiche zu thun. Er verstieß seine Gemahlin, eine Tochter des alten Geschlechts der Narüschkin, und nahm eine deutsche Dirne zur Ehe; er sprengte die keusche Abgeschlossenheit der russischen Frauen und Mädchen, die den züchtigen Schleier ablegen, Gesellschaften besuchen und sich mit Männern im Tanze drehen mussten, — unerhörte Dinge, die jedem in der Väter Sitte aufgewachsenen Sohne der heiligen Mutter Russland ein Gräuel waren. Der schroffe Gegensatz zwischen der europäischen höheren Gesellschaft Russlands, welche in Sprache, Sitte und Lebensweise durch das gesammte 18. Jahrhundert hindurch bald die Deutschen, bald die Franzosen nachahmte, und dem der nationalen Tradition treu gebliebenen Volke erhöhte und stärkte die Bedeutung und das Ansehen der Altgläubigen, denen sich hie und da selbst erlauchte Bojaren anschlossen, welchen das neue Wesen, das die Zaren und Zarrinnen importirt hatten, der Einfluss der Emporkömmlinge aus Frankreich und Deutschland unerträglich geworden war. Während Hof und Adel französischer Modephilosophie und frivolem Sinnesgenusse huldigten, wurden die frommen Gläubigen verfolgt, welche „dem neuen Wesen“ sich bereits widersetzt hatten, als es unter Nikon zuerst aufzutauchen begonnen, die allein der Sitte der Väter und den kirchlichen Traditionen der Vorzeit treu geblieben waren, als das Unheil

von allen Seiten hereinbrach. Alles dies wies — wie das Volk wähnte — auf das Hereinbrechen des jüngsten Tages hin. Mit Nikon hatte das Reich des Antichrists begonnen, in Staat und Kirche die Zügel der Herrschaft an sich zu reissen, und der Schaar der Gläubigen blieb nichts übrig, als sich immer enger gegen die böse Welt abzuschliessen und um die ererbten Heiligthümer zu schaaren, welche Adel und Geistlichkeit von den Altären gerissen und in den Koth gezogen hatten.

Die Aufhebung des Patriarchats erweiterte den Bruch, den das Jahr 1666 gerissen, das Zeitalter der petrinischen Reformen vergrössert hatte, zu einer unüberschreitbaren Kluft. Uralte gnostische Häresien, missverstandene pietistische und anabaptistische Lehren, die während der deutschen Kirchenreformation in einzelne Volkskreise gedrungen waren, wagten sich aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um die allgemeine Verwirrung der Begriffe zu steigern und unter der Decke gemeinsamer Feindschaft gegen das verhasste Staatskirchentum ihr Unwesen zu treiben und das Schisma mit tollhändlerischen Vorstellungen der heterogensten Art zu versetzen. Durch Jahrzehnte und schliesslich durch Jahrhunderte sich selbst überlassen, nahm der Wahn immer grössere und bedenklichere Proportionen an. Die gesammte bestehende Weltordnung wurde den extremeren Vertretern des Schisma ein Reich des Antichrist; sie lehrten, jede Unterordnung unter die Gewalt der Machthaber in Staat und Kirche sei ein Gräuel vor dem Herrn, der Gerechte müsse die Welt fliehen und in ewiger Wanderschaft sein Heil suchen, alle Bande, welche bis dahin für gottgeordnet gegolten, zerreißen und möglichst zerstören. Die unter Mitwirkung von Dienern des Antichrists geschlossene Ehe sei eine sträfliche Verbindung, sträflicher selbst als das Concubinat, die Leistung der Militairpflicht ein Abfall zum Reiche des Satans, die Verzeichnung zu einer Gemeinde und die Annahme eines Passes*) eine

*) Seit Peter dem Grossen findet in Russland alle zehn Jahre eine sogenannte Seelenrevision, d. h. Volkszählung für die steuerpflichtigen Klassen statt; die Steuern für die zwischen zwei Revisionsperioden ver-

feige Concession an das Reich dieser Welt, mit dem der Rechte schlechterdings gar nichts mehr zu schaffen haben dürfe. Um der Heiligung völlig theilhaft zu werden, gebe es nur ein Mittel, den freiwilligen Feuertod, zur Ehre des Herrn und zur Reinigung der Seele von den sündhaften Berührungen mit der Welt.

Die verschiedenen während des 18. Jahrhunderts unternommenen Versuche, der Kirchenspaltung gewaltsam zu Leibe zu gehen, können wir übergehen. Genug dass sie der Hauptsache nach unwirksam blieben, dass der Einfluss der herrschenden Kirche immer mehr sank und die Verwirrung im Schoose der Raskol (Schisma) fortwährend zunahm. —

Die zahllosen unter einander höchst feindseligen und nur in der Opposition gegen die Staatskirche einigen Secten, in welche die Anhänger des alten Ritus zerfallen, lassen sich gegenwärtig in drei streng von einander geschiedene Gruppen eintheilen: die Priesterlosen, die Priesterhaften und die Reformsecten, deren räthselhafter Ursprung aller Wahrscheinlichkeit nach bis hinter die grosse Kirchenspaltung zurück datirt, die aber erst nach derselben für weitere Kreise eine Bedeutung zu erhalten begannen.

1) Die priesterlosen Secten repräsentiren die radicale Partei innerhalb des Schisma, so zu sagen die äusserste Linke. Diese Secten sind nicht dabei stehen geblieben, die Reformen des Nikon zu verwerfen und an den alten Ritusformen festzuhalten; für sie hat seit dem Jahre 1666 eine neue Epoche, das Reich des Antichrists begonnen, ist das altchristliche Sittengesetz ausser Kraft getreten und den Gläubigen eine verzweifelte Nothwehr gegen die Verführungen der Welt zur alleinigen Pflicht gemacht worden.

Priesterlos sind diese Secten, weil ihrer Auffassung nach die Gabe der Weihe durch Handauflegung, welche sich von den Aposteln bis zu Nikon herab fortgepflanzt hatte, durch den Abfall Nikons und der von ihm verführten

storbenen Personen werden bis zur nächsten Zahlung fortgezahlt. Diese Bestimmung war den Altgläubigen besonders anstössig, weil sie eine Besteuerung der Todten für sündlich hielten.

Geistlichkeit verloren gegangen, dadurch aber alles echte Priesterthum unmöglich geworden ist. Sie haben consequenter Weise auch keine Sacramente mehr, und der Mangel eines echten Priesterthums ist in ihren Augen das Hauptargument für die Unmöglichkeit fernerer wirklicher Eheschliessungen. Während die übrigen Altgläubigen die griechisch-orthodoxe Kirche immer noch als eine, wenn auch corruptirte Heilsanstalt ansehen, ist sie den Priesterlosen das Reich des Antichrists und ein Gräuel, vor dessen Berührung der Gläubige sich ängstlich hüten muss. Wie oben angedeutet, differirten die neuen, von Nikon eingeführten Messbücher von den alten auch in der Schreibart des Namens „Jesus“. Während die Altgläubigen den Stifter des Christenthums auf alte corruptirte Schriftstücke hin „Issus“ nennen, schlossen die Staatskirchler sich der richtigeren Schreibart an und nannten ihn „Jissus“. Diese „Neuerung“ betrachten die Radicalen unter den Altgläubigen als einen förmlichen „Abfall vom Namen des Erlösers“ und behaupten, die Staatskirche verehere nicht mehr den Sohn der Maria, sondern den Antichrist unter dem Namen Jissus. Dieses eine Factum ist für die Art der Argumentation jener Fanatiker so charakteristisch, dass wir uns weiterer Ausführungen über die Lehren derselben füglich begeben können.

Die „Priesterlosen“ zerfallen in zahlreiche mehr oder minder extreme Secten, welche sich, je nach ihren ersten Lehrern, Danieliten, Kapitonen, Theodosianer u. s. w. nennen. Ihr gemeinsames Merkmal ist die Lehre von der Herrschaft des Antichrists, dem Ausnahmezustand, in welchem die „wahren Gläubigen“ sich seit dem Abfall des Nikon befinden und dem Erlöschen des wahren Priesterthums. Während einzelne von ihnen sich einigermassen von dem Culturfortschritt der letzten Jahrhunderte berühren liessen, die Schroffheit der älteren Lehren abschwächten und sich zu einer Art von Compromiss mit der bestehenden Ordnung der Dinge herbei liessen, halten namentlich drei immer noch ziemlich verbreitete Secten an dem Anomismus und der fanatischen Verwilderung älterer Zeiten krampfhaft fest: die Skopzi (Eunuchen),

welche sich nach Erzeugung eines Sohnes selbst entmannen, und namentlich unter den reichen Geldwechslern und Juwelieren Petersburgs und Moskau's zahlreiche Anhänger zählen, die Selbstverbrenner (Soshigäteli), welche den freiwilligen Feuertod als das einzige Mittel zur Reinigung von der Sünde und den Befleckungen der Welt ansehen und sich besonders häufig in Sibirien vorfinden, wo sie sich im vorigen Jahrhundert wiederholt in Gemeinschaften, die nach Tausenden zählten, verbrannten, und die Wanderer (Stränniki). Nach der auf gnostischen Einflüssen beruhenden Lehre dieser Letzteren ist für den Gläubigen das Heil nur in ewiger Flucht vor der Welt, steter Wanderschaft und absoluter Negation aller kirchlichen, staatlichen und sittlichen Ordnung möglich. Sie zählen sich zum Mönchsstande, verwerfen die Ehe, gestatten aber ein „freies“ Zusammenleben der Geschlechter und theilen sich in zwei Klassen: die eigentlichen Wanderer und die Asylgeber. Diese Letzteren bilden die sogenannte Prüfungs-klasse; der Aufenthalt in der Welt und der Verkehr mit derselben wird ihnen „um ihrer Schwachheit willen“ noch vorläufig gestattet, sie müssen in ihren Wohnungen aber heimliche unterirdische Kammern zur Aufnahme und zum Schutz der eigentlichen Wanderer, welche heimath-, berufs- und beschäftigungslos durch die Welt streifen, bereit halten. Bei zunehmendem Alter oder Krankheit sind aber auch die Asylgeber zum förmlichen Uebertritt in die Wandersecte und zur Auflösung ihrer Verhältnisse verpflichtet. Ueberrascht sie schwere Krankheit, so lassen sie sich bei herannahendem Tode in Wald und Feld hinaustragen, um, wenn auch in der Nähe ihrer Wohnungen, so doch als Wanderer und „auf der Flucht“ zu sterben.

Die verbreitetste der priesterlosen Secten ist die der Theodosianer, welche sich fast im ganzen Reiche vorfinden und dem Staate gegenüber eine minder feindliche Stellung als die Wanderer oder die Selbstverbrenner einnehmen, ob sie gleich die Einsegnung der Ehe und meist auch das Gebet für den Zaren verwerfen. Ausser im eigentlichen Russland finden sie sich sehr zahlreich in Polen und

Livland, namentlich an dem westlichen Peipus-Ufer und in Riga vor. In diesen Ländern, in denen die griechische Kirche nicht die herrschende ist, geniessen sie eine gewisse Duldung und Schonung; ihre Ansiedelungen datiren zum Theil noch aus der schwedischen Zeit Livlands und den Tagen der polnischen Unabhängigkeit. Der Mittelpunkt aller Theodosianischen Gemeinden ist der Preobrashenskische Friedhof in Moskau, dessen Gemeinde sich durch grosse Reichthümer und eine gewisse Bildung auszeichnet. Jährlich versammeln sich die Vertreter sämmtlicher Gemeinden dieser Secte auf dem genannten Friedhof, um ihre „Liebesopfer“, d. h. reiche Geldspenden darzubringen, die gemeinsamen Angelegenheiten zu berathen, die Vorsteher zu wählen und Lehrer, Heiligenbilder und Messbücher für die bedürftigen Einzelgemeinden in Empfang zu nehmen. Gegenwärtig finden diese Conferenzen nur alle drei Jahre statt.

2) Die hierarchischen (priesterhaften) Secten. Unter den ursprünglichen Begründern des Schisma, dem vornehmlich die niederen Volksklassen angehören, hatte sich auch ein höherer Geistlicher, der Bischof Paulus von Kolomna („der Feldherr des Heeres der Gerechten“), befunden. So lange dieser, die von ihm geweihten Priester und die niederen Geistlichen noch lange lebten, welche gleichzeitig mit ihm aus der Staatskirche ausgetreten waren, ordneten sich sämmtliche Altgläubige diesen Geistlichen unter und gab es keine priesterlosen Secten. Da die Priesterweihe nach der übereinstimmenden Lehre der griechisch-orthodoxen Kirche und ihrer Secten aber nur von einem Bischof gültig vollzogen werden konnte, Paulus keine Bischöfe creirt hatte und nach ihm keine Bischöfe zu den Altgläubigen übergetreten waren, machte sich nach dem Aussterben jener Gründer des Schisma bald ein grosser Mangel an Priestern geltend. Dieser Mangel gab zu einem Zwiespalt unter den Sectirern Veranlassung, der sich bald zu einem förmlichen Kampf erweiterte. Während die Einen behaupteten, den Bischöfen der griechischen Kirche sei die Gabe, Priester zu weihen, verblieben, und komme es nur darauf an, kirchlich geweihte Priester für

„den alten Glauben“ zu gewinnen, um dem Schisma eine Hierarchie zu erhalten, bestand die radicalere und consequentere Partei darauf, dass eine Kirche, aus welcher die Gläubigen um ihres Seelenheils willen austreten gemusst, auch keine rechten Priester mehr weihen könne, am wenigsten solche, welche werth seien, die geistigen Leuchten der Gerechten (Altgläubigen) zu werden. Sie nahmen an, das rechte Priesterthum sei überhaupt verloren gegangen und nicht wieder herzustellen; sie schafften darum, wie oben erwähnt, den geistlichen Stand förmlich ab und verlangten von allen Gliedern der Staatskirche, welche zu ihnen übertraten, die Neuertaufe.

Im Gegensatz hierzu rekrutiren die hierarchischen Secten ihren Priesterstand aus Predigern der griechischen Kirche, welche zu ihnen übertreten. Da dergleichen Uebertritte nicht allzuhäufig vorkommen und das Bedürfniss nach Priestern niemals völlig befriedigt werden kann, hat man es mit der Prüfung der Antecedenzien jener Renegaten bei den hierarchischen Altgläubigen niemals sehr genau genommen. Die Priester der altgläubigen Gemeinden gereichen diesen in der Regel nicht zur Ehre und werden selbst von ihren Gemeindegliedern verachtet, während die Laien sich gegenseitig streng controlliren und eine Art Kirchenzucht ausüben.

Die hierarchischen Altgläubigen sind gleich den priesterlosen, zu denen sie in einem ebenso feindlichen Gegensatz stehen wie zu der Kirche, in zahlreiche Secten gespalten. Die Unterscheidungslehren beziehen sich hauptsächlich auf die Formalitäten bei Aufnahme der Priester, Differenzen darüber, wie das heilige Oel zur Firmelung Neugeborner und Convertirter, welches gleichfalls von einem Bischof geweiht werden muss, zu beschaffen ist u. s. w. Sämmtliche hierarchische Secten stehen in Zusammenhang mit einander. Wie der Preobraschenskische Friedhof in Moskau der Vorort der Theodosianer und anderer priesterloser Secten ist, so bildet der Rogosch-Friedhof das Centrum der hierarchischen Secten, welche ihre Deputirten gleichfalls jährlich nach Moskau senden, um an jener Stätte die gemeinsamen Angelegenheiten

der „wahren“ Kirche zu berathen. — Ein empfindlicher Riss in die Einheit der hierarchischen Secten wurde durch das Jahr 1789 geschlagen. Durch den absoluten Mangel an Geistlichen in die peinlichste Lage versetzt, hatten sich mehrere südrussische Gemeinden im Jahre 1781 an den kaiserlichen Statthalter Grafen Rumänzow und den damals allmächtigen Günstling der Kaiserin Katharina, den Fürsten Potemkin, mit der Bitte gewandt, die Kaiserin und den Synod dazu zu bewegen, von sich aus altgläubige Priester zu ordiniren, welche Amtshandlungen „nach den alten Büchern“ auszuführen berechtigt sein sollten. Dieser Bitte wurde, nachdem inzwischen einige Jahre verflossen waren, seitens der Staatsregierung in der Hoffnung, die alte Kirchenspaltung zu heilen, durch Erlass eines Ukases gewillfahrt, der die sogenannte „glaubensvereinte“ Kirche schuf. Diejenigen Sectirer, welche den von der Staatskirche beseitigten und revidirten alten Ritus, die staatlich bestellten Priester und das Gebet für den Zaaren annahmen, wurden von all' den politischen Fesseln, welche auf ihnen und ihren Mitbrüdern gelastet hatten, befreit und als mit der herrschenden Kirche versöhnt angesehen. Die Mehrzahl der hierarchischen und sämmtliche priesterlose Secten wiesen diese Ausgleichungsversuche indessen zurück, und verharreten in ihrer früheren Opposition gegen die in Staat und Kirche herrschende Ordnung der Dinge.

3) Eine dritte Gruppe religiöser Gemeinschaften, welche man, ob sie gleich mit der Kirchenspaltung vom Jahre 1666 und den Reformen Nikons nicht direct zusammenhängt, gleichfalls zum Schisma (Raskol) zählt, wird von den protestantisirenden und gnostisirenden Reformsecten gebildet, deren räthselhafter Ursprung zur Zeit noch nicht aufgeklärt ist, aber allem Anschein nach in occidentalen Einflüssen seine erste Quelle hat. Das russische Volk identificirt sie mit den Freimaurern und nennt sie darum Farmassoni (corrupirt aus franc-maçons). Während den altgläubigen Secten Kirche und Tradition Alles ist, dieselben ängstlich an allem Hergebrachten hängen und vor lauter Aeusserlichkeiten kaum zum Dogma gelangen, suchen jene Reformirer sich von äusseren Formen

möglichst zu emancipiren, halten sie Priesterthum und ritualen Zwang für eine paganisirende Depravation des Glaubens und der wahren Lehre, suchen sie das Christenthum möglichst zu verinnerlichen und allein auf die Bibel und die „innere Erleuchtung“ der Gläubigen zu begründen. Ihre frühesten Spuren finden sich am Ausgange des 17. Jahrhunderts vor, und stehen mit dem Erscheinen deutscher Mystiker und Theosophen in Moskau in Verbindung. Der wichtigste derselben soll ein nach Moskau geführter preussischer Unterofficier gewesen sein, der während des siebenjährigen Krieges in russische Gefangenschaft gerathen war. — Charakteristisch für die Stellung dieser Sectirer zum westlichen Europa ist das nachstehende Factum. Als Napoleon im Jahre 1812 nach Russland zog und das ganze russische Volk, ohne Unterschied von Altgläubigen und Staatskirchlern, sich gegen ihn erhob, erkannten die südrussischen Reformsectirer in ihm den „Löwen aus dem Thal Josaphat“, den die Propheten angekündigt hatten und der gekommen sei, den falschen Zaren zu stürzen und ein neues Reich aufzurichten; sie sandten ihm eine Deputation weissgekleideter Aeltester nach Polen entgegen, die indess den Kosacken in die Hände fiel und fast völlig aufgerieben wurde.

Aus dieser Gruppe sind zwei Secten, die Malakanen (Milchesser, d. h. solche, welche der orthodoxen Lehre zuwider in den Fasten Milch geniessen) und die Duchoborzen (Spiritualisten) besonders hervorzuheben; Letztere verwerfen den Bilderdienst, deuten die Bibel in bildlichem Sinne, halten auf strenge äussere Moral und zeigen in politischer Beziehung nach Art der alten Wiedertäufer eine gewisse Hinneigung zum Socialismus.

Endlich wären noch die sogenannten Sabbatniki zu erwähnen, die den Sonnabend statt des Sonntags festlich begehen und einem modernisirten, gnostisirenden Judenthum anhängen. Sie finden sich in nur geringer Anzahl und fast, ausschliesslich im südwestlichen Russland, namentlich in der Provinz Bessarabien vor. Von ihrer Lehre und ihren Eigenthümlichkeiten ist nur wenig bekannt, da ihre Existenz

gleich der der Duchoborzen, officiell möglichst geläugnet wird, — eine Politik, die früher auch gegen die Altgläubigen, namentlich die priesterlosen, beobachtet wurde, übrigens häufig mit Verfolgungen der härtesten Art Hand in Hand ging.

Die Vorgänge, auf welche wir zunächst genauer einzugehen haben, betreffen nicht sämmtliche, sondern nur die hierarchischen Secten des altgläubigen Schisma. Wenn es die Bedeutung dieser Vorgänge auch vermindern muss, dass dieselbe mit der extremen Partei der Sectirer Nichts zu thun haben, so fällt andererseits ins Gewicht, dass dieselben den gebildeteren, sittlich ernsteren und darum politisch gewichtigeren Theil der altgläubigen Bevölkerung treffen, ihre indirecten Wirkungen sich darum über das gesammte Volk erstrecken und dass der grösste Theil der Kosacken gerade den hierarchischen Secten des russischen Kirchenschisma angehört. Mit diesen eine Verständigung herbeizuführen, war der Regierung schon im vorigen Jahrhundert zur Zeit der grossen Kosackenaufstände wünschenswerth gewesen. Die priesterhaften altgläubigen Secten nehmen überhaupt eine vermittelnde Stellung zwischen der gouvernementalen und darum für das Volksleben nur secundären Staatskirche und der starren Selbstständigkeit und Volksthümlichkeit des altgläubigen Radicalismus ein, sie bilden die Brücke zwischen beiden Gruppen. Werden sie mit dem Staat und seiner Reformsache versöhnt, so sinkt die isolirte Bespopowtschina (die Gesammtheit der priesterlosen Secten) zum überwundenen Köhlerglauben einzelner Fanatiker herab, die nicht mehr auf dem Boden des zeitgenössischen Volksbewusstseins stehen. —

Die Nikon'sche Kirchenspaltung — und damit kommen wir zu einer wichtigen, im westlichen Europa kaum bekannt gewordenen Seite der Sache — war nicht auf Russland beschränkt geblieben, sondern hatte auch nach Siebenbürgen, Galizien, in die Türkei, die Donaufürstenthümer und einen Theil des östlichen Ungarn hinübergegriffen und Spaltungen unter den in diesen Ländern lebenden Bekennern der griechisch-orientalischen Kirche hervorgerufen. Vorwiegend Anhänger des hierarchischen Typus sind es, welche wir in

den österreichischen und türkischen Grenzprovinzen in bedeutender Anzahl antreffen und die sich bis in die neueste Zeit hinein durch Zuzüge aus Russland vermehrt und rekrutirt haben*). Mit ängstlicher Treue halten diese Nachkommen nach Oesterreich und in die Türkei ausgewanderter Russen und Kosacken an dem Brauch ihrer Väter und dem nationalen Herkommen fest, denn ihre religiösen und politischen Vorstellungen und Grundsätze sind unzertrennbar mit einander verwachsen, und das Exil ausserhalb des Bodens der geheiligten Rossia ist — wie sie glauben — an und für sich eine Gefahr für die Seele. Die Mehrzahl dieser Familien lebt übrigens erst in der dritten und vierten Generation ausserhalb des Vaterlandes. Unter den Nachfolgern Peters des Grossen, die in dem altgläubigen Schisma zugleich die volksthümliche Opposition gegen die Reform bekämpften, hatte die Verfolgung der Sectirer ihren Höhepunkt erreicht, zumal die Pugatschew'sche Rebellion und andere Bauern- und Kosackenaufstände des vorigen Jahrhunderts hauptsächlich von Altgläubigen ausgegangen waren und auf kirchlichem Gebiet dieselbe reactionäre Tendenz gehabt hatten, wie auf politischem.

Von Alters her sind die Hoffnungen der russischen Unzufriedenen und namentlich der Polen auf die altgläubigen Sectirer gerichtet gewesen. — Seit der Thronbesteigung Alexanders II. arbeitete die in London versammelte jung-russische Emigration systematisch darauf hin, die wachsende Unzufriedenheit der altgläubigen Secten (zunächst der in Russland selbst lebenden) zu revolutionären Zwecken auszubeuten. Kelssiew**), einer der Freunde Herzens, hatte Jahre lang ein

*) Auch an der preussisch-russischen Grenze, in Ostpreussen lebte eine Colonie emigrirter russischer Sectirer; diese gehörte indessen der priesterlosen Gruppe an und ist auf die Veranlassung eines ihrer Führer vor einigen Jahren nach Russland zurückgekehrt, um mit dem Staate und der Kirche Frieden zu schliessen.

**) Dieser Kelssiew hat sich durch die Herausgabe einer ausserordentlich umfangreichen Sammlung von Documenten zur Geschichte der Secten ein entschiedenes Verdienst um die russische Geschichte erworben.

in kirchlich-nationalem Jargon geschriebenes Journal zu dem speciellen Zweck der Aufhetzung der Altgläubigen gegen die Regierung herausgegeben. Aber erst dem unermüdlichen Agitationseifer polnischer Flüchtlinge war vorbehalten, auch die in Oesterreich und der Türkei lebenden russischen Sectirer in das Netz dieser revolutionären Propaganda zu ziehen und den Versuch zu machen, auch diese bisher wenig bemerkte und fast unbekanntere Gruppe als Waffe gegen Russland zu benutzen. — Schon vor zwanzig Jahren verlautete etwas von weit aussehenden polnischen Umtrieben in der Türkei, die nichts Geringeres beabsichtigten, als die Verlegung des Schwerpunktes des gesammten Schisma's in eines der ausserhalb Russlands belegenen slawischen Grenzländer und die Begründung einer panslawistischen Propaganda zu Gunsten der Wiederherstellung Polens. Ueber diese Agitation, die bisher von dem Schleier des Geheimnisses umgeben war, hat ein in Moskau erscheinendes Journal in den sechziger Jahren eine Reihe interessanter Enthüllungen veröffentlicht, die einen Einblick in das wunderbare Treiben der Bewohner des wenig bekannten südöstlichen Winkels von Europa ermöglichen. Längere Zeit hindurch blieb der Autor dieser Publicationen, der offenbar in alle Mysterien der polnischen Emigration eingeweiht war, — unbekannt und erst neuerdings ist es gelungen, denselben in einem russischen Flüchtling zu entdecken, der, in seine Heimath zurückgekehrt, vom Revolutionär zum Anhänger des russischen Panslawismus geworden ist und die Verzeihung der Regierung erhalten hat.

Die Aufmerksamkeit der polnischen Patrioten richtete sich schon in der ersten Hälfte der dreissiger Jahre auf die an den Grenzen Oesterreichs und der Türkei angesiedelten russischen Sectirer, da diese, seit sie Unterthanen fremder Herrscher geworden, aller Pflichten gegen ihre ehemaligen Bedränger ledig zu sein glaubten und aus ihrer Hoffnung auf Umsturz der in Russland bestehenden Ordnung und auf dereinstige Anerkennung und Herrschaft ihrer Religionsgemeinschaft kein Hehl machten. Um sich über die Zustände dieser Grenzbewohner genauer zu unterrichten, sandte Adam Czar-

toriski, das damals anerkannte Haupt der in Frankreich lebenden Polen, im Jahre 1831 einen Agenten Michael Czaykowski in die Dobrudscha. Dieser Czaykowski, ein in die polnische Revolution verwickelter Kleinrusse, war speziell beauftragt, mit den in dieser lebenden Nekrassowkosacken, — den Abkömmlingen der unter Führung des Hetmans Nekrassow in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach Beendigung des Bulawin'schen Aufstandes ausgewanderten Rebellen — Beziehungen anzuknüpfen. Czaykowski versuchte diese Kosacken mit der Aussicht auf eine allgemeine, von Polen geleitete Erhebung aller türkischen Slawen gegen den Sultan zu ködern, wollte durch ihre Vermittelung mit den (gleichfalls altgläubigen) donischen und uralischen Kosacken Unterhandlungen anknüpfen und schwärmte mit echt slawischer Excentricität für die Herstellung einer panslawistischen Republik unter polnischer Aegide. Er nahm türkische Kriegsdienste, hiess fortan Sadyk-Bey und war in seiner Eigenschaft als höherer Officier häufig im Stande, den Nekrassowkosacken Gefälligkeiten und Dienste zu erweisen. Es gelang ihm bald, einen geheimen Bund zur Wiederherstellung der kosackischen Freiheit und des „alten Glaubens“ zu stiften und einen entscheidenden Einfluss auf alle russischen Grenzbewohner zu erlangen. Bei dem Mangel geordneter Verhältnisse in den türkischen und österreichischen Grenzprovinzen und dem niedrigen Culturzustande der Bewohner dieser Länder wurde der unternehmende Pole eine allgemein bekannte Persönlichkeit, ohne dass die betreffenden Regierungen auch nur eine Ahnung von den Plänen hatten, mit welchen derselbe sich trug.

Die Chimäre einer altgläubigen Kosackenrepublik, welche immer nur als letztes Ziel im Hintergrunde der Pläne Czaykowski's gestanden hatte, machte während der ersten Hälfte der vierziger Jahre Unternehmungen praktischerer Art Platz. Schon seit Jahren trugen die den hierarchischen Secten angehörigen Altgläubigen sich mit dem Wunsch nach Herstellung einer festgeordneten und einheitlich gegliederten Geistlichkeit, an deren Spitze ein Patriarch stehen sollte, um in gleicher

Weise über die Gläubigen in aller Herren Ländern zu gebieten. Mit der Erfüllung dieses Wunsches hatte es aber seine Schwierigkeiten. Nach der Anschauung der orientalischen Christen kann — wie wir wissen — nur ein Geweihter und zwar nur ein Bischof die Priesterweihe durch Handauflegung ertheilen, da die Gabe dieser magischen Weihe sich direct von den Aposteln auf ihre Nachfolger, die Bischöfe übertragen hat. Weil sich nur einzelne höhere Geistliche bei der im 17. Jahrhundert geschehenen russischen Kirchenspaltung den Sectirern angeschlossen hatten und diese sämmtlich umgekommen waren, ehe es ihnen möglich gewesen, in gehöriger Anzahl Nachfolger zu weihen, litten die hierarchischen Secten von jeher an Geistlichen Mangel. Da auch die in der griechisch-orthodoxen Kirche ertheilte Priesterweihe ihrer Meinung nach eine gültige ist, sobald sie von einem Bischof ertheilt worden, waren die Sectirer, wie bereits erwähnt, darauf angewiesen, einzelne Popen zu sich herüberzuziehen. Die Mangelhaftigkeit dieses Nothbehelfs war seit lange ebenso schmerzlich empfunden worden, wie die Abhängigkeit von den einzelnen Individuen, die man zum Uebertritt bewegen, die man verachtete und doch nicht entbehren konnte, weil sie sich im Besitz der Weihe befanden, welche durch nichts Anderes zu ersetzen war, und allein zu sacramentalen Handlungen befähigte. Einen Bischof zum Austritt aus der herrschenden Kirche und zum Eintritt in ihre Secte zu bewegen, war den Altgläubigen trotz der eifrigsten Bemühungen noch niemals gelungen und doch waren alle ihre Wünsche seit lange auf einen solchen gerichtet. War erst ein zur Ertheilung der Weihe befähigter Prälat da, so brauchten sie sich nicht mehr um die Conversion verkommener Popen zu bemühen, denn dieser Bischof konnte ihnen Geistliche aller Grade und in beliebiger Anzahl weihen und dadurch aller Noth für immer ein Ende machen. Ein solcher Bischof wurde den Nekrassowkosacken im Jahre 1845 durch Czaykowski in Aussicht gestellt, und alsbald verbreitete sich die Kunde von dem grossen Heil, das den Auserwählten zu Theil werden sollte, durch die altgläubigen Gemeinden nicht nur Oesterreichs und der Türkei, sondern auch Russlands.

Der Mittelpunkt aller ausserrussischen Sectirer war von jeher das in der Bukowina belegene Kloster Bjelokrinitz gewesen. Zwei erprobte Mönche dieses hochangesehenen Heiligthums, Paulus und Olympius, wurden sogleich nach Constantinopel gesandt, um mit Czaykowski in Verhandlung zu treten. Da man die Aufmerksamkeit der in Constantinopel zahlreich vertretenen orthodoxen griechischen Geistlichkeit und der russischen Agenten zu fürchten allen Grund hatte, wurde die gesammte Angelegenheit im tiefsten Geheimniss betrieben. Michael Gontscharow, einer der Führer der Nekrassowkosacken und Shukowski, ein Specialagent Czaykowski's für die Verhandlungen mit den Altgläubigen, waren die wichtigsten Mitwisser und Theilnehmer der gesammten Action. Verkleidet trafen die beiden Mönche in der türkischen Hauptstadt ein; Czaykowski nahm sie in sein Haus auf und schlug ihnen sogleich den früheren Metropolit von Bosnien, Ambrosius vor, der seines Amtes entsetzt und aus der griechisch-orthodoxen Kirche ausgetreten war, und sich bereit erklärt hatte, die ihm zugedachte Würde eines Oberhirten aller altgläubigen Gemeinden der hierarchischen Richtung anzunehmen. Die beiden Mönche von Bjelokrinitz zeigten sich anfangs bedenklich, indem sie die Vorurtheile ihrer Glaubensgenossen und eigene Gewissensbedenken geltend machten: ein orientalischer Bischof, wo möglich einer aus dem heiligen Lande, der der „alten Lehre“ von jeher treu geblieben und nicht erst convertirt worden, wäre ihnen am liebsten gewesen. Um das Mögliche zu versuchen, unternahmen Paulus und Olympius eine Reise in den Orient; von Czaykowski mit Geldmitteln versehen, durchschweiften sie Palästina, Aegypten und Syrien, um nach einem Bischof der „alten“ Kirche zu fahnden. Dieses Bemühen war ein vergebliches, da die altgläubigen Häresien niemals Anhänger im Orient gehabt hatten, und als die beiden Mönche nach Constantinopel zurückkehrten, zögerten sie nicht länger, ihre Zustimmung zu der von Czaykowski getroffenen Wahl zu geben. Am 16. April 1846 wurde ein förmlicher Vertrag mit dem inzwischen völlig zum Schisma übergetretenen Ambrosius geschlossen, als Kosacken verkleidet kehrten die

drei Männer in ihr Kloster zurück und unter allgemeinem Jubel wurde der neue Erzbischof in sein Amt eingeführt.

Die Sache konnte in der That von der höchsten Wichtigkeit werden. Gelang es, Ambrosius bei allen, auch den in Russland lebenden Sectirern der hierarchischen Observanz Anerkennung zu schaffen, so war der Schwerpunkt einer im russischen Reich Millionen von Anhängern zählenden fanatischen Gemeinschaft thatsächlich in eine abgelegene österreichische Provinz verlegt und ausserrussischen Einflüssen anheimgegeben. Bei der in der Türkei und im Grunde auch in den österreichischen Grenzländern herrschenden Anarchie, und dem grossen Einfluss der in der Türkei lebenden Polen, war es keineswegs unwahrscheinlich, dass das Erzbisthum von Bjelokrinitz zum Mittelpunkt einer gefährlichen Agitation gegen die russische Regierung gemacht wurde, zumal die Nekrassowkosacken beständig geheime Verbindungen mit ihren Brüdern am Don und an der Wolga unterhielten.

Das durch Czaykowski begründete altgläubige Erzbisthum von Bjelokrinitz, dem Ambrosius, der aus der griechisch-orthodoxen Kirche ausgeschlossene Exbischof der Bulgaren vorstand, entwickelte schon in den ersten Monaten seines Bestehens eine lebhafte Thätigkeit. Durch Vermittelung des neben Metternich mächtigsten Ministers in Oesterreich, des Grafen Kolowrat, und des den Altgläubigen angeblich besonders geneigten Erzherzogs Ludwig wussten Paulus und Olympius, die uns bekannten, als auswärtige Agenten besonders thätigen Mönche, ihrem neuen Oberhaupte zunächst die Anerkennung des Wiener Cabinets zu verschaffen, dann aber richtete ihre Sorge sich auf die Organisation des Clerus in der Türkei, um namentlich die in der Dobrudscha lebenden Nekrassowkosacken an sich zu fesseln. Nachdem ein Bischof durch Ambrosius für die südlich von der Donau lebenden Altgläubigen geweiht und diesem untergeordnet worden war, sandte man Agenten nach Russland, um die dort lebenden Glaubensbrüder von dem Vorgefallenen zu unterrichten und zur Mitwirkung an dem grossen Werke der Einigung aller hierarchischen Secten einzuladen. Der Archimandrit (Abt) von Bjelokrinitz Geronty

wurde, mit einem falschen Pass versehen, nach Moskau abgesandt, um daselbst mit dem jährlich auf dem Rogoschkirchhofe versammelten Ausschuss aller glaubensverwandten russischen Secten zu unterhandeln. Um das Misstrauen der in Russland lebenden Sectirer nicht zu reizen, verschwieg Geronty sorgfältig, dass ein polnischer Katholik die Hand im Spiele gehabt habe. Er begnügte sich damit, die Nachricht von der Herstellung eines Mittelpunktes für die altgläubige Welt und der Erneuerung ihres Clerus möglichst effectvoll in die Welt zu senden und bat um Beisteuer für die würdige Ausstattung des neuen Erzbisthums. Es gelang ihm in der That, die moskauschen Häupter der Gemeinde für seinen Plan zu begeistern und eine sehr bedeutende Summe zu sammeln. Da die reichsten Kaufleute Moskau's zu den Altgläubigen hierarchischer Observanz gehören und sich insgesammt durch ihre Opferwilligkeit für religiöse Zwecke auszeichnen, fiel die Collecte wahrhaft glänzend aus und der Archimandrit konnte sich im Mai 1847 mit den frohesten Hoffnungen auf den Heimweg begeben. So vorsichtig und geheimnissvoll er auch verfahren war, die Polizei hatte von dem Erscheinen eines Emissärs aus Oesterreich Witterung erhalten: Geronty wurde unerwarteter Weise im Gouvernement Tula ergriffen und sofort in strengen Gewahrsam genommen. Seine Schätze wurden ihm abgenommen und zahlreiche Verhaftungen unter den Personen vollzogen, mit denen er auf dem Rogoschkirchhof verkehrt hatte. Die Kunde von der Errichtung eines Metropolitansitzes in der Bukowina war binnen Kurzem dem Ministerium der geheimen Polizei zu St. Petersburg bekannt; das Wichtigste an der Sache, die Bethheiligung Czaykowski's und der polnischen Emigration, scheint nicht entdeckt worden zu sein, was um so erklärlicher ist, als der vorsichtige Emissär von dieser auch seinen Moskauer Freunden gegenüber geschwiegen hatte.

Die russische Regierung wandte sich im Herbst 1847 mit einer energischen Note an das Wiener Cabinet, klagte über die Duldung gegen die Sicherheit des Staats und der Kirche Russlands gerichteter Umtriebe und verlangte Massnahmen

gegen das „sectirerische Unwesen“ und dessen Organisation. Russischem Einfluss war es zuzuschreiben, dass gleichzeitig der griechisch-orthodoxe Patriarch von Constantinopel gegen den sectirerischen Aftermetropolit in Wien Klage erhob und dessen Absetzung forderte. Die Abhängigkeit Metternichs vom Kaiser Nikolaus liess erwarten, dass diesem Verlangen, nachdem es in gehöriger Form gestellt worden, entsprochen werden würde. Es fehlte indessen auch den Altgläubigen nicht an Freunden und Gönnern in den höheren Regierungskreisen. Die Käuflichkeit der vormärzlichen österreichischen Bürokraten hatte den reichen Geldspenden, die aus Bjelokrinitz nach Wien flossen, nicht zu widerstehen vermocht, und da überdies das Erzbisthum von Bjelokrinitz, so unbequem es auch Russland sein mochte, dem österreichischen Kaiserstaat keinen Schaden that, beschränkte man sich zunächst darauf, Ambrosius nach Wien zu berufen und von ihm Aufklärungen zu verlangen. Der Erzbischof oder Metropolit (wie er jetzt vielfach genannt wurde) war ein alter, unbedeutender Mann, den die Führer der altgläubigen Gemeinden als willenloses Werkzeug ihrer Pläne gebrauchten. Sie hielten es desshalb für gerathen, ihm bei seiner Abreise nach Wien in der Person des Olympius einen Berater beizugeben.

In den letzten Tagen des December 1847 trafen beide Männer in der österreichischen Hauptstadt ein. Das alte System stand damals in voller Blüthe, Trägheit und Indolenz herrschten auf allen Gebieten der Verwaltung und des öffentlichen Lebens. Zunächst vergingen Wochen, ohne dass Ambrosius auch nur mitgetheilt wurde, was man eigentlich von ihm verlange. Durch ihre wohlunterrichteten Petersburger Agenten waren die Altgläubigen längst davon unterrichtet, was vorgefallen; Ambrosius erbat sich Audienzen bei dem Erzherzog Ludwig, der für einen besonders warmen Gönner der Gemeinde galt, und bei dem Oberstkämmerer Grafen Zingheti, und Alles schien auf dem besten Wege zu sein, als eine neue russische Note in der Hofburg eintraf, die dringend Abhilfe der Beschwerden des Petersburger Cabinets verlangte. Jetzt griff Metternich, der bis dahin an

der gesammten Angelegenheit wenig Antheil genommen hatte, mit rücksichtsloser Entschiedenheit ein. Er liess das Kloster von Bjelokrinitz schliessen und notificirte dem Petersburger Cabinet, Ambrosius sei von seinem Metropolitansitz für immer entfernt und durch Verbannung unschädlich gemacht worden. Diesem Verfahren war keinerlei Untersuchung und Feststellung des Thatbestandes vorhergegangen, die „höheren Rücksichten“, von denen der Haus-, Erz- und Staatskanzler sich sein Leben lang hatte leiten lassen, waren allein massgebend gewesen. — Trotz dieser Strenge, die den Altgläubigen anfangs grosse Furcht eingeflösst hatte, sah das Ganze schliesslich einem blossen Schlage ins Wasser ähnlich; Ambrosius und sein Berather blieben nach wie vor in Wien, leiteten von hier aus die Geschäfte ihrer Glaubensgemeinschaft und erhielten in gewohnter Weise mit Czaykowski, ihrem spiritus rector, und den „Brüdern“ in Russland lebhaft Beziehungen aufrecht. —

Unterdessen brach die Märzrevolution des Jahres 1848 aus. Metternich musste fliehen, im Handumdrehen waren die äussere wie die innere Lage des Kaiserstaats verändert. Das Manifest über die Errichtung einer liberalen Constitution, Verheissung der Religionsfreiheit u. s. w. war in aller Leute Mund und flosste auch den Altgläubigen, die sich sonst um Politik wenig kümmerten und in ihrer Unbildung kaum verstehen mochten, worum es sich eigentlich handele, neue Hoffnungen ein: sahen sie die Welt doch ausschliesslich von dem Standpunkt ihrer religiösen Interessen an, glaubten sie doch, dass ihre Gemeinschaft das eigentliche Salz der Welt sei. Da ihr gnädiger Gönner aus früherer Zeit, der Graf Kolowrat, an die Spitze der Märzregierung getreten war und ein neuer Geist das gesammte österreichische Staatswesen durchdrungen zu haben schien, glaubten sie die Aufhebung der Anordnungen Metternichs mit leichter Mühe bewirken zu können. Im Namen sämmtlicher Altgläubigen überreichte Olympius dem Grafen Kolowrat am 26. März 1848, also inmitten der Hochfluth der revolutionären Bewegung, eine in deutscher und

russischer Sprache abgefasste Bittschrift, die wir wegen der Eigenthümlichkeiten ihrer Fassung wörtlich mittheilen.

„In der vollsten Ueberzeugung, dass jeder die allgemein gepriesene Milde und Hochherzigkeit Eurer Excellenz in Anspruch Nehmende, gnädigst erhört wird und Trost und Hilfe findet, wage auch ich, unterthänigst meine gehorsame Bitte um so mehr mit kindlichem Zutrauen zu Eurer Excellenz Füßen zu breiten, da mir schon ein Mal, als Deputirtem des Bjelokrinitzer Klosters und der sämtlichen Altgläuber- (sic) Gemeinden in der Bukowina, die süßen Früchte der väterlichen Fürsorge und Gnade Eurer Excellenz zu verkosten das höchste Glück zu Theil wurde.

Zufolge des vom unsterblichen Kaiser Joseph dem Zweiten den sämtlichen Altgläuber-Gemeinden im Jahre 1783³ ertheilten Privilegiums hinsichtlich der Freiheit der Religion und der Geistlichkeit haben Seine Majestät unser allergnädigster Kaiser Ferdinand der Erste, durch die gnädigste und kräftigste Fürsprache Eurer Excellenz bewogen, laut allerhöchster Entschliessung vom 18. September 1844 den benannten Gemeinden die Einführung eines ausländischen Oberhirten allergnädigst zu bewilligen geruht, welche Gemeinden durch ihre Deputirten im Jahre 1846 auch wirklich den hochwürdigen Metropolitens Ambrosius aus Constantinopel hereinführten, den auch Seine Majestät nach der in diplomatischem Wege gepflogenen Ueberzeugung von dessen reinen und untadelhaften Sitten und unbescholtenen Aufführung laut allerhöchster Entschliessung vom 5. März 1847 nicht nur in seiner früheren Würde zu bestätigen, sondern in das k. k. Unterthansvaterland (sic) aufzunehmen geruhten, worüber er auch bei dem k. k. Bukowiner Kreisamte den Unterthanseid den 5. August 1847 mit der grössten Freude ablegte. Mittelst einer Vorladung des galizischen Landesgouverneurs Herrn Grafen v. Stadion wurde derselbe aber plötzlich nach Lemberg berufen, von welchem er die Weisung bekam, sich sogleich nach Wien zu verfügen, und obgleich er zu dieser Reise nicht vorbereitet war, so reiste er dennoch weiter und

langte schon am 27. December vorigen Jahres herein, ohne zu wissen, was man von ihm verlangte.

Doch es verstrich ein ganzer Monat, ohne dass man ihm die Ursache seiner Berufung entdeckte, weswegen er sich auch genöthigt sah, bei Sr. k. k. Hoheit dem Erzherzog Ludwig eine Audienz zu ersuchen, was auch geschah. Aber bei allem dem erfuhr er wegen seiner Berufung kein Wort, vielmehr wurde er von Sr. kk. Hoheit befragt, was er von Sr. Majestät dem Kaiser wünsche — auf welche Frage er auch nicht anders zu antworten wusste, als dass er von Herrn Grafen v. Stadion hierher beordert wurde, um hier von Sr. Majestät die gnädigste Ankündigung seiner Berufung und der weiteren kaiserlichen Befehle zu erfahren. Nach wenigen Tagen, und zwar am 30. Januar 1848, wurde ihm von dem Obersten Hofkanzler Herrn Grafen von Inzeghi eine Zuschrift zugestellt, durch welche der hochwürdige Metropolit Ambrosius von den ungerechten und unbegründeten Beschwerden des russischen Hofes und des Patriarchen von Konstantinopel, welche bloss aus Hass gegen unsere, früher in ganz Russland herrschende Religion entstanden sind, in Kenntniss gesetzt und aufgefordert wurde, sich über die ihm vorgeworfenen neun Punkte binnen acht Tagen zu rechtfertigen. Se. Hochwürden versäumte nicht, gewissenhaft und der Wahrheit gemäss seine schriftliche Rechtfertigung selbst persönlich dem Herrn Grafen von Inzeghi am 7. Februar 1848 mit der Bitte um gnädige Fürsprache zu überreichen. Man versprach ihm solche und man erklärte ihm, dass dieses als eine diplomatische Sache einzig und allein vom Fürsten Metternich abhängen würde. Allein leider wurde auf seine Rechtfertigung gar keine Rücksicht genommen und ohne eines Vergehens überführt zu werden, demselben der allerhöchste Bescheid ertheilt, dass seine Rückkehr in das Bjelokrinitzer Kloster und fernere Werksamkeit (sic) für die Altgläuber in der Bukowina nicht stattfinden könne.

Diese unerwartete Nachricht stürzte das ganze Klosterconvent und die sämmtlichen Altgläuber-Gemeinden in der Bukowina in die grösste Verlegenheit und verursachte in den

Gemüthern Aller die schrecklichste Verwirrung, welche sich auch sogleich in das Kloster sammelten und sich einstimmig und freiwillig erklärten, sie wollten keine Zeit und Unkosten scheuen und mehrere Deputirten, aus dem Kloster und Gemeinden gewählt, sogleich nach Wien zu Sr. Majestät abschicken, um sich über die Ursache dieses unglücklichen Anspruchs zu erkundigen. Doch um die unglücklichen Folgen, welche vielleicht durch Unvorsichtigkeit der Gemeinden entstehen konnten, zu vermeiden, stellten sich ihnen die vernünftigeren Klostermönche entgegen und es gelang ihnen, die Gemeinden durch reife Vorstellungen und Warnungen, die nur aus kindlicher Liebe und fester Treue gegen den allergnädigsten Monarchen gemacht wurden, von dem festen Entschlusse abzuhalten, bis sie aus Wien die letzte Entschliessung Sr. Majestät erhalten.

Weil nun mir das ehrwürdige Klosterconvent diese Sache zur heiligsten Pflicht machte und anbefohlen hat, alle die zur Rückkehr des hochw. Metropoliten nöthigen Schritte zu machen, so werfe ich mich zu den Füßen Eurer Excellenz und flehe um die gnädigste Bewilligung, den hochw. Metropoliten in das Bjelokrinitzer Kloster zur Beruhigung des Volks zurückkehren zu lassen. — Um so mehr hoffen wir die gnädigste Vermittelung Ew. Exc. zu erflehen, indem in diesen segensreichen Tagen allen unter dem glorreichen österreichischen Scepter vereinigten Staaten und Völkern durch die Erhörung ihrer Wünsche die grösste aller Wohlthaten erwiesen wurde, die Altgläuber-Gemeinden auch nicht minder treu an das glorreiche Kaiserhaus, nicht minder anhänglich und unterthänig sind, daher sie auch der angesuchten Wohlthat würdig zu sein sich fühlen. Geruhen Ew. Exc. daher diese inständigste Bitte zu genehmigen u. s. w.“

Bei aller Schwerfälligkeit und Plumpheit des Ausdrucks ist dieses Actenstück nicht ohne ein gewisses Geschick abgefasst: dass der Metropolit oder Erzbischof von Bjelokrinitz die geistliche Oberherrschaft über alle, auch die ausser-österreichischen Altgläubigen seiner Secte beanspruche, dass Anhänger derselben auch im übrigen Galizien und in Sieben-

bürgen lebten, wird ebenso ignorirt, wie dass derselbe nach Russland hin Verbindungen angeknüpft hatte. Es ist ausschliesslich von den „Altgläubern“ der Bukowina die Rede und der Bittsteller lässt durchblicken, dass die Treue und Anhänglichkeit derselben gerade in der bewegten Zeit einer allgemeinen Umgestaltung der Verhältnisse nicht gleichgültig erscheine, zumal sie durch blossе Concessionen an ihre religiösen Bedürfnisse dauernd erkauft werden könne. In diesem Sinne scheint Kolowrat das Gesuch, das Olympius im Auftrage seiner Klosterbrüder überreichte, wenigstens anfangs aufgefasst zu haben. Er verhiess dem Bittsteller eine günstige Entscheidung und auch als diese nicht ertheilt, sondern — aus Rücksicht auf Russland, — Metternichs Verfügung aufrecht erhalten wurde, blieb Ambrosius unbehelligt und ohne in der Freiheit seiner Amtsführung beschränkt worden zu sein, in Wien. Olympius aber gab sich nicht zufrieden; angesteckt von dem allgemeinen Vertrauen auf die siegreiche Kraft der Revolution, begab er sich im Mai 1848 nach Prag, um an dem Slawencongress Theil zu nehmen und diesem die Beschwerden seiner Brüder vorzulegen. Das Erscheinen des seltsam gekleideten Mönchs, der sein ganzes Leben im Dienste einer Sache verbracht hatte, von der die Wenigsten etwas wussten, der fast alle Länder Europa's und einen Theil des Orients durchwandert hatte, um nach einem gesalbten Vertreter des „alten“ Glaubens zu suchen, der seiner Vorstellung nach einst die Welt beherrscht hatte — verfehlte nicht in dem Slawencongress einen gewissen Eindruck zu machen. Ausser ihm war nur noch ein Russe, Michael Bakunin, der Vertreter eines von occidentalen Anschauungen ausgehenden, religions- und traditionslosen Jungrussenthums, in der Versammlung anwesend, vielleicht das einzige Glied des Congresses, welches die ganze Tragweite des Gesuchs verstand, welches Olympius mit tönender Stimme vortrug, nicht ohne seine Rede mit bitteren Ausfällen gegen die Monarchen von Russland und Oesterreich zu würzen. — Die phantastische Gesellschaft der Vertreter des slawischen Zukunftsbundes wurde indessen schon wenige Tage später durch Windischgrätzs

Kanonen in alle Winde zersprengt: Olympius, der nicht abgeneigt gewesen war, die vor zwei Jahrhunderten zu Moskau verloren gegangene Herrschaft des „alten“ Glaubens auf den Barrikaden wieder zu erobern — was kümmerten ihn die politischen Tendenzen, um welche es sich in diesem Kampfe handelte? — wurde rechtzeitig gewahr, dass der österreichische Feldmarschall die Uebermacht auf seiner Seite habe und floh aus Prag, ohne die altgläubige Kirche allzuempfindlich compromittirt zu haben. In Wien fand er einen inzwischen mit neuen Instructionen aus der Bukowina eingetroffenen Klosterbruder, seinen alten orientalischen Reisegefährten Paulus vor. Man hatte beschlossen, an den constituirenden Reichstag zu gehen und dessen Mitwirkung für die Aufrechterhaltung des gefährdeten altgläubigen Metropolitansitzes in Anspruch zu nehmen. Unterdessen war aber ein neuer Schlag gegen denselben geführt worden: wahrscheinlich auf Verlangen des russischen Gesandten wurde über Ambrosius die Verbannung nach Cilli, ein kleines, in Steiermark belegenes Städtchen verhängt, und diesem im Juni eine bezügliche Eröffnung gemacht. Da die Altgläubigen sich trotz der neuen Aera noch immer verschiedener einflussreicher Gönner in der höheren Bureaukratie erfreuten, die Unruhe der wild bewegten Zeit mit sich brachte, dass die österreichische Regierung wenig nach dem Metropolit von Bjelokrinitz, den sie nicht zu fürchten hatte und den sie nur Russland zu Gefallen verfolgte — fragte, so blieb Ambrosius trotz des gegen ihn gefällten Urtheils noch Monate lang in Wien und in unausgesetztem Verkehr mit seinen Getreuen. Paulus und Olympius aber, die vielfach mit slawischen Demokraten verkehrt zu haben scheinen, rechneten zuversichtlich auf den Sieg der Revolution und erwarteten von dieser die Herstellung ihrer altgläubigen und altrussischen Herrlichkeit. Ihre Verbindungen mit Moskau blieben die früheren und es liegt uns als Zeugniß von denselben ein höchst merkwürdiger Brief vor, in welchem Paulus einem Moskauer Freunde die Geschichte der österreichischen Revolution und ihres Einflusses auf die Bjelokrinitzer Angelegenheit von seinem Standpunkte aus berichtet. Metternich,

die Wurzel des den Gerechten angethanen Uebels sei vom Herrn geschlagen, zur Flucht getrieben, ja selbst mit dem Tode bedroht worden, der Zaar (Kaiser Ferdinand) aber sei, gerade als er die Gläubigen vertreiben wollen, gezwungen worden, „constitutionelle Regeln“ zu unterschreiben, die allen k. k. Unterthanen die Freiheit ihres Glaubens sicherten; wenn erst die grosse Deputation (der Reichstag) zusammengetreten sei, so lasse sich mit Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang hoffen. Es sei zwar eine böse Zeit, der Heiligen wenige, der Herr aber werde seine Heerde zu schützen und in das ersehnte Kanaan der Ruhe zu führen wissen. — Die eigenthümliche Beschränktheit der altgläubigen Anschauungen, welche nach der übrigen Welt und ihrer Culturentwicklung nichts fragt, sondern die Weltgeschichte ausschliesslich nach ihrer Einwirkung auf das Loos der Secte beurtheilt, tritt an einzelnen Stellen dieses Schriftstücks in höchst origineller Weise hervor: Paulus warnt seinen Moskauer Freund vor dem Begriff, ja vor dem Wort „Constitution“, — es sei um dieselbe ein böses, seelenverderbendes Ding und nur, weil die Gemeinde der Gerechten von ihr Vortheil ziehen könne, sei dasselbe zu dulden. Die Starrheit, mit welcher diese Vertreter einer wesentlich auf dogmatischen Irrthümern und Missverständnissen fussenden Secte ihre Sache unbekümmert um die übrige Welt verfechten, hat bei all' der Beschränktheit und Unbildung, welche die Voraussetzungen dieser Anschauung sind, etwas Grossartiges!

Die Zunahme der revolutionären Wirren, die Sicherheit und Freiheit, deren Ambrosius sich trotz des Verbannungsdecrets noch immer in Wien erfreute, erhöhten den Muth der beiden Mönche. Im Juli schrieb Olympius nach Bjelokrinitz, man möge nur die „Maschine“ wieder arbeiten und „Fabrikanten, Gesellen und Arbeiter“ (Bischöfe, Priester und Mönche) ans Werk gehen lassen. Um sicher zu gehen, bedienten die Altgläubigen sich nämlich der List, im kaufmännischen Styl zu schreiben und ihre kirchlichen Angelegenheiten unter geschäftlichen Bezeichnungen, als „Fabrik“, „Arbeiter“ u. s. w. in den Briefen, welche von und nach Wien gingen,

zu verhüllen. Ermuthigt durch die zunehmende Rath- und Hülfllosigkeit der Regierung kehrten die aus dem Kloster von Bjelokrinitz vertriebenen Mönche und Priester wirklich zurück, erbrachen die versiegelten Thore ihres Heiligthums und begannen ungescheut ihren Gottesdienst zu celebriren. Die Lemberger Statthalterschaft, die eben damals alle Hände voll zu thun hatte, um mit den rebellischen Polen fertig zu werden, hielt nicht für nöthig, dieser Eigenmächtigkeiten wegen gegen die im Uebrigen durchaus loyalen „Altgläuber“ vorzugehen, der Gouverneur war instruirt, mit denselben möglichst glimpflich zu verfahren und blieb hinter seiner Instruction nicht zurück. Bloss weil die russische Regierung eine strengere Beaufsichtigung der Russen in der Bukowina verlangt hatte, wurden von Zeit zu Zeit Beamte nach Bjelokrinitz gesandt, um eine Revision der dortigen Verhältnisse vorzunehmen. Da diese Beamten meist Polen waren und als solche keinen Grund hatten, gegen Flüchtlinge vor russischer Intoleranz irgend missgünstig gestimmt zu sein, liessen sie sich regelmässig, bevor sie an Ort und Stelle eintrafen, anmelden, und die Altgläubigen brachten dann ihre geheime Correspondenz und Alles, was sonst gefährlich erschien, bei Seite. Natürlicher Weise wurde dann nach Wien berichtet, man habe zu Bjelokrinitz Alles in tiefstem Frieden gefunden und sich davon überzeugt, dass die russischen Beschwerden über revolutionäre Umtriebe und geheime Correspondenzen nach Moskau, durchaus unbegründet seien.

Im Juli 1848 wurde, um Russland zufrieden zu stellen, Ambrosius endlich nach Cilli abgefertigt; Paulus und Olympius aber kehrten nach Bjelokrinitz zurück. Sie blieben nach wie vor mit Cilli und Moskau in Verbindung, gaben Ambrosius in der Person Onufry's (eines von jenem geweihten Bischofs) einen Vicar und setzten das angefangene Werk der Organisation einer altgläubigen Hierarchie eifrig fort. Binnen weniger Monate wurden den in Russland lebenden Brüdern drei neugeweihte Bischöfe und ein Erzbischof heimlich zugesandt. Die russische Regierung hatte Nichts weiter erreicht, als den Hass der Altgläubigen zu schüren, zahlreiche ihrer

eigenen Unterthanen von sich abwendig zu machen und die Mönche von Bjelokrinitz in der Ueberzeugung zu bestärken, dass ihre besten Freunde in Konstantinopel, ihre gefährlichsten Feinde in Petersburg zu finden seien. Die wiederholt in Moskau und Petersburg angestellten Untersuchungen blieben, Dank der Verschlagenheit und der unwiderstehlichen Kraft der Silberrubel, welche die Altgläubigen zu ihrer Verfügung hatten, erfolglos. Da die Regierung mit besonderer Strenge verfahren zu müssen glaubte, nahm die Zahl der nach Oesterreich und in die Türkei flüchtenden Russen in der Zeit zwischen dem ungarischen Feldzuge und dem orientalischen Kriege beträchtlich zu und wurden die Bande zwischen der Hierarchie von Bjelokrinitz und dem in dem Vorstande des Moskauer Rogoschkirchhof repräsentirten russischen Theil der Secte immer enger.

So wurden die Jahre, welche dem orientalischen Kriege vorhergingen, von den in der Bukowina lebenden Altgläubigen der hierarchischen Observanz aufs Erfolgreichste dazu benutzt, die Reorganisation ihres Clerus zu vervollständigen und demselben eine streng hierarchische Einheit zu geben. Obgleich die österreichische Regierung zur Vorbeugung weiterer Conflict mit Russland die Begründung eines altgläubigen Metropolitansitzes zu Bjelokrinitz nur unter der Bedingung gestattet hatte, dass alle Beziehungen zu den in Russland und in der Türkei lebenden Sectirern abgebrochen und russischen Flüchtlingen in Zukunft keine Zufluchtsstätten in der Bukowina geöffnet würden, machte Bjelokrinitz mehr und mehr Miene, zum Rom der altgläubigen Welt des Ostens zu werden. In Moskau und Tula wie in den nördlichen Provinzen der Türkei lebten altgläubige Bischöfe und Erzbischöfe, die von Kyrill, dem zum Nachfolger des Ambrosius gewählten zweiten Metropoliten, geweiht worden waren und diesen, wenigstens insgeheim, als ihr Oberhaupt ansahen. Natürlich erkannte die russische Regierung diese sectirerischen Prälaten, die dem Staate gegenüber für gewöhnliche Kaufleute oder Industrielle galten, auch von ihren kirchlichen verschiedene weltliche Namen führten, nicht an. Aber gerade darum genossen dieselben

bei ihren Glaubensgenossen hohes Ansehen und weitgreifenden Einfluss. — Anders war es in der Türkei, wo diese Geistlichen, Dank dem Einfluss Czaykowski's (Sadyk-Paschas), offen begünstigt wurden und nur mit dem Misstrauen der Ultras unter den Gläubigen, namentlich der Nekrassowkosacken, zu kämpfen hatten. Nach Ansicht der russischen Sectirer ist nämlich die Führung von Kirchenbüchern eine Todsünde (die Altgläubigen stützen sich auf jene Erzählung des Alten Testaments, nach welcher David vom Herrn geschlagen wurde, als er sein Volk zählen wollte) und auf Wunsch der Obrigkeit waren solche Bücher von den neucreirten Bischöfen eingerichtet worden. Die Unterstützung der türkischen Regierung brachte es aber bald dahin, dass der von Bjelokrinitz aus geleitete Clerus allenthalben anerkannt wurde.

So standen die Dinge, als der orientalische Krieg ausbrechen drohte, und jetzt bot die polnische Emigration alle ihr zu Gebote stehenden Kräfte auf, um der Sache Russlands durch den über die Altgläubigen gewonnenen Einfluss, möglichst Schaden zu thun. Der weitgehende Plan, einen allgemeinen Sectireraufstand unter den in Südrussland lebenden Kosacken herbeizuführen, zeigte sich zwar bald unausführbar, da das Kosackenthum in der Bekämpfung des Islam seine historische Aufgabe sah, Czaykowski hatte darum aber doch nicht vergeblich gearbeitet. Zuzufolge des lebhaften Zusammenhangs, in welchem die altgläubigen, in Russland lebenden Gemeinden und Geistlichen zu ihren Brüdern in der Bukowina und in der Türkei standen, wurde ihm möglich, einerseits regelmässige Kunde aus den russischen Hauptstädten zu erhalten, andererseits auf die Stimmung der russischen altgläubigen Kreise Einfluss zu gewinnen. Eifriger denn je wurden die Nachrichten von hüben und drüben ausgetauscht. Zu Ismail, einer unfern der Grenze belegenen Stadt der russischen Provinz Bessarabien, wurde im Hause des altgläubigen Kaufmanns Beläjew ein förmliches Bureau zum Austausch geheimer Briefe organisirt. Sendboten aus Moskau und Tula deponirten hier Nachrichten über die russischen Kriegsrüstungen, die Stimmung der Bevölkerung und die Massregeln der

Regierung, die sofort durch die Vermittelung Gontscharows, des Hetmans der Nekrassowkosacken, nach Constantinopel befördert wurden. Andererseits wurden von Ismail aus Gerüchte über die bevorstehende unwiderstehliche Invasion der Allirten, deren freundliche Gesinnung gegen die von der russischen Regierung verfolgten Sectirer u. s. w. in das Innere Russlands colportirt, Fabeln, die immerhin eine gewisse Wirkung auf die ungebildeten Massen ausübten, welche mit Spannung den kommenden Dingen entgegensahen und die ungeheure Aufregung, die sich des gesammten russischen Volks beim Ausbruch des Krieges bemächtigt hatte, schürten. Als die Russen die Donau überschritten, die beiden rumänischen Fürstenthümer besetzten und nach Silistria vorrückten, hatte sich ein grosser Theil der altgläubigen Bewohner jener Gegenden in das Innere der Türkei geflüchtet, wo sie mit Zuverlässigkeit aufgenommen wurden. Czaykowski war es sogar gelungen, eine von Gontscharow geführte freiwillige Kosackenlegion zu bilden, die der türkischen Armee durch ihre Ortskenntniss und die Tapferkeit der Legionäre wichtige Dienste leistete. Die Stimmung unter den Altgläubigen war aber doch eine getheilte; das Erscheinen einer stammverwandten Armee auf türkischer Erde verfehlte nicht, ein gewisses Aufsehen zu machen, alte Erinnerungen an die gemeinsamen Kämpfe der Vorfahren gegen den Halbmond tauchten wieder auf und das nationale Bewusstsein eines Theils der russisch-türkischen Sectirer gerieth in Conflict mit ihrem religiösen Gewissen. Der tiefgewurzelte Glaube des russischen Volks an die providentielle Bestimmung Russlands, Byzanz wieder zu gewinnen und an den Ufern des Bosphorus die alte byzantinische Herrlichkeit des griechisch-orientalischen Kaiserthums neu aufzurichten, machte auch in den Herzen der Enkel seit Jahrzehnten aus dem Vaterlande vertriebener religiöser Fanatiker sein Recht geltend. Russland war zu lange das Centrum der panslawistischen Idee gewesen, als dass es den gewandten Polen möglich gewesen wäre, dieselbe im Verlauf einiger Jahre durch Schürung des religiösen Fanatismus völlig zu ersticken. Selbst zwei alt-

gläubige Bischöfe, welche sonst mit Czaykowski und dem Metropolit von Bjelokrinitz in engster Verbindung gestanden hatten, wurden schwankend. Sie wiesen die wiederholten Aufforderungen der türkischen Regierung, nach Konstantinopel zu fliehen, unter allen möglichen Vorwänden zurück und suchten mit dem Befehlshaber des vorgeschobenen russischen Corps, General Uschakow, Verbindungen anzuknüpfen. Mit einem Unverstande, wie er nur bei unzurechnungsfähigen Vertretern des alten unberechenbaren Systems möglich war, entfremdete der russische Feldherr sich aber bald aller Herzen, machte er die russischen Emigranten wiederum zu blinden Werkzeugen ihres Fanatismus und des polnischen Einflusses: die beiden altgläubigen Bischöfe, welche sich dem General Uschakow vorgestellt hatten, wurden „auf höheren Befehl“ von einem russischen Commando überfallen, als Gefangene nach Russland geschickt und in ein orthodoxes „Strafkloster“ gesperrt.

Der Schrecken, welchen die Nachricht von dieser Massregel in der gesammten altgläubigen Welt, von Konstantinopel bis nach Moskau hin verbreitete, war ungeheuer. Die gesammte altgläubige Bevölkerung der nördlichen Türkei wurde auf das Aeusserste gegen Russland aufgebracht, kein Mittel, der russischen Armee Schaden zuzufügen, blieb unbenutzt, schaaarenweise flüchteten dieselben Leute, die wenige Tage zuvor nicht abgeneigt gewesen wären, den ihnen stammverwandten Eindringlingen als Kundschafter und Führer die besten Dienste zu leisten, die man ohne Mühe hätte zu Sendboten einer Propaganda unter den slawischen Stämmen der Türkei machen können, nach Konstantinopel, wo Viele von ihnen Kriegsdienste nahmen, Alle durch Czaykowski's Vermittelung die freundlichste Aufnahme und Unterstützung fanden. Binnen Kurzem war man auch in Bjelokrinitz von dem Vorgefallenen unterrichtet und die Umtriebe in Russland selbst, welche wegen der allgemeinen patriotischen Begeisterung der Nation zeitweilig ins Stocken gerathen waren, gewannen an Umfang und Intensität. Die russische Regierung hatte sich durch die Fortführung der beiden unschädlichen

Geistlichen zahllose Feinde gemacht und der von Bjelokrinitz aus gepredigten Lehre, für die Altgläubigen sei nur von ausserrussischen Staaten Linderung ihres harten Looses zu erwarten, entschiedenen Vorschub geleistet. Emissäre, welche die Unzufriedenheit der Altgläubigen Russlands schürten, übertriebene Gerüchte von der Unwiderstehlichkeit des Feindes verbreiteten und dafür sorgten, dass das geheime Bureau zu Ismaïl regelmässig mit Nachrichten über die innere Lage und die Bewegungen der Armee versehen wurde, wussten trotz der strengen Ueberwachung der Grenzen unter den verschiedensten Verkleidungen bis nach Moskau und Petersburg zu gelangen. Bei dem engen, für fremde Augen unsichtbaren Bande, welches alle Sectirer verbindet, konnten diese Sendlinge sicher sein, in jeder Stadt Genossen zu finden, die sie freundlich aufnahmen und mit allem Nöthigen versahen. Die Organisation der Secten ist eine uralte; sie beruht auf der blinden Unterordnung der Massen unter ihre Führer und die gleiche Gefahr, welche über Allen schwebt, verbindet Alle zu einem Bunde, dessen Zweige vom weissen Meer bis an das schwarze reichen. Es gelang den Emissären, mit den beiden gefangenen Bischöfen in Verbindung zu treten und dieselben wiederholt zu sprechen. Da eine gewaltsame Befreiung unmöglich schien, wollte man wenigstens Rache nehmen an dem Urheber all' der Leiden, unter denen die Gerechten schmachteten. Mit falschen Pässen versehen, erschienen zu Ismaïl im Hause Beläjews zwei verkleidete Nekrassowkosacken, die erklärten, sie seien von Sadyk-Pascha (Czaykowski) beauftragt, nach Petersburg zu wandern, um den russischen Zaren zu ermorden. Die Erbitterung hatte einen so hohen Grad erreicht, dass sich Niemand unter den russischen oder ausserrussischen Mitwissern dem Plane widersetzte. Die beiden verwegenen Männer setzten ihre Reise fort, und da sie nur bei Glaubensgenossen ihren Aufenthalt nahmen, ihre letzten Zwecke allen irgend Unzuverlässigen verschwiegen und mit guten Empfehlungen versehen waren, kamen sie wirklich nach Petersburg. Was sie hier getrieben, ob sie

ihre Absichten aufgegeben oder nur verschoben, ist aus den uns vorliegenden Quellen nicht zu ersehen.

Im Februar 1855 starb Nikolaus und noch bevor das Jahr zu Ende ging, hatten die Verhandlungen über Abschluss eines Friedens begonnen. Da zunächst Nichts weiter für sie zu thun war, wandten die Führer der Altgläubigen alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel an, um die Rücklieferung der beiden gefangen genommenen Bischöfe und des Geldes zu erlangen, welches im Jahre 1847 ihrem Sendboten, dem Archimandriten Geronty, zu Tula abgenommen worden war. Nachdem alle Bemühungen der Pforte an der Weigerung Russlands, die Gefangenen herauszugeben, gescheitert waren, wurde zu Bjelokrinitz beschlossen, eine förmliche Klage über die russische Regierung bei den Grossmächten Europa's, namentlich bei Napoleon dem Dritten und dem — Papst zu erheben. Man dachte sogar daran, ein Collectivgesuch aller, auch der in Russland lebenden Altgläubigen der Pariser Conferenz zu unterbreiten und diese zu ersuchen, die Secte unter den Schutz des europäischen Areopags zu stellen. In Moskau aber, wo man sich nach Aufhören der Feindseligkeiten in der Krim von der Nothwendigkeit stummer Unterwürfigkeit unter die herrschende Macht und vollständigen Verzichts auf auswärtige Hülfe überzeugt hatte, — in Moskau wurde dieser Plan von der Aeltestenversammlung seiner Gefährlichkeit wegen verworfen und der dringende Wunsch ausgesprochen, man möge auf die unter der Gewalt des gefährlichen Feindes stehenden Brüder Rücksicht nehmen und Alles unterlassen, wodurch diese compromittirt und neuen Verfolgungen ausgesetzt werden könnten. Die Nekrassowkosacken liessen es sich indessen nicht nehmen, wenigstens ihrerseits einen letzten verzweifelten Schritt zu thun. Sie sandten einen mit polnischen Empfehlungen versehenen Bevollmächtigten nach Paris, um die Vermittelung des Franzosenkaisers zu Gunsten ihrer gefangen gehaltenen Seelenhirten anzurufen. Dieser Bevollmächtigte, Ossip Gontscharow, ein Bruder des Hetmans, wurde wirklich in den Tuileries empfangen, selbstverständlich ohne ein wirkliches Resultat zu erzielen.

Unterdessen war ein unerwartetes, den Bestand des altgläubigen Metropolitansitzes gefährdendes Ereigniss zu Bjelokrinitz selbst eingetreten: die österreichische Regierung hatte davon Kunde erhalten, dass die obrigkeitlich untersagten Beziehungen des Metropoliten zu im Auslande lebenden Glaubensbrüdern nach wie vor im Schwange seien und zur Vermeidung diplomatischer Unannehmlichkeiten eine Localuntersuchung angeordnet, die der in der gesammten Bukowina gefürchtete Actuar Stöcker mit rücksichtsloser Strenge und unter den verletzendsten Formen führte. Die letzte Freistatt, welche der unglücklichen, überall verfolgten Genossenschaft offen gestanden, schien sich zu verschliessen; in die Türkei durfte der altgläubige Metropolitansitz aus Rücksicht gegen die russischen Brüder nicht verlegt werden, denn diese hatten erklärt, das sei nicht zu wagen, werde die Vorurtheile der Massen verletzen und die Petersburger Regierung zum Aeussersten aufbringen. Mit französischen Empfehlungen ausgerüstet, knüpfte jetzt einer der Bischöfe mit Cusa, dem neuerwählten Hospodaren der Donaufürstenthümer, in denen bereits ein von Kyrill geweihter altgläubiger Prälat residirte, Verbindungen an. Obgleich hier vollständige Religionsfreiheit herrschte, war wegen der Rücksichten, die der Hospodar auf Russland nehmen musste, eine förmliche Verlegung des Mittelpunktes der altgläubigen Welt in die Moldau-Wallachei nicht durchzusetzen. — Die Strenge, mit welcher anfangs in Bjelokrinitz verfahren worden war, liess unterdessen nach und die Gemüther beruhigten sich wieder, dafür aber waren in der Moskauer Gemeinde gefährliche Spaltungen ausgebrochen: die tolerantere Haltung, welche die russische Regierung schon bald nach der Thronbesteigung Alexanders des Zweiten zu beobachten begonnen, hatte eine grosse Partei in ihrer Abneigung gegen die Unterordnung unter einen „ausländischen“ Oberhirten und in der Absicht bestärkt, alle Verbindungen mit diesem um den Preis einer Aussöhnung mit der Regierung abzubrechen. Pafenty, ein geborener Russe, der in Bjelokrinitz hoch angesehen war und zu den Häuptern der Secte gehörte, reiste nach Moskau, um diese inneren Handel beizulegen. Da er

es nach den letzten Vorgängen in der Bukowina für unmöglich hielt, die dortige Stellung zu behaupten und von Bjelokrinitz aus dauernd die Centralleitung einer Gemeinschaft zu führen, deren Schwerpunkt doch in Russland war, schien er nicht abgeneigt, mit dem Gouvernement des jungen Kaisers, dessen Liberalismus allenthalben gepriesen wurde, in Verhandlung zu treten. Die Moskauer Gemeinde hatte die Summe von 250,000 Rubel Silber (einer Million Franken) zusammengebracht und hoffte mit Hülfe dieser die Unterstützung der massgebenden Personen erkaufen und die förmliche Anerkennung der altgläubigen Hierarchie durchsetzen zu können. Aber die Deputation, welche unter Pafnuty's Führung in die Residenz gesandt wurde, kehrte unverrichteter Sache zurück — es schien sich nirgend ein rettender Ausweg zu bieten.

Die Periode, in welche diese letzten Ereignisse fallen, war die der Allmacht, welche Alexander Herzen in Russland übte. Sein Name war in aller Leute Mund, selbst der gemeine Mann, der sich sonst wenig um Presse und Literatur kümmerte, hatte etwas von dem grossen Londoner Agitator gehört, dessen streng verbotenes Journal vom Kaiser und den höchsten Würdenträgern gelesen wurde, dem Nichts verborgen blieb, der Nichts fürchtete, der schon manchen Mächtigen gestürzt hatte und nur einem Gedanken, dem der Freiheit des russischen Volks lebte. Herzens in der That sehr bedeutender Einfluss wurde von der Volksmeinung in das Fabelhafte übertrieben und die grosse Masse glaubte allen Ernstes, wer unter den Schutz dieses Mannes gestellt sei, der sei geborgen und gegen alle Willkür gesichert: war es doch vorgekommen, dass ganze Provinzen in geheimen Adressen um seinen Schutz oder seine Unterstützung ihrer, der Regierung unterbreiteten Gesuche gebeten hatten! In ihrer Noth und Bedrängniss beschlossen die Altgläubigen, bei diesem Beschützer aller Bedrängten und Verfolgten ihre Zuflucht zu suchen. Da sie wussten, dass Herzen der Besitzer einer (von polnischen Setzern bedienten) „freien“ russischen Druckerei sei, und da sie selbst an Büchern religiösen Inhalts empfind-

lichen Mangel litten*), beabsichtigten sie zunächst, den Londoner Agitator darum anzugehen, den Druck ihrer Katechismen und Andachtsbücher zu übernehmen. Dieser Gedanke erweiterte sich allmählich zu dem Plan, den in Oesterreich gefährdeten altgläubigen Metropolitansitz nach London, auf den Boden des freien England zu verlegen, hier Kirchen und Schulen anzulegen, und diese unter den Schutz Alexander Herzens zu stellen. Von London aus sollte der „wahre Glaube“ die Herrschaft, die ihm von Rechts wegen gebührte, übernehmen und mit Hülfe des einflussreichen Beherrschers der russischen öffentlichen Meinung eine radicale Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse herbeiführen.

Im November 1861 reiste der bereits erwähnte Pafnuty im Auftrage der Moskauer Aeltestenversammlung nach London, wo er wirklich mit der russischen Emigration in Verbindung trat. Den Mittelsmann zwischen dem in excentrischen religiösen Vorstellungen befangenen Mönch, der das Altrussenthum in seiner schroffsten Gestalt repräsentirte, und dem atheistischen Vertreter des kosmopolitisch - revolutionären Jungrossenthums machte der als Historiker der altgläubigen Secten und ihrer Leidensgeschichte bekannte Schriftsteller Kelssiew. Herzen, der schon lange darauf gerechnet hatte, die durch die grosse Anzahl ihrer Anhänger wichtige Secte in den Dienst der Revolution zu ziehen, nahm den merkwürdigen Fremdling höchst zuvorkommend bei sich auf und beobachtete alle denkbaren Rücksichten auf die religiösen Vorurtheile dieses wunderlichen Heiligen, in dessen Gegenwart z. B. nicht geraucht werden durfte (die Altgläubigen halten das Tabakrauchen für Sünde). Auch Bakunin, der dreizehn Jahre früher neben Olympius, dem uns bekannten Freunde Pafnuty's, auf den Barrikaden von Prag gefochten hatte, nahm an den Conferenzen Theil. So gering auch die weltliche

*) Russische Schriften religiösen Inhalts dürfen in Russland nur mit Genehmigung des Synods, der höchsten orthodoxen Kirchenbehörde, gedruckt werden. Bei der Abneigung der Sectirer gegen den Clerus der herrschenden Kirche war diesen aber der Gedanke eines beim Synod einzuholenden Imprimatur ein ketzerischer Gräuel.

Bildung des ausschliesslich in den Vorstellungen und Interessen seiner Secte lebenden Mönchs war, dieser merkte bald, dass der Geist, dem die Londoner Emigranten huldigten, von dem, der seine Religionsgesellschaft beherrschte, zu verschieden sei, um ein auch nur zeitweiliges Zusammengehen möglich zu machen. Insbesondere der freche Cynismus Bakunins, der aus seiner Verachtung aller Religion nur mühsam ein Hehl machte und in Pafnuty's Gegenwart liturgische Gesänge wie Opernchansons trillerte, verletzte den asketischen Mönch aufs Empfindlichste. Aber auch zu Herzen, dessen Schriften er zu studiren begonnen hatte, konnte Pafnuty kein Vertrauen fassen. Er liess zwar einige der mitgebrachten Manuscripte in der „freien“ Druckerei seines neuen Bekannten drucken, reiste aber bald wieder ab, ohne ein bestimmtes Uebereinkommen getroffen zu haben. Wiederum in Moskau angelangt, erklärte er den „Brüdern“, dass eine Gemeinschaft der Gerechten mit den frivolen, materialistisch gesinnten Londonern Weltkindern nicht möglich sei und dass die gleiche Abneigung beider gegen die Intoleranz der Regierung noch keine genügende Basis für eine Cooperation biete. Alle Versuche, die Herzen später anstellte, um mit Pafnuty und dessen Freunden wieder anzuknüpfen, blieben resultatlos; vergebens wurde zu London ein eigenes Organ zur Unterstützung der altgläubigen Interessen gegründet, vergebens setzte sich Kelssiew, der heimlich nach Moskau kam, den grössten Gefahren aus, um ein Bündniss gegen den gemeinsamen Gegner zu Stande zu bringen, — die einfachen Mönche und Kaufleute, mit denen er verhandelte, beriefen sich auf ihr religiöses Gewissen und setzten seinen Anerbietungen ein starres „non possumus“ entgegen. Gleichzeitig mit Kelssiew verweilte ein gewisser Paulus in Moskau, das Haupt der erwähnten, in Preussen lebenden altgläubigen Gemeinde, deren Vorfahren sich im 18. Jahrhundert in der Nähe von Gumbinnen niedergelassen hatten und durch ihr starres Festhalten an den Gebräuchen der Väter bekannt waren. Paulus, der im Geruch der Heiligkeit stand und weit und breit bei allen Sectirern bekannt war, unterhandelte eben in Petersburg über die Rückkehr

seiner Genossen nach Russland. Trotz aller Versuche Kelsiews, ihn für die Unterstützung seiner Pläne zu gewinnen, war es dieser Paulus, der ganz besonders vor der Gemeinschaft mit den Gottlosen warnte und gegen jede Betheiligung der Gemeinden an politischen Umtrieben eiferte. „Zu leiden ist seit zwei Jahrhunderten unser Loos“, sagte er, „— sehen wir zu, dass wir die Seelen retten und versündigen wir uns nicht an dem Gesalbten, den der Herr in das Regiment eingesetzt hat.“ — Kelssiew kehrte unverrichteter Sache nach London zurück, die Altgläubigen aber begannen aufs Neue ihr Auge auf Bjelokrinitz zu richten. Der Umschwung, der sich seit dem italiänischen Kriege im österreichischen Staatsleben vollzogen, schien auch der Sache des Metropolitansitzes ihrer Secte zu Gute zu kommen, zumal die Beziehungen russischer Unterthanen zu demselben nicht mehr auf die früheren Schwierigkeiten stiessen und die russische Regierung die Verbindung zwischen Moskau und Bjelokrinitz längere Zeit hindurch ignorirte. Ermuthigt durch die zunehmende Connivenz des Gouvernements, erliess der auf dem Rogoschkirchhof versammelte Aeltestenausschuss im Herbst 1862 an den Metropolit Kyrill die Aufforderung, nach Russland zu kommen, die örtlichen Gemeinden näher kennen zu lernen, und die letzten Schwierigkeiten, die seiner allgemeinen und bedingungslosen Anerkennung im Wege stünden, persönlich zu ebenen.

Der ihm aus Moskau gewordenen Einladung entsprechend, reiste Kyrill, der Metropolit von Bjelokrinitz, herkömmlicher Weise mit einem falschen Pass versehen, im December 1862 nach Petersburg und Moskau. Allenthalben von seinen Glaubensgenossen mit Ehrfurcht aufgenommen, langte er Ende Januar in der alten Zarenstadt an. Im Februar 1863 fand in den auf dem Moskauer Rogoschfriedhof belegenen Gebäuden ein von dem Metropolit geleitetes „allgemeines Concil“ sämmtlicher Bischöfe und Aeltesten der in Russland lebenden altgläubigen Gemeinden hierarchischer Observanz statt, welches in aller Form die Unterordnung der russischen Gläubigen unter den Metropolit von Bjelokrinitz beschloss, ein

Statut der Kirchenverwaltung ausarbeitete und einen Erzbischof für Russland wählte, welcher der *locum tenens* des Metropolitens sein sollte. Es schien Alles auf dem besten Wege zu sein; zum ersten Male seit drei Jahrhunderten war die Hierarchie der Secte vollständig organisirt und merkwürdiger Weise ignorirte die sonst so wachsame Regierung Alles, was auf dem gefürchteten bis jetzt stets von der geheimen Polizei beobachteten Friedhof geschehen war, obgleich ihr die Ankunft des Oberhirten aus der Bukowina kein Geheimniss geblieben sein konnte. Des Metropolitens eigene Schuld war es, dass das grosse Friedenswerk, noch bevor es zum Abschluss gekommen, gefährdet wurde. Man hatte sich darüber geeinigt, einen Erzbischof von ganz Russland als *locum tenens* des Metropolitens einzusetzen. Dieser vom Concil gewählte Erzbischof schien dem Metropolitens aber nicht zuverlässig genug, weil er von vornherein Selbständigkeitsgelüste zeigte, und so geschah es, dass Kyrill ihn nur provisorisch bestätigte. Diese Massregel, welcher bereits andere Willkürlichkeiten des Oberhirten vorausgegangen waren, rief eine heftige Opposition der in Moskau versammelten Prälaten hervor; dieselben erliessen einen *Collectivprotest*, in welchem sie ihr Oberhaupt vor Abweichungen von den Satzungen der Väter warnten und das Recht des Concils und der in diesem vertretenen Gemeinden energisch wahrten. Kyrill suchte dieses Schreiben, dem er die officiële Gültigkeit absprach, zu ignoriren und es kam alsbald zu so heftigen und leidenschaftlichen Auftritten, dass die Einheit der Secte gefährdet schien und der Metropolit mit seiner Abreise drohte. — Vergegenwärtigt man sich, dass alle das sogenannte Concil bildenden Personen den unteren Gesellschaftsschichten angehörten, dass schon die Vorurtheile der Secte jede Theilnahme an der modernen Bildung unmöglich machten, dass der grosse Haufe der Gläubigen sich von einigen reichen Kaufleuten beherrschen liess, deren Ansehen hauptsächlich auf ihrer altgläubigen Starrheit und ihrer Abwendung von der europäischen Cultur beruhte, dass endlich die Bischöfe und hohen Geistlichen, weil sie besonders rücksichtslos von der Regierung verfolgt wurden, in der Regel

waghalsige Subjecte von zweifelhaftem Ruf, bankerotte Kleinhändler, aus der herrschenden Kirche ausgeschlossene liederliche Popen, selbst desertirte Soldaten waren, dass selbst der Metropolit nur mühsam lesen und schreiben konnte und sich zu diesen Operationen in der Regel fremder Hülfe bediente, so wird man sich von dem Geist und Ton, in welchem die Verhandlungen dieses Concils geführt wurden, eine annähernde Vorstellung machen können.

Die Verwirrung, welche durch die erwähnten Zwistigkeiten hervorgerufen worden war, sollte bald in unerwarteter Weise gesteigert werden. Der polnisch-litauische Aufstand war eben ausgebrochen, und hatte eine Aufregung der Gemüther hervorgerufen, die sich, Dank der geschickten Agitation der jungen Moskauer Presse, zu einer Höhe nationaler Begeisterung steigerte, wie sie seit dem Franzosenkriege von 1812 nicht erreicht worden war und deren Fluth selbst die Altgläubigen widerstandslos fortriss. Die politischen Köpfe unter den Häuptern der Gemeinde glaubten Angesichts der Verlegenheiten, in welchen die Regierung stak und der drohenden ausländischen Intervention zu Gunsten der Aufständischen — den Augenblick zu einer Aussöhnung mit dem Staat gekommen und beschlossen, den Versuch zu einer solchen um jeden Preis zu machen. Sie, die sich sonst vor jeder Berührung mit den Organen der „ketzerischen“ Regierung sorgfältig gehütet hatten und in Verdacht standen, weder diese noch den Kaiser anzuerkennen, fragten in der Stille bei dem Moskauer Generalgouverneur General Tutschkow an, ob man es gern sehen würde, wenn sie Namens ihrer sämtlichen Glaubensgenossen Sr. Majestät eine Loyalitätsadresse unterbreiteten. Tutschkow, der beim Empfang dieser unerhörten Neuigkeit kaum seinen Ohren trauen wollte, fragte in Petersburg an und erhielt eine zustimmende Antwort. Auf die Nachricht von dieser war der Entschluss der massgebenden Aeltestenpartei rasch gefasst. Am 28. Februar 1863 überreichte eine grössere Anzahl einflussreicher Gemeindeglieder dem noch immer versammelten bischöflichen Concil eine ausführliche Eingabe, in welcher sie die Bischöfe er-

suchten, in Anbetracht des Verdachtes, welchen der Verkehr mit Ausländern, wie der Metropolit einer sei, in den gegenwärtigen unruhigen Zeitläuften bei der Obrigkeit erwecken könne, sowie in Anbetracht dessen, dass Se. Majestät der Kaiser wegen des zur Zeit tobenden polnischen Aufstandes einen besonderen Anspruch an die unbedingte Hingabe und Loyalität aller getreuen Unterthanen habe, dahin zu wirken, dass der hochwürdige Metropolit sofort Russland verlasse und seine Beziehungen zu den russischen Gemeinden wenigstens für einige Zeit einstelle. Die gegen den Oberhirten bereits erbitterten Bischöfe nahmen von dieser Erklärung Veranlassung, Kyrill zur Abreise zu vermögen und diesem blieb Nichts übrig, als nach Ernennung eines interimistischen Stellvertreters das Feld zu räumen. Ermuthigt durch diese raschen Erfolge, gingen die Männer, welche auf eine Aussöhnung mit der Regierung hinarbeiteten, raschen Schrittes weiter. Sie erliessen sofort eine an den Kaiser gerichtete Adresse, in welcher versichert wurde, die Altgläubigen hierarchischer Observanz hielten zwar mit unerschütterlicher Treue an den Satzungen und Gebräuchen der Väter fest, seien aber nichtsdestoweniger streng loyale Unterthanen, die gern bereit wären, für Thron und Vaterland den letzten Blutstropfen zu verspritzen. Der Eindruck, den diese Erklärung im gesammten russischen Reich machte, war grösser, als die Altgläubigen selbst vermuthet hatten und rechtfertigte ihre Erwartungen in jeder Beziehung.

Zu einer förmlichen Anerkennung der sectirerischen Religionsgesellschaft und ihres Clerus konnte die Regierung sich, namentlich aus Rücksicht auf die orthodoxe Geistlichkeit, zwar nicht gleich verstehen — sie that aber, was unter den gegebenen Verhältnissen irgend möglich und thunlich schien. Die Gouverneure, Polizei- und Verwaltungsbeamten wurden unter der Hand angewiesen, die Altgläubigen zuvorkommend und schonend zu behandeln, die Ausschliessung der Kinder derselben von den öffentlichen Lehranstalten wurde, gleichfalls in der Stille, aufgehoben und die Anerkennung der von altgläubigen Priestern eingesegneten Ehen von Fall zu Fall

nicht mehr verweigert. Jetzt gingen auch die Altgläubigen einen Schritt weiter: im März erschien eine „an alle geliebten Kinder der einen heiligen, allgemeinen, apostolischen, altrechtgläubigen und katholischen Kirche“ gerichtete „encyklische Botschaft“, welche den Nachweis führte, dass für die Altgläubigen hierarchischer Observanz dogmatisch kein Grund zum Hass und zur Feindschaft gegen die griechisch-orthodoxe Kirche vorliege, die hierarchische Secte dieser vielmehr innerlich näher stehe, als den anomistischen priesterlosen Secten, mit denen sie bloss durch das Band gemeinsamer Nichtanerkennung der Reformation des Patriarchen Nikon und durch gemeinsames Märtyrerthum verbunden sei. Nach einer ausführlichen Deduction derjenigen Punkte, in welchen man mit der herrschenden Kirche übereinstimmte, schloss die Botschaft mit Wünschen für künftige gegenseitige Toleranz und Bruderliebe.

Dieses Actenstück, welches einen Einsiedler Hilarion Jegorow aus Polossa zum Verfasser hatte, ist für die Geschichte der altgläubigen hierarchischen Secten von grösster Wichtigkeit gewesen und es hat bei dem engen Zusammenhang aller Glieder derselben nicht ausbleiben können, dass dasselbe in der Bukowina und am Bosphorus eine ebenso grosse Rolle spielte, wie an der Moskwa, am Don oder an den eisigen Gestaden des weissen Meeres. Es enthielt eine directe und ausdrückliche Verurtheilung und Anathemisirung Herzens, der Londoner Emigration und der gottlosen und staatsgefährlichen Lehren, durch welche diese „Söhne des gottlosen Voltaire“ den Staat und die Kirche Russlands zu stürzen gedroht. — Die „encyklische Botschaft“ fand ebensowohl Anhänger wie erbitterte Gegner, letztere namentlich in der Türkei und unter den rohen, fanatisirten Massen in Moskau; sie wurde von dem „Concil“ und von dem Metropolitcn wiederholt verurtheilt und verworfen, später aber zum Theil anerkannt — aus der Welt konnte sie nicht mehr geschafft werden. Ihre Hauptwirkung war, dass die mühsam hergestellte Einheit aller Gemeinden und die Unterordnung unter den Metropolitcn von Bjelokrinitz gesprengt wurde; derselbe wurde hinfort nur von

dem kleineren Theil der russischen altgläubigen Bischöfe anerkannt, von der Mehrzahl verworfen. Von da ab ist die Zersetzung des sectirerischen Organismus in stetem Zunehmen begriffen gewesen. Hervorragende Glieder der hierarchischen Secten, unter diesen drei Bischöfe, sowie verschiedene niedere Geistliche traten im Frühling und Sommer 1868 mit ganzen Schaaren ihrer Schüler zum „glaubensvereinten Ritus“ (der staatlich anerkannten Spielart der griechisch-orthodoxen Kirche, welche rituale Bräuche der Altgläubigen adoptirt hat) über; an der Spitze der Bekehrten stand „Paulus der Preusse“, das grösste Kirchenlicht der Secte — um die politische Bedeutung des Papstthums von Bjelokrinitz war es für immer geschehen. Die Altgläubigkeit hat seit dem Jahre 1868 aufgehört, eine Waffe der politischen Propaganda zu sein, ihre Beziehungen zu den polnischen Flüchtlingen in der Türkei bestehen nicht mehr. Die einst so gefürchtete Londoner Emigrantenpartei ist seit dem Tode ihres Führers aufgelöst. Ihr Agent Kelssiew, des heimathlosen Flüchtlingslebens müde, ist im Sommer 1867 nach Russland zurückgekehrt, hat mit der Regierung Frieden geschlossen und ist dann verstorben. Gegen ihm bewilligte Straflosigkeit hatte er die Geheimnisse seiner früheren Genossen, namentlich alle auf Bjelokrinitz bezüglichen Verhandlungen zur Kenntniss der russischen Regierung gebracht. Seinem Beispiel ist vor einigen Jahren derselbe Czaykowski gefolgt, der vierzig Jahre lang an allen gegen den russischen Staat gerichteten polnischen Verschwörungen Theil genommen, in der slawisch-orientalischen Welt den russischen Einfluss lebhafter und erfolgreicher bekämpft hatte, als irgend einer seiner Zeitgenossen. Der ergraute Conspirator sandte zunächst seinen Sohn in das Land, dessen Bekämpfung den Inhalt seines Lebens gebildet hatte, dann legte er seine türkischen Aemter nieder, um in aller Form mit der Regierung Alexanders II. Frieden zu machen und die Amnestie derselben anzunehmen.

Das russische Gouvernement hat von diesen Erfahrungen zu lernen gewusst und während der letzten Jahre verschiedene wichtige Schritte zur Ausgleichung des Zwiespalts ge-

than, der zwischen der herrschenden Kirche und den altgläubigen Secten noch immer besteht. Dass diese Schritte sehr langsam und vorsichtig gethan wurden, findet in der Grösse der zu überwindenden Schwierigkeiten seine Erklärung. Vor Allem ist zu berücksichtigen, dass das Schisma sehr verschiedene Elemente umfasst und dass die numerisch sehr starken priesterlosen Secten mit den hierarchischen Gemeinschaften durch Jahrhunderte lange gemeinsame Schicksale und die gleiche rechtliche oder vielmehr rechtlose Stellung zu eng verbunden sind, als dass sie von den, den letzteren gemachten Concessionen ganz ausgeschlossen werden könnten; ein beträchtlicher Theil der Priesterlosen aber huldigt, wie wir wissen, staatsgefährlichen, ja staatsfeindlichen Grundsätzen, mit denen in der That keine Transaction möglich ist. Secten, wie die der Skopzi (Eunuchen), der Selbstverbrenner (Soschigáteli) und jener Wanderer (Stránniki), die jede Berührung mit der Welt als Befleckung meiden, den Staat als das Reich des Antichrists betrachten und die Flucht vor der Wirklichkeit als das einzige Mittel zur Rettung der Seele ansehen, machen eine staatliche Anerkennung an und für sich unmöglich. So lange aber nicht die Möglichkeit eines gleichzeitigen Friedensschlusses mit beiden schismatischen Typen gegeben ist, kann nicht gehofft werden, dieselben unschädlich zu machen oder aus der Welt zu schaffen: jede Concession an die eine Gruppe würde zu Gunsten der anderen sectirerischen Gruppe ausgebeutet werden. — Eine fernere Schwierigkeit, welche sich den tolerantem Absichten der Staatsregierung entgegenstellt, ist in der gegenwärtigen Beschaffenheit des griechisch-orthodoxen Clerus zu suchen. Wenigstens zur Zeit ist derselbe noch ein so fanatischer Gegner des gesamten Raskol, dass er jede Concession an die Sectirer als Beleidigung der Kirche auffasst und in diesem Sinn dem abhängigen und ungebildeten Theil des Volks zum Schaden der Regierung darstellt. Selbst zur Zeit des alten, gegen die Sectirer unerbittlichen Régimes war es in russischen Provinzialstädten die Regel, dass der Gouverneur, als Repräsentant der Staatsgewalt, mit dem Bischof oder Eparchialvorstand

wegen der Behandlung der Altgläubigen Krieg führte und von diesem als Förderer des kirchenfeindlichen Unfugs verdächtigt und befehdet wurde. Ebenso ging es den Gouvernements-Gensd'armesofficieren, welche als Vertreter der geheimen Polizei die directe Aufsicht über die Sectirer zu führen hatten und sobald sie dieselben im Interesse der Ruhe und Ordnung vor Vergewaltigungen schützen wollten, mit der Geistlichkeit in Conflict geriethen. Dasselbe Verhältniss waltet noch heute ob, Concessionen an Altgläubige stossen regelmässig auf den Widerspruch des Synods und setzen die Regierung Widerwärtigkeiten aller Art aus. Diese Intoleranz des Clerus ist das Produkt der gegebenen Verhältnisse, eines nach Jahrhunderten zählenden Haders und des eigenen Schwächebewusstseins der herrschenden Kirche. Der Synod selbst weiss, dass seine Geistlichkeit ausser Stande wäre, einen lediglich mit den Waffen des Geistes geführten Kampf auszufechten und dass macht ihn gegen alle Neuerungen im Sinne grösserer Milde misstrauisch. Klagen darüber, dass das Schisma immer neue Fortschritte mache, wo ihm irgend die Möglichkeit freier Bewegung gegeben worden, kommen auch noch gegenwärtig vor. Als ein Moskauer Journal im Jahre 1869 volle Bekenntnissfreiheit und Aufhebung aller auf den Nicht-Orthodoxen ruhenden Beschränkungen forderte, erwiderte Pogodin, einer der fanatischsten und selbstgefälligsten Anhänger der Nationalpartei und des Byzantinismus, in seinem Blatt „Der Russe“: das sei nicht zu wagen, denn unfehlbar würden die höheren Gesellschaftsklassen dem propagandistischen Eifer katholischer Abbés, die Massen der unwiderstehlichen Anziehungskraft der altgläubigen Secten zum Opfer werden! — Nichtsdestoweniger hat die Regierung sowohl durch eine gegen früher erheblich veränderte Verwaltungspraxis wie durch einen wichtigen gesetzgeberischen Schritt bekundet, dass sie sich des einzigen, zum Ziel der Ueberwindung des Schisma führenden Weges wohl bewusst ist. Zu einer förmlichen Anerkennung der gemässigten sectirerischen Gemeinden hat sie sich bis jetzt nicht entschliessen können. Nach einer Praxis, der man auch auf anderen Gebieten staatlichen russischen Lebens

häufig begegnet, werden dieselben aber geduldig und anscheinend ignoriert. Die Polizeibehörden sind angewiesen, den Gemeindeversammlungen und Gottesdiensten der gemässigten Secten keine Hindernisse in den Weg zu legen. Man erlaubt den Altgläubigen weiter (und zwar auch den gemässigten unter den gefährlichen popenlosen Secten), Schulen anzulegen — aber es wird ausdrücklich verboten, dieselben „altgläubige“ Schulen zu nennen, denn dem Princip der Nichtanerkennung des Raskol darf nichts vergeben werden. Man duldet, dass die Lehrer dieser Schulen Sectirer, beziehungsweise sectirerische Geistliche sind — aber die Confession derselben darf nicht zur Sprache gebracht werden; ebenso steht es mit den Schulbüchern, denen das gesetzlich vorgeschriebene, aber den Altgläubigen besonders anstössige Imprimatur des Synods fehlt, deren unkirchlicher Charakter aber in den officiellen Lehrplänen unerwähnt bleibt. Von Interesse ist, dass neuerdings nicht selten Lutheraner zu Lehrern der Altgläubigenschulen gewählt worden sind. Die Gemeindevorstände, in deren Händen die Wahl lag, konnten unter ihren Glaubensgenossen keine brauchbaren Individuen ausfindig machen und zogen es, mit Rücksicht auf die unerbittlichen Vorurtheile der hinter ihnen stehenden Massen, vor, Protestanten statt der glaubensverwandten, aber gehassten Rechtgläubigen zu wählen. — Die Erlaubniss zur Wiedereröffnung dieser in den 30er Jahren auf Befehl der damaligen Regierung geschlossenen altgläubigen Gemeindegemeinschaften zählt zu den wohlthätigsten Acten des gegenwärtigen Gouvernements, denn durch dieselbe ist Millionen von Kindern, welche sonst unfehlbar in Unwissenheit, Rohheit und Sittenverderbniss aufgewachsen wären, die Möglichkeit geworden, zu civilisirten Menschen und nützlichen Staatsbürgern zu werden. Noch wichtiger ist, dass durch ein im vorigen Jahre erlassenes Gesetz für diejenigen Sectirer, welche die Ehe überhaupt gelten lassen, durch die Einführung besonderer Eheregister die Möglichkeit geboten worden ist, staatlich anerkannte Ehebündnisse zu schliessen und legitime Kinder in die Welt zu setzen: bis zum Erlass dieser Verordnung galten alle zwischen Altgläubigen eingegangenen Ge-

schlechtsverbindungen für blossе Concubinate, weil ihnen der Segen der Staatskirche fehlte und die Einsegnungen durch ihre Priester (bei den Priesterlosen traten für diese die Gemeindelehrer ein) rechtlich nicht anerkannt wurden. Die in diesen Verbindungen erzeugten Kinder aber wurden als ausser-ehelich erzeugte behandelt, waren demgemäss vom Intestaterbrecht ausgeschlossen und keinen Augenblick davor sicher, von orthodoxen Seitenverwandten oder habgierigen Beamten aus den Hinterlassenschaften ihrer Väter verdrängt zu werden — ein Zustand, dessen Verderblichkeit von allen Freunden der Volkswohlfahrt seit Jahrzehnten auf das Nachdrücklichste hervorgehoben worden war, dem die Regierung aber aus Rücksicht auf den Clerus nicht zu steuern gewagt hatte. Die Beseitigung dieses schweren, von den unheilvollsten Wirkungen begleitet gewesenен Nothstandes bezeichnet eine der grössten Wohlthaten, welche die gegenwärtige Regierung ihren Unterthanen erwiesen und hat erheblich dazu beigetragen, das Verhältniss der Sectirer zu dem Staate und dessen Ordnungen zu bessern.

So ist der letzte grosse Anlauf, den die altgläubigen Schismaticer gegen Staat und Kirche Russlands unternahmen, seinen Urhebern zum Verderben und der Regierung Alexanders III. zum Ausgangspunkt einer ihrer wichtigsten Reformen geworden.

Durch die Aussöhnung mit einer Anzahl der gemässigten hierarchischen Secten, die Lösung der Beziehungen derselben zum Auslande und die Dämpfung des altgläubigen Fanatismus hat die russische Staatskirche einen in den Annalen ihrer neueren Geschichte beispiellosen Erfolg errungen. Das Unternehmen der Czaykowski und Genossen, den Schwerpunkt des kirchlichen Lebens der Altgläubigen ausserhalb der russischen Reichsgrenze zu verlegen und diesen zum Ausgangspunkt einer grossen slawischen Agitation gegen das russische Staats-Interesse zu machen, war an und für sich keineswegs aussichtslos gewesen. Die grosse Kirchenspaltung, welche Millionen russischer Unterthanen, und unter diesen einen grossen Theil des kriegerischen Kosackenstammes, zu Geg-

nern der Regierung machte, war in der That eine der wunden Stellen des russischen Staatslebens. Diese Incarnation der volksthümlichen Abneigung gegen den Cäsaropapismus und die durch Peter den Grossen importirte westeuropäische Cultur bot ein revolutionäres Material, wie es besser kaum gewünscht werden konnte! Gerade in der Beschränkung dieser Secten auf die untersten, für alle Gründe der Vernunft und der Bildung unzugänglichen Klassen und dem Geheimniss, das die Führer umgab, lag ihre Kraft, und es schien zu allen Zeiten mehr wie wahrscheinlich, dass die Ideenverwirrung der von ihr beherrschten Kreise zu politisch-revolutionären Zwecken ausgebeutet werden würde. Eine Religionsgesellschaft, die zahlreicher ist als die gesammte Einwohnerschaft vieler europäischer Mittelstaaten, deren Anschauungen den modernen Zuständen, russischen wie ausserrussischen, mit unvermittelter Schroffheit gegenüberstehen, von der jeder Gebildete selbstverständlich ausgeschlossen ist, die von geheimen Oberen in unbeschränktester Weise beherrscht und geleitet wird, deren Fäden vom mittelländischen bis zum schwarzen Meer, von den Einöden Sibiriens bis in die Strassen von Constantinopel reichen und die doch kaum dem Namen nach bekannt ist — mit einem gefährlicheren Feinde hat kaum jemals eine europäische Regierung zu thun gehabt. Noch ist dieser Feind nicht überwunden, — aber zu seiner Unschädlichmachung ist in den letzten zehn Jahren mehr geschehen, als in dem gesammten vorhergegangenen Jahrhundert. Das Weitere wird erst möglich sein, wenn es gelungen ist, die Geistlichkeit der herrschenden Kirche zur Trägerin wahrer Bildung, eines wirklich sittlich-religiösen Lebens zu machen. Bis zur Erreichung dieses Ziels wird das von Peter dem Grossen aufgerichtete, an und für sich nichts weniger als erspriessliche System, welches den Kaiser zum Oberhaupt der Kirche seines Staats macht, nicht zu entbehren sein und die vor den specifisch kirchlichen Interessen prävalirende Staatsraison, — so unheilvoll sie auch im Einzelnen wirken, so vielfach sie auch religiöse Motive zu politischen Zwecken ausbeuten mag — die eigentlich treibende Kraft der russisch-

kirchlichen Reformbestrebungen bleiben. Die Dinge, auf welche es ankommt: Befreiung der Weltgeistlichkeit von der Herrschaft des Mönchthums, Besserung der materiellen und socialen Stellung des weissen Clerus, Neugestaltung der geistlichen Lehranstalten — ohne das Staatsinteresse, das zu ihnen drängt und die Staatsgewalt, welche sie durchsetzen kann, — würden sie vielleicht noch ein Jahrhundert lang zu den frommen Wünschen gehören. Sollen sie in wirklich siegreicher Weise zur Anerkennung kommen und der griechischen Kirche zu einem wahren Siege über die Secten verhelfen, so wird aber freilich nothwendig sein, dass zugleich darauf verzichtet werde, Protestantismus und Catholicismus zu Gunsten der griechischen Kirche aus ihren uralten Sitzen zu vertreiben und den Widerspruch zu beseitigen, der darin liegt, dieselbe Kirche in der einen Hälfte des Reichs als bildungsbedürftige und verkommene Magd, in der anderen Hälfte als geborene Herrscherin über den Occidentalismus zu behandeln. Erst die Verkündigung vollständiger Religions- und Bekenntnissfreiheit wird die Gefahren endgiltig beseitigen, welche dem russischen Staate durch den Raskol, das grosse Schisma von 1666, bereitet worden sind.

P. M. Leontjew und die russische Presse.

I.

Nirgend in Europa ist es der periodischen Presse gelungen, so rasch zu einer massgebenden Stellung zu gelangen, wie in Russland. Vor zwanzig Jahren gab es nur zwei in russischer Sprache geschriebene Journale, die in Betracht kamen und deren Namen diesseit der Weichsel zuweilen genannt wurden, den officiellen „Russischen Invaliden“ und die politisch bedeutungslose, aber als aesthetische Kritikerin gefürchtete „Nordische Biene“, das von Gretsck und Bulgarin herausgegebene Organ des officiellen schlechten Geschmacks: zehn Jahre später liess sich behaupten, die russische Presse habe (gleich dem Hercules) in ihrer Wiege zwei Schlangen, das bildungsfeindliche System des nikolaitischen Absolutismus und den polnischen Aufstand, erdrückt, zwei einander ablösende Journalisten, Alexander Herzen und M. N. Katkow, seien die einflussreichsten Männer der grossen Monarchie des Ostens gewesen. Der deutsche Tagesschriftsteller, der heute über die mesquine Stellung der Presse im Vaterlande Lessing's klagt, hat ebenso viel Grund, seine russischen, wie seine englischen und französischen Collegen zu beneiden: Einflüsse auf die praktische Politik, directe Einwirkungen auf den Gang der grossen Geschäfte, wie der Kolokol und die Moskauer Zeitung sie geübt, sind einem deutschen Journal nie be-

schieden, Positionen, wie gewisse Moskauer Zeitungsschreiber sie eingenommen, von deutschen Publicisten nie angestrebt, geschweige denn behauptet worden. Deutschland ist auf den Typus des unbeachteten, schlecht bezahlten, noch schlechter informirten, von den massgebenden Kreisen ausgeschlossenen „Literaten“ beschränkt geblieben; die Wenigen, die es weiter brachten, waren (von ganz vereinzelt, auf die Redactionen grösserer Zeitungen beschränkten Ausnahmen abgesehen) entweder literarische Geschäftsleute oder Affiliirte der Börse und der officiellen Pressbüreaus, die literarisch nicht zählten; hommes de lettres, wie die meisten andern Länder sie kennen, hat es bei uns nie gegeben, wird es vielleicht niemals geben. Deutsche Journalisten sind entweder durch die Sisyphusarbeit des Redactionsbüreaus ermüdete Geschäftsleute, welche Ueberanstrengung um die Fähigkeit literarischen Schaffens gebracht hat, oder Ritter der Scheere und des Rothstiftes, im günstigsten Falle Correspondenz- und Artikelschreiber, von denen das dreifache Quantum der Arbeit verlangt wird, welche in London, Paris, Brüssel oder Petersburg ausreicht, einen gebildeten Mann anständig zu ernähren. An der Spitze der geistigen Bewegung zu stehen, derselben ihren Gang vorzuschreiben, neue Phasen des politischen Lebens zu begründen, die Initiative in der Hand zu haben — das hat unsere Presse nie vermocht, so bedeutend die Wirkungen auch sind, welche sie fortwährend übt. Vor wie nach 1866 und 1870 haben unsere Zeitungen, so zu sagen, im Nachtrab der Mode gestanden, Einflüsse verbreitet und verallgemeinert, die ausserhalb ihre speciellen Sphäre den Ursprung gehabt; in gewisser Rücksicht allmächtig, hat unsere Presse doch immer nur abgeleitete Wirkungen zu üben vermocht, wirkliche Impulse nie gegeben, dem Strom der öffentlichen Meinung kaum jemals neue Bahnen gewiesen, geschweige denn Halt geboten, die Ereignisse der grossen Politik kaum in Ausnahmefällen berührt oder beeinflusst. Ueberreich an Talenten, welche allen Gebieten menschlichen Könnens zur höchsten Zierde gereichen, besitzen wir keinen Tagesschriftsteller im engeren Sinne des Worts, der als solcher eine bleibende Stelle in der deutschen

Literatur oder Staatsgeschichte erobert, in den vordersten Reihen der Gesellschaft Platz genommen hätte*).

Weder Untersuchungen über die Ursachen des eigenthümlichen Looses, das der deutschen Presse gefallen, noch Erwägungen darüber, ob die Bescheidenheit der Stellung unseres Journalismus der Nation zum Heil oder Unheil gereicht hat, sind die Aufgabe der nachstehenden Blätter: dieselben sind bestimmt, ein Bild der Rolle zu entwerfen, welche das russische Zeitungswesen fast unmittelbar nach seiner Entstehung gespielt hat und die grossen Theils zurückzuführen gewesen ist auf die Person Pawel Michailowitschs Leontjews, des vor wenigen Wochen verstorbenen zweiten Redacteurs der Moskauer Zeitung, eines Mannes, der binnen blosser zwölf Jahre auf den Gang der russischen inneren Politik sehr beträchtlichen, auf die Entwicklung des russischen Unterrichts- und Bildungswesens bestimmenden Einfluss geübt, einen russischen Unterrichtsminister abgesetzt, einen anderen regierungsfähig gemacht und gleichzeitig das einzige, diesen Namen verdienende russische Gymnasium begründet hat. Ein flüchtiger Blick auf die russischen Presszustände beim Regierungsantritt und während der ersten Regierungsjahre Kaiser Alexander's II. wird den deutschen Leser in den Stand setzen, der Bedeutung dieses jüngsten Factors im Leben des jüngsten europäischen Grossstaates gerecht zu werden und einen Massstab für die Fähigkeiten und die Energie des Mannes zu gewinnen, der im Bunde mit seinem vielgenannten Freunde M. N. Katkow der Regierung und der Gesellschaft Russlands ein Lustrum lang Gesetze gegeben, das Ministerium der „Volksaufklärung“ zu St. Petersburg stärker beeinflusst hat, als die Mehrzahl der Minister, welche mit Leitung desselben betraut waren.

*) Görres, der seiner Zeit die „fünfte Grossmacht“ genannt wurde, hat die ihm zugeschriebene hohe Bedeutung nie gehabt, Gentz und L. Bucher sind nur während der ersten Hälfte ihrer Thätigkeit Journalisten gewesen und nachdem sie zu Staatsämtern herangezogen worden, journalistisch verstummt.

Zeitungen, welche den Namen von Organen der öffentlichen Meinung verdienten, hatte es in dem Russland des Kaisers Nikolaus nicht gegeben. Nicht nur, dass die unerbittliche Strenge der Präventivcensur alles politische Raisonement ausschloss und selbst Kundgebungen des Einverständnisses mit der Regierung nur ausnahmsweise und bloss bei besonderen Gelegenheiten (z. B. bei Beginn des ungarischen Feldzuges und des Krimkrieges) zuliess, — es gab in dem Russland der vierziger und der ersten fünfziger Jahre (von den Ostseeprovinzen und Finnland abgesehen) gar keine Tagesblätter, welche nicht direct oder indirect Organe des Gouvernements gewesen wären. Das selbstständige literarische Leben der Nation war auf ein paar in Moskau und Petersburg erscheinende Monatsschriften beschränkt, die allerdings eine Rolle spielten, denen aber jede Beschäftigung mit Politik untersagt war, die streng überwacht wurden, auf gewisse exclusive Kreise beschränkt blieben und keine andere Beschäftigung als die mit literarischen und aesthetischen Fragen kannten — oder kennen sollten. — Die russischen Zeitungen aus der Zeit des Kaisers Nikolaus sind der Erwähnung kaum werth. — Wer überhaupt Zeitungen las und das Bedürfniss fühlte, sich über politische Ereignisse auf dem Laufenden zu erhalten, hielt, wenn er den höchsten Ständen angehörte, das im Ministerium des Auswärtigen herausgegebene, in französischer Sprache geschriebene Journal de Pétersbourg — der Mittelstand, dem das Französische nicht immer ganz geläufig war, und die Militairs holten sich ihre Neuigkeiten aus dem im Kriegsministerium besorgten „Russischen Invaliden“ — Gelehrte und solche, die es werden wollten, hielten sich an die Russ. Petersburger Zeitung, das Organ der Akademie der Wissenschaften, ein Blatt, das für Rechnung dieser Anstalt verpachtet und herkömmlich aus den Büreaus des Ministeriums der Aufklärung fournirt wurde — von einer „Inspiration“ konnte bei dem Mangel an Spiritus, der sich für diese auf die engsten officiellen Grenzen beschränkten Blätter von selbst verstand, nicht wohl die Rede sein. Ausser diesen Journalen und der gleichfalls im Eigen-

thum der Akademie befindlichen deutschen Petersb. Zeitung gab es noch zwei sogenannte unabhängige, d. h. im Besitz von Privatleuten befindliche Petersburger Tageblätter, den „Sohn des Vaterlandes“, ein kleines, auf die geistigen Bedürfnisse von Krämern und Subalternschreibern berechnetes Blättchen, das sich von den Abfällen des Invaliden nährte, übrigens ziemlich weit verbreitet war, und die vielgenannte „Nordische Biene“, das Organ der in der gesamten höheren literarischen Welt verhassten und verachteten, bereits in diesen Blättern erwähnten Afterkritiker Gretsch und Bulgarin, derselben, welche alle wirklichen Talente der russischen Literatur, die Puschkin, Lermontow, Gogol, Turgenjew, gewerbsmässig herunterrissen und verlästerten. Ausnahmsweise und bei besonderen Gelegenheiten wurden unter den Flügeln der „Biene“ wohl auch politische Aufsätze, entweder Repliken auf Angriffe auswärtiger Blätter, oder Lobpreisungen des bestehenden Systems und seiner Er rungenschaften, abgedruckt — regelmässig durfte weder in diesem Blatt, noch bei dessen Rivalen von politischem Raison nement die Rede sein; selbst Nachrichten aus dem Inlande wurden nur zugelassen, wenn sie ihren officiellen Ursprung und die Billigung des betreffenden Ministers nachweisen konnten, oder wenn sie den beiden oben genannten amtlichen Organen der Regierung entnommen waren. Verschieden war der Inhalt dieser Blätter gewöhnlich nur bezüglich des Feuilletons — das grosse Interesse des Publicums und der Literatenwelt bildeten die (seit 1827 zugelassenen) Recensionen von Theatervorstellungen und die literarische Kritik. Zänkereien über aesthetische Fragen, Kritiken und Antikritiken zu lesen, wurde das — ausschliesslich auf diese Nahrung angewiesene — Publicum Jahre lang nicht müde; dass den Herren Kritikern und Antikritikern die Geduld nicht ausging, auch wenn sie keine Leser mehr hatten, versteht sich ebenso von selbst, wie dass die gesammte damals getriebene kleinliche Literaten- und Recensentenwirthschaft die elendeste und unnützeste von der Welt war. — Aehnlich wie in Petersburg sah es in Moskau aus, dessen im Jahre 1755 von der Kaiserin Elisabeth

Petrowna gegründete Hochschule Eigenthümerin und Verpächterin der Moskauer Zeitung war; bis in die zwanziger Jahre hinein hatte dieses Blatt eine gewisse Rolle gespielt, seit 1830 war es zu Folge der wachsenden Strenge der Censur eingeschrumpft, seit 1848 bezüglich seines Gehalts noch unter die Petersburger Blätter gesunken. Das Jahr 1848 hatte für Russlands Bildungszustände bekanntlich nur die eine verderbliche Folge gehabt, dass das Misstrauen der Regierung gegen Alles, was aus dem Auslande kam und nach ausländischen, geschweige denn liberalen Ideen schmeckte, sich verdoppelte, dass die Bildungsanstalten strenger denn je überwacht, Gelehrte, Schriftsteller und Journalisten kürzer denn je im Zügel gehalten wurden. Ausserhalb Moskaus und Petersburgs gab es in dem eigentlich russischen, d. h. russisch redenden Russland, überhaupt keine periodische Presse.

So lagen die Dinge, als Kaiser Alexander II. den Thron seiner Väter bestieg. Dass dieser Thronwechsel zu einem Systemwechsel wurde, lag in der Natur der Sache: alle russischen Einrichtungen und Zustände hatten sich seit dem Revolutionsjahr 1848 zum Schlechteren verändert, alle Irrthümer des Kaisers Nikolaus waren während der letzten sieben Jahre auf die Spitze getrieben worden. Der den russischen Waffen ungünstige Fortgang des orientalischen Krieges hatte die schwachen Seiten des bisherigen Systems erbarmungslos vor den Augen des In- und Auslandes aufgedeckt — das Préstige des alten Militairabsolutismus war für immer gebrochen, es musste, wenn Russland nicht aus der Reihe der europäischen Grossstaaten gestrichen werden sollte, an Haupt und Gliedern der Verwaltung reformirt werden. Dass diese Reform der Regierungsmaschine, der Heeresorganisation und den Agrareinrichtungen gelten müsse, stand schon unmittelbar nach Abschluss des Pariser Friedens von 1856 fest, — an einen principiellen Bruch mit dem gesammten alten System, an Zuwendung zu den dreissig Jahre lang verpönt gewesenen liberalen Zeitideen des „heidnischen Westens“ war in den massgebenden Kreisen nicht gedacht worden, auch nicht vom Kaiser selbst, der den Gedanken der Aufhebung

der Leibeigenschaft bekanntlich nur sich selbst verdankte. Dass dieser Bruch eintrat, dass er mit einer Schroffheit und Schnelligkeit ausgeführt wurde, die in der europäischen Geschichte des 19. Jahrh. ihres Gleichen nicht hat, kann natürlich auf keinen einzelnen Menschen zurückgeführt werden, sondern war durch die Natur der Verhältnisse, vor Allem durch den moralischen Bankerott der früheren Ordnung der Dinge bedingt. Soweit Menschen in Betracht kommen, hat Niemand an dem ungeheueren Umschwunge, der sich von 1856 bis 1862 in Russland vollzog und alle in die Zeiten des Kaisers Nikolaus zurückführenden Brücken zerstörte, so grossen Antheil gehabt, wie Alexander Herzen, der Herausgeber des Kolokol. Dass die Aufhebung der Leibeigenschaft keine vereinzelte Thatsache bleiben dürfe, dass sie die Einleitung zu einem neuen Abschnitt der russischen Staats- und Volksgeschichte, zum Ausgangspunkte einer Totalumwälzung des gesammten russischen Lebens werden müsse, hat dieser Schriftsteller nicht nur zuerst gesagt, sondern zum grossen Theil bewirkt.

Die Geschichte von der ungeheueren Verbreitung und dem mächtigen Einfluss, welchen das in London erscheinende, von dem Begründer der jungrossisch-socialistischen Schule herausgegebene Wochenblatt Kolokol in dem mit der Aufhebung der Leibeigenschaft beschäftigten Russland erlangte, ist der Hauptsache nach auch in Deutschland bekannt geworden. Wenige Jahre, nachdem Herzen sein Unternehmen begonnen, schon im Jahre 1858, zählte die Auflage des Kolokol nach Zehntausenden von Exemplaren, welche von Süden, Westen und Osten her in das russische Reich geschmuggelt, in allen Kreisen der Gesellschaft gelesen, wieder gelesen, abgeschrieben und verbreitet wurden und einen geradezu fabelhaften Einfluss übten. Als erster Versuch zu einer freien, völlig rücksichtslosen Kritik aller Einrichtungen des Staates und seiner Organe eröffnete das Herzen'sche Wochenblatt durch sein blosses Erscheinen der russischen Leserwelt ungeahnte Perspektiven — als Erzeugniss eines grossen und seltenen Talents machte es allen Widerspruch verstummen und riss es

sein Publikum zu einer Bewunderung fort, die sich bald in stürmische Begeisterung verwandelte. Nicht nur dass die Zahl der Leser sich von Nummer zu Nummer verdoppelte, — in allen Theilen des Reichs fanden sich Leute, welche es als patriotische Pflicht ansahen, den kühnen Publicisten, der die Verkommenheit der gegebenen Zustände aufdeckte und dem allgemeinen Verlangen nach Reformen Ausdruck lieh, durch Correspondenzen und Mittheilungen aller Art zu unterstützen. Gewohnt, sich jeder herrschenden Richtung bedingungslos zu unterwerfen, beeiferte sich vor Allem das Beamtenthum, den Ankläger des alten Systems mit Waffen gegen dasselbe zu unterstützen; der Kolokol zählte bald ebenso viele Mitarbeiter, als Leser, und bewies durch den Reichthum von sachlichen Informationen, die ihm zuflossen und nicht selten streng gehütete Staatsgeheimnisse betrafen, dass seine Verbindungen bis in die höchsten Kreise hinaufreichten. Nachdem bekannt geworden war, dass der Kaiser selbst zu den Lesern des streng verbotenen Blattes gehöre und wiederholt auf Grund von Enthüllungen desselben Untersuchungen angeordnet habe, wurde dasselbe zu einer anerkannten Grossmacht, welche über gute und schlechte Reputationen entschied und insbesondere der Jugend vorschrieb, was sie zu denken, zu thun und zu lassen habe. Der Verfasser, der anfangs ein gewisses Mass beobachtet, nicht sowohl die monarchische Staatsform, als die Auswüchse und Schäden derselben angegriffen hatte, trat mit seinen revolutionären, auf den Umsturz der in Staat und Kirche herrschenden Ordnungen gerichteten Tendenzen immer kecker und rücksichtsloser hervor und gestand schliesslich unumwunden ein, dass eine friedliche Reform nicht ausreichend sein werde, das russische Volk einer heilsamen Zukunft entgegen zu führen. Je heftiger und leidenschaftlicher der Ton des Kolokol wurde, je rücksichtsloser er behauptete, dass die in Angriff genommene Emancipation der Leibeigenschaft von der russischen Gesellschaft selbst in die Hände genommen werden müsse, weil die Regierung auf halbem Wege stehen zu bleiben Miene mache, — desto rascher wuchs sein Publicum, desto begeisterter jauchzte ihm die urtheils-

lose, von der jungen Freiheit um alle Zurechnungsfähigkeit gebrachte Masse der Halbgebildeten zu, desto höher wuchs die Gefahr einer allgemeinen Auflösung aller Bande der Zucht, Ordnung und Disciplin.

Dem ungeheuren, kaum zu überschätzenden Einfluss, den Alexander Herzen in den Jahren 1856--1862 übte, war es in erster Reihe zuzuschreiben, dass sich in Russland selbst die Anfänge einer Presse zu regen begannen. Schon um dem terroristischen Einfluss des einzigen Blattes zu begegnen, das in Russland gelesen wurde, beschloss die Regierung, den einheimischen Journalen eine grössere Freiheit der Bewegung zu verstatten und einer massvollen Kritik der gegebenen Zustände seitens der Censur keine Hindernisse in den Weg zu legen. In den Verhältnissen der eigentlichen Zeitungen (der Tageblätter) trat zunächst noch keine Veränderung ein, wohl aber wurde den Monatsschriften (deren schon unter dem Kaiser Nikolaus eine ganze Anzahl bestanden hatte) freiere Bewegung und die Beschäftigung mit politischen Fragen gestattet. — Diese Zeitschriften hatten bereits in den vierziger Jahren eine eigenthümliche Rolle gespielt und Zeugnis davon abgelegt, dass es auch unter der Strenge des alten Régimes in Russland Männer gegeben, welche selbstständige, von der Regierung unbeeinflusste Wege gingen. Nicht „Literaten“ im deutschen Sinne des Worts, sondern Schriftsteller und Gelehrte von höherem Rang waren die Begründer dieser Unternehmungen gewesen, welche den Zweck verfolgten, das Publicum mit den Leistungen der einheimischen Dichter und Schriftsteller bekannt zu machen und durch kritische Essays über die literarische Bewegung des Auslandes auf dem Laufenden zu erhalten. Unter der Form kritischer Erörterung aesthetischer und philosophischer Fragen hatten in Petersburg die Monatsschriften „Sapisski“, „Biblioteka dlä Tschetenija“ und „Sowremennik“, in Moskau der „Jewropejez“, der „Telegraph“, das „Teleskop“, der „Majak“, „Moskwitänin“ u. a. in erfolgreichster Weise den Versuch gemacht, das geistige Leben Russlands wach zu erhalten und die verschiedenen literarischen, politischen und philosophischen Rich-

tungen wiederzuspiegeln, welche — unbemerkt und in aller Stille — in gewissen höchstgebildeten Schichten ihr Wesen trieben. Erzählungen, Gedichte, sehr zahlreiche Uebersetzungen aus dem Deutschen, Französischen und Englischen, endlich Kritiken und Literaturberichte bildeten den ausschliesslichen Inhalt dieser dickleibigen Hefte, denen die Censur trotz aller Strenge nie recht zu Leibe konnte, weil dieselben in einer Sprache geschrieben waren, und von Gegenständen handelten, denen jede directe Beziehung auf das Staatsleben zu fehlen schien. Und doch trugen diese Blätter für Leute, die zwischen den Zeilen zu lesen verstanden, ein ausgesprochenes Parteigepräge, liessen sich aus ihnen Schlüsse auf eine geistige Bewegung ziehen, die entschieden Beachtung verdiente und eine ziemlich concrete Beziehung zur Politik hatte. Die Gegensätze zwischen Nationalität und Humanität, rein russischer und europäischer Entwicklung, Hegel'scher und Schelling'scher Philosophie, deutscher Romantik und französischem Socialismus wurden mit einem Eifer discutirt, dem sich ohne grosse Mühe ansehen liess, dass er nur des Augenblicks harre, um sich auf praktischen Gebieten zu bethätigen. All' die Parteiverschiedenheiten, welche das moderne russische Leben bewegen und als panslawistisch-slawophile, europäisch-liberale und radical-socialistische Tendenzen der russischen Gesellschaft heute in Jedermanns Munde sind, waren in der Stille bereits damals vorhanden: sie bildeten den eigentlichen, von der Masse wie von der Censur freilich unverstandenen Inhalt der endlosen, durch abstracten Formelkram absichtlich um alle Gemeinverständlichkeit gebrachten kritischen Auseinandersetzungen, welche die Blätter des „Sowremennik“ und „Moskwitänin“ ausfüllten und in denen „Slawophilen“ und europäische „Radicale“ ihre geheimsten Gedanken darüber austauschten, ob das Russland der Zukunft sich national-abgeschlossen, an der Hand seiner vorpetrinischen Tradition und der griechischen Kirchenväter, oder aber in engem Anschluss an das westliche Europa und dessen liberale Tendenzen zu entwickeln haben werde. — Antheil an diesen Kämpfen hatte nur eine kleine Anzahl Eingeweihter gehabt,

diese aber gehörten den höchstgebildeten, zum Theil den höchstgestellten Schichten der Petersburger und Moskauer Gesellschaft an: war der russischen Literatur älterer Zeit doch von Hause aus das Loos gefallen, eine Schöpfung der Aristokratie zu sein, hatten doch fast alle hervorragenden russischen Schriftsteller, die Dichter Nadeshdin, Shukowski, Puschkin, J. Turgenjew, Gogol, Wenjewitinow, Lermontow, die politisirenden Publicisten Karamsin, Schischkow, N. Turgenjew, Aksakow, Chomjakow, Panajew, Herzen, Ogarew und Bakunin entweder durch ihre Geburt oder durch die errungene Lebensstellung der exklusiven Gesellschaft angehört.

Zunächst nun fuhr in diese von Alters her in einem gewissen Ansehen stehenden, durchschnittlich in Auflagen von 4—8000 Exemplaren verbreiteten Monatsschriften ein neues Leben. Die Spalten dieser Blätter, sonst Allem verschlossen, was auf das wirkliche Leben irgend welche Beziehung hatte, begannen ihre Aufmerksamkeit den grossen Umwälzungen zuzuwenden, welche die Regierung in Angriff genommen oder angekündigt hatte. Nicht nur, dass man den Einrichtungen des westlichen Europa's eine Aufmerksamkeit zuzuwenden begann, welche mit Wünschen für Einführung derselben nach Russland in engstem Zusammenhang stand, — Ausführungen darüber, dass es auf keinem Lebensgebiete beim Alten bleiben könne und bleiben dürfe, wenn die geplante Aufhebung der Leibeigenschaft zur Wahrheit werden sollte, Anklagen gegen die schweren Schäden der bestehenden Zustände, gegen die Unzuverlässigkeit der Gerichte, die Schwerfälligkeit und Unredlichkeit der Verwaltung, den erbärmlichen Zustand der öffentlichen Bildungsanstalten regneten plötzlich von allen Seiten und wurden, wenn sie nicht allzusehr und rücksichtslos formulirt waren, von der Censur zugelassen, von dem Publicum mit lautem Beifall gelesen. Binnen weniger Wochen bemächtigte sich der weitesten Kreise die Empfindung, dass eine neue Zeit hereingebrochen sei, dass das alte System sich überlebt habe und dass die Regierung zur Durchführung ihrer Absichten der Unterstützung der öffentlichen Meinung bedürfe und dieselbe zum Ausdruck gebracht zu sehen

wünsche. Von Allem, was bisher in Uebung und Ansehen gewesen, sollte plötzlich das Gegentheil gelten, Jedermann das Recht haben, seine Beschwerden auf den Markt zu bringen, der Regierung mit gutem Rath zur Seite zu gehen. So gewaltsam brach der Jahrzehnte lang zurückgehaltene Strom der öffentlichen Meinung sich Bahn, dass kein Widerstand gegen denselben fruchtete und die Organe der Regierung sich in eine Bewegung mit fortgerissen sahen, zu welcher sie — ohne Ahnung von der Tragweite derselben — selbst das Signal gegeben hatten. Der Ton, den Herzen's „Glocke“ angeschlagen, fand im gesammten Russland Widerhall, in ihn wurde von allen Seiten eingestimmt. Nicht nur, dass Herzen's directe Anhänger, die Männer des Sowremennik sich trotz der noch immer bestehenden strengen Censurvorschriften als unerschrockene Radicalreformer geberdeten, — ihr Beispiel fand in der gesammten Presse Nachfolger, von keiner Seite wurde eine Vertheidigung der bestehenden Ordnung der Dinge versucht, und die wenigen Beamten alter Schule, welche die entfesselten Geister zu Unterwürfigkeit und Gehorsam zurückzurufen Miene machten, waren, ehe sie sich dessen versahen, bei Seite geschoben und so vollkommen discreditirt, dass die Regierung sie preisgeben musste. Die Mächte, welche man gerufen, indem man die Leibeigenschaft, diese Grundlage des gesammten militairisch-absolutistischen Systems, für unhaltbar erklärt und gleichzeitig den Bau eines grossen Eisenbahnnetzes, Umgestaltung des Militärwesens, Abschaffung der Branntweinpacht proclamirt hatte, forderten ihr Recht und liessen sich nicht mehr bannen. Alexander Herzen, dessen Name nicht genannt werden durfte, der officiell gar nicht existirte, dessen Journal streng verboten war, hatte sich zum Beherrscher der öffentlichen Meinung aufgeschwungen, und sein Einfluss liess sich nur bekämpfen, wenn man den Versuch machte, ihm mit ebenbürtigen Waffen zu begegnen, die öffentliche Meinung, die er wachgerufen, gegen ihn in den Kampf zu rufen, der unheimlichen Macht der geheimen Presse mit einer öffentlichen, aber an gewisse Grenzen gebundenen Freigebung des russischen Worts zu begegnen.

So geschah es, dass im Jahre 1858 Dutzende neuer Journale und Zeitungen mit Genehmigung der Regierung erschienen, die Parteien, welche bis dahin in der Stille ihr Wesen getrieben, öffentlich zu discutiren begannen. Die Namen aller der Zeitschriften zu nennen, die während der Vorbereitung des Emancipationsgesetzes den Kampfplatz betreten und grossen Theils eine bloss ephemere Rolle spielten, wäre ein nutzloses Unternehmen: die meisten der Leser dieser Blätter haben nie von denselben, höchstens von ihren Wirkungen gehört und dabei nur wenig verloren. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, waren diese Geschöpfe einer fieberhaft erregten Zeit bedingungslos der revolutionären Stimmung ergeben, die ihnen zum Dasein verholfen hatte. Selbst die im Lager der Regierung stehenden Organe, der „Russische Invalide“ und die vom Ministerium des Innern herausgegebene „Nordische Post“, huldigten einem Liberalismus, der in den Tagen des Kaisers Nikolaus unerhört gewesen und als Gefahr „für die monarchische Ordnung“ angesehen worden wäre. Noch entschiedener lautete die Sprache der grossen unabhängigen Petersburger Tageblätter, des „Golos“ und der „Russischen Petersburger Zeitung“, — die einst allmächtige „Nordische Biene“ hatte sich durch ihre frühere Servilität so vollständig unmöglich gemacht, dass sie an Mangel von Abonnenten kläglich verstorben war. Die zahlreichsten, kecksten und populärsten Vorkämpfer aber hatte ein Radicalismus gefunden, der Alles in Trümmer schlagen und die Reconstruction des russischen Staats lediglich dem Volksgeist überlassen wollte: seine Prediger waren ausser dem Sowremennik das Wochenblatt „Russkoje Slowo“, der „Wjek“, die „Russkajw Retsch“, „Wremjä“ u. s. w.; in dasselbe Horn bliesen die älteren Petersburger Monatsschriften (Sapisski, Biblioteka dlä Tschetennija) — sämmtlich von dem lauten Beifall eines Publikums begleitet, dem alle Stände, alle Klassen der Gesellschaft anzugehören schienen und das nicht müde wurde, sich immer wieder sagen zu lassen, das alte Russland sei todt und ein neues demokratisches Russland erstanden, das den Beruf habe, die Welt zu verjüngen und auf den Trümmern der

westeuropäischen Cultur ein freies Slawen-Weltreich zu begründen.

Anders wie in Petersburg lagen die Dinge in Moskau. Auch hier regte sich neues Leben, auch hier wurde das Verlangen nach einer Wiedergeburt Russlands stürmisch wiederholt; aber nicht sowohl liberale, als nationale Tendenzen führten in der Presse das grosse Wort. Iwan Aksakow, der Bruder des Begründers der streng nationalen Slawophilenpartei, ein Mann von bedeutendem publicistischem und poetischem Talent und reiner, aber höchst excentrischer Gesinnung, predigte in seinem Wochenblatt „Djen“ Rückkehr zu den verlassenen Traditionen des Altrussenthums, Bruch mit den seit Peter dem Grossen herrschend gewordenen Europäisierungstendenzen, Versenkung in den Volksgeist, die einzige lauter und unverfälscht gebliebene Quelle des nationalen Lebens, Aufrichtung eines zugleich rechtgläubigen und demokratischen, vor Allem russischen Russlands. Gleichzeitig mit seiner Wochenschrift war ein Tageblatt begründet worden, die von Pawlow und dem Professor Boris Tschitschérin geleitete Zeitung „Nasche Wremjä“, das den Versuch machte, inmitten des allgemeinen radicalen Taumels und im Gegensatz der in Mode gekommenen nationalen und demokratischen Ueberschwänglichkeiten, gemässigte, liberal-conservative Anschauungen zu vertreten. Hier wurde öffentlich ausgesprochen, dass vor Allem die Einheit und Ordnung des Staats gewahrt werden müsse, dass im Interesse dieses Staats von der Erfüllung der populären Wünsche für Einschränkung der Bürokratie und Aufrichtung constitutioneller Institutionen nicht die Rede sein dürfe, dass Russland, um wirklich fortzuschreiten, eines kräftigen, freisinnigen, zugleich aufgeklärten und streng loyalen Beamtenthums bedürfe und dass zur Zeit nur von diesem ein ernstliches Aufräumen mit den Auswüchsen des alten Régimes, der Willkür des Adels, der Rechtlosigkeit der unteren Klassen, der Käuflichkeit der Justiz, erwartet werden dürfe. — Das verbreitetste Organ der Moskauer Presse, die später so berühmt gewordene, im Eigenthum der Universität befindliche Moskauer Zeitung, spielte neben

diesen neuen Pressorganen eine höchst secundäre Rolle; ihre Pächter waren Leute, die den Ansprüchen der Zeit nicht gewachsen waren und in Erwartung des Ablaufs ihrer Pachtjahre von der Hand in den Mund, d. h. von Einsendungen, lebten. — Wichtiger als all' diese Blätter, wenn auch damals auf einen relativ kleinen Kreis beschränkt, war aber die im Jahre 1856, kurz nach der Thronbesteigung Alexanders II. begründete Monatsschrift „Russki Wesstnik“, welche mit gutem Grunde für das gediegenste und ernsthafteste Organ der gesammten russischen Journalistik galt. Ihr Begründer war kein Geringerer als Michael Katkow, einer ihrer eifrigsten Mitarbeiter Pawel Leontjew. Mit diesen beiden Männern, welche im Wesstnik den Grund zu ihrer späteren, europäisch gewordenen Reputation gelegt haben, werden die nachstehenden Blätter sich eingehender zu beschäftigen haben.

Michael Nikoforowitsch Katkow war 1820, sein Freund Pawel Michailowitsch 1822 geboren worden. Beide gehörten durch ihre Geburt dem Landadel an, beide hatten in Moskau, dann in Berlin studirt, beide nach ihrer im Anfang der vierziger Jahre erfolgten Rückkehr in die Heimath die akademische Laufbahn eingeschlagen, beide als tüchtig gebildete, unabhängig denkende und strebsame Fachmänner rasch Ansehen und Beliebtheit erworben und Professuren bei der Moskauer Hochschule bekleidet. Katkow, ein eifriger Schüler Schellings und Werders (der von seinen russischen Zuhörern besonders verehrt wurde), war seines Zeichens Philosoph, Leontjew Philolog. — Seit ihrer im Jahre 1755 erfolgten Begründung galt die Moskauer Universität für die tüchtigste und selbstständigste aller russischen höheren Lehranstalten, die Zugehörigkeit zu ihrem Lehrkörper für die höchste Ehre, deren der russische Gelehrte theilhaft werden könne. Der öffentliche Geist der ersten Hauptstadt des Reichs war der Entwicklung wahrhaft wissenschaftlichen Lebens ungleich günstiger gewesen, als die in der Newaresidenz herrschende Hof- und Beamtenluft. Nicht das bürokratisch-militairische, sondern ein unabhängig aristokratisches Element war in Moskau, dem Lieblingsaufenthalt des hohen Adels, der Trägerin der rein-

nationalen Tradition, von Alters her massgebend. Während des gesammten achtzehnten Jahrhunderts hatten sich in dieser Stadt nicht nur die mit der Regierung zerfallenen höheren Beamten und Militairs, sondern all' die adligen Familien versammelt, welche ihre eigenen Wege gehen und von den unaufhörlich wechselnden Strömungen der Hofsphäre unberührt bleiben wollten — Moskau war der geistige Mittelpunkt, die Lieblingsstätte des nationalen Lebens geblieben und hatte seinen Stolz darin gesucht, die russischeste aller russischen Städte zu sein und zu bleiben. Hier hatte Karamsin seine bahnbrechende Thätigkeit begonnen, hier waren die ersten literarischen Kämpfe zwischen der neuen und der alten, von Schischkow repräsentirten Schule geführt worden, Moskau hatte in dem grossen Kriege „gegen die Gallier und die mit diesen verbündeten zwanzig Völkerschaften“ durch seinen ruhmreichen Opfertod das Beispiel zur Volkserhebung gegeben, in Moskau waren die ersten wahrhaft national gewordenen Erzeugnisse russischer Bühnenkunst, die Comödien von Witsins und Gribojedows, geschrieben worden, in Moskau hatten Nadeshdin und Dimitrijew ihre Tage beschlossen. Liess sich auch nicht läugnen, dass die alte Stadt der rechtgläubigen Grossfürsten und Zaaren in Bezug auf Rührigkeit und Thätigkeit hinter der Schöpfung des grossen Peter, diesem Experimentirfelde der russischen Staatskunst, immerdar zurückgestanden und eine Neigung zu behaglichem Nichtsthun und quietistischer Selbstbespiegelung gezeigt hatte, welche auf viele ihrer hervorragendsten Bewohner geradezu einschläfernd wirkte, so stand doch erfahrungsmässig fest, dass die Abgeschlossenheit und Selbstständigkeit des Moskauer Lebens dem Cultus der Wissenschaft sehr viel förderlicher war, als die Unruhe und Bestimmbarkeit Petersburgs, wo ein Eindruck den andern jagte, wechselnde Launen der Mode keine feste Tradition aufkommen liessen und die immerwährende Beschäftigung mit dem guten oder schlechten Wetter bei Hofe, der von den heterogensten Eindrücken bewegten Jugend selbstlose Hingabe an ideale Ziele und Versenkung in wissenschaftliche Probleme wenn nicht unmöglich machten, so doch er-

schwerten. — Die vierziger Jahre, während welcher Katkow und Leontjew sich in Moskau habilitirten, waren zu den Glanzzeiten dieser Hochschule freilich nicht zu rechnen gewesen. Dem Kaiser und den massgebenden Organen der Regierung galt der bei den akademischen Lehrern und Schülern der ersten Reichshauptstadt herrschende Geist für gefährlich und empörerisch, ein ganzes System von Reglements und Verordnungen war in den dreissiger Jahren erlassen worden, um das Leben und Lernen der Universitätsangehörigen einzudämmen und vor den Gefahren liberaler Verirrung zu schützen. Dass die heimlich importirte Hegel'sche Philosophie unter der Moskauer Jugend eben so zahlreiche Anhänger gefunden, wie einige Jahre später die Weisheit der französischen Socialisten, — dass zwischen gewissen besonders populären Lehrern und ihren Zuhörern Freundschaftsbande bestanden, welche mit der „Vorgesetzten-Stellung“ zur sechsten Klasse zählender „Beamter des Aufklärungsministeriums“ und mit den überkommenen Subordinationsbegriffen nicht vereinbar schienen, das wusste man in Petersburg genau genug, um der Hochschule, welcher Katkow und Leontjew ihre Kräfte widmeten, gründlich abhold zu sein und die gegen dieselbe geübte misstrauische Strenge zu verdoppeln. Für besonders verdächtig galt den Rathgebern Sr. Majestät Alles, was mit der Philosophie irgend im Zusammenhang stand: war diese Wissenschaft es doch gewesen, an welcher die im April 1835 wegen des Cultus demokratischer Ideen an den Ural verbannten sieben Studenten ihre sträflichen Neigungen genährt hatten und von der es hiess, sie sei der Ausgangspunkt der bedenklichen Schwärmereien für das alte, vorpetrinische Russland gewesen, welche die Slawophileschule in Mode gebracht hatte! — Gerade während der ersten Lehrjahre unserer beiden jungen Docenten nahm der auf der sogen. akademischen Freiheit lastende Druck in unerträglichster Weise zu und galt die Beschäftigung mit den „brodlosen Künsten“, welchen die beiden jungen Männer sich ergeben hatten, für mit guter und loyaler Gesinnung kaum vereinbar. Gleich seinem Freunde, dem edlen, leider zu früh verstorbenen Hi-

storiker Granowski, wurde Katkow, an der Möglichkeit, überhaupt noch eine wissenschaftliche Thätigkeit üben zu können, schliesslich irre. Als nach dem Rücktritt Uwarows der Fürst Schirinski-Schichmatow die Leitung des Ministeriums „der Volksaufklärung“ übernahm und jene Ukase von 1849 erschienen, welche die Zahl der Studirenden auf 300 beschränkten, das bei der russischen Hochschule bestehende „pädagogische Institut“ als überflüssig abschafften und die Vorträge über die philosophischen Disciplinen unter die Censur des „heiligst dirigirenden Synod“ (der Oberkirchenbehörde) stellten, nahm Katkow tief verstimmt seinen Abschied, um als Privatmann wissenschaftliche Studien zu treiben. — Leontjew bewies sich schon damals als die zähere, unbeugsamere Natur: weder der erbärmliche Zustand der Vorbildung, welchen seine in alljährlich schlechter werdenden Gymnasien erzogenen Zuhörer mitbrachten, noch die von Schichmatow-Schirinski angeordnete Degradirung der griechischen Sprache zum bloss facultativen Gegenstande des Gymnasialunterrichts vermochten des jungen Philologen begeisterte Hingabe an seine Wissenschaft zu schwächen. Schon bei seiner Antrittsvorlesung hatte der kleine, verwachsene, unscheinbare Mann seiner Zuhörerschaft durch die Energie und Unerschrockenheit imponirt, mit welcher er den Satz durchführte, dass den Jüngern der Alterthumswissenschaft in Russland eine besonders wichtige Mission zugefallen sei: ihre Aufgabe sei es, dem verwahrlosten, jedes festen Halts entbehrenden Unterrichtswesen eine solide Grundlage zu schaffen und das Studium der Alten zum Ausgangspunkt einer der europäischen ebenbürtigen russischen Bildung zu machen. So genau wie irgend Jemand wusste Leontjew, dass der Erreichung dieses Ziels ungeheure, kaum zu überwindende Schwierigkeiten im Wege standen: nicht nur, dass die für das Eindringen in die alten Sprachen erforderliche strenge Geisteszucht zu den natürlichen Instincten des Volksgeistes und der französischen Traditionen der höheren Gesellschaft in ausgesprochenem Gegensatz stand, — es war notorisch, dass die massgebenden Regierungskreise dem classischen Humanismus grundsätzlich abgeneigt waren.

Mit ihren eigenen Augen hatten die Moskauer Universitätslehrer die Sätze gelesen, welche von dem General-Adjutanten Grafen Rostowzow, einem Vertrauensmann des Kaisers, an die Spitze eines im Jahre 1848 ausgearbeiteten Programms für die Militairlehranstalten gestellt worden waren und in denen es wörtlich wie folgt hiess: „Ganz besonders ist vor der geradezu unverantwortlichen Verehrung zu warnen, welche unbegründlicher Weise der Geschichte der alten Römer und Griechen in den Schulen gezollt wird und wesentlich zur Verbreitung republikanischer Grundsätze beigetragen hat.“ — Leontjew war nicht der Mann, den Mantel nach dem in den höheren Regionen wehenden Winde zu hängen oder sich einschüchtern zu lassen; Dingen, die ihn hätten compromittiren können und die mit seinem Beruf in keinem Zusammenhange standen, ging er aus dem Wege, seine Vorlesungen aber hielt er mit ungemindertem Eifer und ohne Rücksicht darauf, wie Curator und Minister dieselben beurtheilten. Um den Sinn für die Alterthumswissenschaften nach allen Seiten hin zu wecken und mit seinem Fach- und Gesinnungsgenossen in Zusammenhang zu bleiben, gründete er die (noch gegenwärtig bestehende) philologische Gesellschaft, der sich zunächst nur nähere Freunde anschlossen, die in der Folge aber den Mittelpunkt eines grösseren Kreises abgab, manche erspriessliche Wirkung übte, und ein streng wissenschaftliches Fachblatt, das „Moskauer Athenäum“ (Ate-nei) ins Leben rief, dessen Begründer zugleich sein fleissigster (wenn auch häufig aus der deutschen und englischen Literatur schöpfender) Mitarbeiter war. — Eine neue Epoche begann für die Freunde mit der im Jahre 1856 erfolgten Begründung des „Russki Wesstnik“. Katkow, der sich während der Jahre nach Niederlegung seines Lehramtes historischen und staatswissenschaftlichen Studien zuzuwenden begonnen, machte von der der Publicistik Russlands gestatteten freieren Bewegung sofort den umfassendsten Gebrauch, wusste eine ganze Anzahl hervorragender Mitarbeiter für sein Unternehmen zu gewinnen und hatte schon nach wenigen Jahren die

Genugthuung, demselben in den vordersten Reihen der Journalistik einen ehrenvollen Platz gesichert zu haben. Da die Zeitschrift trotz ihres hohen Preises und ihrer ersten, aller Popularitätssucht abgewendeten Tendenz rasch einen ansehnlichen Leserkreis eroberte und geschäftlich befriedigende Resultate lieferte, kaufte der Herausgeber eine eigene Druckerei, um die Sache in grossem Stil betreiben zu können. Nach Ausstattung, Umfang und Gehalt konnte und kann der Russki Wesstnik den grossen englischen Reviews und der Revue des deux mondes ohne Weiteres an die Seite gestellt werden. Jedes Heft umfasst dreissig Bogen, von denen etwa ein Drittel theil schönwissenschaftlichen Erzeugnissen, russischen Novellen, Dramen und Gedichten, sowie Uebersetzungen aus fremden Sprachen gewidmet ist; die übrigen zwei Dritttheile waren der Politik und Literatur gewidmet und enthielten regelmässig umfassende Berichte über neuere literarische Erscheinungen, Chroniken der inländischen und der ausländischen politischen Ereignisse, Abhandlungen über die Gegenstände der zeitgenössischen Gesetzgebung und sehr häufig Monographien aus der neueren russischen Geschichte. Da während der vierziger und fünfziger Jahre die Mehrzahl aller im westlichen Europa erschienenen hervorragenderen Bücher verboten gewesen war, über europäisches Staatsrecht weder Vorlesungen gehalten, noch Bücher gedruckt werden durften, die Volkswirtschaft kaum dem Namen nach bekannt war und quellenmässige Studien der russischen Geschichte bei der Thronbesteigung Peters des Grossen stehen bleiben mussten, lag vor der jungen Presse Russlands ein geradezu unermessliches Feld. Einerlei, welchem Gebiet der Journalist seine Hauptaufmerksamkeit zuwenden wollte, — Alles, was über die Peninski'sche Chrestomatie, Arssenjews „Geographie“, die Geschichtswerke Karamsins und Usträlows und die übrigen officiell eingeführten Lehrbücher und „Abrisse“ hinausging, war seinen Lesern neu und wurde — wenn in irgend geniessbarer Form dargeboten — mit Heisshunger verschlungen. Von den besten seiner Zeitgenossen, insbesondere den hervorragenderen akademischen Lehrern Moskau's unterstützt,

mit einer gründlichen, soliden Bildung und geläutertem Geschmack ausgerüstet, dabei von reinem patriotischem Eifer beseelt, erfasste Katkow seine publicistische Aufgabe mit einer Umsicht und Gewissenhaftigkeit, welche ihm sofort die allgemeinste Anerkennung erwarb. Dass den Schäden der bestehenden Ordnung mit unerbittlicher Schärfe zu Leibe gegangen, den Trägern des alten Schlendrians so direct und so rücksichtslos wie irgend möglich zugesetzt wurde, verstand sich unter den gegebenen Umständen von selbst, machte aber keineswegs die specifische Bedeutung des Wesstnik aus, der in dieser Rücksicht von den radicalen Petersburger Journalen, insbesondere dem Sowremennik, weit übertroffen wurde. Ihre Hauptaufgabe sahen die Publicisten des Wesstnik darin, praktisch erreichbaren Zielen nachzugehen, vor der Masslosigkeit und Ueberstürzung zu warnen, welche zu Folge des Herzenschen Einflusses um sich griff und den Reformplänen der Regierung sehr gefährlich geworden war, wie das reactionäre Treiben gewisser aus dem früheren Régime übernommener Beamten- und Militairautoritäten. Während die liberale Phrase im Zenith der Popularität stand, die Modeschriftsteller einander an Kühnheit, Rücksichtslosigkeit und cynischer Herabwürdigung alles Dessen, was auf Autorität Anspruch machte, überboten, und der grossen Masse für längst ausgemacht galt, dass die monarchische Staatsform nur durch Versetzung mit demokratischen Institutionen am Leben erhalten werden könne, zeichnete der Wesstnik sich durch die ruhige Würde seiner Haltung in vortheilhaftester Weise aus. An der Hand Tocqueville's und Gneist's unterrichtete Katkow seine Leser darüber, dass mit der Errichtung constitutioneller Staatsgerüste für die Sache der wahren Volksfreiheit noch nichts gewonnen sei, dass Grundlage und Wesen des britischen Staatslebens nicht in dem Repräsentativsystem, sondern in der Selbstständigkeit der kleineren Kreise und in der Selbstverwaltung zu suchen seien, und dass Decentralisation die Voraussetzung jedes freien und selbstständigen Staatslebens sei. Wie der liberalen, trat so der Wesstnik auch der nationalen Ueberschwänglichkeit entgegen, welche in dem neuen Russland ihr Wesen

trieb und von der Aksakow'schen Slawophilenschule in Mode gebracht worden war. Dem Traumbilde des angeblich zur Herrschaft über die europäische Zukunft berufenen panslawistischen Weltreichs hielt Katkow die Realität des russischen Staatsgedankens entgegen, die Fabel von der Nothwendigkeit einer „rein-nationalen“ Bildung wurde mit Nachweisen darüber aus dem Felde geschlagen, dass Russland Alles, was es an Gütern der Cultur besitze, dem Auslande zu danken habe. Leontjew hatte sich die Bekämpfung der in das Schulwesen eingedrungenen realistischen Tendenzen zur Hauptaufgabe gemacht; unermüdlich wiederholte er, dass das Studium des classischen Alterthums die Voraussetzung jeder Bildung sei, die diesen Namen überhaupt verdiene, und dass die in Mode gekommene Einführung naturwissenschaftlicher Disciplinen in den Schulunterricht dem heranwachsenden Geschlecht zu einer Quelle der Begriffsverwirrung, der dilettantischen Aferbildung und der Verwilderung werden müsse. Um mit dem raschen Gang der Ereignisse Schritt zu halten und auch auf diejenigen Kreise Einfluss zu gewinnen, deren Gewohnheiten das Studium langer Abhandlungen und die Lectüre dickleibiger Monatsschriften nicht entsprach, begründeten die Freunde eine Wochenbeilage zu ihrer Revue, die „Sowremennaja Ljetopiss“, in welcher besonders Tagesfragen, Details der ländlichen Zustände und des neuen Agrargesetzes discutirt, polemische Abfertigungen der Brandartikel veröffentlicht wurden, welche der „Sowremennik“ unter die meisterlos gewordene Jugend der Universitäten und höheren Lehranstalten schleuderte. — Dass neben diesen auf die Bekämpfung des Radicalismus gerichteten Bestrebungen an der reformatorischen Tendenz festgehalten wurde, welche der Begründung des Wesstnik zu Grunde gelegen, versteht sich von selbst. In denselben Heften dieser Zeitschrift, welche die schneidigsten Angriffe gegen das Gebahren der Tschernytschewski, Serno-Solowjewitsch und Genossen richteten, wurden jene Schtschedrin'schen „Skizzen aus dem Provinzialleben“ veröffentlicht, welche durch ihre humoristische Schilderung der Praktiker des betrügerischen Beamtenthums in der russischen Literatur Epoche gemacht und

an der Umgestaltung des Verwaltungsorganismus rühmlichen Antheil erworben haben.

So zählte das Katkow-Leontjew'sche Organ schon im Sommer 1862 zu den bekanntesten und geachtetsten Organen der russischen Presse, zu den Blättern, welche nicht nur von dem grossen Publicum, sondern auch von den Staatsmännern mit Aufmerksamkeit gelesen und gelegentlich durch aus officiellen Quellen geschöpfte Beiträge unterstützt wurden. Die Bedeutung dieser Zeitschrift konnte es nur erhöhen, dass gerade um jene Zeit regierungsseitig ein erster ernsthafter Versuch gemacht wurde, dem Treiben der revolutionären Presse entgegen zu treten und deren schädlichen Wirkungen endlich einen Damm vorzuziehen. Ganz Russland stand damals unter dem Eindruck der grossen Maifeuersbrünste, welche durch verbrecherische Hände in Petersburg entzündet worden waren, einen Theil des Kaufhofes, den sog. Apraxin-Dwor, in Asche gelegt hatten und von entschieden revolutionären Demonstrationen begleitet worden waren; während des Tumults der Feuersbrünste waren in verschiedenen Theilen der Residenz Colporteure demagogischer Schriften ergriffen und in den Räumen der Druckerei des kaiserlichen Generalstabs die Redacteurs und Drucker des geheimen Journals „Welikorus“ auf frischer That ertappt worden. Die Regierung nahm davon Veranlassung, den Mittelpunkt des revolutionären Treibens, den berüchtigten Schachclub, zu schliessen, die Hauptträdelführer der demagogischen Jugend, Tschernytschewski und Serno-Solowjewitsch, zu verhaften, die zu Pflanzstätten des Socialismus gewordenen Sonntagsschulen zu verbieten und drei der vorgeschrittensten Oppositionsblätter (unter diesen den Sowremennik) auf mehrere Monate zu suspendiren. — Obgleich diese durch die Zeitumstände und die gemachten Erfahrungen durchaus nothwendig gewordenen Massregeln von der irregeleiteten öffentlichen Meinung nicht gebilligt, sondern mit thörichten Anklagen gegen die „reactionären“ Tendenzen des Gouvernements beantwortet wurden, hielten die Herausgeber des Russki Wesstnik den Zeitpunkt zu einer öffentlichen Kriegserklärung gegen Herzen und dessen Anhänger

für gekommen. Sie erwirkten sich die Erlaubniss, den bis dahin verpönt gewesenen Namen des Londoner Agitators und seines Wochenblattes zum ersten Male öffentlich zu nennen und den Mann, der der Abgott der Jugend war, als intellectuellen Urheber der stattgehabten frevlerischen Ruhestörungen an den Pranger zu stellen. Dieser kühne Griff machte ungeheures Aufsehen und war Wochen lang das Tagesgespräch der gesammten gebildeten Gesellschaft, die zum grössten Theil allerdings für die angegriffenen Emigranten Partei ergriff, aber nicht umhin konnte, einzugestehen, dass die öffentliche Nennung des Namens Herzens eine „That“ gewesen sei und den Zauber, von dem derselbe bis dahin umgeben gewesen, gebrochen habe. Herzen antwortete in einem an die Herausgeber des Russki Wesstnik gerichteten Briefe, indem er dieselben aufforderte, Beweise für ihre Anklagen beizubringen; Katkow erhielt von der Censur die Erlaubniss, dieses Schreiben in seinem Journal wörtlich zum Abdruck zu bringen und ausführlich zu beantworten; er nahm keinen Anstand, dem Redacteur des „Kolokol“ einzuräumen, dass dieser sich durch seine ersten, gegen die Sünden des alten Systems gerichteten Angriffe grosse und bleibende Verdienste um die Verjüngung Russlands erworben habe, liess diesem Zugeständniss aber die Anklage folgen, dass die Summe der revolutionären Sünden des „Kolokol“ noch sehr viel grösser sei, als die seiner wirklichen Verdienste.

Auf den weiteren Fortgang dieser Polemik einzugehen und die Stellung genauer zu bezeichnen, welche die zur Theilnahme an derselben herangezogenen übrigen Moskauer und Petersburger Zeitungen einnahmen, würde zu weit führen. Genug, dass Katkow und Leontjew durch ihr Vorgehen gegen Herzen zu den bekanntesten, wenn auch nicht populärsten literarischen Männern Russlands geworden waren, einen grossen Theil der gemässigt-liberalen Elemente zu sich herübergezogen und dem Ansehen des „Kolokol“ und seines Anhanges einen ersten Stoss beigebracht hatten. Als im Herbst desselben Jahres bekannt wurde, die Herausgeber des Russki Wesstnik und der Ljetopiss hätten die (der Universität ge-

hörige) Moskauer Zeitung für sechs Jahre gepachtet und dadurch ein drittes publicistisches Organ erworben, musste von allen Seiten eingeräumt werden, dass die Uebernahme dieses über das gesammte centrale und östliche Russland verbreiteten Blattes durch zwei so hervorragende Männer ein publicistisches Ereigniss ersten Ranges und eine Niederlage der noch immer an der Spitze der öffentlichen Meinung stehenden demokratisch-radicalen Partei bedeute. Besonders missvergnügt zeigten sich die — natürlich mit dem revolutionären Strom schwimmenden — Petersburger Witzblätter „Iskrà“ und „Sanósa“, welche den „Wesstnik“ wegen seiner ernsthaften, etwas feierlichen Haltung von jeher angefeindet, die Vorurtheile des Petersburgerthums gegen Moskau und moskowitzisches Wesen aufgestachelt und Katkow wegen seiner Vorliebe für britische Institutionen gewöhnlich mit schottischer Mütze und Plaid abgebildet hatten. Galt doch in den Kreisen dieser hauptstädtischen Allerneusten für ausgemacht, dass Leute, welche das zugleich nationale und demokratische Institut des ungetheilten bäuerlichen Gemeindebesitzes mit den Argumenten des westeuropäischen Oekonomismus bekämpften und für das Unterrichtswesen eine classisch-humanistische Grundlage forderten, „hinter ihrer Zeit zurückgeblieben sein müssten“.

Am 1. Januar 1863 übernahmen M. N. Katkow (damals 43 Jahre alt) und P. M. Leontjew (41 Jahre alt und noch immer Professor an der Moskauer Hochschule) die Leitung der Moskauer Zeitung. Sechs Wochen später brach der längst vorbereitete polnische Aufstand aus, um binnen wenigen Wochen nach Litthauen, Weiss- und Kleinrussland und in alle übrigen Theile der ehemaligen königlichen Republik hinüberzulecken und Russland vor die doppelten Gefahren innerer Auflösung und einer europäischen Verwickelung zu stellen. Damit begann für die Männer der Moskauer Zeitung, wie für die gesammte grosse Monarchie des Ostens ein neuer Abschnitt.

II.

Die polnische Actionspartei, welche im Februar 1863 das Zeichen zum Aufstande nicht nur gegen die russische Regierung, sondern zugleich gegen das von einem grossen Theil des Adels unterstützte Wielopolski'sche System gab, war von der Hoffnung geleitet worden, die radicalen Elemente der russischen Gesellschaft zu sich hinüber zu ziehen und durch Erhebungen in Petersburg und anderen russischen Städten bei der Durchführung ihrer Pläne unterstützt zu werden. Diese Rechnung war keineswegs so ungegründet, wie hinterher angenommen worden. Die russische Emigration sprach sich von vornherein zu Gunsten der Wiederherstellung Polens aus, und es verstand sich unter den gegebenen Verhältnissen von selbst, dass die Petersburger Radicalen das vom Kolokol ausgegebene Stichwort wiederholten: und nicht diese allein — auch die Moskauer Slawophilen neigten zu der Meinung, dass die Ausscheidung des polnisch-katholischen Elements für die Entwicklung eines echt nationalen und rechtgläubigen russischen Staatslebens eher einen Gewinn, als einen Verlust bedeuten würde. So deutlich wie nur immer möglich gaben der Sowremennik und seine Gesinnungsgenossen zu verstehen, dass sie die polnischen Rebellen für Verbündete ihrer Sache ansähen, und dass die Worte, welche der Kaiser auf die ersten aus Warschau eingelaufenen Posten hin an die zur Sonntagsparade versammelten Gardeofficiere gerichtet, bei ihnen kein Echo gefunden hätten, ja dass sie den polnischen Aufstand gerade so beurtheilten, wie ihre Londoner Freunde. Auch in Iwan Aksakows „Denj“ kamen Wendungen vor, welche auf eine nichts weniger als loyale Gesinnung schliessen liessen. „Leider sind wir nicht in der Lage, uns über die Vorgänge im Königreich und in unsern westlichen Gouvernements so unumwunden aussprechen zu können, als wir wohl möchten“, hiess es in einer vielbesprochenen, Anfang Februar an der Spitze des Aksakow'schen Wochenblattes abgedruckten Notiz. Selbst die aus Paris und London einlaufenden Nachrichten von der moralischen Unterstützung, welche die Sache des

Aufstandes bei den Liberalen des westlichen Europa's gefunden, vermochten an der abwartenden und nichts weniger als ermuthigenden Stimmung der russischen Gesellschaft wenig zu ändern, und man musste, nachdem verschiedene demokratisch gesinnte Officiere bereits zum Feinde übergegangen waren, jeden Augenblick auf polenfreundliche Kundgebungen im grösseren Styl (wie der Kolokol sie gebieterisch verlangte) gefasst sein. Das „Schweigen des Volks“ schien auch dieses Mal eine Lehre für den Fürsten bedeuten zu sollen.

So lagen die Dinge, als die Moskauer Zeitung das allgemeine Schweigen brach und mit einer Leidenschaftlichkeit und Entschiedenheit, die aus der Tiefe wirklich patriotischer Gesinnung heraufgeholt war, erklärte, dass für Duldung liberaler und kosmopolitischer Spielereien die Zeiten vorüber seien und dass Angesichts der dem Vaterlande drohenden Gefahr Alles zum Verbrechen geworden sei, was dieser Gefahr irgend Vorschub leisten könne; für den Patrioten gebe es nur eine Pflicht, die Niederschlagung der Rebellion. Von Zugeständnissen an die Meuterer zu reden, sei Hochverrath, wo die Reichseinheit bedroht, Russland der Gefahr ausgesetzt worden, hinter die Weichsel zurückgeworfen zu werden. „Für Polen ist nur Eines übrig geblieben — Unterwerfung unter die Gesetze der Entwicklung, welche aus dem Schoss des russischen Staatslebens hervorgegangen sind.“ Noch entschiedener wie den Polen selbst ging die Moskauer Zeitung über den halben und ganzen Gönnern zu Leibe, welche die Aufständischen unter den Petersburger Radicalen zählten. Herzen, den Katkow bis dahin mit einer gewissen Achtung behandelt hatte, wurde wegen seiner polenfreundlichen Haltung ohne Weiteres für einen Vaterlandsverräther erklärt, seinen Gesinnungsgenossen Namens aller russischen Patrioten Acht und Bann angedroht. Von Nummer zu Nummer nahm die Energie der Sprache zu, welche die Moskauer Publicisten führten, — von ihren berühmten Antagonisten hatten Katkow und Leontjew gelernt, dass dem bestimmbaren russischen Publicum vor Allem imponirt, der zu beschreitende Weg in Commandoton gewiesen werden müsse, und dass unaufhörliche

Wiederholung des ein Mal Gesagten unter den gegebenen Verhältnissen die beste und wirksamste rhetorische Form sei. Es galt nicht nur, die unmündigen Massen fortzureissen, sondern auch die Regierung zu mannhaftem und entschiedenem Vorgehen zu bestimmen. Die Gelegenheit zu einer Wirksamkeit in diesem Sinne fand sich früher, als hätte vermuthet werden können; wenige Wochen nach den Warschauer Ereignissen vom 23. Januar lenkte der Aufstand aus dem eigentlichen Königreich nach Litthauen in die zum Generalgouvernement Wilna gehörigen litthauischen und westrussischen Provinzen hinüber. Civil- und Militair-Oberbefehlshaber dieser Landschaft war ein persönlicher Freund und ehemaliger Flügel-Adjutant des Kaisers, der General-Adjutant und General der Infanterie Nasimow, ein milder und humaner Herr, der wegen seiner Theilnahme an den ersten auf die Aufhebung der Leibeigenschaft gerichteten Schritten des litthauischen Adels (1857) ausserordentlich beliebt war, aber wenig geeignet schien, dem Aufstande mit der rücksichtslosen Strenge entgegen zu treten, welche nach Meinung der Moskauer Patrioten durch die Umstände geboten war. Die zum ehemaligen Grossfürstenthum Litthauen gehörigen Gouvernements Wilna, Kowno, Grodno, Witepsk und Minsk hatten von Alters her in der Geschichte Polens und Russlands eine wichtige Rolle gespielt; einst von russischen, zur griechischen Kirche gehörigen Theilfürsten beherrscht, waren sie zur Zeit der Vereinigung Polens und Litthauens fast vollständig polonisiert worden; Adel und höhere Geistlichkeit hatten das religiöse Bekenntniss, die Sprache und die Civilisationsformen Polens angenommen, der zur Zeit des Aufstandes im Uebergang von der Leibeigenschaft zur Freiheit begriffene Bauernstand war dagegen grossen Theils national geblieben, wenn er gleich sehr zahlreiche Glieder der katholischen Kirche zählte. Diesen Stand auf die Seite der Regierung zu ziehen und zur Parteinahme gegen Adel und katholischen Clerus zu gewinnen, erschien als das geeignetste Mittel zur Bewältigung des Aufstandes, war aber nur möglich, wenn man die Bauern sofort von allen Verpflichtungen gegen ihre ehemaligen Herren ent-

band und förmlich zur Erhebung gegen dieselben aufforderte. Während das Für und Wider dieses Plans in den Regierungskreisen erwogen wurde, trat die Moskauer Zeitung mit der kecken und entschiedenen Erklärung hervor, dass Noth kein Gebot kenne, dass die „Wiederherstellung des russischen Charakters der westlichen Provinzen“ eine dringende Forderung des staatlichen und nationalen Interesses sei und dass es zur Durchführung dieser Umwälzung eines Mannes von unerbittlicher Strenge und Entschlossenheit bedürfe. Auf diese Erklärung folgte die Empfehlung eines Candidaten für das Wilna'sche General-Gouvernement, der nach Meinung der Moskauer Zeitung alle erforderlichen Eigenschaften besass, dessen Namen aber freilich keinen guten Klang hatte. Dieser Candidat war kein anderer als der ehemalige Domainenminister, General Michael Nikolajewitsch Murawjew, ebenso bekannt wegen seiner streng conservativen, um nicht zu sagen reactionären Gesinnung, wie seiner unerbittlichen Strenge, an den die Regierung sich wandte und den die Moskauer Zeitung zu allgemeiner Ueberraschung als Mann der Situation mit begeisterten Ovationen begrüßte.

Für eine eingehende Darstellung der Murawjew'schen Theorie und Praxis ist hier nicht der Ort. Die Grundzüge des Systems, welches der Schützling der Moskauer Zeitung befolgte, sind bekannt: der Belagerungszustand wurde verkündigt, der Bauernstand der westlichen Gouvernements mit einem Schlage von allen Verpflichtungen gegen die Gutsbesitzer entbunden und zur gewaltsamen Erhebung gegen dieselben ermuthigt, der Gebrauch der polnischen Sprache sowie aller polnischen Bücher und lateinischen Schriftzeichen bei Strafe verboten, der katholische Clerus in die Acht erklärt und eine grosse Anzahl seiner Klöster und Kirchen beraubt, der Uebertritt zum griechischen Bekenntniss ermuthigt und belohnt, der grosse Grundbesitz mit unerschwinglichen, wenn es sich um polnische und katholische Besitzer handelte, verdoppelten Contributionen belastet, in weiterer Folge aber irgend compromittirten polnischen Edelleuten der Verkauf ihrer Güter anbefohlen und ein Gesetz erlassen, das die Er-

werbung von Grundbesitz im General-Gouvernement Wilna zum Privilegium geborener und zur griechisch-katholischen Kirche gehöriger Russen machte. An diese agrarischen und kirchlichen Umwälzungen, welche zu Zeiten den Charakter einer förmlichen Jacquerie annahmen, reihten sich eine vollständige Regeneration des Beamtenthums, Aufhebung aller aus polnischer Zeit datirenden wissenschaftlichen und künstlerischen Institutionen und die Errichtung von Kriegsgerichten, deren unerbittliche Strenge historisch geworden ist. — Alle diese Massregeln erfreuten sich der ausdrücklichen Billigung der Moskauer Zeitung, deren Ansehen und Einfluss täglich wuchs und neben der keine andere Stimme mehr zur Geltung kam. Die Moskauer Publicisten fühlten sich so vollständig als Herren der Situation, dass sie es wagen durften, selbst der bis dahin für unantastbar gehaltenen Freiheit der russischen Presse im Namen des Patriotismus den Krieg zu erklären. Zwei liberale Petersburger Wochenschriften, welche die Erspriesslichkeit der Murawjew'schen Massregeln in Zweifel gezogen und die „heikle Frage“ aufgeworfen hatten, ob die Vernichtung des polnischen Elements in den westlichen Gouvernements nicht am Ende für diese Landschaften einen Culturrückschritt zur Folge haben werde, wurden durch ein Verdict der Oberpressverwaltung sofort für immer verboten, und die Moskauer Zeitung nahm keinen Anstand, diese Massregel zu vertheidigen und unumwunden zu erklären, dass die Regierung nur ihre Pflicht gethan habe, indem sie diese „freche Verhöhnung“ der russischen Volksstimme unterdrückte. Noch bevor die öffentliche Meinung zu Athem gelangte und in die Lage gekommen war, zu der neuen Wendung, welche die innere Politik eingeschlagen, Stellung nehmen zu können, decretirten die Moskauer Dioskuren, dass die Regierung sich um das Vaterland verdient gemacht habe und dass jeder Zweifel an der Erspriesslichkeit des gegen Polen und die westlichen Gouvernements inauguirten Systems als Hochverrath anzusehen und demgemäss zu behandeln sei. Während man in den massgebenden Kreisen noch zweifelhaft war, ob auf dem von Murawjew beschrittenen Wege weiter zu gehen

sei, ob das von dem Wilnaer General-Gouverneur aufgerichtete Bündniss des Gouvernements mit rebellischen, die Schlösser ihrer Herren verheerenden Bauern nicht am Ende den innern Frieden des Reichs und den ruhigen Fortgang des eben begonnenen Emancipationswerks gefährden und einer gefährlichen Verwirrung der Begriffe in die Hände arbeiten werde, war in den Spalten des Katkow-Leontjew'schen Organs bereits entschieden, dass eine Umkehr nicht mehr möglich sei und dass die Umstände gebieterisch erheischten, auch im Königreich Polen das Landvolk gegen Adel und Clerus auf die die Beine zu bringen und durch eine agrarische Umwälzung an das russische Staatsinteresse zu fesseln. Vor Allem war die Moskauer Zeitung darauf bedacht, Murawjews Stellung unangreifbar zu machen und die gemässigte Partei zum Schweigen zu bringen, welche von systematischer Ausrottung des polnischen Elements nichts wissen und — im Bunde mit dem damaligen Statthalter von Polen, dem Grossfürsten Constantin — an dem Gedanken einer Ausgleichung mit der liberal-aristokratischen Fraction der „Weissen“ (der Freunde Wielopolski's) festhalten wollte. In directem Gegensatz zu dem Grossfürsten-Statthalter und den diesem verbündeten Ministern des Innern und des öffentlichen Unterrichts, verkündete ein von Katkow geschriebener, vielbesprochener Artikel, „Russland werde die grossen, ihm in diesen schweren Zeitläuften erwiesenen Dienste nie vergessen und die Männer hochhalten, die trotz Verleumdung und Verbrechen ihre Pflicht thaten.“ „Wie ein Schild wird sich Russland vor die Männer stellen, welche vor der schrecklichen Nothwendigkeit nicht zurückschrecken, zur Rettung des Vaterlandes das Gesetz seiner ganzen Härte nach in Anwendung zu bringen Wie dem mit Lorbeeren bekränzten Sieger Niemand Blutdurst vorwerfen darf, so kann ein Staatsmann, der energische Massregeln ergreift, niemals der Barbarei angeschuldigt werden.“

Vor der Energie dieser Sprache verstummte jeder Widerspruch. Die Moskauer Publicisten kannten ihr Publicum, sie wussten, dass demselben gewaltsam vorgeschrieben werden müsse, wie es zu denken und zu urtheilen habe, — und dass

die Methode, durch welche Herzen sich von 1856 — 1862 zum Gewaltherrscher der öffentlichen Meinung aufgeschwungen, die einzige sei, die zum Ziele führe. Dieses Ziel konnte schon im Winter 1863 — 1864 für erreicht gelten; Herzen und Bakunin hatten sich durch ihre Theilnahme an der thörichten, zur Landung bei Polangen bestimmten polnischen Expedition um den Rest ihres Einflusses gebracht, die Petersburger Demagogenpartei war in alle Winde versprengt, der kleine, den Traditionen des Sowremennik treugebliebene Stamm von Publicisten zu vorsichtigem Schweigen verurtheilt, die polenfreundliche Fraction der um den Unterrichtsminister Golownin geschaarten europäischen Liberalen wenigstens für den Augenblick in den Hintergrund gedrängt. Die Namen Katkow und Leontjew waren in Jedermanns Munde, — jedes patriotische Festmahl, jede öffentliche Veranstaltung schloss mit einem in das Redactionsbüro der Moskauer Zeitung abgesandten Telegramm — in ganz Russland gab es kaum eine Adelscorporation, die ihnen nicht Adressen gesendet, keinen nach Popularität strebenden Mann, der sich nicht um ihre Freundschaft beworben hätte. Fürst Gortschakow, dessen diplomatischer Action gegen die mit Oesterreich verbündeten Westmächte die Moskauer Publicisten in wirksamster Weise zu Hilfe gekommen waren, überhäufte die „Vertreter der russischen öffentlichen Meinung“ mit Beweisen seiner Anerkennung, Murawjew fragte wiederholt in Moskau um Rath an, ehe er sich zu entscheidenden Massregeln entschloss, die Moskauer Hochschule ernannte den ehemaligen Professor Katkow zu ihrem Ehrenmitgliede, der Moskauer Gouvernements-Adel übersandte ein silbernes Schreibzeug mit der Inschrift: „Ihm, der seine Feder in Weisheit taucht“, — Seine Majestät selbst zählten zu den eifrigsten Verehrern des in nicht weniger als 17,000 Exemplaren über das weite Reich verbreiteten Blattes, und unter den höchsten Würdenträgern des Hofes und der Ministerien gab es nicht einen, dem eine freundliche oder unfreundliche Erwähnung in den Spalten der Moskauer Zeitung nicht für ein Ereigniss gegolten hätte. Ohne Uebertreibung liess sich behaupten, dass die Herren Katkow und

Leontjew eine Stellung einnahmen, wie sie selbst den Junius, Duchesne und Görres nur für kurze Zeit gegönnt gewesen war.

Ohne Opfer war es bei der Erreichung dieser unvergleichlichen Erfolge freilich nicht abgegangen: das Programm, welches die Moskauer Zeitung 1864 und in den darauf folgenden Jahren vertrat, war in beinahe allen Stücken von dem verschieden, zu welchem die Herausgeber dieses Blattes sich bekannt hatten, als man sie noch die Männer des Russki Wesstnik nannte. Um an der Spitze der geistigen Bewegung zu bleiben, welche sie entfesselt hatten und die, wie in solchen Fällen die Regel, ihre ursprünglichen Ziele schon nach kurzer Frist übersprang, waren die beiden sonst so überzeugungstreuen Publicisten genöthigt gewesen, Principien über Bord zu werfen und Verbindungen zu lösen, auf welche sie noch wenige Jahre früher das höchste Gewicht gelegt hatten. Wie konnte von Decentralisation und nach britischem Muster organisirter Selbstverwaltung die Rede sein, wo es sich darum handelte, ein nach Millionen von Menschen zählendes fremdes Volksthum gewaltsam niederzuhalten, durch ein zwischen Bauernthum und Bürokratie geschlossenes Bündniss in Polen wie in den ehemals polnischen westlichen Provinzen den Einfluss der höheren, gebildeteren Gesellschaftsklassen zu vernichten? Wie liess der Zusammenhang mit Bildung und Civilisation des westlichen Europa sich aufrechterhalten, wo die besten Kräfte in den Dienst einer ausschliesslich russischen Bewegung gestellt, im Namen des Nationalitätsprincipes Forderungen ausgesprochen worden waren, die mit innerer Nothwendigkeit zu einer Aechtung aller fremden Einflüsse führen mussten? In der Natur der gegebenen Verhältnisse lag, dass ein Mal alle nicht specifisch russischen und zugleich griechisch-orthodoxen Elemente gegen die Doctrinen Front machen mussten, mit denen die Moskauer Zeitung ihre polnische Politik motivirte: stand doch fest, dass die Theorie von der Unverträglichkeit einer selbstständigen polnischen Nationalität mit dem russischen Staatsinteresse in ihrer Consequenz zu einer Kriegserklärung gegen die friedlichen und loyalen deutschen Bewohner der Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland

und gegen die (auf ihre Selbstständigkeit höchst eifersüchtigen) Finnländer führen und die in diesen Ländern bestehenden kirchlichen und staatlichen Einrichtungen in Frage stellen musste! Ebenso unzweifelhaft war, dass die Proscription des aristokratischen Elementes in Polen und Litthauen und die einseitige, alles bestehende Eigenthumsrecht gefährdende Begünstigung der bauerlichen Klassen dieser Länder dem russischen Adel gefährlich werden und die agrarische Organisation in neue, nichts weniger als unbedenkliche Bahnen drängen mussten. Dass ein grosser Theil des grundbesitzenden russischen Adels dem Murawjew'schen Systeme gründlich abhold sei und dass die Deutschen der Ostseeprovinzen in demselben eine Gefahr für ihren historisch-politischen Besitzstand sahen, wusste man in dem Redactionsbureau am „Straschni-Boulevard“ genau genug, um sich bei Zeiten nach Bundesgenossen umzusehen und in der Wahl derselben nicht allzu ängstlich zu sein. Die Russification Litthauens und Polens liess sich, wenn überhaupt, nur mit Hilfe der Bureaukratie, insbesondere der jüngeren, von leidenschaftlichem Adelshass beseelten Beamten der Hauptstädte in Ausführung bringen; in zweiter Reihe mussten die Führer der Slawophilenpartei, die professionellen Vorkämpfer des orthodoxen Kirchenthums und der russischen Volksthümlichkeit herangezogen und in den Dienst der „missionären“ Aufgabe gestellt werden, die es am Njemen und an der Weichsel zu erfüllen galt. Die Einen wie die Anderen waren nur durch Zugeständnisse zu gewinnen, und diese Zugeständnisse bedeuteten nichts Geringeres als Lossagungen von den Principien, welche einst den Stolz des Russki Wesstnik ausgemacht hatten. Die junge demokratische Bureaukratie brachte die Murawjew'schen Nothgesetze in ein System, welches direct auf die Ausrottung des Grossgrundbesitzes hinauslief und das nationale Institut des ungetheilten Gemeindeeigenthums zur Grundlage einer unverkennbar socialistischen agrarischen Organisation machen wollte, wie sie von den „Slawophilen“ seit lange angestrebt worden war; diese letzteren begnügten sich nicht damit, eine Russification der katholischen Kirche anzustreben, sondern forderten ganz

direct die Unterwerfung von acht Millionen römischer Katholiken unter das griechisch-orthodoxe Bekenntniss. Beide Forderungen waren mit dem Programm der Moskauer Zeitung schlechterdings nicht in Einklang zu bringen, denn die Herausgeber derselben hatten als Männer einer gediegenen volkswirtschaftlichen Bildung seit Jahren die Meinung verfochten, dass die Verwandlung des ungetheilten Gemeindebesitzes in persönliches Eigenthum der bäuerlichen Gemeindeglieder den nothwendigen Abschluss der grossen Agrarreform bilden müsse, und dass von Ausdehnung jener Institution auf die in agrarischer Rücksicht westeuropäisch organisirten Provinzen des ehemaligen Polen nicht die Rede sein dürfe; als nüchterne Praktiker mussten Katkow und Leontjew ausserdem anerkennen, dass die angestrebte Ausrottung des Katholicismus eine gefährliche Utopie sei, deren Unausführbarkeit nur von kurz-sichtigen Fanatikern verkannt werden könne. Da diese Fanatiker aber ein Mal unentbehrlich geworden waren, blieb nichts Anderes übrig, als sie gewähren zu lassen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und nur verstohlen anzudeuten, dass man ihnen nicht unbedingt zustimme. Gelegentlich erschien wohl ein Artikel, der die Sache des persönlichen Grundeigenthums verfocht und auf die Möglichkeit einer russisch-katholischen Kirche hinauslief; im Grossen und Ganzen aber sah man durch die Finger und ging man polemischen Auseinandersetzungen mit den neu erworbenen Bundesgenossen aus dem Wege. Gleich hier sei bemerkt, dass diese durch die Verhältnisse bedingte Zurückhaltung in den wichtigsten Principienfragen die Moskauer Zeitung in den Ruf gebracht hat, eine unbedingte Vorkämpferin des nationalen Fanatismus zu sein, der in den Jahren 1863—69 sein Wesen trieb und unsäglichen Schaden angerichtet hat. Die Gerechtigkeit fordert, anzuerkennen, dass dem nie ganz so gewesen, dass die Moskauer Zeitung nicht sowohl das slawisch-nationale, als das russisch-staatliche Einheitsprincip verfochten und bezüglich ihrer letzten Absichten von jenen Verführern der öffentlichen Meinung, welche einen neuen russischen Himmel und eine neue russische Erde verlangten, stets verschieden ge-

wesen ist. Darum bleibt aber nicht minder wahr, dass auf den beiden hervorragenden Männern, welche die Moskauer Zeitung leiteten, die Hauptverantwortung dafür lastet, dass die Reformthätigkeit der Regierung Alexanders II. einige Zeit lang in schiefe Bahnen gezwängt und dadurch zu einer Gefahr für die Sache wahrer Bildung und Menschlichkeit in Russland gemacht wurde. Auf die Initiative der Moskauer Zeitung und ihre gegen Polen gerichteten Tendenzen sind jene Angriffe und Verdächtigungen gegen das deutsche Element in den Ostseeprovinzen und die administrative Selbstständigkeit Finnlands zurückzuführen, in denen die russische Nationalpartei sich Jahre lang erging und die auch im westlichen Europa eine traurige Berühmtheit erlangt haben. Nicht damit zufrieden, in Sachen des polnisch-litthauischen Aufstandes die Rolle von Staatsrettern gespielt zu haben, erfanden die Männer der Moskauer Zeitung eine „baltische Gefahr“, eine bedenkliche Aehnlichkeit zwischen den im besten Sinne des Wortes conservativen Bestrebungen der deutschen Protestanten Liv-, Est- und Kurlands und der polnisch-katholischen Propaganda in Litthauen — fabelten sie von einem grossen Separatisten-Complot, welches Deutsche, Polen, Schweden, Armenier — kurz alle „unrussischen“ Elemente des weiten Reichs umfassen sollte. Im Namen der „Reichseinheit“ wurde die Knebelung der deutschen Presse, die Antastung der ständischen Verfassung und die Beschränkung der deutschen Sprache in den Ostseeprovinzen gefordert und die albernen Bestrebungen der sogen. „junglettischen“ Partei — eines Häufleins exaltirter Volksschullehrer und Subalternbeamter, welche eine eigene lettisch-estnische Civilisation auf Unkosten der deutschen aus dem Boden stampften — gehätschelt und zahlreiche der hervorragendsten und verdientesten Beamten des Ostseegebietes aus ihren Aemtern verdrängt. Ein im November 1863 erscheinener Artikel über den deutschen Charakter der baltischen Justizreform gab das Signal zur Abberufung des General-Gouverneurs von Liv-, Est- und Kurland, Baron Wilhelm Lieven; im Mai 1864 musste der wegen seines edlen, unabhängigen Charakters und seiner unermüdlichen

Thätigkeit vom Kaiser stets mit Hochachtung behandelte General-Superintendent von Livland, Bischof Walter, sein Amt niederlegen, nachdem die Moskauer Zeitung eine Landtags-Predigt dieses freisinnigen und patriotischen Geistlichen für verdächtig erklärt hatte; drei Jahre später traf dasselbe Loos den populärsten Mann des ganzen Landes, den Civil-Gouverneur von Livland, von Oettingen, den Herr Katkow seit Jahren in giftigster Weise angegriffen hatte, und mit dem im Jahre 1869 seiner Stellung enthobenen Curator der Dorpater Hochschule, dem als Geologen ehrenvoll bekannten Grafen Keyserlingk, war der letzte höhere Beamte der deutschen Provinzen aus dem Staatsdienst geschieden, der das volle Vertrauen seiner Landsleute besass. — Auf dieses traurige Capitel in der Geschichte der Moskauer Zeitung näher einzugehen, versagen wir uns aus doppelten Gründen; ein Mal ist dasselbe Gegenstand einer besonderen Literatur geworden, und zweitens kann als feststehend angesehen werden, dass die Polemik der Herren Katkow und Leontjew gegen die Ostseeprovinzen nur die Consequenz des Systemes war, dessen Urheber dieselben gewesen und dessen Werkzeuge sie schliesslich geworden waren. Wären diese Männer zum zweiten Mal in die Lage gekommen, frei und in Voraussicht der Wirkungen ihres Vorgehens wählen zu können — schwerlich hätten sie sich entschlossen, einen Kampf aufzunehmen, der sie schliesslich mit ihren eigenen Principien in Widerspruch brachte und auf die Beziehungen der Regierung zu ihren deutsch-protestantischen Unterthanen nachweislich von verderblichstem Einfluss gewesen ist. Dass die beiden Moskauer Dioskuren trotz ihrer civilisatorischen Absichten und Bestrebungen der Mehrzahl ihrer Zeitgenossen für die Vertreter eines kurzsichtigen und brutalen Racenfanatismus gelten, haben sie wesentlich der brüskten, schliesslich in die armseligste Rechthaberei ausartenden Weise ihres völlig unmotivirten Vorgehens gegen die loyalsten, gebildetsten und bestverwalteten Provinzen des russischen Reichs zu danken.

Während die hier geschilderten Kämpfe um die Entwicklung der russischen inneren Politik und die Zustände

der westlichen Hälfte des Reiches den einschneidendsten und nachhaltigsten Einfluss übten, waren die beiden, eine Grossmacht repräsentirenden Beherrscher der russischen öffentlichen Meinung bereits mit Problemen anderer, anscheinend minder wichtiger Art beschäftigt. Eine wunderbare Verkettung von Umständen wollte, dass der damalige Minister des öffentlichen Unterrichtes, Golownin, nicht nur (wie die Moskauer Zeitung unaufhörlich wiederholte) ein verkappter Polenfreund, sondern eingestandener Massen zugleich Gegner des humanistischen, auf das Studium der classischen Sprachen gegründeten Unterrichtssystems war. In den eben damals „probeweise“ neuorganisirten russischen Gymnasien war der thörichte Versuch gemacht worden, die alten Sprachen in die zweite Reihe zu stellen und den Unterricht wesentlich auf die naturwissenschaftlichen Disciplinen zu gründen. Hatte dieses Experiment auch unzweifelhaft dazu beigetragen, die radicalen, zugleich materialistischen und revolutionären Neigungen der russischen Jugend zu nähren und der Zuchtlosigkeit Vorschub zu leisten, welche sich des unter den Auspicien der neuen Aera emporgekommenen jungen Geschlechtes zu bemächtigen begonnen hatte, so war es doch eine arge Uebertreibung, wenn Leontjew (der die zahlreichen pädagogischen Artikel der Moskauer Zeitung schrieb) den Minister für den gefährlichen Geist des „nihilistischen“ Studenten- und Schülerthums förmlich verantwortlich machte, ihm allein die Schuld an der einreissenden Verwilderung aufbürdete und schliesslich dabei anlangte, einen inneren Zusammenhang zwischen dem gottvergessenen Treiben der polnischen Henkergensd'armen und den „Theorien gewisser Petersburger Pädagogen“ zu behaupten. Materiell hatte Leontjew unzweifelhaft Recht, wenn er im Namen wahrer Bildung gegen das hohle und dilettantische Treiben der jungen Pädagogenschule protestirte, welche unreife Knaben und halbwüchsige Mädchen mit Anatomie, Physiologie und Zoologie aufpäppeln und die Elementarschule zum Tummelplatz Darwin'scher und Moleschott'scher Theorien machen wollte; es wird ihm als höchstes Verdienst angerechnet werden müssen, dass er sich weder durch die allgemeine,

in die Reihen seiner engsten politischen Freunde hineinragende, ächt-nationale Abneigung gegen den Classicismus, noch durch politische Rücksichten der gewichtigsten Art davon abhalten liess, die populäre Pädagogenweisheit der Petersburger Naturwissenschaftler auf ihren wahren Werth zurückzuführen und unermüdlich zu predigen, dass das Studium der alten Sprachen die einzige, diesen Namen verdienende Grundlage höherer Bildung abgebe: die Methode von Leontjews Polemik gegen das Golownin'sche System war und blieb ungerichtet und schoss über das Ziel hinaus. Nicht nur, dass dem Minister Dinge aufgebürdet wurden, auf welche er schlechterdings keinen Einfluss besass, — zu ihm und von ihm wurde in einer Sprache geredet, welche überhaupt illoyal war und sich in den Spalten eines Blattes besonders übel ausnahm, das in der Kräftigung des Staatsgedankens und der Regierungsautorität eine seiner Hauptaufgaben sah. Zur Entschuldigung gereichte Herrn Leontjew dabei freilich, dass er seine Sache völlig isolirt zu führen hatte, dass der Sieg derselben mehr wie zweifelhaft war und dass er sich sagen musste, das vom Minister vertretene Unterrichtssystem erfreue sich allgemeiner Popularität und werde von den politischen Gegnern desselben ebenso gebilligt und unterstützt, wie von Denen, welche den gesammten Streit nur dazu benutzten, das Ansehen und den Einfluss der Moskauer Zeitung zu schädigen. Zwischenfälle politischer Natur trugen das Ihrige dazu bei, das Verhältniss Leontjews zu dem Unterrichtsminister immer feindlicher zu gestalten. Ein Anhänger des wegen seiner damaligen Polenfreundschaft von der Moskauer Nationalpartei auf das Rücksichtsloseste angegriffenen Grossfürsten Constantin, Schédo Ferroti, hatte im Winter 1863—64 eine gegen das Katkow-Murawjew'sche System gerichtete Flugschrift veröffentlicht, und der dem Grossfürsten befreundete Minister des öffentlichen Unterrichtes dieses Buch sämmtlichen zu seinem Ressort gehörigen Lehrkörpern amtlich zugesendet. Leontjews Einfluss auf den Conseil (Senat) der Moskauer Hochschule gelang es, diesen zu einer Rücksendung des „unpatriotischen“ Buches und zu einer öffentlichen Erklärung gegen die Tendenzen

desselben zu bewegen, welche das grösste Aufsehen erregte, andere gelehrte Corporationen zur Nachfolge bestimmte und dem Credit des Ministers einen Stoss versetzte, von welchem dieser sich nicht mehr erholte. Noch wirksamer war, dass Leontjew zwei Jahre später, „um dem Mangel an soliden, auf wirklich wissenschaftlichen Grundlagen ruhenden höheren Lehranstalten in Moskau abzuhelfen“, ein Privatgymnasium begründete, das als „Lyceum Sr. Kaiserl. Hoheit des verstorbenen Grossfürsten-Thronfolger Nikolai Alexandrowitsch“ die kaiserliche Bestätigung erhielt, mit grossem Pomp und unter Theilnahme zahlreicher geistlicher und weltlicher Würdenträger eröffnet wurde und unter der energischen Leitung seines unermüdlichen, gleichzeitig als Publicisten, academischen Lehrers und Pädagogen wirkenden Leiters sofort einen beträchtlichen Aufschwung nahm. Leontjews Thätigkeit hatte um diese Zeit einen Umfang erhalten, der geradezu fabelhaft erscheint, in allen Richtungen gleich wirksam war und selbst den zahlreichen Gegnern dieses ausserordentlichen Mannes Respect abnöthigte. Und doch stand er noch nicht an der Grenze seines Könnens. Im Mai 1866 musste Golownin zufolge des Karakosow'schen Attentates auf das Leben des Kaisers und der bei dieser Gelegenheit gemachten Entdeckungen über den grossen Umfang und den Einfluss, den die „nihilistischen“ Ideen auf die studirende Jugend gewonnen, sein Amt niederlegen. Der Ober-Procureur des Synod, Graf Tolstoy, wurde zum Nachfolger Golownins ernannt und mit der ebenso schwierigen wie undankbaren Aufgabe betraut, die über die weitesten Kreise verbreitete Abneigung der russischen Gesellschaft gegen das classische Unterrichtssystem zu überwinden und dieses zum Ausgangspunkt einer vollständigen Umgestaltung der Organisation der Gymnasien und höheren Lehranstalten zu machen. Naturgemäss musste der Blick des Ministers sich auf den Mann richten, der die Fahne des Humanismus, unbekümmert um Gunst oder Ungunst der wechselnden Tagesströmung, hochgehalten und derselben als Schriftsteller wie als Lehrer und Pädagog, im „Russki Wesstnik“, im „Athenäum“, in der „Moskauer Zeitung“, in der „philo-

logischen Gesellschaft“, auf dem academischen Lehrstuhl und in seinem allgemein als tüchtig anerkannten Lyceum die grössten Dienste geleistet hatte. Dass Leontjews Rath für die im Schosse des Unterrichtsministeriums vorzunehmenden Organisationsarbeiten massgebend sein und dass der neue Minister seine Unterstützung in Anspruch nehmen werde, stand im Voraus fest. Einer sofortigen Zuratheziehung des einflussreichen Mannes stand indessen unter den gegebenen Umständen ein ziemlich ernstes Hinderniss im Wege: gerade in den Wochen, welche auf Tolstoy's Berufung folgten, war die Moskauer Zeitung in eine heftige Fehde mit dem obersten Leiter der Ober-Press- und Censur-Verwaltung*), dem Minister des Innern, begriffen, den Herr Katkow als angeblichen Polenfreund und Verbündeten Golownins seit lange scheidend ansah. Auf Grund des Pressgesetzes vom 18. April 1865 hatte der Minister der Redaction der Moskauer Zeitung eine Verwarnung zugehen lassen, welche diese an der Spitze ihres Blattes abzdrukken verpflichtet war. Katkow, der die Empfindung haben mochte, im Augenblick sehr viel fester dazustehen wie der Minister, dessen längst erschütterte Position seit dem Rücktritt Golownins für unhaltbar geworden galt,

*) Bis zum April des Jahres 1865 standen sämtliche Organe der russischen periodischen Presse unter Präventiv-Censur. Zu dem gedachten Zeitpunkt wurde diese aufgehoben, indessen nur für die Zeitungen und Journale der beiden Residenzstädte Moskau und Petersburg. Dieser Umstand hat zu dem Uebergewicht der Moskauer Zeitung ausserordentlich viel beigetragen, da dieses schon vorher nur der Form nach censirte Blatt den freiesten Spielraum gewann, während die Organe der von ihm befehdeten polnischen, kleinrussischen, baltischen u. s. w. Provinzen unter strenger Präventiv-Censur standen. Dieses Verhältniss besteht noch gegenwärtig. Die censurfreien Blätter haben eine ziemlich hohe Caution zu hinterlegen und sind der vom Minister des Innern geleiteten Oberpressverwaltung unterstellt, welche das Recht hat, jedem Blatt zweimal Verwarnung zu ertheilen und bei dritten Contraventionsfällen Suspension auf drei Monate zu verfügen. — Ausserdem kann missliebigen Blättern das Recht zum Verkauf einzelner Nummern entzogen werden, und bedarf jeder neu eintretende Redacteur der Bestätigung durch die Oberpressverwaltung. — Für das Grossfürstenthum Finnland ist ein besonderes finnländisches Press- und Censurgesetz in Geltung.

behauptete, diese Rüge nicht verdient zu haben, und verweigerte den Abdruck; wochenlang zahlte er alltäglich die hohe, auf die Verzögerung des Abdruckes ministerieller Verwarnungen gesetzte Geldstrafe, bis der Minister endlich die Geduld verlor und von dem Rechte, widerspenstige Blätter auf drei Monate zu suspendiren, Gebrauch machte. So weitreichend aber war der Einfluss der publicistischen Dioskuren, dass der Kaiser schon nach wenigen Wochen, bei Gelegenheit eines Besuches seiner „ersten“ Hauptstadt, Gnade walten und das Forterscheinen des unentbehrlich gewordenen Blattes anordnen liess.

Mit dieser Verwarnung — unseres Wissens der einzigen, welche der Moskauer Zeitung überhaupt zu Theil geworden — schliesst die Sturm- und Drangperiode des Katkow-Leontjew'schen Blattes und seiner Herausgeber. Behaupteten dieselben sich auch in der Folge in der Stellung, welche sie als einflussreichste Vertreter der russischen periodischen Presse erworben, so war die Politik, zu der sie den Anstoss gegeben, doch seit dem Jahre 1867 in langsamem, aber stetigem Niedergang begriffen. Die auf die Russification Polens und der westlichen Provinzen gerichtete Agitation war zum einen Theil gegenstandslos geworden, zum andern auf practische Hindernisse gestossen, welche die Bedeutung ihrer Urheber zurücktreten liess und die Regierung in die Lage versetzte, ohne Rücksicht auf die gute oder üble Meinung der Parteien ihres Weges zu gehen. Dazu kam, dass seit dem Sommer 1866 die Fragen der auswärtigen Politik, auf welche die russische Presse nie einen in Betracht kommenden Einfluss geübt, an Bedeutung gewannen und die inneren Händel von der öffentlichen Bühne verdrängten. Nahm die Moskauer Zeitung auch nach wie vor unter sämmtlichen Organen der russischen Presse die erste und geachtetste Stellung ein, so war sie doch nicht mehr in der Lage, sich so nachdrücklich Gehör verschaffen zu können, wie in dem vorhergegangenen Lustrum. Nur auf einem Gebiete behielt sie nach wie vor die publicistische Führerschaft, dem des Unterrichtswesens. Während alle übrigen russischen Zeitungen mehr oder minder entschieden

gegen das vom Grafen Tolstoy inaugurierte, als Waffe gegen die „nihilistische“ Verwilderung von der Regierung begünstigte System des classischen Gymnasialunterrichtes Partei ergriffen, blieben Katkow und Leontjew der alten Fahne treu. Für die Entschliessungen des Unterrichtsministeriums kam in erster Reihe Leontjew's Rath in Betracht; auf Einladung des Ministers ging der berühmte Publicist und Lehrer wiederholt nach Petersburg, um an den Berathungen des für Feststellung des Gymnasialreglements niedergesetzten Comités Theil zu nehmen und darauf hinzuwirken, dass die Absolvirung des vollen Gymnasialcursus für die Aufnahme in die Universitäten, die Petersburger medicinisch-chirurgische Academie und die übrigen höheren Lehranstalten zur Bedingung gemacht würde. Die Gegner der von der Moskauer Zeitung verfochtenen Anschauungen thaten ihr Möglichstes, um die Ausführung der im Unterrichtsministerium beschlossenen, von dem Minister-Adjuncten und Staatssecretair Herrn Deljanow besonders nachdrücklich vertretenen Beschlüsse zu durchkreuzen und zu hemmen; der Umstand, dass mehrere höhere Lehranstalten nicht zum Ressort des Unterrichtsministeriums gehörten und dass der politische Einfluss der Moskauer Zeitung, wie erwähnt, im Rückgange begriffen war, machte ihnen leicht, im Einzelnen Erfolge zu erringen und die Durchführung des gesammten ministeriellen Programmes zu stören — im Grossen und Ganzen behauptete Leontjew aber doch sein Uebergewicht. Mindestens für die Gymnasien und Universitäten behielt es bei der Förderung der classischen Bildungsgrundlage sein Bewenden und kamen die 1866 beschlossenen, während der folgenden Jahre ausgearbeiteten Pläne zur Ausführung. Freilich büssten die Moskauer Verbündeten des Grafen Tolstoy nicht nur ein gut Theil ihrer Popularität, sondern auch den Zusammenhang mit vielen alten, während der Krisis von 1863—1864 gewonnenen Freunden ein; gerade in den liberalen und nationalen Kreisen, welche die systematische Ausrottung des polnisch - aristokratischen Elementes mit Jubel begrüsst, die Ausführung der lithauisch-weissrussischen Agrarreformen durchführen geholfen und an dem Sturmlauf gegen den deut-

schen Einfluss in den Ostseeprovinzen lebhaftesten Antheil genommen, war die Abneigung gegen den „Classicismus“ tief eingewurzelt und der Wahn verbreitet, das orthodoxe, von dem römischen Recht unberührt gebliebene Russland habe mit der Sprache und Cultur des römischen Weltreichs und der lateinischen Kirche nichts zu schaffen, es nehme an seiner nationalen Würde und Gesundheit Schaden, wenn es sich auf die Zuhilfenahme occidentalischer Bildungsmittel einlasse, u. s. w. — Leontjew aber war nicht der Mann, sich durch Rücksichten auf die schwankende Tagesmeinung in Fragen beirren zu lassen, an welche er die Arbeit seines Lebens gesetzt hatte; die Reorganisation des Unterrichtswesens und die Bekämpfung des Pseudorealismus, der sich der russischen Jugend bemächtigt hatte, war in seinen Augen wichtiger, als jede auf das Parteiwesen bezügliche Entscheidung, denn er war sich bewusst, über diese Angelegenheit ungleich besser Bescheid zu wissen, als über irgend eine andere, ihr eingehendere Studien gewidmet zu haben, als irgend einer seiner Landsleute und Zeitgenossen. Während Katkow die Auseinandersetzungen mit den politischen Freunden von jetzt und von ehemals besorgte, sich als unermüdlicher Polemiker tummelte und das stetig an Wichtigkeit zunehmende Gebiet der auswärtigen Politik mit wechselndem Erfolg bearbeitete, wandte Leontjew während der letzten Jahre seines Lebens alle Kraft seines Geistes und alle ihm zu Gebote stehende Zeit pädagogischen Aufgaben zu. Ogleich der Minister seinen Rathschlägen nach wie vor folgte und keine wichtige Entscheidung getroffen wurde, zu welcher er nicht mitgewirkt hätte, wurde Leontjew's Stellung von Jahr zu Jahr schwieriger. Die mit Neid und Missgunst gegen ihren Hauptvorkämpfer gepaarte Abneigung des grossen Publicums gegen die Methode des classischen Gymnasialunterrichtes wurde immer fühlbarer und anmasslicher: Leontjew, dessen Einfluss noch vor wenigen Jahren die gesammte Moskauer Universität beherrscht und zu den waghalsigsten Kundgebungen gegen ihren Chef, den ehemaligen Minister, bestimmt hatte, stand beim Ausgang der sechziger Jahre innerhalb seiner eigenen Facultät so isolirt

da, dass er nach Ablauf der fünfundzwanzig Jahre, für welche die russischen Universitäten ihre Lehrer berufen, nicht wiedergewählt, sondern mit der ihm zustehenden Pension verabschiedet wurde.

Die Herren Facultätsgenossen, auf deren Voten es ankam, waren der Meinung gewesen, dass die academische Thätigkeit sich mit der publicistischen und pädagogischen nicht wohl vereinigen lasse — eine Erwägung, die ihnen wenige Jahre früher durchaus fern gelegen hatte und zu der um so weniger Veranlassung gegeben worden war, als Leontjew seine gegen die Universität übernommenen Verpflichtungen stets mit der minutiösesten Gewissenhaftigkeit erfüllt hatte. — Sein Leben war so ausschliesslich der Arbeit zugewendet, dass er sich auf sich selbst und seine persönlichen Interessen kaum besann, so zu sagen gar keine persönlichen Interessen hatte. Leontjew war unverheirathet, führte nie eine eigene Wirthschaft und begnügte sich zeitlebens mit den bescheidenen Existenzformen, welche er als Schüler deutscher Universitäten kennen gelernt und angenommen hatte. Während der letzten sieben Jahre seines Lebens bewohnte der anspruchslose Mann zwei Zimmer der Wohnung seines Freundes Katkow, von der Frau desselben wie ein Haussohn versorgt und gepflegt, von den Kindern wie ein zweiter Vater geliebt und verehrt. „Er war“ — so bezeugt Katkow in dem Nachruf, den er dem geliebten Freunde widmete (Moskauer Zeitung vom 20. April 1875, Nr. 97) — „der eigentliche Herr meines Hauses, die Seele meiner Familie; alle meine Kinder waren von ihm aus der Taufe gehoben worden, es geschah Nichts im Hause, bevor seine Zustimmung, sein Segen eingeholt worden. Dreissig Jahre lang haben wir einander gekannt, zwanzig Jahre lang waren wir durch gemeinsame Thätigkeit verbunden, ohne dass je ein Streit, geschweige denn eine ernsthafte Meinungsverschiedenheit zwischen uns stattgehabt hätte. Keine Seite meines Wesens, die nicht mit ihm auf's engste verbunden gewesen wäre, keine, die durch seinen Tod nicht schmerzlich getroffen worden wäre! Im eigentlichsten Sinne des Worts habe ich an ihm einen Theil meiner Existenz, und zwar den

besseren, verloren.“ — So eng war der Zusammenhang dieser beiden Männer, dass niemals festgestellt worden ist, wo die Thätigkeit des Einen aufhörte und die des Andern begann. Der allgemeinen Annahme nach ist Katkow der fruchtbarere Publicist, Leontjew der eigentliche Redacteur und Verwalter des gemeinsam gepachteten und geleiteten Blattes gewesen. Wie er es angefangen, ausserdem noch der Leiter und Hauptlehrer des Lyceums und einer der einflussreichsten Berather des Unterrichtsministers zu sein, erscheint geradezu räthselhaft. Was Katkow über seines Freundes unermüdliche Arbeitskraft und Arbeitslust, über seine Bereitschaft, stets für Andere einzutreten und ihnen Lasten abzunehmen, erzählt, muss jeden Leser mit tiefster Ehrfurcht erfüllen. Leontjew gehörte zu den seltenen Menschen, die in der Arbeit vollständig aufgehen, nie etwas für sich verlangen und dem idealen Drang ihrer Natur mit innerer Nothwendigkeit, und ohne darüber zu reflectiren, jede äussere Rücksicht opfern. „Zu heftigen Erörterungen“, so schreibt Katkow, „ist es zwischen uns nur gekommen, wenn ich ihm seine überreizte Thätigkeit vorwarf und ihn von der Uebernahme neuer Verpflichtungen abhalten wollte Er war von kindlicher Reinheit des Gemüths und von einer Hingabe an Andere, die keine Grenzen hatte. An sich selbst zu denken, kam ihm nie und bei keiner seiner Unternehmungen in den Sinn. Nie dass er für sich selbst etwas suchte, nie dass er für sich selbst fürchtete. Aus dieser Quelle flossen die Ruhe seines Geistes, seine Selbstverleugnung, seine immer gleiche Thatkraft und Energie: was er in die Hand nahm, glückte — was andere Leute Nervosität nennen, war ihm vollständig unbekannt, und selbst die schwersten körperlichen Leiden vermochten den Fluss seiner geistigen Thätigkeit und seiner Gedankenarbeit nicht zu unterbrechen.“

In der Natur einer so hingebenden und so ununterbrochenen Thätigkeit lag es, dass dieselbe aufreibend und zerstörend wirken musste, zumal der Träger derselben von schwächerer physischer Constitution war. Hörten während der letzten Jahre seines Lebens auch die heftigen Kämpfe

auf, in welche die Moskauer Zeitung durch ihre polnische Politik verwickelt worden war, so hatten die Redacteurs des einflussreichsten und verbreitetsten Blattes doch fortwährend alle Hände voll zu thun, um sich auch nur annähernd auf der Höhe ihres früheren Einflusses zu erhalten. Nicht nur, dass ihre grossen Erfolge den beiden berühmten Publicisten zahllose Neider und Feinde zugezogen hatten, der Gang der äusseren Ereignisse sorgte dafür, dass dieselben nicht zur Ruhe kamen. Dass das von ihnen bevorwortete Unterrichtssystem im Grossen und Ganzen unpopulär blieb und immer wieder in Frage gestellt wurde, dass die gesammte periodische Presse die beiden „Generalpächter des russischen Patriotismus“ bei jeder Gelegenheit angriff und gerade da verdächtigte, wo sie wirklich für die Sache der Bildung und Vernunft eintraten, ist bereits gesagt worden. Zu diesen Händeln kamen seit dem Jahre 1866 noch andere. Nach der Beendigung des preussisch-österreichischen Krieges trat die Moskauer Zeitung entschieden auf die Seite der Gegner der vom Hof und der officiellen Welt begünstigten Bismarck'schen Politik. Ohne Rücksicht auf das enge Verhältniss zum Fürsten Gortschakow, das in den Jahren 1862—1864 geknüpft worden war, glaubten Katkow und Leontjew Volk und Regierung vor der an der russischen Westgrenze aufsteigenden neuen Grossmacht warnen und zu einem näheren Bündniss mit Frankreich rathen zu müssen. Gerade wie der Golos und die meisten übrigen Organe der Nationalpartei declamirte auch die Moskauer Zeitung von dem drohenden Verlust der Grossmachtstellung Russlands und der Gefährlichkeit der preussischen Absichten auf Litthauen und die Ostseeprovinzen. Alle Versuche, welche von Seiten Gortschakow's, mittelbar auch von Seiten der Berliner Regierung gemacht wurden, um die Moskauer Dioskuren umzustimmen und für eine unbefangene Auffassung der politischen Lage zu gewinnen, blieben fruchtlos. Von jeher auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtig, wiesen Katkow und Leontjew jeden Vermittelungsversuch vornehm zurück, um unverrückt auf dem eingenommenen Standpunkt zu verharren. Noch beim Beginn des

deutsch-französischen Krieges von 1870/71 stand die Moskauer Zeitung mit ihren Sympathien auf Seiten Frankreichs; unterschied ihre Sprache sich auch von der der Gemeinheit und des Cynismus, welche damals von der „Börsenzeitung“, dem „Golos“ u. s. w. über Deutschland geführt wurde, so sagte sie doch rund heraus, dass die rasche Niederwerfung Frankreichs für Europa ein Unglück, für Russland eine Gefahr bedeute. Da die Parteinahme Kaiser Alexanders für die Sache der deutschen Waffen ein öffentliches Geheimniss war, und die Moskauer Publicisten sehr genau wussten, dass ihre französischen Sympathien ihnen die Gunst des Monarchen kosten könnten, auf dessen Zustimmung und Gunst sie stets ihren höchsten Stolz gesetzt hatten, so war ihre Stellung eine ausserordentlich schwierige. Nichtsdestoweniger behaupteten sie die einmal genommene Position unverrückt weiter, bis die im October 1870 erfolgte Aufkündigung des Pariser Vertrages die Situation plötzlich veränderte und neue Gesichtspunkte für Beurtheilung derselben eröffnete. Nachdem sich gezeigt, dass der grosse, über die Gegner von 1856 erfochtene diplomatische Sieg Gortschakow's mit der Parteinahme dieses Staatsmannes für die deutsche Sache auf's engste zusammenhänge, änderte die Moskauer Zeitung allmählig ihre Sprache; die frühere Sympathie für Frankreich kühlte sich ab, um nach und nach einer nüchternen, ausschliesslich das russische Interesse berücksichtigenden Beurtheilung Platz zu machen, und als Prinz Friedrich Karl im December 1871 bei Gelegenheit seines Aufenthalts in den beiden russischen Hauptstädten dem Nikolai-Lyceum die Ehre eines Besuches erwies und Herrn Katkow einer längeren Unterredung würdigte, machte die Moskauer Zeitung mit dem neuen deutschen Reich in aller Form ihren Frieden. Katkow's damals gethaner und rasch bekannt gewordener Ausspruch, „er sei nie ein Feind Deutschlands und der Deutschen gewesen und habe die Bismarck'sche Politik lediglich bekämpft, weil er geglaubt, die Interessen eines mächtigen Deutschlands seien mit denen Russlands nicht in Einklang zu bringen“, konnte nur bei Denen Verwunderung erregen, welche die Tendenzen der

Moskauer Zeitung nicht verstanden und nicht gewusst hatten, dass der einseitige Nationalismus dieses Blattes, wie er in den Jahren 1862—1865 zu Tage getreten, lediglich eine Consequenz des falschen und unheilvollen Principes gewesen, welches Katkow und Leontjew zur Zeit des polnischen Aufstandes gegen ihre eigentliche Neigung aufstellen zu müssen geglaubt hatten. — Heute zählt die Moskauer Zeitung zu den eifrigsten Verehrern der Dreikaiser-Alliance, und redet sie — trotz ihrer Zweifel an der Erspriesslichkeit der deutschen Kirchenpolitik — von dem Fürsten Bismarck nie anders als im Tone der höchsten Achtung.

An diesen, vornehmlich von Katkow geführten Kämpfen und Wandlungen hatte auch Leontjew eifrigen Antheil genommen; seine Haupthätigkeit war seit dem Jahre 1872 indessen dem Lyceum gewidmet, in dessen Dienst er sich im eigentlichsten Sinne des Wortes aufrieb. Bei der Schwierigkeit, Lehrkräfte zu gewinnen, die seinen Anforderungen an philologische Gründlichkeit und pädagogische Bildung entsprachen, übernahm er neben der Direction der grossen Anstalt noch einen beträchtlichen Theil des Unterrichts in den alten Sprachen. Ueberanstrengung und Ungunst des Klimas, das im Winter 1874—1875 für Moskau besonders hart war, hatten ihn wiederholt auf's Krankenlager geworfen, seine Thätigkeit aber immer nur für kurze Zeit unterbrochen. Im April v. J. erkrankte der bereits geschwächte Mann an einer heftigen Erkältung; da er sich in der Abhaltung der gewohnten Unterrichtsstunden nicht unterbrechen lassen wollte, wurde die Krankheit verschleppt, um dann einen raschen und tödtlichen Verlauf zu nehmen. Er starb, umgeben von seinen Freunden und der Katkow'schen Familie, ruhig und gefasst, wie er gelebt — sein Ende war das eines ächten Mannes und gläubigen Christen.

Auf die Feierlichkeiten näher einzugehen, welche die Bestattung Pawel Michailowitsch Leontjew's begleiteten, liegt ausserhalb des Plans und der Absicht dieser Blätter: dass die philologische Gesellschaft und die Gesellschaft für slawische Literatur und Geschichte sein Andenken durch besondere

Sitzungen ehrten, dass das Unterrichtsministerium sich am Grabe seines wichtigsten Bundesgenossen durch einen eigens nach Moskau entsendeten höheren Beamten, den Geheimrath Georgiewski, vertreten liess, dass die gesammte höhere Gesellschaft Moskau's, die Geistlichkeit, Generalität, Universität u. s. w. seinem Sarge folgte — das Alles verstand sich von selbst. Leontjew war das Glück geworden, in der Fülle seiner Kraft, auf der Höhe seiner Bedeutung zu sterben und eine Lücke zu hinterlassen, die auch nach dem Urtheil seiner Gegner lange offen bleiben wird. — Ueber seine Wirksamkeit ein letztes Wort zu sagen, abschliessend darüber zu urtheilen, ob Leontjew's politische Irrthümer durch seine hohen und unleugbaren Verdienste um das russische Unterrichtswesen stark aufgewogen worden, wird der Zeitgenosse sich versagen müssen. Als feststehend wird aber schon gegenwärtig angesehen werden müssen, dass P. M. Leontjew sich durch sein Talent, wie durch seinen Charakter eine bleibende Stelle in der Geschichte der russischen Journalistik erworben hat. Die Presse dieses Landes hat in erster Reihe ihm und seinem Freunde Katkow zu danken, dass sie in ihrer Kindheit ein Ansehen und einen Einfluss erworben, wie sie in der der periodischen Publicistik anderer Länder nur als seltene Ausnahme vorgekommen sind. — Dass diese Bedeutung des „russischen gedruckten Wortes“ eine bleibende sein werde, wird freilich in Russland selbst am lebhaftesten bestritten.

Die „neue Formel der Civilisation“.

Es kommen Erscheinungen im Völkerleben vor, deren Bedeutung von den Zeitgenossen übertrieben wird, und andere, deren rechtzeitige Betrachtung und Kenntnissnahme selbst von den Berufenen vernachlässigt oder gar abgelehnt wird. Zu diesen letzteren muss das Institut des russischen Gemeindebesitzes gezählt werden, das dem Namen nach schon seit zwanzig Jahren bekannt ist, — dessen Wesen und Gewicht aber noch von Niemand wissenschaftlich erörtert und festgestellt worden ist. Es ist das um so mehr zu verwundern, als die Arbeiterfrage, an deren Lösung die moderne Volkswirtschaft seit Jahren vergeblich arbeitet und die Gegenstand des besorgten Interesses der weitesten Kreise ist, mit den Vorstellungen, welche man in Russland von der providentiellen Aufgabe des Gemeindebesitzes hat, in directem Zusammenhang steht, dieses Institut geradezu einen Versuch zur Lösung des grossen socialen Problems bildet, ja nach einer weitverbreiteten Anschauung die „neue Formel der Civilisation“ bildet. Eine ziemlich einseitige Vorliebe für die Fragen, welche das bewegliche Vermögen betreffen, gehört freilich zu der Signatur der neueren Nationalöconomie und die Nichtbeachtung des Gemeindebesitz-Institutes hängt mit der Vernachlässigung agrarischer Fragen, welche in der Neuzeit überhaupt bemerkbar geworden, offenbar zusammen.

Die Entdeckung des Gemeindebesitzes ist ebenso das Verdienst des durch seine russische Reise (1842 und 1843) bekannten Freiherrn August von Haxthausen, wie die Erforschung des anderen „Urphänomens“ russischen Volkslebens, des Raskols (der Gesammtheit der altgläubigen Secten). Dass der conservative westphälische Freiherr diesen Erscheinungen seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, war bedingt durch die Eigenthümlichkeit seiner Anschauungen und Neigungen. Der eifrige Katholik hatte allenthalben nach Anhaltspunkten für seinen Lieblingsgedanken, die Vereinigung der orientalischen mit der römisch-katholischen Kirche, gesucht und war dadurch mit den kirchlichen Zuständen Russlands und dem russischen Sectenwesen näher bekannt geworden als irgend ein West-Europäer vor ihm; der Ernst, mit dem er auf die einzelnen Materien des grossen Religionsstreits im Osten einging, contrastirte zu gründlich mit der vornehmen Gleichgültigkeit gegen den Köhlerglauben der Massen, welche in früherer Zeit auch in Russland von den Höhergebildeten meistens zur Schau getragen wurde, um seine Wirkung bei denen zu verfehlen, die über Wesen und Lehre der drei schismatischen Gruppen wirklich Aufschluss geben konnten. Und ähnlich war es Haxthausen mit der russischen Landgemeinde gegangen: seine Abneigung gegen den „liberalen Oeconomismus“ der „nivellirenden“ Neuzeit, sein Bestreben den von diesem angestellten Normen aus dem Wege zu gehen und denjenigen Lösungen der socialen Probleme, welche der Liberalismus predigte, ihre schwachen Seiten nachzuweisen, schärften seinen Blick für die von den westeuropäischen abweichenden Formen des politischen und socialen Lebens in Russland. So geschah es, dass er eigenthümliche, „organische“ Bildungen des Volksgeistes, tiefsinnige Offenbarungen der slawischen Nationaleigenthümlichkeit aufzusuchen und nachzuweisen wusste, wo selbst die Einheimischen nur Ueberbleibsel des nomadischen Characters ihres Stammes, rohe Formen einer missbräuchlichen Bauernpraxis sahen, deren Bekämpfung bis dazu für eine Aufgabe der Gebildeten wie der Regierung gegolten hatte. Wohl wusste man, dass es in den russischen Land-

gemeinden von Alters her Brauch sei, die Summe aller den Bewohnern eines Dorfs gehörigen Grundstücke als Einheit und gemeinsamen Besitz der Insassen anzusehen und periodisch zu gleich grossen Theilen an die verheiratheten Männer, je nach Anzahl derselben, zu vertheilen, aber es war Niemand in den Sinn gekommen, auf diese Volksgewohnheit irgend welches Gewicht zu legen oder dieselbe eines eingehenderen Studiums zu würdigen. So war es geblieben, bis Herr v. Haxthausen im Jahre 1842 nach Russland kam und die Agrareinrichtungen dieses Landes einem sorgfältigen Studium unterzog. Wenig später theilte er in Moskau einem Kreise strebsamer junger Männer, den er auf seiner Hinreise kennen gelernt hatte, diese Beobachtung und die Gedanken, welche dieselben in ihm wachgerufen, mit.

Der Zeitpunkt dieser Mittheilung war ein ebenso merkwürdiger, wie der Kreis, dem dieselbe gemacht worden. In den dreissiger Jahren hatte sich an der Moskauer Hochschule ein Kreis strebsamer junger Studenten zusammengefunden, dessen Mittel- und Einigungspunkt das Interesse für die frisch importirte deutsche Philosophie, namentlich die Lehren Hegels und Schellings gewesen war. Angewidert von dem hohlen Prunk der Uniformität und Geistlosigkeit der herrschenden Gesellschaft und des strengen absolutistischen Systems, welches jede freie Regung zu ersticken drohte, hatten diese Jünglinge sich in das Reich des freien Gedankens geflüchtet, um ausschliesslich dem Cultus ihrer philosophischen Ideale zu leben. Dieser Kreis löste sich allmählig in zwei verschiedene Coterien auf, von denen die eine (zu ihr gehörte Alexander Herzen) die Hegelianer von der Linken und die französischen Socialisten zu ihrem Lieblingsstudium machte, während sich die andere in die Ideen Schellings und seiner Naturphilosophie vertiefte und von dieser zur deutschen Romantik überging. Aus dieser Coterie, zu welcher Constantin Aksakow und dessen Bruder Iwan, die beiden Kirejewski, Chomjakow, Juri Samarin u. A. gehörten, entwickelte sich die Schule der russischen Romantiker, der sogenannten Slawophilen, welche in der durch Peter den Grossen geschehenen Einführung west-

europäischer Institutionen die Wurzel aller russischen Uebel sahen, eine rein nationale Entwicklung auf der Grundlage des russischen Mittelalters predigten und die Rückkehr zu den verlassenen altslawischen Traditionen und dem byzantinischen Kirchenthum für die Vorbedingung jedes gesunden Staats- und Volkslebens in Russland ansahen. Mit dem Eifer jugendlicher Begeisterung warfen diese nationalen Schwärmer sich auf das Studium der vaterländischen Geschichte vor Peter dem Grossen, indem sie gleichzeitig die Rückkehr zum reinen Volksthum predigten, mit den niederen Classen in Beziehung zu treten suchten, ja zeitweise die Nationaltracht anlegten und zur Verwunderung der Moskauer Gesellschaft mit dem Hemd über den Beinkleidern und in dem ärmellosen Armjäk erschienen, der seit hundertfünfzig Jahren nur noch von Bauern und städtischen Proletariern getragen wurde. Da der Adel und die höheren Stände von dem „Volksthum“ abgefallen waren und „den Götzen des Occidentalismus“ huldigten, glaubten die Slawophilen, das nationalgeliebene Volk allein sei berufen, der Träger der Geschichte Russlands zu werden und müsse in diesem Sinne zur Theilnahme am politischen Leben erzogen werden. Hand in Hand mit diesen Doctrinen, deren Verwandtschaft mit der Deutschthümelei der Jahn und Massmann auf der Hand liegt, gingen ausschweifende Hoffnungen auf eine panslawistische Weltherrschaft, zu welcher das zu den verlassenen Heiligthümern der Väter zurückgekehrte Russenvolk providentiell bestimmt sein sollte, nachdem die Völker des Westens von der Einfalt des orientalischen Urchristenthums abgefallen seien. Aus Hegels Philosophie der Geschichte wussten die jungen Schwärmer, dass ein zur Weltherrschaft berufener neuer Stamm zugleich der Träger einer neuen Idee, eines neuen „Princips“ sein müsse. Diese Idee ausfindig zu machen war man lange vergeblich bemüht gewesen, als plötzlich Herr von Haxthausen in Moskau erschien und seinen Freunden (er hatte Kirejewski und Chomjakow schon früher kennen gelernt) von der Entdeckung Mittheilung machte, die ihm bei seinen Untersuchungen über die

ländliche Organisation Russlands unvermutheter Weise aufgestossen war.

Den Aposteln des slawischen Zukunftsreichs war es bei dieser Mittheilung, als fielen ihnen die Schuppen von den Augen: das langgesuchte slawische Urphänomen, die „Idee“, zu deren siegreicher Vorkämpferin Russland berufen war — sie war gefunden, und zwar von einem Fremden gefunden worden, das verachtete, gedemüthigte Bauernvolk hatte dieselbe still in seinem Schooss getragen und dadurch vor den Händen der räuberischen Fremden, die seit Peter alle russische Eigenthümlichkeit verfolgt und verketzert, gerettet. Fortan war das Institut des Gemeindebesitzes das A und O der Slawophilie und zugleich das Band, das diese Coterie mit der fröhen Socialistenschule Herzens und der russischen Junghegelianer verknüpfte.

Der Ausgangspunkt des Systems, welches die Moskauer Romantiker auf den Gemeindebesitz gründen, ist der sittlich-religiöse. Westeuropa — so wird von ihnen gelehrt — geht an den Principien des Individualismus und Egoismus, welche all' seinen Einrichtungen zur Unterlage dienen, zu Grunde, sein politisches und sociales Leben verläugnet die Fundamentallehren des Christenthums und hat sich dadurch selbst verurtheilt. Das russische Staats- Gesellschaftsleben hat sich im Gegensatz zum occidentalen nicht auf dem Individualitätsprincip, sondern auf dem Begriff der Gemeinde aufgebaut. Der Einzelne geht in diese Gemeinde auf, sein Interesse fällt mit dem der Gemeinde zusammen, er hat Nichts für sich selbst, Alles nur für diese zu erstreben, denn seine Existenz ist keine isolirte, sondern eine durch den Zusammenhang mit den Markgenossen bedingte. Der Russe hat darum gar nicht nöthig, das „Seine“ zu suchen, zwischen seinem Interesse und dem seines Nächsten besteht keine Discrepanz, er ist durch das Band des Gemeindelebens mit diesem so unzertrennbar verbunden, dass er sich gar nicht als isolirtes wirthschaftliches Subject denken kann. Während das bellum omnium contra omnes die natürliche Folge der occidentalen Vergesellschaftungsform ist, die zur wissenschaftlichen Begründung und Vertheidigung desselben

ausgesonnenen national-ökonomischen Lehren den Egoismus des Einzelnen zur Basis haben und demgemäss dabei ange- langt sind, eine Ordnung der Dinge naturgemäss zu finden, welche die Menschheit in zwei tödtlich verfeindete Categorien, Besitzende und Besitzlose trennt und der Ausbeutung der Einen zu Gunsten der Andern kaltblütig zusieht, ist das Grundgesetz der russischen Gesellschaft die christliche Liebe. Nach dem Gesetz dieser Liebe soll Niemand etwas für sich erstreben, Niemand einem Vortheil nachgehen, von dem sein Nächster ausgeschlossen ist, müssen die Bedingungen, unter denen die einzelnen Gesellschaftsglieder in den Lebens- kampf treten, für Alle die gleichen sein. Alles das wird durch den Gemeindebesitz, durch das völlige Aufgehen des Individualismus im Gemeindeleben nicht nur ermöglicht, sondern thatsächlich erreicht. Kein Russe kommt völlig besitzlos auf die Welt, keiner kann durch die Schuld seiner Eltern um den natürlichen Anspruch auf ein Stück der heimathlichen Erde gebracht werden. Sobald er zu seinen Jahren gekom- men ist, tritt er in die Reihe derer, welche bei der nächsten Verloosung der Gemeindemark bedacht werden müssen, die Anwartschaft auf Berücksichtigung bei derselben ist ein Erbe, das seinen Kindern durch keine Macht der Erde genommen werden kann. Und diese Wohlthat beschränkt sich keines- wegs auf die ländliche Bevölkerung, auch die Städtebewohner haben an ihr Theil, denn, Dank der gesunden Entwicklung der russischen Gesellschaft, besteht kein Unterschied zwischen Kaufleuten, Bürgern und Bauern, sind all' die Söhne des Vater- landes, welche nicht dem Adel angehören, im Grunde nur Bauern. Mögen sie in der Stadt Handel oder Gewerbe treiben und seit Generationen in derselben leben, mögen sie als Hau- sierer oder Tagelöhner die Welt durchstreifen, sie sehen die Landgemeinde, der sie entsprossen, als ihre wahre Heimath an und behalten immerdar das Recht, in dieselbe zurückzu- kehren. Darum ist das Proletariat, welches in Westeuropa für eine normale Folge des auf Individualismus und Egoismus beruhenden Wirthschaftslebens gelten muss und Hundert- tausende von Menschen jährlich verhungern lässt, auf russischer

Erde unmöglich. Der Fabrikarbeiter ist ebenso wie der Kaufmann und Handwerker ein Bauer, der zeitweise in die Stadt gezogen ist und, sobald es ihm in dieser nicht glückt, das Recht behält, in seine Gemeinde und in den Besitzantheil, den dieselbe ihm einräumen muss, zurückzukehren. Auf diese Weise ist das christliche Ideal, welches die Bruderliebe und die freiwillige Gleichheit aller Gläubigen zum Grundgesetz machen will, in Russland bereits verwirklicht. Während die Völker des Abendlandes von der irdischen Weisheit und Menschenverherrlichung, der sie sich ergeben, an den Abgrund der furchtbarsten aller Revolutionen geführt wurden, hat die Macht des in seiner ursprünglichen Reinheit erhaltenen orientalischen Christenthums Russland vor jener falschen Weisheit behütet und dem demüthigen, gläubigen und vielfach verachteten Slawenstamm die Erfüllung dessen gegeben, wonach der Occident vergeblich ringt. Nothwendig ist nur noch, dieses christliche Princip der russischen Gesellschaft in seinen Consequenzen durchzuführen. Der Adel muss von der russischen Erde verschwinden. Geblendet von den Götzen, welche zur Zeit Peters I. importirt wurden, ist er von der Einfalt der Väter und dem heiligen alten Brauch abgefallen. Er vertritt nicht nur eine heidnische und unrussische Bildung, sondern zugleich das Princip des persönlichen Eigenthums am Grund und Boden, also den Individualismus. Hundertundfünfzig Jahre lang hat er im Bunde mit den Fremden geherrscht und alle nationale Eigenthümlichkeit verfolgt und geschädigt. Das Volk, das diesen Heiligthümern treu blieb und ohne es selbst zu wissen, in seinem Gemeindebesitz die Wurzel und den Kern des wahren Slawenthums wahrte, das Volk wurde darum verachtet und geknechtet. Seine Befreiung muss identisch sein mit der Ausrottung der eingedrungenen und mit dem christlichen Charakter des Russen- und Slawenthums unverträglichen Elemente — der Adel, der die unrussische Bildung des westlichen Europa und durch seine Form des Grundbesitzes den Individualismus repräsentirt, muss verschwinden. Wenn das geschehen und die ursprüngliche Reinheit christlichen slawischen Lebens und Seins wiederhergestellt

worden ist, — dann wird Russland in der Lage sein, seine weltgeschichtliche Mission anzutreten, den heidnischen, von der Knechtung seiner besitzlosen Mitbrüder lebenden Westen zu zertreten und im Namen des erneuerten ursprünglichen Christenthums „alles Gebundene zu lösen“. — „Es geht unter unserm Volk“, so schliesst ein im Jahre 1862 veröffentlichter und seitdem häufig nachgedruckter und nachgesprochener Hymnus auf den Gemeindebesitz und das „Bauernrussland“ der Zukunft — „es geht unter unserm Volk die Sage vom Ilja von Murom, welcher dreissig und drei Jahre lang thatenlos auf dem Ofen gelegen, dabei aber riesengross gewachsen war, zur Verwunderung allen Volkes. Weder fruchteten die Vorwürfe der Eltern wegen seiner Trägheit, noch ihre Klagen über solch' nutzloses Leben. Ilja blieb auf dem Ofen, ass, trank und schlief, und sann über einen grossen Gedanken — bis die Stunde seines Lebens schlug. Dann erhob er sich und die Erde dröhnte unter seinen Füssen, — In dieser Sage hat unser Volk sich selbst personificirt. Auch Russland ist wie Ilja von Murom gewachsen und immer nur gewachsen, gleichsam ohne an etwas zu denken und ohne etwas zu thun. Es hat immer nur seine Gliedmassen gereckt, seine Grenzen ausgedehnt — augenscheinlich sich darauf vorbereitend, mit der Zeit seine Lebenthätigkeit in grösserem Raume zu entfalten. Nun (d. h. mit der Aufhebung der Leibeigenschaft) ist der verhängnissvolle Moment seines Erwachens gekommen, sind die dreissig und drei Jahre des Ilja von Murom vorüber. Der 19. Februar 1861 hat würdig das zweite Jahrtausend russischen Staatslebens begrüsst und die Slawen vom Ufer der Weichsel bis inden fernsten Osten erweckt.“

Wir sind mit dieser letzten Anführung dem Gang der Entwicklung vorausgeeilt. Zunächst vergingen noch viele Jahre, ehe von der providentiellen Bedeutung, ja von der Existenz des russischen Gemeindebesitzes in weiteren Kreisen die Rede war. Die jugendliche Gluth der Slawophilenschule verrauchte, ihre Glieder wurden in alle Winde zerstreut, Herzen und die übrigen Vertreter der socialistischen Studenten-

fraction waren nach Sibirien exilirt oder lebten als unbekannte Flüchtlinge im Auslande, das westliche Europa hatte an dem übrigen Inhalt der Haxthausen'schen Studien sehr viel lebhafteren Antheil genommen, als an dessen vermeintlicher agrarischer Entdeckung. Erst im Jahre 1848 wurde die Lehre von der welterlösenden Kraft des Gemeindebesitzes und seiner Bedeutung für die künftige slawische Weltherrschaft neu aufgenommen und zwar durch Alexander Herzen, der dieselbe in seiner Schrift „Vom andern Ufer“ und in verschiedenen anderen Brochuren verkündete und als „neue Formel der Civilisation“ proclamirte. Die Auslegung, die er und seine Anhänger dem Inhalt der Haxthausen'schen Entdeckung gaben (merkwürdiger Weise wird der westphälische Freiherr, der dieses Verdienst erwarb, in der Mehrzahl der russischen Publicationen übergangen), war eine rein socialistische und darum von der der Slawophilenschule in vielen Punkten abweichend.

Seine Auffassung des russischen Gemeindebesitzes hat Herzen vornehmlich in zweien seiner Schriften, in dem Schlusscapitel der „Socialen Zustände Russlands“ und dem „Schreiben an Georg Herwegh“ (Vom andern Ufer, p. 141 ff.) niedergelegt. In beiden deutet er an, dass dieses Institut nicht nur für Russland, sondern für das gesammte Europa Bedeutung habe und dass es die stärkste Grundlage der Ansprüche bilde, welche Russland auf eine massgebende Stellung in der Culturwelt überhaupt besitze. Der ungetheilte Gemeindebesitz (die „Commune“, wie er mit einem seitdem ominös gewordenen Ausdruck sagt) gilt Herzen „für das belebende Princip des russischen Volkslebens“, — für die Grundform der russischen Gesellschaft; seiner Meinung nach hat das russische Volk diesem Institut zu danken dass es von den despotischen Reformen Peters des Grossen und seiner Nachfolger unberührt geblieben ist, seine ursprüngliche Kraft und Gesundheit gewahrt und sich dadurch den Anspruch auf eine grosse Zukunft erhalten hat. „Eher wird die gesammte russische Staatsverwaltung, als die Commune untergehen. . . . Alle Versuche dieselbe aufzulösen und eine Parcellirung des

Grund und Bodens nach europäischer Methode einzuführen, sind gescheitert an dem Protest des Volks und die Regierung müsste, um die Commune zu brechen, nicht Tausende, sondern Millionen von Menschen nach Sibirien deportiren oder hinrichten lassen Wie jeder Communismus hat auch der der Dorfgemeinde, die Persönlichkeit vollkommen absorbiert. Gewohnt sich auf diese Gesammtheit zu stützen, verliert der Einzelne die Fähigkeit auf sich selbst zu stehen, läuft er bei jeder einzelnen Gefahr wie das unmündige Kind zu seiner Mutter, um Schutz zu suchen. An und für sich entbehrt die Commune aller Beweglichkeit, sie bietet keinen äussern Antrieb zum Fortschritt, zur Bewegung, keinen innern Antagonismus, der eine vielseitige Entwicklung bedingt: indem sie dem Menschen seine Strecke Landes gibt, überhebt sie ihn der Sorgen. Die Communeinrichtung schläferete das russische Volk ein, und der Schlaf ward immer tiefer und fester, bis am Ende Peter I. einen Theil der Nation in grober Weise erweckte. Er rief künstlich einen Antagonismus hervor, und darin liegt vornehmlich der Sinn der Petersburger Periode. Mit der Zeit wurde dieser Antagonismus natürlich. Es ist ein Glück, dass wir so wenig verschlafen haben; kaum erwacht, begegnen wir Europa, und siehe da! unsere natürliche, halb wilde Lebensweise steht dem erwarteten Ideale Europa's näher, als die Lebensweise der civilisirten germano-romanischen Welt; die Hoffnung, bei welcher der Occident ankam, ist eine Thatsache, mit der wir beginnen; wir, unterdrückt von dem kaiserlichen Absolutismus, gehen dem Socialismus entgegen, gleich wie die alten Deutschen, die Anbeter Thor's und Odin's, dem Christenthum entgegenkamen. Man sagt, dass alle rohen Völker mit einer ähnlichen Commune begonnen haben, dass die Germanen sie in voller Entwicklung besaßen, aber dass sie überall mit den Anfängen der Civilisation verschwinden musste. Man folgert hieraus, dass die russische Commune dasselbe Schicksal erwartet; ich sehe aber ebensowenig die Nothwendigkeit ein, dass Russland alle Stadien der europäi-

schen Entwicklung nachmachen soll, als die Ursache, weswegen die künftige Civilisation dieselben einseitigen Forderungen stellen soll, welche die frühere gestellt hat. Die germanische Commune ging unter, indem sie zwei socialen Ideen begegnete, die dem communalen Princip vollkommen entgegengesetzt waren, dem Feudalismus und dem römischen Recht. Unser Glück ist es, dass wir mit unserer Commune zu einer Zeit erschienen, wo die anticommunale Civilisation sich auflöst in der vollständigen Unmöglichkeit, von ihren Principien aus den Widerspruch zwischen dem Rechte des Individuums und dem Rechte der Gesellschaft zu lösen. Weshalb wird Russland jetzt seine ländliche Commune verlieren, da es sie durch die ganze Periode seiner Entwicklung zu einem Staate bewahren konnte, da es sie unter dem schweren Joche des moskauischen Zarismus, sowie unter der europäisirten Autokratie der Kaiser unangetastet liess? Seine Widerstandskraft hat das russische Volk bereits glänzend bewährt. Es wird sie ferner bewahren. Das unrasirte Russland, scheinbar sich Allem fügend, hat nichts von Peters des Grossen Reform angenommen. Peter I. fühlte diesen passiven Widerstand, er liebte den russischen Bauern nicht und verstand auch nicht seine Lebensweise, er hat mit einem sträflichen Leichtsinne die Rechte des Adels vergrössert und den schmähhlichen Strick der Leibeigenschaft noch straffer zusammengezogen, er hat den ersten Versuch gemacht, diese absurden Verhältnisse zu ordnen; sie aber in Ordnung bringen, hiess zugleich sie anerkennen und ihnen einen legalen Boden geben. Von dieser Zeit an zog sich der russische Bauer noch mehr in seine Commune zurück und ging nicht anders aus ihr heraus, als sich misstrauisch umblickend und ein Kreuz schlagend. Er hörte auf, die Regierung zu begreifen, er sah im Polizeibeamten und Richter einen Feind, er sah im Grundherrn eine rohe Macht, gegen welche er nichts ausrichten konnte; von jetzt fing er an, jeden Verurtheilten unglücklich zu nennen, unter dem Eide zu lügen und Alles zu läugnen, wenn er von einem Menschen befragt wurde, der in einer Uniform steckte und ihm als der Repräsentant der deutschen Regierung galt. Hundertundfünfzig Jahre

haben ihn nicht nur nicht mit der neuen Ordnung der Dinge versöhnt, sondern sogar noch weiter davon entfernt, und wenn uns, erzogen von der Petrinischen Reform mit Europa's Civilisation auch Europa's Greisenthum eingepflegt wurde, so dass seine Schicksale zugleich die unserigen sind, so befindet sich der russische Bauer in ganz anderer Lage. Er hat viel ertragen, viel gelitten, er leidet jetzt viel, aber er blieb er selbst. Zerstückelt in kleine, in sich selbst abgeschlossene Communen, zerstreut über einen grossen Abschnitt des Erdballes, fand er die Mittel eines passiven Widerstandes und die Kraft des Charakters für seine Selbsterhaltung. Er beugte sein Haupt tief und das Unheil schritt häufig, ohne ihn zu berühren, über ihn hinweg. Das ist der Grund, weswegen ungeachtet seiner Lage der russische Bauer so viel Kraft, Gewandtheit, Verstand und Schönheit besitzt, dass er in dieser Hinsicht Custine und Haxthausen in Erstaunen setzte. Nach Allem, was ich gesagt, entsteht die Frage: welche Idee, welchen Gedanken bringt das Volk in die Geschichte hinein? Bis jetzt sehen wir nur, dass es sich selbst hineinbringt, und das ist überhaupt die Lage alles Dessen, was unreif ist. Was für eine Idee bringt ein Kind in die Familie? Es bringt nur die Fähigkeit, die Bereitwilligkeit, die Möglichkeit einer Entwicklung — einerlei ob diese Möglichkeiten existiren, ob seine Muskeln stark, ob seine Fähigkeiten entsprechend sind. Im Gegensatz zu Europa, das von einem langen Leben abgezehrt ist, für welches es die besten Kräfte hingegeben hat, erscheint ein Volk, dessen Wesen noch nicht ein einziges Mal involvirt war, welches unter der harten äussern Rinde des Zarismus und des Kaiserthums wuchs und sich formirte, wie Cristalle unter einer Geode wachsen; die Rinde des Moskauischen Zarismus fiel ab, sobald sie unnütz wurde; die Rinde des Kaiserthums ist noch loser. Es ist wahr, dass bis jetzt das russische Volk gar nicht an die Regierung dachte; es glaubte kindisch und unterwarf sich passiv. Nur eine feste Burg bewahrte es durch alle Zeiten, seine ländliche Commune, und damit steht es einer socialen Umwälzung näher als einer politischen. Russland tritt als

das letzte Volk noch voll von jugendlichen Forderungen in's Leben, zu einer Zeit, wo die anderen Völker Ruhe wollen, es erscheint im Uebermuth der wilden Kräfte zu einer Zeit, wo die Anderen sich müde und abgelebt fühlen. Ihre Vergangenheit war arm, ihre Gegenwart ist monströs; freilich giebt das noch keine Rechte. Viele Völkerracen traten vom Schauplatze der Geschichte ab, ohne in ganzer Fülle gelebt zu haben; aber sie hatten nicht, wie Russland, kolossale Ansprüche auf die Zukunft. Sie wissen: in der Geschichte tarde venientibus nicht ossa, sondern die besten Früchte, wenn sie fähig sind, dieselben zu assimiliren. Und das ist die Hauptsache.“

Der Eindruck, welchen diese Auseinandersetzungen des bedeutendsten russischen Publicisten seiner Zeit auf den Kreis derer machte, zu welchen sie drangen, war ein ungeheurer. Trotz ihrer vielfach abweichenden Anschauungen mussten auch die allem revolutionären und westeuropäischen Wesen abgeneigten Slawophilen einräumen, dass der „gottlose“ Vorkämpfer des Occidentalismus dem „patrimoine du peuple“ bis ins Herz gesehen und demselben glänzende Perspektiven eröffnet habe. — Der Kreis, in welchem die neue Lehre discutirt wurde, war indessen ein zu beschränkter, als dass derselbe grössere Wirkungen hätte üben können. Der Zeitpunkt der Publication der Herzen'schen Thesen war für Russland der einer feindseligen, durch den Ausgang des ungarischen Feldzugs bis zum Unsinn gesteigerten Abschliessung gegen alle modernen Ideen, und die blosse Beschäftigung mit denselben galt für lebensgefährlich. — Desto lebhafter war das Interesse mit welchem man auf die Frage des ungetheilten Gemeindebesitzes zurückkam, als nach Beendigung des orientalischen Krieges die Aufhebung der Leibeigenschaft auf die Tagesordnung gesetzt und zum Mittelpunkt alles Denkens und aller Arbeit von Regierung und Regierten gemacht wurde. Sowohl von liberaler als von streng nationaler Seite wurde die Regierung mit der Forderung bestürmt, bei Umgestaltung der Beziehungen zwischen Bauern und Herren das uralte Heiligthum der Commune unangetastet zu lassen. Herzen und

dessen Anhänger hielten an ihrem bisherigen Programm unverändert fest. „Die Verbesserung des Landbaues in occidentalischer Weise“, so schrieb der Meister der Schule und so sprachen seine Jünger nach, „lässt die Mehrheit der Bevölkerung notorisch ohne ein Stück Brod. Die Bereicherung einzelner Wirthschaftsunternehmer und die artistische (sic) Entwicklung der Landwirthschaft leisten keinen genügenden Ersatz für die entsetzliche Lage des hungernden Proletariats.“ „Seit dem Anfang des Jahrhunderts“, so hiess es in einer 1862 veröffentlichten Abhandlung Kostomarow's, „haben die Westeuropäer ihr Augenmerk auf das eigentliche Grundübel ihrer Zustände zu richten begonnen. Die früheren philosophischen Systeme, welche die Organisation des Staats zum Gegenstande hatten, haben sich als völlig unhaltbar bewiesen, Viele haben zu begreifen angefangen, dass weder die eine noch die andere Organisation des Regierungssystems zu einem guten Ende führen kann, so lange die Gesellschaft ihre veralteten Vorstellungen und Einrichtungen nicht aufgibt. Man hat angefangen, in der Reorganisation der Gesellschaft selbst das Heil zu suchen. Als Resultate dieser philosophischen Forschungen sind neue öconomische Lehren ans Licht getreten. Bemerkenswerth ist dabei, dass eine und dieselbe Idee (wie sich im weiteren Verlaufe ergibt, die socialistische) in verschiedenen Ländern aufgetreten ist, was den Beweis für die dringende Nothwendigkeit einer völligen Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft in den westlichen Staaten liefert.

„Die neuen Lehren berühren den Staat nicht direct, es ist ihnen gleichgültig, ob die Regierungsform die einer unumschränkten oder beschränkten Monarchie, ob sie republikanisch oder sonst wie beschaffen ist, die neue Lehre hat es nicht mit einer Aenderung der Regierungsform, sondern der Formen des bürgerlichen und wirthschaftlichen Lebens zu thun. Das Endresultat, zu dem sie führen muss, ist die Unterdrückung des Rechts der Persönlichkeit zum Besten der Gesellschaft, die Vernichtung der Monopole und des Proletariats . . . Diese neuen Lehren werden

im westlichen Europa möglicher Weise niemals bis zum letzten Buchstaben ihres Alphabets ausgeführt werden, doch ohne Zweifel in stufenweiser Entwicklung die bestehenden Verhältnisse ändern, die vorhandenen und tief eingewurzelten Uebel, wenn nicht völlig beseitigen, so doch beträchtlich mildern. Was im Westen, wie wir sehen, als die zufällige Lehre der grössten Denker auftritt, was dort für den höchsten Ausdruck der Philosophie gilt, wozu Europa nach Jahrhunderte langen Erschütterungen und Prüfungen gelangt ist, das hat in Russland seit je in dem Charakter und in den Begriffen des Volks gelegen. Unsere Landgemeinde ist ihrem Wesen nach nichts Anderes als die Verwirklichung der Idee, nach welcher man im Westen jetzt so eifrig ringt.“

Ebenso beharrten die Slawophilen bei ihrer Anschauung: Iwan Aksakow, den Herausgeber des Slawophilenjournals Djen (der Tag) verlangte mindestens die Abschaffung des Adels als Consequenz des russischen Gemeindeprinzips. Dann trat Herr v. Haxthausen mit der in Paris erschienenen Brochure „De l'abolition par voie législative du partage égal et temporaire des terres dans les communes russes“ für sein Lieblingskind in die Schranken, indem er die Schonung desselben im conservativ-aristokratischen Interesse empfahl. — Die Regierung, der es wesentlich darauf ankam, die Auseinandersetzung zwischen Herren und Bauern möglichst rasch und glücklich durchzuführen, scheute nach kurzer Ueberlegung vor dem Wagstück einer gleichzeitigen, in alle Zweige des Staats- und Gesellschaftslebens eingreifenden öconomischen Umwälzung zurück und beschloss die Beibehaltung des bisher gebräuchlichen Gemeindebesitzes, unter gewissen Modificationen, auf welche wir in der Folge ausführlich zurückkommen. Gleichzeitig liess sie durch ihre amtlichen Organe indessen andeuten, dass sie zwar die Volksgewohnheit schonen wolle, aber weit davon entfernt sei, diesem Institut die grundlegende Bedeutung beizulegen, welche demselben imputirt wurde.

In dem Getümmel der revolutionären Wogen, welche die

Jahre 1857—1863 trieben, und der zahllosen gleichzeitigen Bestrebungen im demokratischen und liberalen Sinn, welche Einführung einer auf breitester Basis ruhenden Constitution, Abschaffung des Adels, Reform der Justiz und Verwaltung u. s. w. anstrebten, wurden die Stimmen, welche den Gemeindebesitz zum Grund und Eckstein des künftigen russischen Staatslebens machen wollten, eine Weile überschrien. Ob die „neue Formel der Civilisation“ gleich eine gewisse Rolle spielte, so gelangte sie neben anderen Bestrebungen doch nicht zur Alleinherrschaft, zumal die „grundsätzliche Verneinung des Individualismus“, welche die Slawophilen in dem Gemeindebesitz ausgedrückt sahen, zu den Wünschen der demokratischen Ultras, welche an der Spitze der öffentlichen Meinung standen, nicht recht passen wollte. Als die Regierung gegen die geheimen revolutionären Gesellschaften, welche die unentgeltliche Vertheilung des Grund und Bodens erzwingen wollten und zu diesem Zweck mit Brandstiftungen und revolutionären Proklamationen vorgingen, strafend einschritt, schienen die Aussichten der Freunde des neuen Principis vollends verdunkelt zu werden. Erst zufolge des polnischen Aufstandes von 1863 trat, wie in vielen anderen Beziehungen, so auch in dieser eine wichtige Veränderung ein. Zur Bekämpfung des polnischen Adels, der neben der katholischen Geistlichkeit an der Spitze der revolutionären Bewegung gestanden hatte, schritt die Regierung im Frühjahr 1863 zu einer fundamentalen Umgestaltung der bäuerlichen Verhältnisse in Polen und den früher polnischen Provinzen des westlichen Russland. Es sollte nicht nur der Bauer von jeder Abhängigkeit, in welcher er bis dahin zum Gutsbesitzer gestanden, entbunden werden, die Regierung wünschte zugleich innerhalb des Bauernstandes ein anderes Princip aufzurichten und auch die bäuerlichen Knechte zu Besitzern von Landparcellen zu machen. Man hoffte, die gesamte ländliche Bevölkerung auf diese Weise in das Interesse der Regierung ziehen und vor der Ansteckung durch den revolutionären polnischen Adel und die Geistlichkeit behüten zu können. Kaum hatte der geistige Schöpfer und Begründer dieses Organisations-

planes, Staatssecretair Miljutin, seine Thätigkeit begonnen, als die Führer der verschiedenen bald zu einer Nationalpartei verschmolzenen demokratischen und slawophilen Fractionen unter seine Fahne strömten, um gemeinsam an der Verwirklichung ihrer längst gehegten politischen Ideale zu arbeiten. Die grosse, seit dem Emancipationsukas von 1861 in Fluss gekommene Bewegung der Geister wurde jetzt in die Bahnen einer geregelten bürokratischen Thätigkeit geführt. Jetzt sollte die Theorie That werden. Mehr als je glaubte man wieder an die welterlösende Kraft der neuen Civilisationsformel. „Der slawische Stamm — so hiess es jetzt — hat die Mission, den Bann zu brechen, den die Völker des Westens über die niederen besitzlosen Gesellschaftsklassen gebreitet haben; die Emancipation des vierten Standes, die Lösung der socialen Frage vermittelst des altrussischen Principes des Gemeindebesitzes ist seine geschichtliche Aufgabe, der Rechtstitel, aus welchem er zur Herrschaft über die europäische Welt berufen ist. An der Hand dieses Principes hat Russland die Ketten gebrochen, welche der polnische Adel den Bauern und landlosen Knechten in Polen, Litthauen und der Ukraine angelegt hatte; geleitet von diesem Princip hat es die gleiche Aufgabe in den übrigen, auf der Grundlage westeuropäischer Cultur organisirten Theilen des Reichs zu vollziehen und über die Grenzen desselben hinaus nach Westen hin vorzugehen. Bis zur Erreichung dieses grossen Ziels sind die übrigen Aufgaben des Staatslebens zu vertagen, erst am Tage nach erfochtenem Siege ist mit den Ansprüchen der Freiheit, des Rechts und der Bildung an das russische Staats- und Verfassungswesen abzurechnen. Die Lehre von dem gleichen Anspruch Aller an den Grund und Boden, der Nothwendigkeit einer Verwandlung des persönlichen in das Gemeindeeigenthum ist das Zeichen, unter welchem der slawisch-russische Stamm zu streiten und über das zu unterwerfende westliche Europa zu siegen berufen ist.“ — „Dass diese und keine andere die Aufgabe unseres Volkes ist“, so sagte ein geistreicher und wegen seines Charakters mit Recht allgemein geschätzter russischer Publicist dem Verfasser im Jahre 1865

zu St. Petersburg, „geht aus unserer gesammten Geschichte hervor. Alle Versuche, welche auf russischer Erde zur Bildung eines aristokratischen Staatswesens gemacht wurden, sind an sich selbst zu Grunde gegangen. So die aristokratischen Städterepubliken von Nowgorod und Pskow, welche von den Zaren gebrochen wurden, denen wir die russische Staatseinheit verdanken und welche bei ihrem Werk wesentlich durch das niedere Volk und die in jenen Republiken politisch rechtlosen Smerdi (Knechte) unterstützt wurden, so der Versuch zur Begründung einer Oligarchie unter der Kaiserin Anna. Als nach der Thronbesteigung des gegenwärtigen Monarchen unser Volk von den Fesseln der Knechtschaft befreit und die gesammte Nation in liberale Bahnen geführt wurde, haben wir es mit allem Möglichen versucht, mit der Herstellung einer Constitution, zu welcher die Regierung gedrängt werden sollte, mit freier Presse, mit Herstellung eines Rechtszustandes nach westeuropäischem Muster u. s. w. — Nichts ist uns gelungen, ja der Staat lief Gefahr, in ein revolutionär - cösmopolitisches Chaos aufgelöst zu werden. Dieser Boden war noch zu starr, die Früchte einer so verfeinerten Cultur zu tragen. Erst der polnische Aufstand hat uns wieder zur Besinnung gebracht und zu unserer providentiellen Aufgabe zurückgeführt. Mit dem Institut des Gemeindebesitzes und der Negation des individuellen Eigenthums am Grund und Boden haben wir allenthalben in der Welt das Gebundene zu lösen. Mit Polen und Litthauen haben wir den Anfang gemacht und dadurch den revolutionären Adel dieser Länder zu Boden geworfen, wir werden nicht ruhen, bis das Princip des Gemeindebesitzes hier und in allen westlichen Provinzen unseres Reichs zur Anerkennung gebracht und bis in die letzten Consequenzen durchgeführt ist. Der Absolutismus, den wir noch vor wenigen Jahren anfeindeten, ist die geeignetste Staatsform zur Durchführung dieses Principis. Ein Rechtsstaat würde uns die Hände binden und in der Action gegen die privilegierten und aristokratischen Gesellschaftsklassen geniren. Erst wenn diese alte Gesellschaft morcelirt ist, können wir jene strengen

Rechtsformen brauchen, welche in Deutschland und namentlich in Preussen dazu ausgebeutet werden, die niederen Klassen unter das Joch der Eigenthümer und Kapitalisten zu beugen. Ich halte Ihre Schulze-Delitzsch und Sybel*) so hoch ich sie persönlich achte, für die gefährlichsten Feinde der modernen Gesellschaft, weil sie die Formen des Liberalismus dazu benutzen, die Besitzlosen zu Gunsten der Eigenthümer zu unterwerfen. Lassalle ist die einzige bedeutende Erscheinung, welche Westeuropa in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat. Unser Gemeindebesitz, der Jedem die Möglichkeit bietet, durch Eintritt in eine Landgemeinde Antheil am Grund und Boden zu gewinnen, ist die Erfüllung dessen, was dieser grosse Mann und seine Vorläufer angestrebt haben. Haben wir dieses Princip erst in Russland selbst vollständig durchgeführt, so werden wir mit seiner Hülfe den Erdkreis unterwerfen. Alle Proletarier und Besitzlosen Westeuropas sind unsere natürlichen Verbündeten.“

Bevor wir das „Princip“ der neuen Civilisationsformel und die an dasselbe geknüpften verschiedenen Ideenkreise weiter verfolgen, wird nothwendig sein, die Basis desselben, den Gemeindebesitz, wie er sich factisch in der russischen Wirklichkeit gestaltet hat, näher kennen zu lernen und die Grundlagen der geschichtlichen Entwicklung dieses eigenthümlichen Phänomens aufzusuchen.

Die ländliche Organisation in Russland (die baltischen, die ehemals polnischen und einen Theil der klein-russischen Länder ausgenommen) war vor Aufhebung der Leibeigenschaft im Wesentlichen folgende: Von den zu einem Rittergut gehörigen Grundstücken (mochte dasselbe von der Krone oder von Privaten besessen werden) stand gewohnheitsmässig nur ein bestimmter Theil, in der Regel ein Drittheil, in der directen Nutzung des Herrn, das Uebrige war an die Dorfgemeinde vergeben und befand sich im ungetheilten Besitz derselben.

*) Man erinnere sich, dass der preussische Verfassungskonflikt im Februar 1865 in seiner Blüthe stand und Gegenstand der Theilnahme in ganz Europa war.

Alle Unterthanen des Guts standen in gleicher, beinahe unbeschränkter Abhängigkeit vom Herrn; während ein Theil derselben (je nach Auswahl des Herrn) auf dem Hof desselben lebte und die Dienstbotenschaft bildete (Hofsleute), stand die übrige Gemeinde im Besitz der Dorfmark, welche ihr gegen die Verpflichtung, die direct vom Herrn besessenen Grundstücke (das sogenannte Hofsland) zu bearbeiten, verliehen wurde. Das Mass dieser Frohndienste wurde vom Herrn willkürlich bestimmt; gewohnheitsmässig arbeitete der Bauer drei Tage der Woche für den Herrn, die übrigen für sich selbst. Zur Zeit der Ernte oder wenn der Herr es sonst verlangte, wurde auch die ganze Woche für den Hof gearbeitet. Die Dorfmark war nicht an einzelne Gemeindemitglieder vergeben, sondern stand im ungetheilten Besitz der Gemeinde, die dieselbe periodisch, gewöhnlich alle neun Jahre unter sämtliche am Ort befindliche Familien zu gleich grossen Parcellen vertheilte. Diese Vertheilung geschah entweder nach der Seelenzahl oder per Tjäglo (Wirtschaftseinheit) d. h. im ersteren Fall erhielt jeder Familienvater ein Grundstück, dessen Grösse der Zahl der von ihm abhängigen Familienglieder entsprach, indem pro Kopf eine gewisse Anzahl Dessätinen angenommen wurde, in letzterem Falle wurde das gesammte Areal unter die einzelnen Familien vertheilt und der Einzelantheil, je nachdem die Zahl der Aspiranten zu- oder abgenommen hatte, vergrössert oder verkleinert. Für den Begriff des „Tjäglo“ (der nur auf Privatgütern angewandt wurde, während man auf den Domänengütern nach Seelen rechnete) giebt es keine authentische Interpretation: während man in früherer Zeit eine gewisse Anzahl Personen (3 bis 5) auf jedes Tjäglo rechnete, versteht man neuerdings jedes Ehepaar darunter; je nachdem mehrere Familien gemeinschaftlich wirtschaften (z. B. ein Vater mit seinen erwachsenen Söhnen), wird ein einfaches, doppeltes, dreifaches u. s. w. Tjäglo angenommen. Bei jeder Neuvertheilung — und wie wir wissen kehren dieselben periodisch wieder — wurden alle neu begründeten Haushaltungen, insoweit dieselben sich zur Empfangnahme ihres Antheils meldeten und

es nicht vorzogen, anderen Erwerb zu suchen, einzeln in Rücksicht genommen, denn alle hatten gleichen Anspruch an den Grund und Boden der Dorfmark. Vor wie nach Aufhebung der Leibeigenschaft geschah es häufig, dass ein Bauer, der dazu die Erlaubniss des Herrn erhalten, in die Stadt zog und Händler oder Handwerker wurde und als solcher vielleicht Millionen erwarb; ging es mit diesem Geschäft nicht mehr oder wurde er desselben müde, so bedurfte es nur seiner Meldung an Ort und Stelle, damit er bei der nächsten Vertheilung wieder berücksichtigt wurde. Alle bäuerlichen Gemeindeglieder, die nicht zum Hof gehörten, wohnten in einem Dorf, das sich gewöhnlich inmitten der Mark befand. Diese selbst war in lange, schmale Säulen oder Schnüre von 3—6 Faden Breite und 100—500 Faden Länge getheilt. Jeder Neuvertheilung, die von der Gemeinde selbst vorgenommen wurde, ging eine Klassificirung des urbaren Grund und Bodens voraus, die aber nicht sowohl nach der Ertragsfähigkeit, sondern nach der Entfernung der einzelnen Grundstücke von den Wohnstätten vorgenommen wurde. Die einzelnen Säulen oder Streifen wurden, nachdem sie entsprechend der Zahl der Aspiranten in die gehörige Anzahl gleich grosser Parcellen getheilt worden, verloost: es blieb mithin dem Zufall überlassen, ob der Einzelne das früher von ihm bearbeitete Land wieder erhielt oder nicht. Die Waldungen, Weideplätze oder Fische-reien u. s. w. blieben im ungetheilten Besitz der Gesamt-gemeinde. Der persönliche (oder individuelle) Besitz des einzelnen Gemeindegliedes beschränkte sich auf sein Wohn-gebäude, den zu diesem gehörigen Garten, das Vieh, die Pferde und die bewegliche Habe. In einzelnen Gemeinden, namentlich solchen, welche der Krone gehörten und Ueberfluss an Grund und Boden hatten, wurde zur Vermeidung allzu häufiger Bodenvertheilungen ein Theil der Feldmark ausgesondert und als „Reserveland“ für die künftig sich bildenden Familien aufbewahrt, bis zur Heranbildung dieser aber brachgelegt oder, wenn sich ein Unternehmer fand, für Rechnung der Gemeinde verpachtet. Lediglich vom Herrn hing es ab,

ob er sich die der Gemeinde überlassenen Grundstücke durch Arbeit auf seinem Felde (Frohnleistung) oder durch Pachtzahlungen (den sogenannten Obrok) vergüten lassen wollte; auf den Domänengütern war seit dem Beginne der vierziger Jahre durch den Minister Kissileff ausschliesslich Pachtzahlung eingeführt worden und von den Privatbauern zahlten allenthalben wenigstens diejenigen Obrok, die auf ihren Landantheil verzichtet und sich (mit Genehmigung des Herrn) in der Stadt niedergelassen hatten; wurden sie reich und gelüstete es dem Herrn nach einem Antheil ihres Vermögens, so liess er sich die Erlaubniss zu diesem städtischen Aufenthalt seiner Leute oft mit Tausenden von Rubeln bezahlen oder es fand eine förmliche auf gegenseitige freie Uebereinkunft gegründete Loskaufung statt. Der Herr war dagegen verpflichtet, für die leibliche Existenz seiner Leute Sorge zu tragen, bei Hungersnoth, Misswachs u. s. w. helfend einzutreten und die Armen und Arbeitsunfähigen (mochten sie zum Dorf oder zum Hof gehören) zu versorgen, resp. versorgen zu lassen.

Das Emancipationsgesetz vom 19. Februar 1861 hat dieses Verhältniss dahin geändert, dass die persönliche Freiheit aller Leibeigenen, mochten sie Dorfbauern oder Hofleute sein, anerkannt und den Gemeinden die Möglichkeit geboten wurde, nach einem gesetzlich bestimmten Modus, dessen Einzelheiten für die hier behandelte Frage gleichgiltig sind, ihre Mark eigenthümlich zu erwerben oder gegen mässige Vergütung in pachtweisem Besitz zu erhalten — an den wirthschaftlichen Einrichtungen, dem Verhältniss des Einzelnen zur Gemeinde, den periodischen Neuvertheilungen, der Art und Weise der Taxation und der Eintheilung des Bodens u. s. w. ist absolut Nichts verändert worden. Den Gemeinden ist allerdings das Recht zugestanden worden, ihre Mark, nachdem sie dieselbe zum Eigenthum erworben, zu zerschlagen, den Gemeindebesitz aufzulösen und die einzelnen Grundstücke den jeweiligen Inhabern erblich zuzutheilen — die Macht der Volksgewohnheit hat es aber mit sich gebracht, dass von

der durch das Gesetz gebotenen Möglichkeit nirgends Gebrauch gemacht, sondern der wirthschaftliche Status-quo-ante unverändert beibehalten worden ist.

Die Theorie, welche die Anhänger des Gemeindebesitzes sich über die wirthschaftliche, sociale und politische Bedeutung dieses Instituts gebildet haben, beruht auf Voraussetzungen, welche zur Zeit der Leibeigenschaft gewonnen worden. Obgleich es nahe genug lag, von der Aufhebung des Hörigkeitsverhältnisses einen nachhaltigen Einfluss auf die Zustände zu erwarten, welche der ungetheilte Besitz der Gemeindemark mit sich brachte und obschon längst für ausgemacht gelten kann, dass das Aufhören des herrschaftlichen Interesses an dem Wohl und Wehe der einzelnen Parcellenbesitzer, die materielle Stellung derselben vielfach erschwert hat, ist es weder den Slawophilen, noch den Demokraten der Herzenschen Schule oder Herrn von Haxthausen in den Sinn gekommen, ihre vor zwanzig Jahren gewonnenen Vorstellungen über die agrarischen Zustände Russlands, nach dem 19. Februar 1861 einer Revision zu unterziehen. Es erscheint das um so unbegreiflicher, als jene Parteien entschiedene Feinde der bäuerlichen Unfreiheit waren, die Emancipation mit unermüdlichem Eifer anstrebten und von dieser erwarteten, sie werde den Gemeindebesitz erst zu seiner wahren Bedeutung erheben. So lange die Leibeigenschaft bestand, wurden alle Schattenseiten der ländlichen Verhältnisse auf Rechnung dieser gesetzt, — von dem Gemeindebesitz hiess es, er bestehe nur in einer unvollkommenen Gestalt: in der That war eine Beurtheilung der wirthschaftlichen Seite dieses Instituts erst möglich geworden, seit das unnatürliche Verhältniss der absoluten Abhängigkeit Vieler von Wenigen aufgehoben, der Thätigkeit des russischen Landmanns freie Bahn geschaffen und an die Stelle des Provisoriums, als welches die Hörigkeit angesehen werden musste, ein Definitivum gesetzt worden war. Aber nicht einmal die Frage, ob das Institut, welches für das „Urphänomen“ des russischen Volksthums ausgegeben und mit der Glorie ehrwürdigen, nach Jahrtausenden zählenden Alters umgeben worden, — wirklich im russischen Mittel-

alter bestanden habe, wurde von denen, welche seine Sache führten, gehörig erörtert, sondern lediglich das hundert Mal Gesagte mit immer zunehmender Sicherheit und Unfehlbarkeit verkündet.

Haxthausen, der eigentliche Begründer der Doctrin hatte sich die Sache aussserordentlich leicht gemacht und eine Geschichte des Gemeindebesitz-Instituts seinem Bedürfniss und seinen Anschauungen gemäss zusammenphantasirt. „Das russische Volksleben“, so lehrte er in seiner letzten, 1866 publicirten Schrift „die ländliche Verfassung Russlands“, „beruht auf dem reinpatriarchalischen Princip und steht schon darum zu dem im Westen herrschenden System der Hofverfassung in principiellm Gegensatz“. Zuerst an Flüssen und Bächen angesiedelt, sandten die Russen bei zunehmender Bevölkerung Colonien in das innere Land, die sich dort niederliessen und verbreiteten. So entstanden sehr zahlreiche, kleine patriarchalische Staaten, die ohne Verbindung untereinander waren. Von Hause aus gab es kein Privateigenthum am Grund und Boden, vielmehr bildeten die periodischen Vertheilungen die Regel. Der Starik (Aelteste), der das Haupt der einzelnen Niederlassungen bildete, verwaltete dieses, wie alle übrigen Geschäfte der Gemeinde unter Zuziehung der „weissen Häupter“, er war ein Zar im Kleinen. Im 9. Jahrhundert wurde, zur Erledigung der Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Stämmen, Rurik der Waräger herbeigerufen und zum gemeinsamen Haupt aller Stämme erwählt. Seit dem Eindringen des Christenthums setzte sich dann der Glaube fest, das gesammte Land, die heilige Russia, sei der Totalität des russischen Volks verliehen und dem Volkshaupt die Pflicht auferlegt, durch Vertheilung des Grundes und Bodens für alle seine Kinder zu sorgen, den Gemeinden ihre Gebiete zuzuweisen und ihnen und ihren Häuptern die Parcellirung unter die Gemeindeglieder zu überlassen. „Diese Vertheilung war eine nur jeweilige, keine fortdauernde, sie konnte nach Ermessen jeden Augenblick abgeändert oder aufgehoben werden und auch die Gemeinde hatte nach diesem Princip kein Eigenthumsrecht an dem von ihr besessenen (wörtlich „im

Besitz und Genuss habenden“) Grund und Boden.“ Selbst die Landvertheilungen an Glieder der Gefolgschaft der Zaren (andere Edelleute gab es nicht) waren nicht unwiderrufflich, sie geschahen in der Regel nur auf bestimmte Jahre; ihre Felder liessen solche Hof- oder Edelleute durch Haussclaven bearbeiten, die Bauern, welche frei waren, hatten keine andere Verpflichtung als die sonst dem Zaren gezahlten Abgaben dem belehnten Gutsbesitzer zu entrichten.

Die Haussclaven des Zaren und seiner Gefolgsleute — so heisst es weiter — waren, wenigstens in den meisten Fällen, Kriegsgefangene; in ihnen sieht Haxthausen die Vorfahren der späteren Apanagebauern, sowie der Hofleute der Gutsbesitzer, d. h. solcher Leibeigener, welche keinen Antheil an dem Gemeindelände habend, als Dienstboten und Knechte im Hause des Gutsbesitzers lebten. Auf eine Begründung dieser Hypothese hat Herr von Haxthausen sich nicht eingelassen. Sie bildet einen integrirenden Theil seiner Gesammtanschauung über die russische Leibeigenschaft, die er möglichst als *blasse adscriptio* angesehen wissen will. In Wahrheit konnte der Herr sich seine Hofleute aus der Zahl aller seiner Leibeigenen auswählen, ohne in dieser Wahl irgend beschränkt zu sein; wenn auch herkömmlich in der Regel die Kinder der Hofleute an die Stelle ihrer Eltern traten, so fand gesetzlich keinerlei Beschränkung in dieser Beziehung statt und juristisch waren alle Leibeigene unterschiedslos der Willkür ihrer Herren anheimgegeben. Herrn von Haxthausens Nomenclatur, nach welcher die einen als „Haussclaven“, die andern bald als „freie Bauern“, bald als „Leibeigene“ bezeichnet werden, entbehrt somit aller historischen Begründung. Nichtsdestoweniger wird an derselben consequent festgehalten. Dem Autor kam es nämlich darauf an, jeden Zusammenhang zwischen dem Gemeindebesitz und der bauerlichen Unfreiheit zu leugnen, und den in der Abhängigkeit der Hofleute culminirenden Slavereizustand als eine Anomalie hinzustellen, welche mit der gesunden Entwicklung der russischen Agrarverhältnisse Nichts zu thun habe. — Zur Zeit der Theilfürstenthümer — so wird weiter gelehrt — stand den Glie-

dem der Landgemeinden das Recht zu, von einer Gemeinde zur andern überzutreten, nur sollten sie die Grenze des einzelnen Fürstenthums nicht überschreiten dürfen. Als Russland unter Iwan Kalita, Iwan III. und Iwan IV. in eine Monarchie verwandelt worden war, hörte auch die Freizügigkeit auf, bis Boris Godunow im Jahre 1592 festsetzte, dass jeder Bauer an die Gemeinde gefesselt bleiben sollte, der er am Georgstage des genannten Jahres angehörte. So wurde die Leibeigenschaft thatsächlich begründet. Unter Peter dem Grossen wurde dieses Verhältniss immer mehr und mehr consolidirt und in westeuropäische Schablonen gezwängt; durch die Einführung der Revisionslisten, welche die Grundlage der Besteuerung und der Rekrutenaushebung bildeten, wurde namentlich der Unterschied zwischen Hofleuten und „freien Bauern“ verwischt. Das Verhältniss der Bauern zum Herrn war von der Wohlhabenheit jener und der Willkür dieses bedingt. Der Herr liess sich entweder eine Geldabgabe (Obrok) zahlen, oder er zog einen Theil der Feldmark (in der Regel ein Drittheil) ein und liess dieses von den Bauern bearbeiten.

So hat sich nach Herrn von Haxthausens Meinung das gegebene Verhältniss „historisch“ gestaltet und damit ist, wie er die Sache ansieht, bereits die Nothwendigkeit ihres unveränderten Fortbestandes nachgewiesen. Schade nur, dass die gesammte Darstellung auf blosser Erfindung beruht und allen realen Bodens entbehrt. Weder lässt sich nachweisen, dass jemals in „früherer Zeit“ geglaubt worden, das ganze russische Land sei dem ganzen russischen Stamm bestimmt und unter die Glieder desselben durch den Zaren zu vertheilen, noch dass die Belehnung der zarischen Gefolgsmänner nach diesem Grundsatz erfolgt sei, noch dass die spätere Sklaverei der Bauern durch Kriegsgefangene importirt und erst später auf weitere Kreise ausgebreitet worden. Es steht vielmehr fest, dass der ungetheilte Besitz der Dorfmark und die periodische Vertheilung desselben, ein specifisch bäurischer Gebrauch gewesen, der in der nomadischen Zeit nicht nur bei den Slawen, sondern auch bei vielen anderen

Völkern vorkam, sich Dank dem nomadischen Charakter der russisch-slawischen Stämme, bei diesen aber länger erhalten hat, als sonst irgendwo. Von der Auffassung, als sei die Vertheilung des Grund und Bodens von der Urzeit her ausschliesslich und als solche in die Hand der Zaren gegeben gewesen und als habe ein gleicher Anspruch aller Russen an dieselbe jemals bestanden, ist in der russischen Geschichte keine Spur zu finden und keiner der russischen Anhänger des Gemeindebesitzes hat es gewagt, diesem agrarischen Gebrauch einen so vornehmen Stammbaum zu geben, als es durch Haxthausen geschehen, oder zu leugnen, dass die slavische Abhängigkeit der Hofleute eine directe Consequenz der Unfreiheit gewesen, in welcher der gesammte Bauernstand trotz des Gemeindebesitzes schmachtete. — Der wirkliche Gang der Entwicklung ist der Hauptsache nach der folgende gewesen*).

Bereits seit den Forschungen der Historiker Beljajew und Ssolowjew ist zweifellos festgestellt, dass schon im mittelalterlichen Russland, d. h. vor der in den Jahren 1592 und 1601 von Boris Godunow decretirten Aufhebung der bäuerlichen Freizügigkeit, die Gemeinde gewisse Rechte über das Gemeindeland ausübte. Ungelöst blieb dagegen die Frage, in welcher Gestalt dieser Gemeindebesitz im alten Russland bestanden, und ob die heute existirende Form desselben keine wesentlichen Unterschiede von der ursprünglichen Erscheinung aufweist. Der Streit hierüber spitzte sich zu der Frage zu, ob in der alten russischen Gemeinde, vor Einführung der Leibeigenschaft, das Recht eines jeden erwachsenen Gemeindegliedes auf ein proportionales Stück Land bestanden, und ob daher mit dem Wachsen der Generationen eine Umtheilung des Landes mit dabei nöthig werdendem Abnehmen jedes einzelnen Antheils stattgefunden. Ein solches Recht jedes Gemeindegliedes würde (nach J. Keusslers treffender Ausführung) zwei korrelate Erscheinungen voraussetzen, einmal das Be-

*) Vgl. „Baltische Monatsschrift“. Neue Folge. Sechster Band: Zur Geschichte des bäuerlichen Gemeindebesitzes in Russland von Johannes Keussler, und St. Petersburger (deutsche) Zeitung 1876 Nr. 42.

dürfniss nach Theilnahme an dem bereits in Nutzung Anderer stehenden Lande, ferner aber das durch Anwachsen der berechtigten Generationen hervorgerufene Zusammenleben in grossen Dörfern. Diese beiden Voraussetzungen treffen aber — wie neuerdings schlagend nachgewiesen worden ist — für diese frühere Periode nicht zu, beide sind vielmehr nachweisbar Merkmale einer späteren Entwicklung. Knappe Rechtsgrenzen entstehen bekanntlich nur da, wo das Zahlenverhältniss der Berechtigten zu den beanspruchten Gütern eine genaue Normirung der Rechtsbefugnisse eines Jeden fordert. Der Ueberfluss an noch unkultivirtem Lande, das bei der niedrigen Wirthschaftsform dem bereits in Cultur stehenden völlig an Werth gleich stand, überhoben die frühere russische Gemeinde der Nothwendigkeit, den neu hinzutretenden Gemeindegliedern auf Kosten der älteren Genossen Land zu ertheilen. Stellte sich das Bedürfniss ein, so fanden Aussiedelungen statt, die nächstliegenden Wälder wurden ausgerodet und die wenig complicirte Ackerwirthschaft so auf immer weitere Strecken Neuland ausgedehnt. Es bildeten sich in Folge dessen im Umkreise des Hauptdorfes, das meist aus 10—15 Gehöften bestand, eine Menge von kleinen Töchterdörfern mit 3—4 Familien. Der heute beim russischen Bauern in den oft beklagten Familientheilungen sich zeigende Hang des Slawen zur Loslösung vom Familienheerde trug damals mächtig zur Bevölkerung der unendlichen Landstriche bei. Diese verschiedenen kleineren Niederlassungen bildeten mit dem Hauptdorfe eine Gemeinde, aber die Macht der Gemeinde musste gegenüber den Einzelcolonien eine weit weniger ausgedehnte sein, als bei dem Zusammenleben in grossen Dörfern. Bei der Zunahme des Steuerdruckes seitens der sich festigenden Staatsmacht wurden solche Ansiedelungen von der Gemeinde sehr begünstigt, da mit dem Antheil am Lande die Uebernahme einer Steuerquote der auf die ganze Kommune aufgelegten Abgabe verbunden war. Ja es fand auch seitens älterer Gemeindeglieder, die den auf ihren Landtheil fallenden Steuerbetrag nicht aufzubringen vermochten, ein Abtreten der Hälfte ihrer Parzelle an Neuankömmlinge statt, wie die Klasse

der Bobüli mit einem halben Landlose beweist. Nirgend aber findet sich in den historischen Dokumenten jener Zeit ein Nachweis von der durch anerkanntes Recht geforderten Umtheilung genutzten Gemeindelandes. Wohl aber fehlt es nicht an Beweisen, die das Gegentheil annehmen lassen. Im 16. Jahrhundert hatte die Gemeinde kein Recht wider die zwischen Bauer und Gemeinde geschlossene Vereinbarung, ein Landstück dem Genossen weiter zuzulegen, noch einen Theil des übernommenen abzunehmen, so lange er seinen Steuerpflichtungen nachkam. Sobald daher in einer Gemeinde kein culturfähiges Land mehr disponibel war, zogen die Bauern schon im 14. Jahrhundert vor, auf gepachtetem Herrenlande sich niederzulassen, als auf schlechtem freiem Lande. Bei Einführung der Leibeigenschaft wurden ferner nur diejenigen Bauern schollenpflichtig, die einen bäuerlichen Landantheil inne hatten, dieser aber, der Tjäglo, auf 12 — 16 Tschetwert Grösse normirt. — Widersprechen diese von den Vertheidigern der Continuität russischen Gemeindebesitzes zugestandenen Thatsachen der Annahme einer periodischen Umtheilung des Bauerlandes, so bleibt ferner zu erwägen, dass der durch die Geschichtsforschung festgestellte Gemeindebesitz nur auf die freien bäuerlichen Gemeinden Bezug hat. Daneben aber nutzten die Bauern das Land der Kirchen, der Klöster, der Fürsten und ihrer Dienstleute in vollständig individuellem Besitz. Zur Zeit der Aufhebung der Leibeigenschaft bestand aber auch auf diesen gutsherrlichen und zarschen Privatgütern überall Gemeindebesitz, der folglich sich hier erst während der Leibeigenschaft gebildet hat. Die wachsende Macht der Gutsherren, der sich allmählich auch die früheren freien Gemeinden unterworfen, hatte freilich wegen der Haftpflicht für das regelmässige Einfließen der Kopfsteuer, ein wohlverstandenes Interesse daran, jeden ihrer leibeigenen Bauern mit Land auszustatten und ihm so die Steuerzahlung möglich zu machen. Die Bevölkerung nahm zu, der Wegzug war unmöglich geworden, das Entstehen einer Klasse kopfsteuerpflichtiger, aber landloser Bauern bedrohte das Interesse des Staats und des Gutsherrn — und das waren durchaus

genügende Ursachen, um die periodische Umtheilung des Gemeindelandes der nunmehr in grösseren Dörfern zusammengedrängten Bauern nothwendig zu machen. Der Uebergang von der wilden Feldwirthschaft zur Dreifelderwirthschaft musste diese sich mehrenden Machtbefugnisse der Gemeinde auf die Besitzverhältnisse des Einzelnen verstärken. Der Grad der natürlichen Fruchtbarkeit jedes Landstückes erlangte nebst der Nähe jedes Ackers vom Dorfe eine grössere Bedeutung, und liess jene unselige Eintheilung der Felder in Schnüre entstehen, durch die jedes Gemeindeglied vollständig von der Wirthschaftsform des Ganzen in seiner Bearbeitung beschränkt wird. Insofern heute diese zur Concentrirung des Bauerbesitzes zwingenden Einflüsse aufgehoben sind, beginnt bereits in der immer grösser werdenden Zersplitterung der Familien die frühere slawische Tendenz der Ausbreitung ihre Wirksamkeit zu zeigen.

Die Untersuchung über die frühere Gestaltung des russischen Gemeindebesitzes ist aber nicht allein auf die spärlichen historischen Zeugnisse aus jener Zeit angewiesen. Die Natur kommt auch hier der Geschichtsforschung durch eine örtliche Conservirung der ursprünglichen Erscheinungsform zu Hülfe. In den nördlichen Gouvernements und in vielen Theilen Westsibiriens haben die erörterten staatlichen Einrichtungen wenig Einfluss auf die socialen Verhältnisse ausgeübt und wir sehen dort eine sich wesentlich vom heutigen übrigen Russland unterscheidende Form des Gemeindebesitzes. In den Gouvernements Archangel, Olonez, Wologda, Wjatka und Perm fand die Leibeigenschaft nur wenig Ausbreitung. Im Gebiete der nördlichen Düna (Dwina) bestand seit altersher persönlicher Grundbesitz, und erst eine Circulärvorschrift vom Jahre 1829 führt den Gemeindebesitz daselbst bei den sog. Schwarzpflüglingen ein, ein Beweis aus neuester Zeit des Entstehens dieser angeblich rein nationalen Institution durch staatliche Anordnung. In den genannten Gouvernements giebt es keine grossen Dörfer, die Ansiedelungen bestehen meist aus 6 — 10 Höfen. Bis in die neueste Zeit konnte die dünne Bevölkerung bei dem Ueberfluss des Landes Boden occupiren, den Wald ausroden

wo sie wollte. Daher fand der von seiner „Entdeckung“ des russischen Gemeindebesitzes erfüllte Haxthausen zu seinem Erstaunen in den nördlichen Gouvernements die Aecker im bleibenden Besitze der einzelnen Höfe. Bis zu zwanzig und dreissig solcher Ansiedelungen bilden erst eine Dorfgemeinschaft, so dass im Kreise Olonez gegen sechshundert Niederlassungen, aber nur dreissig Gemeinden vorhanden sind. Das occupirte Land verbleibt dem ersten Benutzer als Eigenthum, und ihm ist soviel Land zu bestellen gestattet, als er zu bewältigen vermag. Nur in den südlichen, an Nowgorod und Petersburg grenzenden Theilen des Gouvernements Olonez findet die Umtheilung des Landes, und auch da nur unter den Bauern eines kleinen Dorfes statt. In Westsibirien hat sich unter denselben Verhältnissen des in Ueberfluss vorhandenen Landes ebenfalls der bleibende Besitz der Bauern erhalten, nur die alljährlich durch Ueberschwemmung in ihrer Ertragsfähigkeit veränderten Wiesen unterliegen der Umtheilung. Wald, Weide und Fischfang wird gemeinsam benutzt. Es ist wohl im Auge zu behalten, dass in den genannten Fällen überall Gemeindebesitz vorliegt, wie die Entscheidungsbefugniss der Gemeinde über herrenlos gewordenes Land und über Besitzstreitigkeiten beweist, aber ohne das Merkmal der neuen grossrussischen Entwicklung, der periodischen Umtheilung.

Es kann danach als erwiesen angesehen werden, dass die um die Wende des 16. Jahrhunderts staatlich durchgeführte Schollenpflichtigkeit und die Einführung der Kopfsteuer, verbunden mit dem Mangel wirklichen Eigenthums bei leibeigenen Bauern, im Rechtsbewusstsein des Volkes die Ueberzeugung von dem Rechte eines jeden Gemeindegliedes auf ein proportionales Stück Land entstehen liess. Dass bei einer wachsenden Bevölkerung auf die Länge dieses gleiche Recht eines Jeden auf Land zwar eine besitzende Bauerwirtharistokratie vermeidet, wohl aber zu einem allgemeinen gleich armen Proletariat führen muss — diese Erkenntniss konnte dem Bewusstsein früherer Zeiten um so weniger aufdämmern, als die Menge des un bebauten Landes der Ausbreitung vieler Generationen Raum zu bieten schien. War doch selbst Herzen, als er sein

oben erwähntes Sendschreiben an Georg Herwegh richtete (1849), von der Meinung, „dass Russland noch für mindestens ein Jahrhundert Land genug besitze“, so erfüllt, dass er sich auf Untersuchungen darüber, ob dieses Land auch überall da vorhanden sei, wo man seiner bedürfe, gar nicht einliess.

Gehen wir von der Betrachtung der historischen Seite der Sache zu der politisch-wirthschaftlichen über, so begegnen wir ebenso verhängnissvollen Irrthümern derer, welche die „neue Formel der Civilisation“ auf das Piedestal gehoben haben. Da das von Herzen aufgestellte Ideal des auf den Gemeindebesitz gegründeten socialistischen Zukunftsstaates noch nicht erfüllt ist, können wir uns zunächst nur mit den Aufstellungen Haxthausens und seiner Moskauer Freunde beschäftigen. Haxthausen bezeichnete den Gemeindebesitz als sicherste Schutzwehr gegen die Revolution und widmete diesem Satz einen ganzen Abschnitt seines Buches. Nachdem er am Eingang seiner Hauptdeduction für die Aufrechterhaltung der „historischen Form“ der Landgemeinde alle Staaten in zwei Kategorien getheilt hat: solche, in denen das ländliche Princip, und solche, in denen das städtische Princip vorherrscht, bekennt er sich offen zu dem Glauben, dass das Heil nur von dem flachen Lande, dem Hort der conservativen Kräfte des Staatslebens, herkomme, dass allenthalben die ländliche Bevölkerung den Damm gegen die Fluthen des von dem Industrialismus getragenen Revolutionsgeistes bilde und dass die Zuverlässigkeit und der monarchische Sinn der stehenden Heere auf den Umstand zurückzuführen sei, dass dieselben zum grössten Theil von Bauernsöhnen gebildet würden. Der Grundstein dieses segensbringenden ländlichen Principis sei allenthalben die Gemeindeverfassung; unter den bisher bekannt gewordenen ländlichen Verfassungen aber nehme die russische die erste Stelle ein. Kein anderer Organismus sei in gleicher Weise befähigt, zur Grundlage und Stütze des gesammten Staatsgebäudes zu dienen. Die russische, auf das Institut des Gemeindebesitzes und die periodischen Bodenvertheilungen gestützte Dorfverfassung sei die Mutter aller moralischen und politischen Vorzüge und

Tugenden des russischen Volkes, und da der grössere Theil dieser Nation unter dem Segen dieser Verfassung stehe, so sei dieselbe als ein Landvolk zu betrachten und in der Eigenschaft eines solchen zu conserviren. Das Landvolk stehe zwar immer auf einer niedrigeren Stufe der Cultur als die städtische Bevölkerung; da aber von der gesammten modernen Cultur nicht viel zu halten sei, schade das Nichts und sei der relativ niedrige Culturgrad des russischen Volkes eher als ein Vortheil, denn als ein Nachtheil anzusehen. Nur die sittliche Cultur sei preiswürdig und in Beziehung auf diese stehe das russische Volk keinem anderen nach. Auf einer gewissen Culturstufe sei der gesammte Zustand des Volkes von seiner Treue gegen die Tradition bedingt; an dieser dürfe nur dann gerüttelt werden, wenn man dieselbe durch Realitäten zu ersetzen im Stande sei. Das aber sei vorliegenden Falls nicht möglich. Jeder Angriff auf die im Volksglauben tief gewurzelte Vorstellung von dem Gesamteigenthum der Nation an dem Grund und Boden und von der dem Zaren zustehenden Befugniss zur Vertheilung desselben sei verderblich. Die an dem Krebschaden des Proletariats krankende und demgemäss an den Abgrund der Revolution geführte westeuropäische Cultur habe vollends kein Recht dazu, das russische Nationalpalladium anzutasten und seinen Krankheitsstoff auf den gesunden russischen Volks- und Staatskörper zu übertragen. Das Princip der Bodenvertheilung, welche jedem Gemeindegossen die Möglichkeit gebe, das Wohl seiner Kinder auch für den Fall eigener Verschuldung gesichert zu sehen, sei das festeste Bollwerk gegen das der Revolution verschwisterte Proletariat. Zur Zeit und voraussichtlich noch für eine lange Zukunft sei jede Verbesserung der kleinen russischen Landwirthschaft entbehrlich, das kornreiche Land nähere seine Kinder, sei im Stande, noch Ueberschüsse auf die Märkte Europa's zu senden, mithin von jeder Nothwendigkeit zur Erzielung einer Mehrproduction entbunden. Wenn nach einem halben Jahrhundert an Verbesserung des landwirthschaftlichen Betriebes der russischen Bauern gedacht werde, sei das immer noch früh genug. Aber auch

diese dereinstige Verbesserung müsse auf der Grundlage des bisherigen Systems vollzogen werden.

Die Mehrzahl der einzelnen Argumente Haxthausens widerlegt sich selbst. Weder haben sich die überkommenen wirthschaftlichen Einrichtungen und Verhältnisse Russlands als zu reichend erwiesen, noch wird auch nur der sittliche Zustand der russischen Landbevölkerung von irgend Jemand als befriedigend angesehen. Das allgemeine Verlangen nach Schulen, die von allen Seiten ausgesprochene Ueberzeugung, dass nur eine allgemeinere Verbreitung der Bildung dem russischen Landvolk zu einem gedeihlicheren Zustande, zu sittlicher und ökonomischer Wohlfahrt verhelfen könne, dass mangelnde Einsicht in den Werth der durch gesteigerte Arbeit ermöglichten Lebensgenüsse und Abwesenheit aller höheren Interessen die Hauptursachen des Ueberhandnehmens der Völlerei seien — all' diese Umstände beweisen deutlich, dass Haxthausens Theorie von der Auskömmlichkeit des gegenwärtigen sittlichen Bildungsstandes des russischen Volkes und von der Entbehrlichkeit der Bildung für die Sittlichkeit überhaupt in Russland ebenso wenig Gläubige finden kann, wie im westlichen Europa. Was die Lehre von der conservativen Kraft der russischen Dorfverfassung anlangt, so dürfte sie der tatsächlichen und erfahrungsmässigen Begründung ebenso vollständig entbehren wie der theoretischen. Auf Untersuchungen darüber, ob das „ländliche Princip“ in der That in dem behaupteten nothwendigen Gegensatz zu dem städtischen steht, brauchen wir uns nicht einmal einzulassen: selbst wenn wir des Autors Praemissen gelten lassen, werden wir in der Lage bleiben, das Unzutreffende seiner Schlussfolgerungen und ihrer Anwendungen auf Russland nachzuweisen. Einmal ist es nicht wahr, dass das auf dem Gemeindebesitz begründete „ländliche“ Princip in Russland das allein massgebende ist und diesen Staat vor den Uebeln der Centralisation und der Bürokratie so vollständig bewahrt hat, als der Autor für wünschenswerth hält. Allerdings lebt die grosse Mehrzahl des russischen Volkes auf dem flachen Lande und giebt es in Russland noch kein Proletariat im westeuropäischen Sinne

des Wortes; nichtsdestoweniger ist der russische Staat sehr viel centralisirter als — selbst Frankreich nicht ausgenommen — irgend ein westeuropäischer, und die übrigen den auf das ländliche Princip begründeten Staaten nachgerühmten Segnungen der Autonomie und der Unabhängigkeit von den städtischen Centren sollen in Russland erst geschaffen werden. Zur Zeit liegt der Schwerpunkt des politischen Lebens auch für Russland innerhalb der Städte, welche die Sitze der Bureaukratie sind, und bildet die ländliche Bevölkerung eine rudis indigestaque moles, deren Bleigewicht jede freiere Entwicklung des Staatslebens aufhält. Gerade der niedere Culturgrad des Bauern hat die Bureaukratie für Russland bis jetzt zur Nothwendigkeit gemacht. Das von Haxthausen angestrebte Ideal einer ständischen Gliederung, die in einer unabhängigen Aristokratie gipfelt, wird sich in Russland überhaupt nicht verwirklichen lassen, am Wenigsten so lange die Glieder der ländlichen Bevölkerung, in das Prokrustesbett der periodischen Gleichvertheilung des Grundes und Bodens gezwängt, von jeder individuellen Entwicklung und damit auch von der Möglichkeit, das Material für den Aufbau eines wahrhaft städtischen, bürgerlichen Lebens zu bilden, ausgeschlossen sind. So lange die Bewohner des flachen Landes eine ununterscheidbare, unorganische Masse bilden, in welche die Städtebewohner zurücksinken, weil sie auch als solche Bauern bleiben, fehlt das Mittelglied, an welches die Aristokratie sich schliessen kann, und ist diese auf eine isolirte Stellung, insbesondere auf die bürokratische Carrière angewiesen. Zieht man ferner in Betracht, dass für die Massen der Gemeindebesitz, für die Aristokratie das individuelle Eigenthum am Grund und Boden das leitende Princip ist, so wird es sehr fraglich scheinen, ob eine Interessengemeinschaft auf die Dauer möglich sei und wie lange die beiden, das „ländliche Princip“ vertretenden Stände neben einander zu bestehen und zu harmoniren vermögen werden. So lange die Abhängigkeit von der Gemeinde und deren Besitz den Einzelnen an der freien Entfaltung seiner Kräfte verhindert und, wie auch Haxthausen anerkennt, dazu zwingt, auf der niederen Stufe wirth-

schaftlicher und intellectueller Cultur, welche seine Genossen einnehmen, stehen zu bleiben, ist jene Isolirung der russischen Aristokratie, welche allenthalben als Calamität angesehen wird und kein Bewusstsein der Interessensolidarität aller Schichten der Bevölkerung aufkommen lässt, in der Natur der Sache begründet, und die russischen Demokraten hatten theoretisch gewiss Recht, wenn sie nach Aufhebung des Leibeigenschaftsverhältnisses, welches den Bauern an den Herrn band, die Abschaffung des Adels als logische Consequenz der Anerkennung des Principes des Gemeindebesitzes bezeichneten. Es hat bereits die kurze Geschichte des letzten Lustrums dargethan, dass eine Verschmelzung beider Principien, eine auf der Basis der gegenwärtigen russischen Gemeindeverfassung aufgerichtete aristokratische Ordnung der Dinge, unmöglich ist. Die auf ein locales Selfgovernment unter aristokratischer Führung gerichteten Wünsche Haxthausens waren und sind nur unter der Voraussetzung persönlichen Eigenthums erfüllbar.

Aber auch als Vormauer gegen das Eindringen revolutionärer Ideen hat die russische Gemeindeverfassung sich bis jetzt nicht gehörig bewährt. Das Proletariat, an dem die westlichen Staaten Europa's kranken, ist keineswegs der einzige Grund der Revolutionsgefahr, welche unsern Autor ängstigt, Besitzlosigkeit eines Theils der Landbewohner und der niederen Klassen der städtischen Bevölkerung nicht die einzigen Formen, in welchen Proletariethum vorkommt. Die Verbreitung revolutionärer Ideen in allen Klassen der russischen Nation ist eine officiell anerkannte Thatsache, über welche nicht mehr gestritten werden kann, und der Mangel eines soliden Mittelstandes, der Raum hat für diejenigen, welche weder Aristokraten noch Bauern sind, steht mit den Eigenthümlichkeiten der russischen Agrarverfassung in einem ziemlich engen Zusammenhang. In seiner Abhandlung über den Nihilismus, jener eigenthümlich russischen Erscheinungsform dessen, was Haxthausen die „revolutionäre Idee“ nennt, führte Schedo-Ferroti, einer der genauesten Kenner neuerer russischer Zustände, den Nachweis, dass die eigenthümliche Beschaffenheit

der russischen Gesellschaft die Consolidirung der conservativen Interessen eigentlich ausschliesse: der Adel richte sein Streben traditionell auf die bürokratische oder militärische Laufbahn und repräsentire dadurch ein bewegliches Element, das an der Aufrechterhaltung der bestehenden Verhältnisse wenig interessirt sei; Kaufmannstand und Handwerk führten keine selbstständige, auf fester Tradition begründete Existenz, sondern seien bestrebt, sich gleichfalls in der Bürokratie geltend zu machen und ihre Söhne in die Reihen derselben zu schicken, und der Bauer sei mit dem Grund und Boden zu wenig verwachsen, um auf seiner Scholle sitzen zu bleiben, dieser alle seine Kräfte zuzuwenden, für sie zu sparen u. s. w. Dass aber der Mangel persönlichen Eigenthums an diesem Grund und Boden und dass die Sicherheit, auch für den Fall verfehlter Thätigkeit auf industriellem und merkantilem Gebiet auf die heimathliche Scholle zurückkehren zu können, die eigentlichen Gründe der Losgebundenheit der Bauern sind, versteht sich für jeden, der sich ernstlich mit der in Rede stehenden Frage beschäftigt hat, von selbst. Des grossen Dichters Wort, dass nur der Freiheit und Leben verdiene, „der täglich sie erobern muss“, gilt eben für Niemand weniger, als für den russischen Bauern. Eine beschränkte Existenz ist ihm als Landmann immer gesichert und auch bei erhöhter Thätigkeit kann er über dieselbe nicht hinauskommen. Weil ihm das durch Handel und Industrie gewonnene bewegliche Capital selbstständige Vortheile verspricht, welche die auf seinen zeitweiligen Landbesitz verwandten Anstrengungen nicht bieten, und weil er für den Fall, dass es mit seinen gewerblichen Unternehmungen nicht geht, einen mühelosen Rückzug in das heimathliche Dorf halten kann, kommt der russische Bauer nicht zur Entfaltung seiner Kräfte, ist er kein eigentlicher Ackerbauer. Für einen grossen Theil des weiten Reiches lässt sich der Haxthausen'sche Satz von der ausschliesslichen Herrschaft des ländlichen Princips in Russland, der bäuerlichen Natur dieser Nation geradezu umkehren: in den industriösen Gouvernements des Reichscentrums giebt es keine reinen Städter, weil es keine reinen

Bauern giebt, und darum kann von dem conservativen Charakter der russischen Landgemeinde auch in dieser Beziehung keine Rede sein.

Noch sehr viel schlimmer wie mit den politischen, immerhin noch nicht definitiv festgestellten Resultaten des auf die „Commune“ gegründeten agrarischen Systems steht es mit den rein wirthschaftlichen Ergebnissen desselben. Seit der Aufhebung der Leibeigenschaft sind fünfzehn, seit Beendigung des sog. „transitorischen Zustandes“ (der die Bauern vorläufig an die bisher bewohnte Scholle band) sind sechs Jahre vergangen: nichtsdestoweniger ist von einem wirklichen Aufschwung der Production in Russland nicht die Rede. Zeugnisse älteren und neueren Datums, vom conservativen, wie vom liberalen Standpunkt abgegebene Urtheile stimmen vielmehr darin überein, dass die russische Landwirthschaft in einem forwährenden Rückgange begriffen sei. Wohl sind die Lasten, welche früher auf dem russischen Landmann ruhten, verschwunden, selbst wo die Frohne beibehalten wurde, hat die Zahl der Frohntage sich unverhältnissmässig verringert und längst aufgehört drückend zu sein und doch wird von allen Seiten darüber geklagt, dass Herren und Bauern der Verarmung mit Riesenschritten entgegengehen. So beträchtlich auch die Opfer sind, welche der russische Adel der Sache der Bauernfreiheit gebracht hat, sie sind nicht grösser als die, welche die Privilegirten anderer Staaten bei Aufhebung des Hörigkeitsverhältnisses bringen mussten: während aber überall, wo es persönliches Eigenthum am Grund und Boden gab, der von den Verpflichtungen gegen seinen Herrn befreite Bauer reiche Veranlassung hatte, seinen Gewinn an Zeit und Arbeitskraft zur Hebung seines Grundstückes auszubeuten, ist der russische Landmann, weil er von der Möglichkeit ausgeschlossen geblieben, diesen Gewinn in entsprechender Weise zu verwerthen, nicht reicher, sondern ärmer geworden. Mag er fleissig und rationell oder träge und liederlich wirthschaften, sein Bodenanteil bleibt ihm nur für die laufende Periode, nach Ablauf derselben fällt er an die Gemeinde zurück und der Zufall entscheidet darüber, welche

Parzelle er während der nächsten neun oder zwölf Jahre bearbeiten soll. Die freie Zeit, welche er durch Wegfall der Frohnen gewonnen, könnte allerdings zu anderweitigem Erwerb verwendet werden, — dass das aber nur sehr ausnahmsweise geschieht, erscheint, insbesondere wenn man den niedrigen Bildungsstand der ländlichen Bevölkerung Russlands ins Auge fasst, als in der Natur der Sache liegend. Seine Parzelle, die ihm nimmermehr genommen werden kann, sichert ihn, wenn nicht Unglücksfälle eintreten, vor dem Hungertode, während sie seine Thätigkeit doch nur sehr mässig in Anspruch nimmt. Die Möglichkeit, bei bloß halber Thätigkeit alle Vortheile des bisherigen Lebenszuschnittes zu conserviren, ist für den Ungebildeten an und für sich eine starke Versuchung zur Indolenz und Trägheit; zieht man vollends in Erwägung, dass das leitende Princip der agrarischen Organisation Russlands die Gleichberechtigung und vollständige Gleichheit aller Gemeindeglieder ohne Unterschied ihrer sittlichen und physischen Eigenschaften zur Voraussetzung hat, dass demjenigen, der sich durch Fleiß und Intelligenz hervorzuthun weiss, schlechterdings keine Vortheile gewährt, ja kaum Handhaben geboten werden, von diesen seinen Vorzügen Gebrauch zu machen, dass der russische Bauer, soweit er Landwirth ist, sich unter keiner Bedingung über das Niveau erheben kann, das seine Umgebung bildet, so wird man die Erklärung dafür haben, dass der sittliche und ökonomische Zustand des russischen Landvolkes sich seit Aufhebung der Leibeigenschaft zum Besseren zu verändern vermocht hat. So lange die Glieder der ländlichen Bevölkerung in das Prokrustesbett der periodischen Gleichvertheilung des Grund und Bodens gezwängt und von der Möglichkeit einer individuellen Entwicklung abgeschnitten sind, so lange die stärkste Triebfeder menschlicher Thätigkeit, der Egoismus, künstlich unterbunden bleibt, ist an die Vortheile, welche man sich von der Aufhebung der Leibeigenschaft versprach, der Natur der Sache nach nicht zu denken. Der für den Landmann erzielte Gewinn an freier Zeit und grösserer Freiheit der Bewegung hat im Gegentheil dazu beigetragen, denselben sittlich herunterzubringen: die

Tage, welche er früher auf dem Felde seines Herrn zubrachte, verbringt er gegenwärtig in der Schenke. Weiss er doch, dass sein Bankerott nicht ihn, sondern in erster Reihe die Gemeinde in Verlegenheit bringt und dass seine Prosperität wiederum in erster Reihe von dieser ausgebeutet wird. Eine natürliche Consequenz des Systems, welches die Existenzbasis des Einzelnen von der wechselnden und periodischen Zuthellung aus der Gemeindemark abhängig macht, ist nämlich, dass nicht das einzelne Gemeindeglied, sondern bloss die Gesamtgemeinde für gehörige Leistung der auf ihren Gliedern ruhenden Verbindlichkeiten haftbar und verantwortlich ist. Der ehemalige Grundherr, der die Zinsen für den Kaufschilling fordert, für welchen die Mark an die Gemeinde verkauft worden, — der im Eigenthum des Gemeindelandes verbliebene Gutsbesitzer, dem die Bauern nach contractlicher Vereinbarung Pacht zu zahlen oder dieselbe durch Naturalleistungen abzulösen haben, der Staat endlich, der die verschiedenen Steuern einfordert, — sie Alle haben es nicht mit dem einzelnen Parzellenbesitzer, sondern lediglich mit der Gesamtgemeinde, beziehungsweise der Gemeindevertretung zu thun, lediglich Sache dieser ist, mit den einzelnen Contribuenten fertig zu werden. Wenn A. zahlungsunfähig wird, so wird sein Antheil auf B., C., D. und die übrigen Gemeindeglieder repartirt, denn alle Gemeindeglieder sind für die richtige Leistung der auf der Gemeinde ruhenden Verbindlichkeiten, Steuern u. s. w. solidarisch verhaftet und der Staat, resp. der gutsherrliche Gläubiger fragt nicht darnach, welche Gemeindeglieder ihren Pflichten gegen die Gesamtheit nachgekommen sind, welche nicht. Diese solidarische Haftbarkeit, welche den thätigen, umsichtigen und gewissenhaften Parzelleninhaber zum Mitschuldner, ja zum Bürgen des trägen und liederlichen Nachbarn macht, reicht allein dazu hin, jede Strebsamkeit und jeden Fortschritt niederzuhalten. Und doch ist sie minder lästig, als die Gewissheit, den gegenwärtigen Besitz nach Beendigung der laufenden wirthschaftlichen Periode wiederum dem Zufall einer Lotterie Preis gegeben zu sehen. Die bäuer-

liche Zwergwirthschaft bietet an und für sich weniger Aussicht auf lohnende Thätigkeit, als das System der geschlossenen Höfe; kommt gar die Gewissheit hinzu, dass die Bodenameliorationen nicht dem, der sie mit seinem Schweiss bezahlte, sondern nach Verlauf einiger Jahre einem beliebigen Nachbarn in den Schooss fallen, so wird sie zum Fluch, weil sie die Bescheidung bei einer untergeordneten, streblosen Existenz zur Consequenz hat.

Ein fernerer, gleichfalls höchst empfindlicher Missstand ergiebt sich aus der oben erörterten Art und Weise der Bodencatastrirung und Vertheilung. Die Grundstücke, welche dem Einzelnen zugewiesen sind, hängen weder zusammen, noch bieten sie in ihrer Summe das, was der Bauer zu einer vernünftigen Wirthschaft braucht. Das Dorf, in welchem die Gemeindegossen leben, bildet gleichsam den Mittelpunkt eines Kreises, dessen Radien die langen, schmalen Wannensind, in welche der Grund und Boden getheilt ist. Nach dem Grundsatz, dass der Werthanteil ein gleicher sein muss, sind die dem Einzelnen zugewiesenen Stücke in der Regel an fünf oder zehn verschiedenen, oft weit von einander abliegenden Orten verstreut — ihre Bearbeitung bedingt darum eine masslose Zeit- und Kraftverschleuderung, ganz abgesehen davon, dass es unmöglich ist, die einzelnen, den Familienantheil bildenden Stücke zu einander in ein inneres, den verschiedenen Ansprüchen des wirthschaftlichen Lebens entsprechendes Verhältniss zu setzen. An Mehrfelderwirthschaft, Fruchtwechsel u. s. w. kann unter solchen Verhältnissen auch dort nicht gedacht werden, wo der Bildungsgrad und die Wohlhabenheit der Bauern diese wirthschaftlichen Wohlthaten an und für sich ermöglichen, der Fortbestand der Barbarei und der alten irrationellen Oekonomie wird gleichsam erzwungen. Die schlimmste Seite der Sache ist aber die, dass das System der Parzellen die Landleute nicht bloss nothdürftig nährt und alles Sporns zur Strebsamkeit beraubt, sondern zugleich nur nothdürftig beschäftigt. An Möglichkeit zum Erwerb und zur lohnenden Verwerthung seiner freien Stunden fehlt es dem russischen Bauern allerdings nicht: da die Frohne (Arbeits-

pacht) nur als Ausnahme fortbesteht und der Begriff bäuerlicher Knechte unbekannt ist, mangelt es der Mehrzahl der russischen Gutsbesitzer an Händen zur Bestellung der ihnen gebliebenen Ländereien. Aber selbst der höchste Tagelohn ist nicht im Stande, die Bauern zu dauernder Uebernahme der Bearbeitung herrschaftlicher Grundstücke zu vermögen und der Arbeitermangel hat einen Grad erreicht, von dem man sich in Westeuropa kaum eine annähernde Vorstellung machen kann. Die natürlichen Neigungen und Anlagen des Russen sind mehr dem Handel, als dem Ackerbau zugewendet: gewinnt der Bauer es über sich, seine freien Stunden nicht zu vertrinken, so zieht er lieber als Händler durch das Land, als dass er den Boden bearbeitet. Das herrschende System hat ihn daran gewöhnt, sich mit dem Ackerbau möglichst wohlfeil abzufinden und jede andere Beschäftigung diesem seinem natürlichen Beruf vorzuziehen; die Vorstellung, dass alle auf den Grund und Boden verwandte Anstrengung nicht ihm, sondern Anderen zu Gute kommt, hat sich so tief in ihm befestigt, dass sie unerschütterlich erscheint. Ein plötzlich eintretendes Mass grösserer Freiheit ist für den Ungebildeten immer mit Gefahren verbunden; tritt dieselbe ein, ohne von einem erhöhten Reiz für Anspannung der Thätigkeit zu sein, so wird sie zur Calamität. Der Zwang zur Arbeit hat in Russland aufgehört, die Veranlassung zu derselben ist durch die Beibehaltung des Communalbesitzes eine bloss beschränkte — es wird darum fast ausnahmslos weniger gearbeitet als früher. Das Mass der Arbeitskräfte ist dasselbe geblieben und doch finden sich auf den Gütern, für welche die Frohne aufgehoben ist, keine Hände zur Bearbeitung der herrschaftlichen Felder. Dazu kommt, dass die wenige Jahre nach Aufhebung der Leibeigenschaft decretirte Organisation der Branntweinaccise (der Haupteinnahme des Staates) und die Freigebung des Branntweinhandels, der Völlerei, diesem angeerbten russischen Nationallaster, in erschrecklicher Weise Vorschub geleistet haben.

Wie wenig in dieser Rücksicht eine Entwicklung zum Besseren stattgefunden hat, geht aus der merkwürdigen Ueber-

einstimmung älterer und neuerer Beurtheilungen der ländlichen Zustände Russlands hervor. Einerlei, ob man Schilderungen vom Jahre 1865, von 1870 oder von 1874 zur Hand nimmt, es handelt sich immer wieder um die nämlichen Klagen und Schwierigkeiten. Einige, besonders gewichtige Zeugnisse theilen wir nachstehend dem Leser mit, vor Allem einen „Brief vom Lande“, der 1865 in der Moskauer Zeitung erschien. Der Verdacht tendenziösen Pessimismus oder gefälschter Entstellung der Thatsachen ist durch den Namen des Redacteurs, der der Hauptvorkämpfer der Nationalpartei ist, von vornherein ausgeschlossen. „Ich habe“, so wurde dem genannten Journal von einem russischen Landwirth geschrieben, „den diesjährigen Sommer in einer Gegend südöstlich von Moskau verbracht, die mir seit lange bekannt ist und an die sich meine persönlichen Interessen knüpfen. Was ist, was mir dort vor die Augen getreten ist? Allgemeine Niedergeschlagenheit und Apathie, sorgloses Leben in den Tag hinein, Trägheit, Trunk und Diebstahl. Alle Vorgänge, gross und klein, selbst erlebte und von Anderen erfahrene, hatten Grund und Quelle in einem der Laster, deren hässlich klingende Namen ich soeben genannt habe. Die Apathie äussert sich in dem Stillstande jeder Thätigkeit, in dem Erlöschen jeder Unternehmungslust In Folge der Emancipation trugen sich die Meisten mit Hoffnungen auf den Vortheil, welchen die freie Arbeit bringen sollte, richteten Vorwerke ein, schafften Pflüge und Maschinen an u. s. w. Geld wurde viel dabei ausgegeben, aber die Sache wollte nicht recht in Gang kommen. Die niedrigen Getreidepreise, die übermässige Höhe des Arbeitslohnes, vor Allem die Unmöglichkeit, sich freie Arbeiter zu schaffen, es sei um welchen Preis es wolle, machten die Wirthschaft mit Tagelöhnern unmöglich. Bald darauf fielen die Löhne und stiegen die Productenpreise. Aber dennoch blieb die freie Arbeit unvortheilhaft. Und warum? wegen der herrschenden Liederlichkeit und Zuchtlosigkeit. Kein Landwirth kann sicher sein, dass nicht am nächsten Morgen seine Arbeiter auf und davon gehen, ohne Pferde und Vieh gefüttert oder die Oefen geheizt zu haben,

und zwar davon gehen, nicht in Folge eines Streites, sondern weil in einem Nachbardorf Feiertag ist und Wanka dem Fedka gesagt hat: „Gehen wir, Kamerad, es ist ein Branntweinchchen eingeführt — du sollst sehen“. Das ganze Gesinde kehrt nach drei oder vier Tagen wieder, aber unterdessen ist das Vieh crepirt oder wenigstens nothwendige Arbeit unterblieben. Das Alles versteht sich gleichsam von selbst Es giebt zwei Kategorien von Landwirthen bei uns: solche, die zur Ablösung ihrer Bauern geschritten sind (wie wir wissen fünf Achtel der Gesammtheit), und solche, die bei der früheren Arbeitsleistung geblieben sind. Die ersteren kamen arg zu Schaden, nicht wegen des Antheils, welchen sie opfern mussten, sondern weil sich mit demjenigen Grundstück, das ihnen geblieben, gar nichts Rechtes anfangen liess. Da die Arbeit mit Tagelöhnern nicht geht, verpachten die Einen es zu Spottpreisen und müssen geschehen lassen, dass es völlig ausgesogen wird, da von Düngung keine Rede ist; die Anderen arbeiten mit halber Kraft, die Dritten lassen ihr Ackerland Steppe werden und benutzen es als Rinderweide, wodurch wenigstens das Capital für künftige Generationen ungeschmälert bleibt. Diejenigen, welche sich nicht zur Ablösung entschlossen haben, bilden die zweite Kategorie und befinden sich in verhältnissmässig besserer Lage. Auf den Gütern dieser Klasse wird doch überhaupt gepflügt, gesäet und geerntet. Freilich ist auch hier zufolge des Verfalls der Viehzucht die Cultur eine geringere als früher; die Frohne hindert jeden Fortschritt, die Zweifelderwirthschaft mit Hakenpflug und zahnloser Egge wird auch hier lange Zeit ihr Recht behaupten. Dass die Lage dieser Klasse aber keine behagliche und haltbare ist, geht daraus hervor, dass Viele trotz der nachtheiligen Wirkungen der Ablösung doch zu derselben greifen. Seltsamer Zusammenhang der Dinge! Die Ablösung ist für den Gutsbesitzer unvortheilhaft, folglich — wie man glauben sollte, bringt sie dem Bauern Gewinn — und doch wünschen die Bauern sie nicht. Umgekehrt ist die Arbeitspacht dem Gutsherrn gewinnbringend — und trotz der Nachtheile, welche sie ihnen bringt, halten die Bauern an derselben

fest. Die Erklärung liegt in dem Mangel an Solidität aller unserer Verhältnisse und in der Organisation unserer Landgemeinden. Bei der Solidarität der Haftbarkeit ihrer Glieder fürchtet der wohlhabende Bauer für den Armen zahlen zu müssen u. s. w.“ Ueber die Arbeiterverhältnisse und das sittliche Verhalten derjenigen Bauern, welche Arbeit überhaupt übernehmen, äussert derselbe Beobachter sich wie folgt: „Am Montag arbeitet Niemand, sei es an fremder, sei es an eigener Arbeit; jeder Feiertag wird mindestens drei Tage lang gefeiert; nimmt man Arbeiter auf Zeit an, so darf man auf den Monat nicht mehr als fünfzehn Tage rechnen, miethet man Arbeiter auf Stücklohn, so dass es der Uebernehmer eigener Vortheil ist, möglichst schnell fertig zu werden, so ist die Enttäuschung noch grösser. Der Arbeitnehmer schleppt die Arbeit endlos fort, erscheint wochenlang gar nicht; wenn er kommt, bringt er zwei oder drei Gehilfen mit, statt zehn, die nöthig wären, damit die Arbeit ordentlich von Statten geht Was treiben sie denn aber? Sie vertrinken den empfangenen Lohn in der Schenke; giebt man dem Arbeiter die ausgemachte Summe vorsichtig und allmählich, so wird die Arbeit einigermassen gefördert, wenn auch immer nur sehr langsam; giebt man aber nur einen Rubel voraus, dann kann man sicher sein, den Empfänger nie wieder zu sehen Das Branntweinsaufen unserer Bauern ist aus einem Feiertagsvergnügen zur Werktagsbeschäftigung geworden; der Bauer betrinkt sich nicht nur, um den Feiertag zu ehren, sondern bei jeder sich ihm darbietenden Gelegenheit.“

Kaum vier Jahre nach Erlass des berühmten Emancipationsukases geschrieben, in einer Zeit veröffentlicht, wo zufolge der polnisch-litthauischen Ereignisse der Glaube an die erlösende Kraft des „Urphänomens“ der russischen Gesellschaft auf seinem Höhepunkt stand, machte diese Schilderung der aus der Verquickung von Freiheit und Feldgemeinschaft des russischen Bauerthums hervorgegangenen Zustände doch nur einen vorübergehenden Eindruck. Die Richtigkeit der behaupteten Thatsachen und die Unbefangenheit und Loyalität des

Beobachters wurden von keiner Seite bestritten: man tröstete sich indessen mit der Neuheit der durch die Aufhebung der Leibeigenschaft geschaffenen Verhältnisse, sprach von unvermeidlichen Schwierigkeiten des Uebergangszustandes und meinte, dass dieselben nicht sowohl auf Rechnung des ungetheilten Gemeindebesitzes zu setzen, als auf andere Umstände zurückzuführen seien. Dieselben Entschuldigungs- und Erkennungsgründe wurden ins Treffen geführt, als zwei Jahre später, im Winter 1867—1868 eine Hungersnoth ausbrach, welche unwiderleglich constatirte, dass es mit der ländlichen Production rückwärts gegangen sei und dass die Hauptverantwortlichkeit für den eingetretenen Nothstand auf gewissen Eigenthümlichkeiten der Gemeinde-Verfassung beruhe. Das amtliche Organ des damaligen Ministers des Innern, die (inzwischen längst eingegangene) „Nordische Post“, erkannte so unumwunden, als unter den gegebenen Umständen möglich war, an, dass die auf dem Princip der ökonomischen Gleichheit aller Gemeindeglieder beruhende Organisation der Gemeindeverwaltung die Hauptschuld daran trage, dass die gesetzlich bestehenden Vorrathsmagazine fast allenthalben geleert waren, als man zu ihnen seine Zuflucht nehmen wollte. Durch Majorität war bestimmt worden, wie die vorhandenen Vorräthe verwendet, nach welchem Massstabe dieselben vermehrt werden sollten: da die Majorität in vielen Gemeinden aus liederlichen und leichtsinnigen Proletariern bestand, die gewohnt waren, in allen Nothfällen auf die wohlhabenden Nachbarn, den Staat oder die Gutsherrschaft zu rechnen, konnte nicht ausbleiben, dass die vorhandenen Ersparnisse verschleudert, die vorschriftsmässige jährliche Niederlegung eines Theils der Ernteerträge verabsäumt wurde. Der Einzelne fühlte sich nur als willenloses Glied der Gemeinde und hatte darum keine Vorstellung von einer individuellen wirthschaftlichen Verantwortlichkeit: er hatte nie gelernt, auf seinen persönlichen Vortheil bedacht zu sein, wie sollte er ein Gewissen für den der Gemeinde haben? Auf diese Weise war es geschehen, dass die Regierungsbeamten, welche beim Ausbruch der Hungersnoth in die betreffenden Gouvernements

gesendet wurden, um den Zustand der Vorrathskammern zu prüfen, dieselben in den meisten Fällen leer fanden.

Es konnte nicht ausbleiben, dass die zur Zeit des allgemeinen Nothstandes gewonnenen Eindrücke von den principiellen Gegnern der „Commune“ zu lebhaften Angriffen auf dieses Institut ausgebeutet wurden: hatte es doch selbst in der liberalen Presse Russlands nicht an Stimmen gefehlt, welche die Einführung des persönlichen Eigenthums am Grund und Boden für ein Correlat der Agrarreform erklärt hatten und war doch bekannt, dass selbst die hochnationale, seit dem polnischen Aufstande an der Spitze der öffentlichen Meinung stehende Moskauer Zeitung der Zahl der Gegner des „Nationalheiligthums“ angehöre. Der erste und gewichtigste Angriff erfolgte indessen nicht von dieser, sondern von konservativer Seite und zwar durch eine im Frühjahr 1868 erschienene anonyme Brochüre „Land und Freiheit“. (In deutscher Uebersetzung mitgetheilt in der 1869 bei Duncker und Humblot erschienenen Schrift „Russlands ländliche Zustände seit Aufhebung der Leibeigenschaft“.) Der Verfasser führte den Nachweis, dass der Gemeindebesitz zur Zeit der Leibeigenschaft sehr viel erträglicher gewesen sei, als nach Aufhebung derselben und dass das gesammte Institut mit der verhassten Hörigkeit in directem Zusammenhang gestanden habe, sein Jahrhundert langer Fortbestand eigentlich nur aus jener zu erklären sei. Die Parzellenwirthschaft mache es unmöglich, den Antheil des einzelnen Bauern jemals zu einem Organismus auszubilden, der auf Befriedigung aller Bedürfnisse eines halbweges civilisirten Menschen absehe. Wo der Bauer Holz hernehmen und wie er den Ertrag seines Viehstandes durch ein rationelles Fütterungssystem erhöhen solle, darauf habe der Gemeindebesitz absolut keine Antwort, denn der bisherige Zustand sei nur dadurch ermöglicht worden, dass der Herr seinem Leibeigenen das Holz schenkte und — weil er ein natürliches Interesse daran hatte, seinen Arbeiter nicht verkommen zu lassen — überhaupt in all' den Fällen helfend eintrat, wo dieser durch die Beschränktheit seines Territoriums und die Unsicherheit darüber, welches

Grundstück ihm bei der nächsten Vertheilung zufallen werde, — in Verlegenheit gebracht wurde. Die zahllosen und unverstopfbaren Lücken der bäuerlichen Existenz, wie sie durch den ungetheilten Gemeindebesitz bedingt worden, seien erst durch die Aufhebung der Leibeigenschaft blosgelegt worden und machten zur unwiderleglichen Thatsache, dass persönliche Freiheit des Bauern und ökonomische Abhängigkeit desselben von der Gemeinde, die ihm Hände und Füße bindet, durchaus unvereinbar seien. Den unbedingten Anhängern des Gemeindebesitzes bleibe darum, wenn sie irgend Sinn für die Gesetze der Logik hätten, Nichts übrig, als zu der Leibeigenschaft zurückzukehren.

So lebhaft der Widerspruch war, den diese Sätze fanden so wenig konnten sie widerlegt werden. Ueber die Verwahrlosung und Aussichtslosigkeit der ländlichen Zustände herrschte nur eine Stimme, die Zahl derer, welche die wahre Quelle des Uebels vorurtheilslos anerkannten, blieb aber nach wie vor eine geringe, weil grosse und einflussreiche Kreise der russischen Intelligenz von vorn herein entschlossen gewesen waren, das Lieblingskind ihrer phantastischen Neigungen um jeden Preis am Leben zu erhalten. Es half Nichts, dass selbst ein hervorragendes Glied der Slawophilenpartei, der frühere Director der Finanzverwaltung des Königreichs Polen, A. Koschelew, in einer vielbesprochenen Flugschrift seine Zweifel an der praktischen Durchführbarkeit undersprieslichkeit des „Ecksteins“ der nationalen Theorie andeutete, — die eigentlichen Leiter der öffentlichen Meinung liessen sich nicht irre machen und blieben fest. — Anders war die Haltung der Regierung, die der obschwebenden Streitfrage gegenüber stets eine reservirte Stellung eingenommen und vornehmlich aus Rücksicht auf die ungeheuren, in einer Zeit allgemeiner Erregung fast unüberwindlichen Schwierigkeiten eines principiellen Bruchs mit der alten Volksgewohnheit, jeder gewaltsamen Antastung des Status-quo aus dem Wege gegangen war und sich begnügt hatte, die Theilung der Feldgemeinschaft theoretisch frei zu geben, d. h. von der Zustimmung von je zwei Dritttheilen der Glieder jeder einzelnen

Gemeinde abhängig zu machen. Um die Frage einer gründlichen, auf thatsächliche Erhebungen gestützten Erörterung zu unterziehen, wurde am 21. November 1872 eine Enquête-Commission niedergesetzt, welche unter dem Vorsitz eines der gebildetsten und unbefangenen der Staatsmänner Russlands, des früheren Ministers des Inneren, jetzigen Domainen-Ministers, P. A. Walujew, aus Beamten der Ministerien des Innern, der Finanzen, der Apanagen und der Domainen bestand. Die Commission erhielt Nachrichten und Gutachten aus 958 verschiedenen Quellen, nämlich von Gouverneuren, Adelsmarschällen, 83 Präsidenten und Gliedern von Landämtern (den Executiv-Ausschüssen der Kreis- und Gouvernements-Vertretungen), Gouvernements-Bauern-Behörden und Friedensvermittlern, 283 Gutsbesitzern, 51 Verwaltern, 25 Arrondatoren, landwirthschaftlichen Gesellschaften, 94 Canton-Verwaltungen und Aeltesten, 17 hausbesitzenden Bauern, Kornhändlern, ländlichen Geistlichen und 254 anderen Personen und Behörden.

Die Commission wurde am 28. April 1873 nach 52 Sitzungen geschlossen. Sie vernahm 181 Personen, nämlich Gouverneure, Adelsmarschälle, 11 Präsidenten von Landämtern, 111 Gutsbesitzer, 5 Verwalter, 1 Kornhändler, 2 Canton-Aelteste, 1 bäuerlichen Grundeigentümer, Viehhändler, Veterinär-Specialisten und 9 Specialisten anderer Art und veröffentlichte die Resultate ihrer Erhebungen in einem mehrbändigen officiellen Sammelwerk. Dieses Werk*) constatirte, dass wirkliche Fortschritte der Production nur in den Ostsee-Provinzen und in den Provinzen des ehemaligen Litthauen, d. h. in denjenigen Theilen des russischen Reiches gemacht worden sind, in denen das Institut des Gemeindebesitzes nicht besteht und nie bestanden hat. In den centralen Provinzen des Reichs und ebenso in den östlichen und nördlichen, d. h. den Gegenden, wo der Gemeindebesitz die herr-

*) Vgl.: „Die russische Agrarfrage mit besonderer Berücksichtigung der Agrarenquête von 1873 von Dr. C. Walcker (Berlin 1874).

schende Wirthschaftsform bildet, hat sich die Lebensweise der Bauern wenig, oder gar nicht gehoben, die Wirthschaft stagnirt, oder ist bedeutend verfallen. In diesen Gegenden hat sich im günstigsten Falle eine kleine Zahl von Bauern bereichert, die Majorität ist verarmt und der bäuerliche Mittelstand begann zu verschwinden. In den nord- und südwestlichen (litthauischen) Gouvernements soll der Fortschritt auf den grossen Landantheilen, den geringen(?) Lasten der Bauern, dem Einzelbesitz (Individualbesitz im Gegensatze zur Feldgemeinschaft) und in einem die Trunksucht beschränkenden Accisesystem beruhen; in den südlichen Gouvernements dagegen auf der Bodenfruchtbarkeit und dem hohen Arbeitslohne. Die Hauptursachen der Verarmung vieler Bauern in den übrigen Gouvernements sollen folgende sein: die Unfruchtbarkeit des Bodens, welcher eine starke Düngung erfordert; der Mangel an Wiesen, der es unmöglich macht, die gehörige Anzahl Vieh zu halten; die Feldgemeinschaft und die solidarische Steuerhaft der Bauerngemeinden, gegen welche sich ausser dem genannten Koschelew u. A. auch ein Mitglied der Familie Aksakow mit Entschiedenheit aussprach; die häufigen und fast überall stattfindenden Familientheilungen, welche das Inventar zersplittern und periodische Wanderungen zum Gewerbebetriebe verhindern; die bedeutende Steuerlast und die Zunahme der Trunksucht. Diese Erscheinungen zeigen sich besonders in den Gouvernements Moskau, Wladimir und Petersburg, wo auch die Fabriken und die Nähe der Residenzen demoralisirend wirkten.

Obgleich die Commission nicht verkannte, dass die auf den russischen Agrarzuständen lastenden Uebel aus mehr als einer Quelle herrührten und demgemäss auch nicht „aus einem Punkte zu curiren“ seien, stellte sie an die Spitze ihres Berichtes doch den Satz, dass an eine wirkliche und durchschlagende Besserung erst zu denken sein werde, wenn der Gemeindebesitz beseitigt worden. Dass es mit dieser Beseitigung seine grossen Schwierigkeiten haben werde und dass dieselbe für eine absehbare Zukunft nicht in Aussicht genommen werden könne, musste freilich eingeräumt werden. Nichts-

destoweniger kann als theoretisch bedeutendes Resultat der Enquête die von der Regierung uneingeschränkt ausgesprochene, auf zahlreiche übereinstimmende Gutachten gegründete Verurtheilung des Systems bezeichnet werden, das noch vor wenigen Jahren als nationales Palladium verherrlicht und als „neue“, zur Herrschaft über die Zukunft bestimmte „Formel der Civilisation“ angepriesen worden war. Das Gewicht der praktischen Erfahrungen, auf welche dieses Votum sich stützte, war ein so bewältigendes, dass die Vorkämpfer des „Commune“-Systems wenigstens für den Augenblick zu schweigen und weiteren theoretischen Erörterungen aus dem Wege zu gehen für rathsam hielten.

Ob mit dem Verdict, welches die Enquête-Commission von 1872 über das Institut des ungetheilten Gemeindebesitzes gefällt hat, das letzte Wort über dieses vielbesprochene Nationalheiligthum Russlands gesprochen worden ist, kann für zweifelhaft gelten. Die Denkschrift, welche Herr Walujew über die Frage veröffentlicht hat, schliesst mit einem Hinweise darauf, „dass trotz der unzweifelhaften Schädlichkeit dieser Einrichtung und trotz des Strebens sehr zahlreicher russischer Bauern nach dem Erwerb von persönlichem Grundeigenthum, directe Schritte zur Herbeiführung einer Vertheilung des Gemeindebesitzes unter die Gemeindeglieder nur schwer zu unternehmen sein werden“. Zu der Macht der Gewohnheit und des Vorurtheils komme die eigenthümliche Art der Bodenvertheilung, welche die Arrondirung einzelner Höfe (ganz abgesehen von den ungeheuren Kosten der Neuvermessung und Abschätzung) ausserordentlich schwer durchführbar erscheinen lasse. Es hätte noch hinzugefügt werden können, dass ein sehr grosser Theil der im Besitz der Gemeinden befindlichen, diesen zur Benutzung zugetheilten Territorien zur Zeit noch ein Eigenthum der Herren ist, weil die Gemeinden zu arm gewesen sind, um die an und für sich wenig schwierige, von der Gesetzgebung ausserordentlich begünstigte „Loskaufs-Operation“ zu bewerkstelligen und dass die Herren wenig Neigung haben würden, mit den einzelnen Bauern ohne Collectiv-Garantie der Gemeinde Kaufverträge

zu schliessen. Endlich bietet die auf den Gemeindebesitz gegründete solidarische Verhaftung der Gemeinde für die Steuerzahlungen der Gemeindeglieder dem finanziellen Interesse der Regierung eine Sicherheit, welche diese aus naheliegenden Gründen nur sehr ungern aus den Händen geben würde: ohne Beseitigung dieser Verhaftung wäre die Umwandlung des Gemeindebesitzes in Privatbesitz aber eine bloss halbe Massregel, der sich auch diejenigen Bauern nicht unterwerfen würden, welche heute von dem Wunsche, Grundeigenthümer zu werden, aufs Lebhafteste erfüllt sind. — In einer Rücksicht können die in Russland gemachten Erfahrungen aber schon als endgiltige angesehen werden: der Wahn, dass das Institut des ungetheilten Gemeindebesitzes eine universale, für die Zukunft des gesammten Europa und seine Civilisation in Betracht kommende Bedeutung habe, „dass der ursprüngliche Zustand der russischen Ackerbauer sich mit den letzten Zielen der ökonomischen Entwicklung West-Europa's berühre“ — dieser Wahn ist gerichtet. Ob das persönliche Eigenthum mit all' seinen Consequenzen die letzte und höchste Stufe menschlicher Gesittung, die Krönung aller Civilisation bedeute, wird noch lange bestritten bleiben, — für ausgemacht kann aber schon jetzt gelten, dass diese Form der wirthschaftlichen Existenz eine nothwendige Stufe ist, welche jedes nach voller Entfaltung seiner wirthschaftlichen Kräfte ringende Volk durchzumachen hat und dass die in dieser Rücksicht für die russische Nation in Anspruch genommene Ausnahmestellung ein durch die Erfahrung widerlegter Irrthum gewesen ist.

Iwan Turgenjew und seine Zeitgenossen.

I.

Der Entwicklungsgang, den die russische Literatur genommen hat, ist von dem der Literaturen anderer Völker so verschieden, dass ein richtiges Verständniss einzelner Erscheinungen derselben ohne Kenntniss der Geschichte dieser Literatur kaum möglich erscheint. Nicht nur, dass der Hauptträger unserer Bildung, das klassische Alterthum, der russischen Cultur fehlt, dieselbe hat auch Nichts aufzuweisen, was unserem Mittelalter entspräche. Zwischen der Einführung des Christenthums durch den heiligen Wladimir und der Bildung des grossrussisch-moskowischen Staates liegen die Jahrhunderte der mongolischen Ueberfluthung und des furchtbarsten Druckes, den je ein europäischer Stamm von asiatischen Barbaren erfahren hat. Dann folgt das Zeitalter des dritten und des schrecklichen Iwan, die die Zusammenschweissung der Theilfürstenthümer zur nationalen Monarchie mit blutiger Energie vollzogen. Nach der Ermordung Dimitri's, des letzten Sprossen aus dem Hause Ruriks, bricht die Periode der falschen Demetrier und der polnischen Eroberungszüge nach Moskau an, nur mit verzweifelter Anstrengung aller Volkskräfte wird der Staat von der ihm drohenden Zerstückelung und Fremdherrschaft gerettet, und es dauert ein halbes Jahrhundert, ehe die Wunden jenes Bürgerkrieges geheilt, die unbotmässigen Adelsfractionen zur Ruhe gebracht, die zerissenen Fäden des Staatszusammenhanges wieder hergestellt

sind. Auf ein Paar halbvergessene Heldenlieder von den Heereszügen Wladimirs des Heiligen und Igors, die Prawda Russkaja, den Sudebnik, den Stoglawnik und die Uloshenie (vier Rechts- und Gesetzbücher), etliche Chroniken und Legendenbücher, ebensoviel Heiligen- und Kirchenhistorien beschränkt sich darum Alles, was aus dem alten Russland in die neue, von Peter dem Grossen geschaffene Monarchie hinübergenommen wurde, und für das Resultat der bisherigen, rein nationalen Bildung und Entwicklung gelten konnte.

Das achtzehnte Jahrhundert war dem Emporkommen einer selbständigen russischen Literatur ebenso ungünstig, als das moskowische Mittelalter. Ein halbes Jahrhundert verging, ehe auch nur der Versuch gemacht wurde, die gegebenen altrussischen Elemente mit den aus dem Westen importirten holländischen, deutschen und französischen Einrichtungen zu verschmelzen und eine organische Verbindung zwischen Staat und Volk, Regierung und Regierten herzustellen. Ob sich gleich Peters Unterschätzung und Abneigung gegen alle national-russische Eigenthümlichkeit auf seine nächsten Nachfolger nicht übertrug, diese nicht selten die Neigung zeigten, in die alte Barbarei des 17. und 16. Jahrhunderts zurückzusinken, so blieb es doch dabei, dass der Hof, die Regierungsmaschine und diejenigen Klassen der Gesellschaft, welche an jener Theil hatten und ihren Gesetzen folgen mussten, eine vom Volksthum völlig gesonderte Existenz führten und mit diesem Nichts gemein hatten. Ohne auf ihre nationalen Laster und Unarten zu verzichten, streifte die russische Aristokratie binnen wenigen Generationen alles specifisch Russische von sich ab; der Massstab, den sie an die Bildung des Einzelnen legte, war die möglichste Entfremdung vom Volksthum. Sich ausschliesslich der deutschen oder französischen Sprache zu bedienen, galt ebenso für das Merkmal der Gentilität, wie der ausschliessliche Gebrauch fremder Kleidungsstücke, Geräthe, Dienstboten und Speisen. Selbst der Sieg, den die altrussische Reaction über Biron, Münnich, Ostermann und die übrigen deutschen Machthaber erfocht, änderte an diesen Verhältnissen Nichts. Während die höhere Gesellschaft ihre

Kräfte in dem Wechsel bacchantischer Feste und nutzloser officiöser Schaustellungen verprasste, schmachteten die niederen Klassen unter einem fortwährend zunehmenden Druck. An den neuen, nach europäischen Mustern zugeschnittenen Bildungs- und Civilisationsanstalten des Staates hatte das Volk, das seiner Sprache und Tradition treu geblieben war, keinen Antheil, obgleich es zu Gunsten desselben erhöhte Lasten tragen musste. Zufolge der Entfremdung zwischen Adel und Volk und der steigenden Bedürfnisse des ersteren wurde die Leibeigenschaft immer unerträglicher und härter, verwandelte das alte patriarchalische Verhältniss sich in eine förmliche Sklaverei; gleichzeitig führte der Staat durch die unerbittliche Strenge, welche die europäisirte Armee beherrschte, eine neue, in den bequemen Tagen des Strelizenthums unbekannte Art staatlicher Knechtschaft für den gemeinen Mann ein. Was sich emporarbeiten wollte, musste, um für den Staatsdienst und die höhere Gesellschaft courfähig zu werden, vor allen Dingen mit dem Herkommen und den Bräuchen der Väter brechen, den Bart scheeren, französische Kleider und Redensarten anziehen und Alles, was an Russenthum erinnerte, ängstlich meiden. Der Staatsdienst bildete das einzige Mittel zum Eintritt in die herrschende Klasse; aber nicht um des Staatswohles, sondern nur um der Regierung willen da, war er der Würde einer höheren Bestimmung entkleidet und konnte er Niemand innere Befriedigung gewähren. Der Edelmann, der es nicht dazu bringen wollte oder nicht dazu bringen konnte, ein Amt in Petersburg oder Moskau zu erhalten, war verurtheilt, auf einem versprengten Landsitz sein Leben in Unthätigkeit zu verträumen; von der europäischen Bildung hatte er gerade soviel abbekommen, um eine Existenz zwischen russischen Bauern und im Verkehr mit unwissenden Popen und Küstern unerträglich zu finden. Die höhere Aristokratie ging entweder im Hofdienst unter, oder sie bemühte sich um den Besitz von Dingen, mit denen sie schliesslich Nichts anzufangen wusste, weil dieselben Kunstpflanzen waren, die in der starren russischen Erde nicht Wurzel schlagen konnten. Während

sich das eigentliche Volksthum in bettelhafter Armuth weiterfristete und froh war, wenn ihm ein Brocken der aus dem Westen eingeführten Schätze von der kaiserlichen Tafel zu- geworfen wurde, wurden seine Kräfte in ununterbrochenen Kämpfen mit Türken und Polen dem Idol äusserer Machtstellung und dem Cultus einer fremden Bildung zum Opfer gebracht, von deren Wohlthaten es ausgeschlossen war. So vollständig war der gebildete Russe seiner Heimath entfremdet, dass er nach den eigenthümlichen Erscheinungen und Bedürfnissen derselben gar nicht mehr fragte und dieselben von sich stiess, wo sie ihm begegneten — seine Heimath war die in Petersburg aufgestellte, französisch bemalte Staats- und Gesellschaftscoulisse, zu der Peters Schöpfung im Laufe der Zeit eingeschrumpft zu sein schien.

Dieses allgemeine Loos aller specifisch russischen Lebenserscheinungen theilte auch die russische Literatur. Man gefiel sich darin, die einzelnen Talente, welche hie und da auf- tauchten, zu unterstützen, man liess sich von ihnen besingen und beräuchern — Niemand aber nahm an ihnen und dem, was sie leisteten, ernsteren Antheil. Was der Staat gelegentlich für einzelne Schriftsteller ex officio that, wurde in der guten Gesellschaft eigentlich nur belächelt — sich mit russischer Literatur zu beschäftigen, musste unter Leuten, die mit der Unkenntniss der eigenen Muttersprache prahlten, de mauvais goût sein. Und was konnte auch der Inhalt der unter solchen Verhältnissen gross gewachsenen Poesie sein? musste sie sich nicht auf Lobpreisungen und Verherrlichungen von Staatsactionen und hochgestellten Personen beschränken, Dinge, die sich französisch sehr viel eleganter und polirter ausnahmen, als in der rohen Sprache, deren Gebrauch man Unterofficieren, Subalternbeamten, Popen und Lakaien überliess?

So lange die russische Literatur an dem Gängelbände der hohen Gönner hing, welche ihre Vertreter versorgten und mit Orden und Titeln fütterten, war dem immerdar so, und blieb dieselbe das Aschenbrödel der vornehmen Gesellschaft. Von den officiellen Schriftstellern und Dichtern des 18. Jahr-

hundreds ist darum keiner in das Herz der Nation gedrungen. Die an und für sich nicht unbedeutenden Verdienste, welche die russischen Dichter jener Zeit erwarben, waren nicht künstlerischer und aesthetischer, sondern sprachlicher Natur, d. h. sie setzten die Arbeit fort, welche Peter der Grosse begonnen hatte, um die Volkssprache von den Fesseln des Altslawonischen, der zur Schriftsprache gewordenen Kirchensprache, zu befreien und das Uebergewicht des Grossrussischen über die andern Dialecte zu befestigen. Wesentlich durch diese formale Arbeit haben sich die Lomonossow, Dershawin und Sumarokow in der russischen Literaturgeschichte einen Namen gemacht, ihre in academische Schnürstiefel gezwängten Schöpfungen sind eigentlich immer nur in den Schulen gelesen worden und haben auf die Geistesrichtung von Zeitgenossen und Epigonen nur sehr untergeordnete Einflüsse geübt. Die frostigen und schwülstigen Dramen Sumarokows († 1777) und Knäshnins († 1791) verschwanden von der Bühne, sobald der Hof sich an diesen Nachahmungen Gottscheds und der Franzosen sattgesehen hatte, Dershawins langathmige Oden („Gott“, „Petersburg“), die noch heute in jeder russischen Chrestomathie stehen, sind — gleich denen Klopstocks — zu allen Zeiten mehr bewundert als gelesen worden. Dass Lomonossow tiefergreifende Wirkungen übte und noch nach einem Jahrhundert als nationaler Held und Vater der russischen Literatur gefeiert wurde, hatte der Hauptsache nach andere, als literarische Gründe. Dieser Schriftsteller, der nicht nur als Dichter, sondern zugleich als Grammatiker, Naturforscher und Techniker thätig war, ist populär geworden, weil er zuerst gegen den deutschen Einfluss an der Petersburger Akademie der Wissenschaften und gegen die Fremdenherrschaft überhaupt auftrat. Seine „Petriade“ ist kaum jemals ausserhalb gewisser Gelehrtenkreise bekannt geworden, dass er das syllabische Versmass durch das metrische ersetzte und nach lateinischem Muster Participialconstructions einführte, ist längst vergessen — von seinen Streitigkeiten mit Schlözer, seinem leidenschaftlichen Eifer gegen die „Herabwürdigung“ der russischen Sprache durch parteiische deutsche Gram-

matiker, endlich jenem famosen Verse, der Russlands Fähigkeit, „selbst

Tiefsinnige Platone
Und geistesmächtige Newtons

erzeugen zu können“, behauptete — von diesen weiss aber noch heute jeder halbwegs gebildete Russe zu reden, und hauptsächlich die Kühnheit, mit welcher Lomonossow gegen die herrschende Richtung anzukämpfen wagte, hat ihm einen Platz in der russischen Geschichte gesichert, den seine gekünstelten Verse niemals behauptet hätten.

Das Verhältniss, welches dieser Ahnherr der russischen Poesie zu der herrschenden Gesellschaft einnahm, blieb für seine Nachfolger typisch. Durch das gesammte 18. Jahrhundert war die Beschäftigung mit vaterländischer Literatur wenig mehr als die specielle Liebhaberei gewisser ausschliesslicher Kreise. Die Masse derer, die Lesen und Schreiben konnte, hatte überhaupt keine literarischen Bedürfnisse und die Gebildeten dachten ihrer grossen Mehrheit nach über russisches Schriftthum ungefähr so, wie Friedrich der Grosse über die deutsche Literatur seiner Zeit dachte. Gribojedow's Scherze darüber, dass man gewohnt sei, „ausländische Originale russischen Copien vorzuziehen“, über „französischen Büchern die Nächte zu durchwachen, sich über russischen aber krank zu schlafen“, sprechen in dieser Hinsicht eine kaum missverständliche Sprache: sie sollten nicht nur die Gallomanie der vornehmen Moskauer Gesellschaft verspotten, sondern zugleich andeuten, dass dieselbe bis zu einem gewissen Grade erklärlich und berechtigt sei.

Zu wirklicher Theilnahme an der nationalen Literatur wurde die russische Gesellschaft erst durch die Dichter und Schriftsteller der Zeiten Alexanders I. bestimmt, durch Karamsin und seine Schule und durch die sogen. russischen Romantiker. Es hing das zum einen Theil mit der grossen Umwälzung im Schoosse des Volksthums zusammen, welche Napoleons und der diesem verbündeten Völker Einfall in das heilige Russland bewirkt hatte, zum andern mit der That- sache, dass die ersten wirklich bedeutenden und eigenthüm-

lichen Talente sich erst in dem Zeitalter der grossen Invasion von 1812 zu regen begannen. Vielleicht die ersten russischen Gedichte, welche jeder Gebildete las und bewunderte, waren die Krylow'schen, mit Anspielungen auf die Feldherren des Befreiungskrieges gewürzten Fabeln, und Shukowski's „Sänger im russischen Lager“. Dass die in die folgenden Jahre fallenden polemischen Erörterungen zwischen Karamsin und Schischkow, den „Europäern“ und den „Nationalen“, ein grösseres Publicum fanden, und dass die adelige Jugend von diesem Zeitpunkte ab die vaterländische Literatur für ein gentiles Handwerk, einen höheren „Sport“ anzusehen begann, hing auf Engste mit der grossen Bewegung zusammen, welche durch Alexanders Appellationen an den Volksgeist (die ersten, welche seit den Tagen Peters des Grossen eingelegt worden), Kutusow's militairische Erfolge und des Grafen Rostopschin grausige Heldenthat von 1812 in Fluss gekommen war und bis zu den Zeiten der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus vorhielt. Anderthalb Decennien lang war der Einfluss der Literatur auf die Bildung und Entwicklung der höheren Klassen in beständiger Zunahme begriffen, und auch nach der Katastrophe von 1825 fuhr diese Literatur fort, die Rolle einer wenn nicht selbstständigen, so doch anerkannten Macht zu spielen. Unter den einmal gegebenen Umständen wollte es etwas bedeuten, dass der Kaiser Nikolaus mit dem Dichter Puschkin eine Art Compromiss schloss und ihm unter gewissen Bedingungen die Freiheit dichterischen Schaffens verbürgte, dass Gribojedow's berühmte, gegen die Laster und Thorheiten der vornehmen Welt gerichtete Komödie „Verstand bringt Leiden“ trotz ihrer unverkennbaren liberalen Tendenz gegeben werden durfte und dass trotz der ehernen Strenge der Censur das Emporkommen einer Reihe neuer Talente möglich blieb. Erst während der zweiten Hälfte der Regierung dieses Herrschers, nach dem Tode Puschkin's und Lermontow's trat auch auf dem literarischen Gebiet jene „Ruhe des Kirchhofs“ ein, welche zur Zersetzung der Mächte des russischen Lebens führte, die bis dazu gewaltet hatten,

und an deren Stelle seit den fünfziger Jahren die neue realistische und revolutionäre Schule getreten ist.

Von den Dichtern, welche während der zwanziger und dreissiger Jahre die russische Gesellschaft beschäftigten und zu ernsterer Theilnahme an der Sache der russischen Nationalliteratur bestimmten, sind drei besonders zu nennen, Gribojedow, Puschkin und Lermontow. Bahnbrecher der neuen, auf die von Karamsin geübten Wirkungen fussenden Schule war Alexander Sergejewitsch Gribojedow (geb. 1795, † 1829), dessen berühmtes Lustspiel „Leiden wegen Verstand“ (*Gore ot umà*) noch heute von jedem gebildeten Russen auswendig gekannt ist, dessen glänzendste Verse vollständig in die Umgangssprache übergegangen sind. Eine furchtbarere Parodie wie diese, ist vielleicht niemals einer Gesellschaft als Spiegel entgegengehalten worden. Tschazki, ein junger Mann, der seine entscheidenden Bildungsjahre im Auslande verlebt hat und ein vernünftiger, gebildeter und sittlich strebender Mensch geworden ist, kehrt nach Moskau zurück, ist hier aber in keinem Verhältniss zu brauchen, stösst allenthalben an, weil er seiner in Modethorheiten und Modelastern untergegangenen Umgebung für einen Verrückten gilt. Gleich die erste Scene enthüllt uns ein Bild aus dem häuslichen Leben der sogenannten guten Gesellschaft, wie es abschreckender kaum gedacht werden kann und wie es doch allen Kennern für photographisch treu galt: Es ist fünf Uhr Morgens; Famussow, der alte cynische Senator, der Nichts so hasst, wie Feder und Papier, wird von seiner Tochter, die von einem Stelldichein mit dem faden, knechtischen und unwissenden Secretair ihres Vaters kommt, über einer verliebten Scene mit ihrem Kammermädchen ertappt! Dann treten sie der Reihe nach alle auf, die typischen Repräsentanten der guten Gesellschaft Moskau's und Petersburgs — Skalosub, der bra-marbasirende Armeeeofficier, der alle Civilisten hasst, alle Bücher für gefährlich hält und die Menschen in zwei Klassen theilt, solche, die in seinem Regiment gedient haben, und solche, die dieser Ehre nicht theilhaft geworden; Repetilow,

der professionsmässige Spieler, den alle Welt als Betrüger kennt und der doch in den feinsten Salons geduldet wird, der Wüstling, der Morgens früh um 5 Uhr seinem Kutscher die Ordre giebt:

Fahr' mich, wohin Du willst,
Doch nur hei Leibe nicht nach Hause;

die Fürstin A., welche ihren Neffen den Fürsten Theodor für wahnsinnig hält, weil er sich zur Schande seiner Familie mit Chemie beschäftigt; Herr Y., der Redner, berühmte Politiker und gefährliche Raisonneur, der im nächsten Augenblick das Gegentheil von dem sagt, was er im vorigen behauptete u. s. w. Schon die Figur des erwähnten Senators Famussow hätte hingereicht, das Stück Gribojedows in Russland zu verewigen — so genial und in allen Details zutreffend ist diese Charakteristik des höheren russischen Beamten, der seinen jungen Freund Tschazki gar nicht versteht, weil dieser von Menschenwürde, Ehre und Gewissen redet, während ihm die Zufriedenheit der Vorgesetzten von jeher das oberste Criterium für alle göttlichen, wie menschlichen Dinge, ein rasches Avancement die höchste Erfüllung aller irdischen Wünsche gewesen sind. Obgleich es nächstens ein halbes Jahrhundert her ist, dass dieses zur Zeit Alexanders I. geschriebene Stück bekannt wurde (es war lange Zeit hindurch streng verboten und wurde erst von Nikolaus nach Ausmerzung der pikantesten Stellen zum Druck und zur Aufführung zugelassen), werden die Namen der Hauptfiguren desselben doch noch gegenwärtig als allgemein bekannte Bezeichnungen von feststehendem Gepräge angewendet. In Versen von tadelloser Eleganz und Leichtigkeit wird über die Hauptgebrechen des russischen Staats- und Gesellschaftslebens ein Gericht gehalten, wie es sich vielleicht kein anderes Volk, als das russische, gefallen liesse. — Bis auf dieses eine Lustspiel, das seinem Werth und Einfluss nach freilich ganzen Bibliotheken gleich geachtet werden kann, hatte Gribojedow Nichts von Bedeutung hinterlassen; in der Blüthe seiner Jahre wurde er zu Teheran, wo er das Amt eines russischen Gesandten bekleidete, ermordet, bevor sein Stück auch nur in den Buchhandel gekommen, geschweige

denn öffentlich aufgeführt worden war. Das hinderte freilich nicht, dass dasselbe in Tausenden von Abschriften circularte, dass es zur Fastnachtszeit in Petersburg und Moskau von maskirt durch die Strassen ziehenden Studenten bruchstückweise dargestellt und bis nach Tiflis hin in vornehmen Häusern — und im Beisein hochgestellter Beamten unter endlosem Jubel „privatim“ aufgeführt wurde.

Als Gribojedow starb stand Alexander Puschkin (geb. 1799, † 1837) bereits auf der Höhe seines Ruhms. Gleich Gribojedow nahm auch er den überkommenen russischen Lebensformen gegenüber eine wesentlich negirende Stellung ein und wesentlich dem Umstande, dass sein Byronscher Weltschmerz ein specifisch russisches Gepräge trug und nicht sowohl der Welt überhaupt, als der vorhandenen russischen Welt galt, dankte er seine Popularität. Klarer und bewusster als selbst bei Gribojedow tritt bei dem Dichter des Onëgin und Godunow das Verlangen nach einem nationalen Inhalt des russischen Lebens hervor. In dem Volk sieht er nicht nur die einzige Quelle aller echten Poesie, sondern zugleich die einzige Rettung von einer inhaltslos gewordenen Cultur und Staatsform. Das berauschende Naturgefühl, in welchem sein „kaukasischer Gefangener“ schwelgt, hat den Ekel an der verderbten Petersburger Hofluft zur Voraussetzung, die „Zigeuner“ und „die Räuberbrüder“ feiern die Wildheit zuchtlosen Berg- und Waldlebens im Gegensatz zu der entwürdigenden Zwangsjacke, zu welcher die russische Culturwelt eingeschrumpft war, und sein Drama „Boris Godunow“ feiert die Rückkehr zu der verlorenen Herrlichkeit der Väter. Puschkins Hauptwerk, das dem Don Juan Byrons nachgeahmte Epos „Eugène Onëgin“ schildert die einzelnen Stadien einer vornehmen russischen Existenz mit einem dämonischen Spott und einer Bitterkeit, wie sie nur empfinden und wiedergeben konnte, wer sich als Mitschuldiger fühlte. Das Elend und die sittliche Zerlumptheit der Ehe und des Familienlebens, wie sie in der trostlosen Welt des hohlen Scheins zum Herkommen geworden, die Erbärmlichkeit der Jugenderziehung und des Unterrichtswesens,

(Wir lernten Alle einmal Etwas
Doch fragte Niemand wann und wie,)

der Müßiggang des Staats- und Militärdienstes, sie werden alle in kurzen, aber vernichtenden Episoden abgehandelt, und die tiefbewegte Klage über ein Leben „ohne Werth und Inhalt“ bildet gleichsam die Summe der russischen Existenz. — Noch düsterer und dämonischer war der Ausdruck, den Michael Lermontow, nächst Puschkin der bedeutendste Lyriker Russlands, seinem Jammer über die vorhandenen Zustände gab. Sein Roman „Ein Held unserer Tage“ bezeichnete vollständige Blasirtheit als das nothwendige Resultat jeden Ganges durch das russische wirkliche Leben.

Der eigenthümliche Character der durch Puschkin begründeten, in Russland „romantisch“ genannten Dichterschule ist auch von deutschen Kritikern eingehend erörtert worden. Trotz ihrer oppositionellen, auf Verurtheilung der russischen Wirklichkeit abzielenden Tendenz trug die Poesie der Puschkin, Lermontow, Batuschkow, Wenjewitinow u. s. w. ein durchaus aristokratisches Gepräge. Wenn auch häufig genug durch Byronismus entstellt, war der Geist, der in diesen Dichtern lebte, ein durchaus idealer. Selbst in den leidenschaftlichsten der gegen die in Staat und Gesellschaft herrschenden Formen erhobenen Anklagen dieser Poeten sprachen sich der Glaube an ideale Aufgaben des Menschen, an den ursprünglichen Adel der menschlichen Natur und die tiefe Sehnsucht nach einer besseren, von den Schlacken und Falten irdischer Gebrechlichkeit befreiten Welt aus. Die „Dämonen der Empörung“, für welche Puschkin und Lermontow sich selbst und ihre Lieblingsgestalten, die Onëgin und Petschórin hielten, mochten von der Gemeinheit des Lebens auch noch so stark angefressen, noch so unfähig sein, sich zu der Höhe wahrhaft idealer Lebensauffassung zu erheben, — sie verläugneten doch niemals die Sehnsucht, von den Fesseln irdischer Gebrechlichkeit befreit zu werden:

„Leb' wohi, leb' wohl, ich muss Dich lassen,
Doch nicht vergeblich schienst Du mir,
Nicht Alles werd' ich droben hassen
Und Alles nicht veracht' ich hier“

ruft Puschkins Genius dem „Engel der Verklärung“ zu, der ihm vor „Eden's ewig verschlossenem Thor“ erschienen — und dieser Ruf drückt die Grundstimmung seiner Zeit und seiner Zeitgenossen aus. Die gemeine Wirklichkeit der Dinge, von welcher sie nicht loskommen können, flösst den Repräsentanten der russischen Romantik den tiefsten Ekel ein, verhüllten Angesichts gehen sie an der Noth und dem Elende ihres Volkes vorüber, um einsam den Weg zu der schönen, besseren Welt ihrer Träume zu nehmen, und Nichts liegt ihnen ferner, als der krasse Realismus, der an der Scholle kleben bleibt, sich in die Hässlichkeit derselben vertieft, an dem Wühlen in den Nachtseiten der Gesellschaft Befriedigung sucht, in der photographisch treuen Wiedergabe derselben die Aufgabe der Kunst sieht.

Die Virtuosität, mit welcher das jüngere, unserer Zeit angehörige russische Poeten- und Novellistengeschlecht diesen von ihren Vorgängern perhorrescirten Cultus des Hässlichen getrieben und darin seine britischen und französischen Vorbilder übertroffen hat, ist ein Gegenstand des Erstaunens im gesammten westlichen Europa gewesen. Empfangen und geboren wurde diese realistische Richtung unter der Regierung des Kaisers Nikolaus. Das Beispiel, das Gogol durch seinen Roman „Todte Seelen“ gegeben und die theoretischen Ausführungen des berühmten Kritikers Belinski darüber, dass nationale Kunst und Literatur erst auf dem Boden eines freien russischen Staates möglich sein würden, gaben den Anstoss dazu, dass das jüngere Schriftstellergeschlecht die Polemik gegen die in dem alten Russland gegebenen Zustände für die wichtigste Aufgabe der Literatur ansah, dass die Dostojewski, Herzen, Kresstowski, Pissemski, Ostrowski und Stebnitzki sich professionsmässig der Darstellung des Widerwärtigen und Gemeinen zuwandten: ihrer Auffassung nach hat die Kunst zunächst überhaupt keine ideale Seite, sondern vorläufig nur die Aufgabe, die höhere Polizei zu spielen, über den Unrath, der sich in den Ecken und Winkeln des Staatswesens aufgehäuft hat, Rechnung zu führen und denen, die seine Beseitigung verabsäumt, zum Gericht zu werden.

Unter dem Druck des alten Regime emporgekommen, waren diese Schriftsteller zu Männern geworden, als der Kaiser Nikolaus starb und über seinem Grabe eine neue, völlig veränderte Zeit begann. Die grossen politischen Umwälzungen, welche sich seit Beendigung des orientalischen Krieges vollzogen, waren von allen früheren russischen Reformperioden wesentlich dadurch unterschieden, dass sie nicht einseitig von der Regierung ausgingen, sondern unter der leidenschaftlichen Theilnahme des ganzen Volkes vollzogen wurden. Der Publicistik eröffnete sich ein ungeheures Feld der Thätigkeit, seit die engen Schranken gefallen waren, welche die unerbittliche Strenge des früheren Censurzwanges aufgerichtet hatte. Die Aufdeckung der Schäden des russischen Staats- und Gesellschaftslebens, mit welcher wir die Schriftsteller seit Anfang des 19. Jahrhunderts beschäftigt sahen, war nämlich niemals als solche betrieben worden. Literarische und aesthetische Zwecke hatten den Vorwand dazu hergeben müssen, wenn über die Unbrauchbarkeit der Staatsmaschine, die Corruption der Beamten, die Rohheit und Indolenz des Adels geklagt worden war, und officiell war die Duldung der Anklagen der Gribojedow, Puschkin, Gogol etc. immer nur als Connivenz an die poetische Freiheit angesehen und aufgegeben worden. Jetzt drehte sich das frühere Verhältniss vollständig um, der Vorwand poetischer Zwecke war nicht mehr nothwendig und wurde darum bei Seite geschoben, die Roman- und Sittenschilderung wollte Nichts weiter sein, als eine Gehülfin der politischen Agitation und ihrer reformatorischen oder revolutionären Zwecke. Die sogenannte Anklageliteratur, zu welcher Saltykow's „Skizzen aus dem Provinzialleben“ um die Mitte der fünfziger Jahre die Signale gaben, verzichtete von vorn herein auf jede künstlerische Absicht und jeden aesthetischen Werth. Jetzt waren alle Schranken zwischen politischer und belletristischer Literatur gefallen, und kaum einer der neueren Schriftsteller dieser Schule hat es auf etwas Anderes abgesehen, als auf Verstärkung des Reformeifers, der sich seit Aufhebung der Leibeigenschaft der russischen Nation bemächtigt hatte.

Auf der Grenzscheide zwischen der alten und der neuen Schule russischen Schriftthums steht Iwan Turgenjew, der bedeutendste neuere Dichter seines Volks, vielleicht das hervorragendste novellistische Talent der Gegenwart. Sieben- und vierzig Jahre jünger als Shukowski, neunzehn Jahre jünger als Puschkin, zehn Jahre jünger als Gogol, um zwei academische Generationen hinter Alexander Herzen und Belinski zurückstehend, nimmt der im Jahre 1818 geborene Dichter der „Väter und Söhne“ und des „Jäger-Tagebuchs“ in der heutigen russischen Literatur bereits die Stellung eines Patriarchen ein. Er hat die Meister der früheren Periode noch von Angesicht gesehen, er ist unter den Augen derselben emporgekommen, er weiss um ihre Traditionen Bescheid und er bekennt sich zu denselben, obgleich zwischen ihm und denen, die heute den literarischen Markt Russlands beherrschen, unleugbar gewisse Beziehungen bestehen. Der Freund und Vertraute Belinski's hatte seine ersten Versuche äusserlich in den Dienst eines politischen Zweckes gestellt; sein „Tagebuch“ gehört zu den schärfsten Angriffen, welche überhaupt gegen die Leibeigenschaft gerichtet worden und steht stofflich den Sittenschilderungen der „Allerneuesten“ näher, als dem „Eugène Onègin“ oder dem Lermontow'schen „Helden unserer Tage“. Ein Sohn der neuen Zeit, hat der Dichter an den Kämpfen und Sorgen, welche das moderne russische Leben bewegten, redlichen Antheil genommen, aus seiner Stellung zu den brennenden Fragen der Gegenwart niemals ein Hehl gemacht, sich niemals mit der selbstgenügsamen Vornehmheit welche den Puschkin und Genossen eigenthümlich war, von der Wirklichkeit abgewendet. Innerlich steht Turgenjew dagegen der alten Schule ungleich näher, als der neuen. Seinem Wesen, seiner Denkungs- und Auffassungsweise nach ist er eine entschieden ideale Natur: zu wahr und zu tief angelegt, um sich über die Wirklichkeit der Dinge zu täuschen, bleibt er doch nirgend bei derselben stehen, schliesst er mit der ewig gestrigen Gemeinheit des Lebens niemals Frieden. Obgleich im Besitz eines Beobachtungstalents, das selbst in Russland seines Gleichen nicht findet, ist es doch

nicht das Bedürfniss nach Bethätigung dieses Talents gewesen, welches den Ausgangspunkt seines Schaffens bildete: selbst wo er als blosser Beobachter und Sittenschilderer auftritt, verfährt Turgenjew wesentlich anders als die Mehrzahl seiner Vorgänger und Zeitgenossen. Er lässt die Wirklichkeit unmittelbar auf sich wirken, um die gewonnenen Eindrücke, wie sie sich in seiner Seele poetisch gestaltet haben, wiederzugeben. Die künstlerische Absicht ist es, in der er schafft, politische und moralisirende Zwecke kommen nur secundär in Betracht, und wenn seine Schöpfungen der russischen Wirklichkeit ein strafendes Spiegelbild entgegenhalten, so ist vornehmlich das Material, aus welchem er arbeiten musste, daran schuld. Nur als gewissenhafter Künstler und gesunder Mensch, nicht als tendenziöser Parteimann constatirt er, dass das russische Leben an schweren Uebeln krankt, — die krankhafte Freude an Schilderungen des Hässlichen und Gemeinen, die bei den Kresstowski und Pissemski unzweideutig hervortritt, ist durch die ganze Art seiner tiefsinnigen und melancholischen Lebensauffassung ausgeschlossen. Während die modernen russischen Realisten so vollständig in der Abhängigkeit von ihren Parteidoctrinen stecken, dass die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit diesen das eigentliche Kriterium ihrer Beurtheilung bildet und dafür massgebend ist, was sie loben und was sie tadeln, sieht Turgenjew die ihn umgebende Wirklichkeit unter dem Gesichtspunkte des Künstlers an, legt er an die Dinge den Massstab des Aesthetischen: nicht das seiner Parteeinigung Zuwiderlaufende, sondern das Unschöne hat ihn zum Feinde. Wenn er den unter seinen Landsleuten verbreiteten knechtischen Cultus fremder Formen geisselt, oder den einseitigen Fanatismus aller europäischen Cultur feindlicher Nationalitätsschwärmer lächerlich macht, wenn er die Knechtschaft des unterdrückten Volkes, die Rohheit und Trägheit des Adels beklagt, so geschieht das nicht aus Gründen der Voreingenommenheit gegen irgend ein System, sondern lediglich, weil die bezüglichlichen Erscheinungen zugleich unschön sind und sein künstlerisches Gefühl durch ihre Hässlichkeit beleidigen. Wo Turgenjew als Ankläger russischer

Uebelstände und Gebrechen auftritt, da ist es das verletzte Gefühl des Menschen und Dichters, das durch würdelose Zustände und Existenzen beleidigt ist: ob die hässlichen Schatten des russischen Lebens auf westeuropäische oder nationale Einflüsse, aristokratische oder demokratische Einrichtungen zurückzuführen sind, gilt ihm gleich. Der Standpunkt, den er in der Darstellung und Beurtheilung des russischen Lebens einnimmt, ist überhaupt kein russischer, sondern ein allgemein menschlicher. Die eigenthümliche Art seines Volks (über welche er Bescheid giebt wie kein zweiter und die er mit unvergleichlicher Meisterschaft auf ihre letzten natürlichen und geschichtlichen Grundlagen zurückzuführen und aus diesen zu erklären gewusst hat) ist Turgenjew nur eine besondere Erscheinungsform der menschlichen Natur, der Massstab, welchen er an die Menschen und Verhältnisse legt, das Ergebniss einer bestimmten, fest gegründeten Lebensanschauung, eines Pessimismus, der im letzten Grunde auf die heisse, unbefriedigte Sehnsucht nach dem Ideal zurückzuführen ist.

II.

Der neuen, 1874 veranstalteten russischen Gesamtausgabe seiner Schriften hat Turgenjew eine Reihe von „Literatur- und Lebenserinnerungen“ vorausgeschickt, in welchen er ziemlich eingehend über seine Beziehungen zu hervorragenderen älteren und neueren russischen Schriftstellern berichtet. In diesen Aufzeichnungen spielt des Dichters Verhältniss zu der älteren idealistischen Richtung der russischen Literatur und zu dem neurussischen Realismus allerdings nicht die Hauptrolle: es handelte sich um wenig mehr als Berichte über die flüchtigen Begegnungen, welche Turgenjew beim Beginn seiner Laufbahn mit Puschkin, Lermontow, Shukowski u. s. w. gehabt, und um die Geschichte seiner Bekanntschaft mit Gogol und Belinski. Der Verfasser erzählt nicht von sich selbst und den Eindrücken, die er empfangen, sondern

von den oben genannten Männern, die er nach ihrer Erscheinung, ihrem äusseren Gebahren und der Art ihrer Mittheilung characterisirt. Nichtsdestoweniger bilden diese Aufzeichnungen einen interessanten Beitrag zu Turgenjew's eigener Geschichte und zum Verständniss des Entwicklungsganges, der ihn an die Schwelle zweier diametral auseinandergehender Richtungen gestellt hat.

Ueber des Dichters Jugendgeschichte geben diese Aufzeichnungen leider keine Auskunft. Wir wissen von derselben nur, dass Iwan Turgenjew im Jahre 1818 als Sohn des verabschiedeten Obristen (Sergei T. *) im Gouvernement Orel geboren wurde, seinen Vater schon früh verlor und in herkömmlicher Weise durch deutsche und französische Hauslehrer für das academische Studium vorgebildet wurde. Achtzehn Jahre alt trat er im Jahre 1837 als Student der philologischen Wissenschaften in die Petersburger Universität, nachdem er vorher einige Monate lang in Moskau immatriculirt gewesen. Schon damals mit poetischen Entwürfen beschäftigt, schloss der junge Student sich dem späteren vieljährigen Rector der Universität und Professor der Literaturgeschichte, Peter Alexandrowitsch Pletnew, mit besonderer Wärme an, einem weichen liebenswürdigen Enthusiasten, der weder als Gelehrter noch als Dichter bedeutend war, in den Augen des jungen Geschlechts aber einen ungeheuren und unvergleichlichen Vorzug besass: Pletnew galt für des grossen Puschkin genausten Freund und innigsten Vertrauten. Der wilde, von den heftigsten Leidenschaften bewegte, stolze und schrofte Dichter mochte in der hingebenden, jeder festen Richtung entbehrenden, weiblich empfangenden und dabei selbstlosen und liebenswürdigen Art Pletnew's eine Ergänzung seines eigenen Wesens gefunden haben: ihm hatte er seinen berühmten Roman „Onégin“ gewidmet, ihn zum Vertrauten

*) Dieser Obrist Sergei T. war nicht ein Bruder, sondern ein entfernter Vetter der Schriftsteller Alexander und Nikolaus Turgenjew, welche unseren Dichter erst in späteren Jahren kennen lernten und die auf seine Entwicklung keinen Einfluss geübt haben.

seiner Pläne und Entwürfe und schliesslich zu seinem literarischen Testamentsvollstrecker gemacht. Als Turgenjew nach Petersburg kam, war Puschkin noch am Leben und auf dem Höhepunkt seiner literarischen Bedeutung. „Für mich und für sehr viele meiner Zeit- und Gesinnungsgenossen (so schreibt unser Verfasser) bedeutete Puschkin etwas wie einen Halbgott“, und es verstand sich von selbst, dass ein Stück der dem Dichteros gewidmeten Verehrung auch auf den getreuen Achates desselben übertragen wurde. Schüchtern legte der strebsame Student dem Freunde Puschkin's seine ersten Verse vor, und wer beschreibt seinen Stolz und sein Entzücken, als dieselben in Gnaden aufgenommen und von dem wohlwollenden Förderer jugendlicher Talente zur Veranlassung einer Einladung zu einer Theegesellschaft genommen wurden. Der 19jährige Turgenjew sollte an einem der berühmten Literaturabende Theil nehmen, zu denen Pletnew seine Freunde zu versammeln pflegte und an denen auch Puschkin zuweilen Theil nahm. — Puschkin, der gefeierte Dichter, der Liebling der Nation, der Abgott der vornehmen Welt, der Mann, den der Kaiser Nikolaus wie eine ebenbürtige Macht behandelte und von dem allgemeinen Verdammungsurtheile ausgenommen hatte, das über alle thatsächlichen und intellectuellen Theilnehmer der Verschwörung von 1825 gefällt worden war! Der für das junge russische Geschlecht charakteristische Abscheu vor dem Cultus der Autoritäten war damals noch nicht erfunden und Turgenjew betrachtete es als einen Vorzug seiner Zeitgenossen, dass dieselben mit liberalen, zum Theil republikanischen Gesinnungen ein entschiedenes Unterordnungsbedürfniss zu verbinden wussten. — Die spannungsvoll erwartete Stunde, welche Pletnew's Einladung bezeichnet hatte, rückte heran. „Als ich in das Vorzimmer der Wohnung meines Gönners trat, sah ich einen mittelgrossen Mann dastehen, der eben den Mantel umthat und den Hut aufsetzte, von dem Herrn des Hauses Abschied nahm und beim Weggehen lachend und mit tönender Stimme ausrief: „Ja, ja, unsere Minister sind vortrefflich, — es lässt sich nicht leugnen!“ Mir gelang nur noch der weissen Zähne und der leb-

haften, funkelnden Augen des Abgehenden gewahr zu werden — es war zu meinem Kummer Puschkin gewesen, der das Pletnew'sche Haus eben verlassen hatte und dem ich noch nie begegnet war . . . Ich habe ihn ausserdem nur noch ein Mal und das wenige Tage vor seinem Tode*) in einem Vormittags-Concert gesehen, das im Engelhardt'schen Saale gegeben wurde. Neben der Thür stand er an einen Pfeiler gelehnt da, die Arme über die breite Brust gekreuzt, mit unzufriedenem Blick im Kreise umhersehend. Er warf auch mir einen flüchtigen Blick zu, die Ungenirtheit, mit der ich ihn ansah, mochte ihm missfallen, da er ohnehin bei schlechtem Humor zu sein schien: er zuckte verdriesslich die Achseln und trat bei Seite Einige Tage später sah ich ihn auf der Bahre liegen.“

Der Abend der ersten Begegnung Turgenjew's mit Puschkin verging ziemlich einförmig und interesselos. Pletnew gehörte nach Charakter und Entwicklung dem alten, für Bildungsbestrebungen jeder Art zugänglichen, leicht enthusiastischen Literatengeschlecht der Karamsin'schen Schule an; er war weitherzig genug, auch den unbedeutenderen der zeitgenössischen Dichter sein Herz und sein Haus zu öffnen und an Leuten Antheil zu nehmen, auf welche Puschkin mit dem Hochmuth des Geistes- und Geburtsaristokraten verächtlich herabsah. Skobelew — später Commandant von Petersburg, damals als Verfasser des „Kremnew“ genannt, Wojeikow, der Dichter des „Irenhauses“, ein schöngeistiger Gensd'armieofficier Wladislawlew, Herausgeber des Almanachs „Morgenroth“ (vorsichtige Leute schafften dieses Buch an, weil der Herausgeber der geheimen Polizei angehörte und demgemäss gefährlich werden konnte), Huberi Uebersetzer von Goethe's „Faust“, im Uebrigen Ingenieurofficier und Inhaber eines nach Liberalismus aussehenden Backenbartes, der Uebersetzer Karlhof, Fürst Odojewsk,

*) Der oben geschilderte Auftritt trug sich im Januar 1837 zu; am 27. Januar desselben Jahres fiel der berühmte Dichter im Zweikampf.

und andere patres minorum gentium führten, nachdem Puschkin die Gesellschaft verlassen hatte, das grosse Wort. Von ihnen unbeachtet, sass in einem Winkel des Zimmers ein Mann da, der auch dem jungen Turgenjew wenig beachtenswerth erschien: mit einem altmodischen, allzuweiten Rock, zu kurzer Weste bekleidet, verlegen und unbehülflich vor sich hinsehend, dazwischen von Hustenanfällen geplagt, machte der Unbekannte einen entschieden plebejen Eindruck: trotz seiner klugen Augen sah er wie ein durch mühsames Selbststudium heraufgekommener ländlicher Hausdiener oder Kleinbürger aus. Diese unscheinbare Hülle barg einen merkwürdigen und bedeutenden Kern: der junge Unbekannte war der Viehhändler und Dichter Alexei Koljzow, ein lyrisches Talent, dessen Glanz und Reichthum selbst Puschkin die wärmste Anerkennung abgerungen hatte und das zwei hochsinnige und begeisterte Kunstfreunde und Schriftsteller, die Fürsten Wjäsemski und Ododjewski, eben entdeckt und in die literarischen Kreise der Hauptstadt eingeführt hatten. Koljzow, damals 28 Jahre alt und eben erst bekannt geworden, hatte seine Jugend in den Steppen des Gouvernements Woronesch hinter den Heerden seines Vaters zugebracht, durch Privatlectüre eine gewisse Kenntniss der russischen Literatur und der Elemente allgemeiner Bildung erworben und in Moskau durch Vermittelung eines dortigen Journalisten ein paar Gedichte drucken lassen, die sofort allgemeines Aufsehen erregten. Er war zum ersten Male in Petersburg, wohin geschäftliche Aufträge seines strengen Vaters ihn auf kurze Zeit geführt hatten und wo er zum ersten Male im Leben mit Trägern einer höheren Bildung in Berührung kam. Schüchtern und blöde sass der Sohn des Volkes in einem Kreise da, von dem er sich durch einen unermesslichen Abstand geschieden fühlte und dessen einzelnen Gliedern (den einzigen in dieser Gesellschaft gleichfalls ignoirten Turgenjew ausgenommen) er doch unendlich überlegen war. Der gutmüthige Pletnew forderte seinen Gast auf, eines seiner Lieder vorzulesen — Koljzow gerieth durch diese blosse Aufforderung in eine Verlegenheit, die ihn den ganzen Abend über nicht mehr verliess und die dem Gastgeber jede

Wiederholung seiner Bitte unmöglich machte. Als man Nachts um 12 Uhr aufbrach, forderte Turgenjew den kränklich aussehenden, beständig hustenden Fremdling auf, sich von ihm (er besass einen Schlitten) nach Hause bringen zu lassen. Koljzow willigte ein, legte einen armselig aussehenden Pelz an und wurde von seinem jugendlichen Protector an den Eingang des Gässchens geleitet, in welchem er seine Herberge genommen hatte; mit der Bescheidenheit des echten Genies äusserte er unterwegs, dass es ihm moralisch unmöglich gewesen sei, in einem Kreise, den Puschkin eben erst verlassen, seine Gedichte vorzulesen. — Auch Koljzow ist Turgenjew nicht wieder begegnet; der arme Dichter musste in die Viehställe seiner rohen, auf der tiefsten Stufe menschlicher Bildung stehenden Verwandten zurückkehren, Jahre lang den besten Theil seiner Kräfte der Erhaltung des väterlichen Geschäfts widmen und in der Blüthe der Jahre sterben, als er eben im Begriff war, die Fesseln, die ihn bisher gefangen gehalten, zu lösen, und aus dem Gouvernement Woronesch nach Petersburg überzusiedeln, wo er sich mit Hülfe eines kleinen Vermögens ausschliesslich literarischer Thätigkeit zu widmen gedachte (31. October 1842).

Derselbe Unstern, der über Turgenjew's Beziehungen zu Puschkin und zu Koljzow waltete, trat auch der Möglichkeit einer näheren Bekanntschaft mit L e r m o n t o w hindernd in den Weg. Reich und von vornehmer Abkunft lebte der damals 23jährige Dichter der „Gaben des Terek“, des „Novizen“ und des „Dämon“ als Offizier des Gardehusaren-Regiments und gefeierter Löwe in der exklusiven Gesellschaft Petersburgs, die der um vier Jahre jüngere, dem Treiben der Modewelt schon damals innerlich abgewendete Student nur gelegentlich und aus der Entfernung zu sehen bekam. Der berühmte Dichter gefiel sich darin, den eleganten Mann zu spielen, den gefeiertesten Schönheiten den Hof zu machen und die Manieren à la Lord Byron zur Schau zu tragen, welche in der Mode waren und bei keinem jungen Manne von gutem Ton fehlen durften. Turgenjew hat ihn immer nur auf Bällen und Maskeraden gesehen, wo er in glänzender hochrother Uniform, den mäch-

tigen Schlepptümel zur Seite, steif und kokett dasass, um sich von der Damenwelt verwöhnen und in Anspruch nehmen zu lassen. Auch in dieser Umgebung machte er den Eindruck eines bedeutenden, aber, wie Turgenjew versichert, nichts weniger als liebenswürdigen Menschen. Auffallend war besonders der ernste, melancholische Ausdruck der grossen dunkeln Augen, der zu der Jugendlichkeit der sonstigen Erscheinung und namentlich des Gesichts nicht stimmte, über dessen eigenthümlichen Zauber der selbstbewusste junge Weltmann aber ebenso genau Bescheid wusste, wie über die sonstigen Vorzüge seines Wesens: „diese Augen lachten nie, auch nicht, wenn er selbst lachte.“ — Lermontow's Geschick ist bekanntlich ebenso tragisch gewesen, wie das Koljzow's und Puschkin's: die beiden bedeutendsten Dichter Russlands traten in demselben Jahre von dem Schauplatz ihrer Thätigkeit ab. Wegen eines Gedichtes, das er auf den Tod Puschkin's geschrieben, wurde Lermontow im Jahre 1837 aus Petersburg verbannt und in den Kaukasus verschlagen, wo er, kaum 27 Jahre alt, am 27. Juli 1841 im Zweikampfe fiel, ohne die beiden Hauptstädte, in denen Turgenjew inzwischen lebte, je wieder betreten zu haben.

Von diesen Repräsentanten der älteren Schule hat keiner den Beginn der literarischen Thätigkeit des russischen „Meisters der Novelle“ erlebt. In der Blüthe ihrer Jahre waren Puschkin, Lermontow und Koljzow in's Grab gesunken, die überlebenden Repräsentanten der älteren Schule aber waren zumeist Männer, die den Aufgaben der neuen Zeit ein nur unvollständiges Verständniss entgegenbrachten oder zu den Tendenzen dieser Zeit in ausgesprochenem Gegensatz standen. Zweien dieser *patres minorum gentium*, wie er sie selbst nennt, hat Turgenjew Blätter seines Erinnerungsbuches gewidmet, vielleicht um anzudeuten, wie tief die zwischen dem alten und dem neuen Geschlecht befestigte Kluft war. Sagoskin, einer der typischen Repräsentanten des selbstzufriedenen „vormärzlichen“ Moskau, das sich an dem den höheren Ständen gegönnten beschränkten Behagen genügen liess und von den am Mark des russischen Lebens zehrenden Schäden Nichts

wissen wollte, und Shukowski, der Erzieher Kaiser Alexander's II. und gefeierte „romantische“ Hofpoet des Kaisers Nikolaus, waren alte Bekannte der Turgenjew'schen Familie, die der pietätvolle junge Dichter wiederholt aufzusuchen Gelegenheit hatte. Mit den freisinnigen Ideen der Zeiten Alexander's I. hatten diese Männer Nichts gemein. Shukowski's edle Natur hatte den Einflüssen des Hofes, an dem er seit einem Vierteljahrhundert lebte, nicht Stand zu halten vermocht. Sagoskin, Director der kaiserlichen Theater zu Moskau, Verfasser des einst vielbewunderten Romans „Juri Miloslawsky“ und fruchtbarer Komödienschreiber, huldigte einem altväterischen, selbst in dem Moskau der 40er Jahre für überwunden geltenden Patriotismus, der jede Kritik der gegebenen Zustände und jedes genauere Verhältniss zu westeuropäischem Wesen als Beleidigung des Nationalgeistes perhorrescirte und in dem „Mütterchen Moskau“ die ganze Welt sah. Dem jungen Geschlecht der Bewohner dieser Stadt war der alte, liebenswürdige Herr längst zu einer komischen Figur geworden, einerlei, ob dieses Geschlecht der Petersburger liberalen Richtung huldigte oder dem Kreise der russischen Romantiker (Slawophilen) angehörte, die in dem Hause von Sagoskin's altem Freunde Aksakow ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Gegen die russische Wirklichkeit, in welcher Sagoskin steckte, verhielten die Führer dieser neugebildeten Nationalpartei sich gerade so ablehnend, wie die liberalen Petersburger, denen Turgenjew sich angeschlossen hatte: von der grossen geistigen Umwälzung, welche die Beschäftigung mit den philosophischen Systemen Hegel's, Schelling's und der französischen Socialisten in der gebildeten russischen Jugend der dreissiger und vierziger Jahre hervorgebracht hatte, waren die naiven alten Herren, denen Loyalität und Patriotismus, Zufriedenheit mit den gegebenen Zuständen und nationale Gesinnung gleichbedeutende Begriffe waren, vollständig unberührt geblieben. — Selbst für eine so pietätvolle Natur, wie es die Turgenjew's war, erschien jeder Gedanke an eine Verständigung mit diesen Vertretern von vornherein ausgeschlossen. Dass die Sagoskin und Shukowski für ihre Zeit eine gewisse Bedeutung gehabt, liess er

bereitwillig gelten, von dieser Zeit selbst fühlte er sich durch eine tiefe Kluft geschieden. Zum vollen Bewusstsein der Unüberspringbarkeit derselben war der junge Dichter durch eine Bekanntschaft gebracht worden, die er im Sommer des Jahres 1843 gemacht hatte und die zu den erfolgreichsten seines Lebens gehörte. In den Moskauer Zeitschriften „Molwà“ und „Teleskop“ hatte sich seit dem Jahre 1839 ein junger Kritiker aufgethan, dessen Schärfe und Kühnheit selbst die fortgeschrittensten Schriftsteller des liberalen Petersburg mit Staunen erfüllte. Dieser Kritiker war der bereits erwähnte Wissarion Belinski, ein „wegen Unfähigkeit und Trägheit“ exmatriculirter ehemaliger Student der Moskauer Hochschule, neben Alexander Herzen und Gogol der einflussreichste aller unter der Regierung des Kaisers Nikolaus heraufgekommenen russischen Schriftsteller und in der Folge Turgenjew's intimer Freund und Berather. — Auf den eigenthümlichen, von mannigfachen Widersprüchen bewegten Bildungs- und Entwicklungsgang dieses merkwürdigen Menschen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Für uns genügt, dass der Belinski, den Turgenjew im Jahre 1843 kennen lernte, bereits ein fertiger Mann und der Vertreter eines durchaus neuen Standpunktes für die Beurtheilung der russischen Literatur und ihrer Aufgaben war. Obgleich von aufrichtiger Verehrung für Puschkin, Koltzow u. s. w. durchdrungen, war Belinski der Meinung, dass es noch gar keine russische National-Literatur gebe, die diesen Namen verdiene, und dass eine solche erst möglich sein werde, wenn für das russische Leben die Grundlagen einer freien und gesunden Entwicklung gewonnen worden. In diesem Sinne trat er dem Quietismus der russischen Pseudo-Classiker und dem Subjectivismus der um die Volksmassen unbekümmerten Romantiker der Puschkin'schen Schule ebenso energisch gegenüber, wie den Versuchen der Slawophilenpartei, die Verantwortlichkeit für die Schäden, an welchen das russische Volksthum krankte, auf die gewaltsame Einführung westeuropäischer Lebens- und Bildungsformen zu wälzen und in einer rein nationalen Entwicklung das Heil

zu sehen. Belinski's unaufhörlich wiederholte Mahnung, zunächst Hand an das wirkliche Leben zu legen, und die Meisterschaft, mit welcher er alle auf eine Täuschung über die russische Wirklichkeit hinauslaufenden Leistungen der sog. Classiker zersetzte, waren von um so grösserem Einfluss, als der Druck, der auf dem öffentlichen Leben seiner Zeit lastete, eine in der That unerträgliche Höhe erreicht hatte und die von ihm gepredigte pessimistische Schätzung aller bisher gewonnenen Resultate der russischen Entwicklung bei Allen, die es mit ihrem Vaterlande ernst meinten, Anklang und Zustimmung finden musste.

Auch auf Turgenjew's Entwicklung hat diese Trostlosigkeit der russischen Zustände des ancien régime einen starken und nachhaltigen Einfluss geübt. „Es war eine schwere, trübe Zeit angebrochen“, so schreibt er selbst über die Epoche seiner ersten poetischen Versuche (1842) und seines Verkehrs mit Belinski, „unsere junge Generation hat Nichts dem auch nur Aehnliches durchzumachen gehabt. Bestechlichkeit und Willkür standen in vollster Blüthe, die Leibeigenschaft ragte wie ein Fels empor, im Mittelpunkte des öffentlichen Lebens stand die Caserne, eine Justiz gab es nicht, man trug sich mit Gerüchten von der bevorstehenden Aufhebung der Universitäten (in der Folge begnügte man sich damit, den Bestand derselben auf je dreihundert Studirende zu beschränken), in's Ausland zu reisen war zur Unmöglichkeit geworden, vernünftige Bücher waren nicht zu haben, über alle sog. Gelehrten, insbesondere über die Schriftsteller hing es wie eine schwere, unheilverkündende Wolke, Denunciationen und Verdächtigungen waren unser tägliches Brot. Hatte man sich Vormittags damit beschäftigt, von der rothen Dinte des Censors entstellte Correcturbogen die vielleicht auf die Hälfte ihres ursprünglichen Inhalts gebracht worden waren, durchzusehen oder sich mit dem Censor, auf Auseinandersetzungen einzulassen und dessen irrepellable, vielleicht völlig sinnlose und noch dazu verletzende Wahrsprüche hinzunehmen und trat man dann auf die Strasse, so begegneten Einem die lebenswürdigen Gestalten der Herren Bulgarin und Gretsch (zweier Kritiker, die wegen ihres blinden

Hasses gegen alle wahren Talente und Alles, was nach freisinnigen Gedanken schmeckte, allgemein verhasst und verachtet waren, als besondere Günstlinge der Regierung aber das grosse Wort führen und sich allerlei sonst streng verpönte Freiheiten nehmen durften); diese Leute spielten die Generale und Vorgesetzten, sie durften unser Einen entweder zerzausen oder, was noch schlimmer war, loben und ermuthigen. Geschah es dann, dass man in Belinski's Wohnung schlenderte und dort den einen oder andern Freund fand, dass man sich in ein Gespräch „censurwidrigen Inhalts“ einliess (von eigentlicher Politik zu reden, kam uns nicht in den Sinn, denn das wäre allzu überflüssig gewesen), ja dann wurde Einem leichter um's Herz.“

Das waren die Eindrücke, welche Turgenjew's Jugend, die Zeit seines ersten poetischen Schaffens umgaben! Von Verhältnissen umgeben, welche jeden freien Aufschwung hemmten und als Verbrechen erscheinen liessen, von jeder Thätigkeit für die Wohlfahrt des Vaterlandes ausgeschlossen, waren die besten Männer der Nation darauf angewiesen, sich in unfruchtbaren Erörterungen von theoretischer Art zu verzehren. Belinski war der erste, der einen Ausweg zu finden wusste. Anscheinend war auch in seinen Schriften von dem Jammer der öffentlichen Zustände nicht die Rede. Zwischen den Zeilen seiner mit der Gluth verhaltener Leidenschaft geschriebenen ästhetischen und literargeschichtlichen Abhandlungen stand aber deutlich für Jeden, der lesen konnte, geschrieben, dass die Polemik des Recensenten nicht sowohl den mittelmässigen Romanen und Gedichten, die er eben vor hatte, als der Verkommenheit des Staates und der Gesellschaft galt, welche diese literarische Misère möglich gemacht hatten. — Dieser Zusammenhang der Dinge war es, der Belinski's Schriften ihre grosse und bleibende Bedeutung, ihren unwiderstehlichen Einfluss auf das junge Geschlecht bedingte, „unter welchem es sonst kein gemeinsames Band, kein gemeinsames Interesse gab, das in Schrecken und Erniedrigung gerieth, wenn sich auch nur eine Hand regte“. Zu dem, was er war und bedeutete, war Belinski, nicht sowohl durch die Ueberlegenheit seines Talents, als durch die

Reinheit seiner Gesinnung, die unbeugsame Entschiedenheit seines Charakters, den Muth und die Rücksichtslosigkeit geworden, mit welcher er seine Gesinnung zum Ausdruck brachte, obgleich er sich beständig unter dem Damoklesschwert der geheimen Polizei befand und während der letzten Jahre ganz genau wusste, dass man ihn nur mit Rechnung auf seinen nahe bevorstehenden Tod (er litt an der Schwindsucht) frei umhergehen liess. Seine aesthetischen Grundsätze waren nicht nur an und für sich disputabel, sondern schwankend und unklar, seine leidenschaftliche und enthusiastische Natur verwickelte ihn nicht selten in Widersprüche, seine Bildung war unvollständig, sein Charakter aber sicherte ihm ein entscheidendes Uebergewicht über seine gesammte Umgebung. „Belinski's Kenntnisse“, so lautet ein höchst bezeichnender Ausspruch Turgenjew's, „waren beschränkt, er wusste wenig; drückende Armuth, schlechte Erziehung, unglückliche Verhältnisse, frühe Kränklichkeit und die beständig waltende gebieterische Nothwendigkeit, für das tägliche Brot zu arbeiten, hatten ihn verhindert, eine gründliche und ausgebreitete Bildung zu erwerben; nur auf einzelnen Gebieten, z. B. dem der russischen Literatur und Literaturgeschichte war er gehörig beschlagen: ich möchte aber behaupten, dass diese Unvollkommenheit unter den gegebenen Umständen ein charakteristisches Kennzeichen, nahe eine Nothwendigkeit gewesen ist. Belinski war eine centrale Natur, mit seinem ganzen Wesen stand er im Herzen seines Volkes, verkörperte er dasselbe nach seinen guten und nach seinen schlechten Seiten. Ein wirklicher Gelehrter hätte in den 40er Jahren kein russischer Centralmensch sein, sich mit dem Boden nicht identificiren können, auf welchem und für welchen er wirken sollte, — zwischen einem solchen und unserem Volke wäre, weil die Interessen verschiedene sein mussten, keine Harmonie, vielleicht kein eigentliches Verständniss möglich gewesen. Kein Zweifel, dass Männer, welche ihren Zeitgenossen auf dem Gebiet der kritischen, aesthetischen und socialen Selbsterkenntniss vorangehen sollen, über den Durchschnitt hervorragen müssen: eine eigentliche Kluft darf zwischen

dem Führer und seinen Nachfolgern aber nicht aufgerichtet sein, die Nachfolge muss möglich bleiben. . . . Lessing, der Führer seiner Generation, der Repräsentant seines gesammten Volksthums sein sollte, musste ein Mann von nahezu Alles umfassendem Wissen sein, er war eine deutsche Centralnatur, aus der der Geist der gesammten deutschen Nation redete. Belinski musste, um in gewisser Rücksicht den Namen des russischen Lessing verdienen zu können, sein was er war, was er auch ohne einen reichen Bildungsschatz war. Es lässt sich nicht leugnen, er hat den älteren Pitt (Lord Chatham) gelegentlich mit seinem Sohn William Pitt verwechselt (wie Puschkin sagt, haben wir ja Alle nur „zufällig irgendwie und irgendwo“ Etwas gelernt) — um seinen Beruf erfüllen zu können, wusste Belinski aber genug. Nimmermehr hätte er mit solchem Feuereifer und solcher Hingabe, wie er gethan, für die Sache der Aufklärung eintreten können, wenn er nicht an sich selbst den Jammer schlechter Bildung erfahren hätte.“

Anfangs der vierziger Jahre war Belinski von Moskau nach Petersburg übergesiedelt. Hier lernte Turgenjew ihn kennen, und vier Jahre lang (von 1843 bis 1846) verbrachte er in einem um Belinski versammelten Kreise (dem u. A. auch Alexander Herzen zeitweise angehörte, die Wintermonate. Im Mittelpunkt des literarischen Interesses stand damals der Streit zwischen der europäisch-liberalen Schule (den sogenannten Occidentalisten, russisch Sapaducki) und den Moskauer Nationalen (Slawophilen), dessen wir bereits Erwähnung gethan haben. Dem äusseren, der Censur wegen sorgfältig gehüteten Scheine nach handelte es sich bei diesem Streite bloss um verschiedene Meinungen über das Verhältniss der russischen Literatur und Bildung zum europäischen Westen und zu der altrussischen Ueberlieferung, um einen rein literarischen und theoretischen Kampf: thatsächlich galt derselbe aber Problemen rein politischer und nichts weniger als harmloser Natur. Von Hegel'schen Kategorien ausgehend, waren die „Occidentalisten“ Vorkämpfer der radicalen Ideen Ruge's, Stirner's und der französischen Socialisten, für welche sie einen massgebenden Einfluss auf die Zukunft Russlands in Anspruch

nahmen, während die Slawophilen als Vorkämpfer der nationalen Idee, Befreiung des russischen Volksthum von dem angeblich aus dem Abendlande importirten Bureaukratismus und Despotismus verlangten und in dem Institut des ungetheilten Gemeindebesitzes eine Bürgschaft für eine Zukunft im Sinne des Socialismus zu besitzen meinten. Belinski, dem nicht nur die nationale Beschränktheit, sondern vor Allem die strenge, auf byzantinischen Traditionen fussende Kirchlichkeit der Slawophilen ein Gegenstand tief gewurzelter Abhängigkeit war, stand in den vordersten Reihen der europäischen Literaten. „Nicht nur weil er wusste, dass Westeuropa uns in wissenschaftlicher, künstlerischer und socialer Beziehung überlegen sei (so schreibt Turgenjew über seinen Freund), war Belinski ein Vorkämpfer westlicher Ideen: vor Allem war er von der Ueberzeugung durchdrungen, dass Russland zur Entwicklung seiner eigenen Kräfte und zur Herausforderung seiner eigenthümlichen Bedeutung die in Europa durchgearbeiteten Ideen in sich aufnehmen müsse. Seiner Auffassung nach konnten wir in den Besitz unserer Eigenart (auf welche er das höchste Gewicht legte) nur gelangen, wenn wir uns die Errungenschaften des westeuropäischen Lebens in einer unserer Natur und Geschichte entsprechenden, freien und kritischen Weise aneigneten. Er war echter Russe und Patriot und hing mit ganzer Seele an der Grösse und dem Ziel seines Vaterlandes, das er glühend liebte, — ebenso glühend liebte er aber Freiheit und Bildung und diese höchsten Interessen mit einander zu verschmelzen, war das Ziel, die Arbeit seines Lebens. . . . Derselbe Belinski, der für unsere Pseudo-Classiker und pseudo-nationalen Autoritäten keine Anerkennung besass und dieselben von ihrer Höhe herabriess, war im Besitz des feinsten Verständnisses für die russische Natur; klarer und feiner als irgend ein Anderer wusste er das zu erkennen und zu schätzen, was in der russischen Literatur wirklich eigenthümlich und bedeutend war. Niemand hat ein so scharfes, so delicates Ohr besessen, wie er, Niemand die Harmonie und Schönheit unserer Sprache so voll zu würdigen gewusst wie er.“ „Belinski war (so heisst es an einer

Stelle der Turgenjew'schen Aufzeichnungen) ein zugleich leidenschaftlicher und eminent wahrer und aufrichtiger Mensch. . . . Seiner Auffassung nach war die Kunst allerdings nicht nur der Kunst wegen da, wie das Leben nicht nur des Lebens wegen da ist. Er erkannte vollständig an, dass die Kunst eine in sich ebenso berechnigte Sphäre der menschlichen Thätigkeit bilde, wie die Wissenschaft oder der Staat. Aber von der Kunst wie von jeder anderen menschlichen Thätigkeit verlangte er vor Allem Wahrheit, lebendiger und im Leben bethätigter Wahrheit. Diesem einen Princip sollte Alles dienen, die Kunst, wie die Wissenschaft, jede in ihrer Weise, auf ihrem speciellen Gebiet. Er selbst wusste ganz genau, dass er nur auf einem künstlerischen Gebiete, dem der Poesie wahrhaft heimisch sei, er schweifete darum nie auf andere Gebiete hinüber; von der Malerei verstand er Nichts und für die Musik hatte er eine nur schwache Empfindung. . . . Ueber politische und sociale Fragen hatte er sehr bestimmte, scharf ausgeprägte Ansichten, er bewegte sich mit denselben aber nur auf dem Gebiet instinctiver Zu- und Abneigungen. Er wusste, dass an eine praktische Bethätigung und Durchführung dieser Ansichten nicht zu denken sei und selbst wenn sich die Möglichkeit dazu geboten hätte, wäre er sich dessen bewusst geblieben, dass ihm für eine politische Thätigkeit die gehörige Vorbereitung und das geeignete Temperament abgingen; bei dem ihm eigenthümlichen praktischen Sinne wusste er die Sphäre seiner Thätigkeit richtig abzugrenzen und zu beschränken. . . . Er hatte ein klares Bewusstsein davon, dass in der Entwicklung jedes Volks die literarische Epoche den übrigen Epochen vorhergehen müsse und dass nur, wenn diese gehörig durchgemacht und durchgelebt worden, an ein wirkliches Vorwärtsschreiten zu denken sei; er wusste, dass es die Aufgabe der Kritik sei, zuvörderst auf literarischem Gebiet das Falsche und Unwahre zu vernichten und die vorhandenen Erscheinungen zu analysiren — und das erkannte er als seinen speciellen Beruf. . . . Er war der „rechte Mann an der rechten Stelle“.

Der Einfluss, den Belinski nicht nur auf Turgenjew und

dessen Entwicklung, sondern auf seine gesammte Zeitgenossenschaft geübt hat, rechtfertigt die Ausführlichkeit, mit welcher wir auf diesen „russischen Lessing“ eingegangen sind. Sein Verhältniss zu dem Dichter, der ihm in den „Literatur- und Lebens-Erinnerungen“ ein so dankbares Monument errichtet hat, war ein höchst eigenthümliches. Trotz der engen Freundschaft, die zwischen beiden Männern bestand, und trotz des Uebergewichtes, das Turgenjew wegen seiner reiferen Bildung und genaueren Kenntniss der Hegel'schen Philosophie in gewisser Rücksicht besass (er hatte in Berlin studirt und wusste über das System des von Belinski hoch verehrten deutschen Philosophen sehr viel genauer Bescheid, als dieser selbst — B. war des Deutschen nur wenig mächtig), wurde Turgenjews poetische Begabung von Belinski nicht allzu hoch angeschlagen. „Nach dem ersten günstigen Empfang, den er meinen frühesten poetischen Versuchen*) hatte zu Theil werden lassen“, so berichtet Turgenjew selbst, „kühlte Belinski's Theilnahme für dieselben sich erheblich ab. Mit gutem Grunde nahm er Anstand, mich zur Fortsetzung des Weges zu ermuthigen, den ich mit meinen Gedichten eingeschlagen hatte. Ich verstand das vollkommen und nahm mir fest vor, der literarischen Thätigkeit Valet zu sagen. Nur auf dringende Bitte Panajews (der mit Belinski den „Sowremennik“ herausgab und dem es an Material zur Ausfüllung des ersten Heftes dieser Zeitschrift fehlte) entschloss ich mich, die Skizze „Chor und Kalinitsch“ im Jahre 1847 drucken zu lassen: den Titel „Aus dem Tagebuche eines Jägers“ hatte Panajew hinzugefügt, um die Ansprüche der Leser herabzustimmen. Der Erfolg dieser Skizze ermuthigte mich dazu, andere zu schreiben und zur Literatur zurückzukehren. Obgleich Belinski mit diesen in Prosa geschriebenen Arbeiten sehr viel zufriedener war, als früher mit meinen Versen, setzte er doch keine besonderen Hoffnungen auf mich. Die ersten Schritte junger Schriftsteller, bei welchen er Talent zu entdecken glaubte, pflegte

*) Es sind die (in Deutschland unbekannt gebliebenen) Gedichte „Parascha“ und „das Gespräch“ gemeint.

Belinski in zuvorkommendster Weise und mit liebenswürdigster Wärme zu unterstützen und zu ermuthigen — fernerer Versuchen derselben trat er aber gewöhnlich mit einer gewissen Strenge gegenüber, indem er ohne Rücksicht auf ihre Mängel hinwies und durchaus unparteiisch lobte und tadelte.“

Was Turgenjew hier berichtet, findet in Belinski's Briefen aus dem Jahre 1847 vollkommene Bestätigung. Nach Veröffentlichung der ersten vierzehn Skizzen „Aus dem Tagebuche eines Jägers“ schrieb Belinski einem seiner Freunde, er könne nicht verstehen, was die Leute veranlasse, aus dem „Lebedjan“ so viel Wesens zu machen. „Es ist das eine ganz gewöhnliche Erzählung und nach dem Lob, welches Sie derselben gespendet haben, will sie mir sogar ziemlich schwach vorkommen. Auch das „Himbeer-Wasser“ (in der neuen, bei E. Behre erschienenen deutschen Ausgabe „der Lauterquell“ überschrieben) hat mich nicht besonders erbaut, den „Stepuschka“ kann ich schlechterdings nicht verstehen. Was den „Kreisarzt“ anlangt, so habe ich kein Wort davon verstanden und muss ich mich allen Urtheils enthalten: meine Frau ist über diese Erzählung freilich in Entzücken gerathen — es ist das eben Frauensache! In den übrigen Erzählungen findet sich viel Gutes, manche Stellen sind sogar vortrefflich, im Allgemeinen aber kommen dieselben mir schwächer vor, als die früheren Skizzen (NB. Auf „Chor und Kalinitsch“ waren zunächst „Karatajew“, „Jermolai und die Müllerin“ und „Mein Nachbar Radilow“ erschienen); am Besten haben mir der „Wehrwolf“ und „der Tod“ gefallen.“ — Ebenso rückhaltslos sprach der berühmte Kritiker sich gegen den Dichter selbst aus, dem er u. A. schrieb: „Ihr „Karatajew“ ist gut, wenn er auch hinter „Chor und Kalinitsch“ weit zurückbleibt. Ich glaube, dass Sie entweder gar kein oder nur wenig rein schöpferisches Talent haben. Ihr Talent ist dem Dahls (Kosak Lugansky) verwandt, — das ist Ihr wahres Genre. . . . Den richtigen Weg zu finden, den Platz, an welchen man gehört, einzunehmen, darauf kommt für den Menschen Alles an, — dadurch macht man sich zu dem, was man eigentlich ist. Täusche ich mich nicht, so besteht Ihr Beruf darin, die

Erscheinungen des wirklichen Lebens zu beobachten und dieselben durch Ihre Phantasie gehen zu lassen und dann wiederzugeben, sich auf die Phantasie allein aber nicht zu stützen. Lassen Sie um Allah's Nichts drucken, was nicht dies und nicht das, d. h. was weder schlecht noch sehr gut ist. Der Totalität des Rufs geschieht damit entsetzlicher Abbruch. Ihr „Chor und Kalinitsch“ verspricht einen bedeutenden Schriftsteller — für die Zukunft.“

III.

Die Skizzen, über welche Belinski so geringschätzig gerurtheilt hatte, erschienen erst nach dem Tode des berühmten Kritikers, im Jahre 1852 gesammelt und in Buchform. Trotz der günstigen Aufnahme, welche den in den Spalten des Sowremennik veröffentlichten Proben zu Theil geworden war, hatte der Dichter selbst nicht erwartet, dass dieses Werk in der Geschichte seines Vaterlandes Epoche machen und in die Literaturen der meisten gebildeten Völker Europa's den Weg finden werde. Hatte Turgenjew doch nur die wechselnden Bilder zusammengestellt, welche in seiner Seele haften geblieben waren, da er als rüstiger Jäger Wald und Flur der heimathlichen Provinz durchstriefte. Die polemische Tendenz des „Tagebuchs“ tritt hinter der poetischen Absicht scheinbar ganz zurück; diese Skizzen zeigen den Verfasser als russischen Edelmann und Gutsbesitzer, der sich an der schlichten Schönheit russischen Landlebens genügen lässt, und statt im Staatsdienst der Sucht nach Orden und Titeln zu fröhnen, Land und Leute seiner Umgebung kennen zu lernen und zu verstehen sucht. Er macht den Leser mit den Geheimnissen der Jagd und des Waldes bekannt, er führt ihn in die Hütte des Bauern, des ländlichen Müllers und Freisassen, bei denen der von den Strapazen des Waidwerkes ermüdete Wanderer sein Nachtquartier nimmt, er zeigt ihm endlich die adeligen Nachbarn und Gevattern, die auf den Landsitzen seines Kreises walten, bald schlecht und recht nach der Väter Sitte, bald als Nachahmer der französischen Modeformen, welche

sie begünstigteren Nachbarn abgesehen. In engem Rahmen ist eine Fülle der verschiedensten Bilder und Ansichten zusammengefasst, werden Fragen der mannigfachsten Art aufgeworfen und angeregt. Unausgesprochen liegt freilich all' diesen mit feinem Natursinn und liebevollem Verständniss entworfenen Vedutten die schwermüthige Klage über die Verwahrlosung eines tüchtigen Volkes, die Verwilderung und Verwahrlosung derer zu Grunde, welche zu Führern desselben berufen. Packender ist die stille Resignation des von einem harten Herrn zu Boden geworfenen leibeigenen russischen Bauern niemals geschildert worden, als in jener tiefergreifenden Erzählung von dem Tode des Holzpächters Maxim Andrejewitsch, der von dem Baume erschlagen wird, mit dessen Fällung er eben beschäftigt ist. „Ja, merkwürdig stirbt der Russe“, lautet das Schlusswort dieses tief melancholischen Capitels, das durch die unvergleichliche Meisterschaft, mit welcher eine schwermüthige Natur und in derselben lebende freudlose Menschen in Eins zusammengefasst werden, die feinsten Saiten menschlicher Empfindung vibriren macht. Von einer anderen Seite wird der Einfluss uralter Slaverei auf den russischen Bauern, in der Schilderung Jermolais, gezeigt, des Jägers, der den Autor auf seinen Fahrten begleitet. Die Scene, in welcher dieser verwilderte, in das Leben des Waldes untergetauchte Mensch an einem neblig feuchten Frühlingsabend mit der Müllerin zusammentrifft, die nach kurzem Aufenthalt in der Culturwelt durch einen Machtspruch ihres Herrn in das Dorf zurückversetzt und an den dicken Müller verheirathet worden ist — athmet einen so eigenthümlichen Zauber, dass der Leser, auch wenn er niemals jenseit der Weichsel gewesen, den Herzschlag russischen Land- und Bauernlebens pochen zu hören glaubt. Die Klage über den Untergang der alten Bauernfreiheit, die sich noch in einigen Gegenden und in einigen begünstigten Kategorien erhalten hatte, kommt in der Erzählung „der Freisasse Owssänikow“ zum Ausdruck: es soll gleichsam gezeigt werden, was aus den russischen Bauern unter günstigeren und würdigeren Verhältnissen hätte werden können.

Das Complement zu diesen Federzeichnungen der bäuerlichen Existenz, die von Naturschilderungen begleitet sind, wie sie nur ein echter Dichter, ein wirklicher Kenner des Waldes und seiner Bewohner entwerfen konnte — bilden Schilderungen des adeligen Provinziallebens auf dem flachen Lande. Die harten und bornirten Landjunker, die ohne Ahnung einer höheren Bestimmung des Menschen ihre Tage dämmernd „zwischen Bim und Baum“ dahinschleppen, sind aus den Romanen Gogols ebenso bekannt, wie die europäisch gefirnissten Beamten und Officiere, die aus Petersburg oder Moskau kommen und von den Abfällen leben, die sie im Verkehr mit der grossen Welt gesammelt haben. Turgenjew lässt sich aber nicht daran genügen, diese bekannten Figuren in seine Aufzeichnungen zu verflechten, — mit Vorliebe verweilt er bei den feiner angelegten Naturen, die an dem Gegensatz zu Grunde gehen, in welchem ihre Bildung zu der ihrer Umgebung steht. Die in der russischen Literatur immer wieder aufgeworfene Frage nach dem Werth und der Bedeutung der westeuropäischen Bildung für die russische Gesellschaft wird hier in einer durchaus neuen, rein objectiven Weise behandelt. An dieser Bildung Antheil zu nehmen, erscheint dem Verfasser als das natürliche und berechtigte Bedürfniss jeder bedeutenderen und strebsameren Individualität — er verschweigt aber nicht, dass dieselbe auf russischer Erde zum grössten Theil unanwendbar wird, weil sie den Zusammenhang ihrer Jünger mit dem Volk und der natürlich gegebenen Umgebung zerreisst und in sehr zahlreichen Fällen die Thatkraft ihrer isolirten Vertreter lahm legt. Ausserhalb des Staatsdienstes war in dem alten Russland keine gebildete Thätigkeit denkbar, denn nirgend lief den einzelnen Functionen der Staatsmaschine eine entsprechende Strömung privater Arbeit parallel — für den Staatsdienst war aber verdorben, wer von den Früchten des westeuropäischen Erkenntnisbaumes gegessen und Gut von Böse zu unterscheiden gelernt hatte. — Zwei Figuren des Tagebuchs sind wegen ihrer Beziehung zu dem hier berührten Problem besonders interessant: der Gutsbesitzer Peter Petrowitsch Karatajew, der, nachdem er sein

halbes Leben unter Bauern verbracht, nach Moskau zieht, hier zum ersten Mal in das Theater kommt und als Theaterenthusiast in dem Strudel eines wüsten Künstler- und Schwelger-Lebens zu Grunde geht, und Wassili Wassiljewitsch, „der Hamlet des Schtschitgrow'schen Kreises“.

Schon die Art und Weise, in welcher diese merkwürdige Figur in die Erzählung eingeführt wird, ist höchst originell. Nach einem Diner in dem Hause eines ländlichen Nachbarn, der regelmässig ein Dutzend versimpelter Landjunker und alberner Provinzialstutzer bei sich versammelt, wird der Verfasser (Turgenjew führt sich immer direct in die Zustände ein, welche er schildert) Abends in das ihm bestimmte Schlafzimmer geführt. Ein anderer Gast, auf den er während des Mahles keine Acht gegeben, ist in dasselbe Gemach einquartiert und liegt bereits im Bett. Er beginnt ein Gespräch, auf das der Erzähler nur nachlässig eingeht; gereizt, setzt der Unbekannte sich in seinem Bett auf und sagt: „Ich will wetten, dass Sie mich für einen leeren Tölpel, für einen Steppenjunker ansehen. Sie antworten mir darum nur nachlässig — ich bin aber durchaus nicht das, wofür Sie mich halten.“

„Erlauben Sie —“.

„Nein, — erlauben Sie! Erstens spreche ich ebenso gut französisch wie Sie und deutsch sogar besser; zweitens habe ich drei Jahre im Auslande gelebt, in Berlin allein war ich acht Monate lang. Ich habe Hegel studirt, mein Herr, und kenne Goethe auswendig. Ausserdem war ich lange in die Tochter eines deutschen Professors verliebt. Freilich habe ich nachher in der Heimath ein schwindsüchtiges und kahlköpfiges Steppenfräulein geheirathet. . . . Ich bin kein Stepentölpel, wie Sie meinen, auch ich bin durch Reflexion wurmstichig geworden und Nichts in mir ist unmittelbar geblieben.“

Diese Worte, welche eine längere Beichte des „Hamlet von Schtschitgrow“ einleiten, sind in culturgeschichtlicher Rücksicht lehrreicher, als ganze Abhandlungen über russische Civilisation und deren Verhältniss zu deutscher und französischer Cultur. Die ganze Macht des natürlichen Uebergewichts occidentalener Bildung über das, was sich als russische

Civilisation brüstet, ist in einem einzigen Satz zusammengefasst: besser glaubt der obenhinbehandelte Unbekannte sich nicht empfehlen und als Nicht-Wilder ausweisen zu können, als indem er seine Kenntniss zweier fremder Sprachen und einen mehrjährigen Aufenthalt in Deutschland geltend macht! Er thut damit nur, was jeder Russe thut, der sich als Glied der gebildeten Gesellschaft, als Gentleman fühlt: die erste Bedingung der Gentilität ist der Nachweis, nicht nur Russe, sondern wesentlich Nicht-Russe zu sein und damit dem fremden Wesen ein Zugeständniss zu machen, von dessen Tragweite die Wenigsten eine Ahnung haben, gegen dessen Consequenzen der russische Nationalstolz sich seit lange hartnäckig sträubt. —

Und der Mann, der sich und seine Nation durch diese Prahlerie mit zufälligen Vorzügen blossstellt, ist durchaus kein gewöhnlicher Mensch. Der weitere Verlauf der traurigen Geschichte, welche der „Hamlet des Schtschitgrow'schen Kreises“ mit dem Bericht von seiner Sprachkenntniss und seinen ausländischen Reisen einleitet, enthüllt eine verpfuschte Existenz, „wie es ihrer Viele, und beinahe in jedem Kreise der vielen russischen Gouvernements einige giebt“. Wassili Wasiljewitsch ist ein strebsamer Jüngling gewesen, dem es in der Unwissenheit und Leerheit, unter welcher er aufgewachsen, sehr früh unheimlich geworden war. Vergebens sucht er die Moskauer Universität auf, um sich hier zu bilden und über sich selbst, Gott und die Welt ins Klare zu kommen. Er geräth in einen „gebildeten Cirkel“ der altrussischen Hauptstadt und wird durch diesen um alle Selbständigkeit, alle gesunde und natürliche Entwicklung gebracht. Dann reist er nach Deutschland, um wirkliche Studien zu treiben und die Culturwelt kennen zu lernen, aber er kann den Schlüssel nicht finden, der ihm den Eingang zu derselben schaffte. „Ich brauche Ihnen natürlich nicht zu sagen, dass ich vom eigentlichen Europa, dem wirklichen europäischen Leben und Treiben kein Härchen kennen lernte. Ich hörte die deutschen Professoren und las die deutschen Bücher am Ort ihrer Entstehung . . . darin bestand der ganze Unter-

schied gegen Russland. Ausserdem gab ich mich mit blödsinnigen Familien aus Pensa und anderen kornreichen Gouvernements ab, trieb mich in Kaffeehäusern umher, las Journale und ging Abends ins Theater.“ In die Heimath zurückgekehrt, weiss Wassili Wassiljewitsch Nichts mit sich und Nichts mit der mühsam erworbenen Bildung anzufangen. Auf seinem väterlichen Gute inmitten ungebildeter Nachbarn fühlt er sich wie ein Verbannter — er langweilt sich wie „ein eingesperrter junger Hund“ und die holden Zukunftsträume, mit denen er sich getragen, da er zum ersten Male wieder das heimathliche, von den Strahlen der untergehenden Sonne überglänzte Birkenwäldchen betreten — sie verwandeln sich bald in die alltäglichen Gespenster russischen Landlebens: Viehseuchen, rückständige Steuern und Subhastationen. Ausser Stande, dem Einerlei, das ihn täglich umgiebt, Stand zu halten, versinkt Wassili Wassiljewitsch allmählich in den Schlamm, der ihn bei der ersten Berührung so entsetzlich angewidert hatte — die Anläufe, welche er macht, um sich zu einem würdigeren Dasein emporzuarbeiten, werden immer kürzer und schwächer, der Nimbus, der ihn nach seiner Rückkehr aus dem Westen umgeben, schwindet. Wie Hans der Träumer schwankt er unter seinen robusten Kirchspielsgenossen umher — bis er schliesslich die reizlose, alternde Tochter eines armen Gutsbesitzers heirathet, er weiss selbst nicht warum. Mit seiner Landwirthschaft wird es immer schlechter, die geistlose Beschäftigung in einer Verwaltungsbehörde, mit der er es eine Zeit lang versucht, widert ihn an, die Nachbarn sehen den Mann, der in kein Verhältniss zu passen scheint, über die Achsel an, — so ist Wassili Wassiljewitsch zum „Hamlet des Schtschitgrow'schen Kreises“ geworden. Er selbst klagt, durch den Mangel an Selbständigkeit, Widerstandskraft und Initiative zu Grunde gegangen zu sein und deutet ziemlich verständlich an, dass diese in der weiblichen, wesentlich receptiven Natur des slawischen Stammes begründeten Eigenthümlichkeiten die Krankheit bilden, durch welche die Mehrzahl seiner gebildeten Volksgenossen für das wirkliche Leben unbrauchbar geworden.

Der gespenstische Schleier, der über den einzelnen Landschaftsbildern liegt, welche wir namhaft gemacht haben, ist über das ganze Buch gebreitet, das Turgenjews literarischen Namen begründete. Dem irgend scharfsichtigen Leser wird aber nicht zweifelhaft sein, dass nicht der Dichter für das düstere Colorit dieser Skizzen verantwortlich gemacht werden kann, sondern lediglich die Natur der geschilderten Zustände. Nirgend verräth sich eine Absicht, die die Unmittelbarkeit der gewonnenen poetischen Eindrücke gefährdete, im Gegentheil, die warme Liebe des Autors zu seiner Heimath, die Freude an jedem reinen Eindruck, an jeder gesunden Erscheinung russischen Lebens verklärt die dunkeln Bilder, welche uns vorgeführt werden. — Der Glaube an das russische Volk und die Liebe zu demselben sind es, welche das Auge des Beobachters für die Gebrechen der vaterländischen Zustände geschärft haben. Der Poet, nicht der Liberale protestirt gegen die Leibeigenschaft, die jedes fröhliche Aufstreben und jede gesunde Kraftentfaltung erstickt; dem aesthetischen Gefühl, nicht dem Nationalhochmuth des Dichters ist jene caricirte Nachahmung fremder, inhaltlos gewordener Formen ein Gräuel, die den gebildeten Russen zum Fremdling am heimischen Herde macht und die kritischen Gedanken, welche sich als Resultat der Wanderzüge des Jägers ergeben, werden nirgend direct ausgesprochen, kaum angedeutet.

Auf derselben Linie mit dem „Tagebuche eines Jägers“ steht die um dieselbe Zeit entstandene Novelle „Das adelige Nest“. Der Held derselben ist Feodor Iwanowitsch Lawrezky, ein reicher und edel denkender Gutsbesitzer, der aus Frankreich zurückkehrt und in der Stille seines Landsitzes den Frieden wiederfinden will, den ihm die Treulosigkeit seiner Frau, einer typischen Repräsentantin des herzlosen, ausgehöhlten Petersburgerthums geraubt hat. Er ist der Typus des modernen Russen, der sich aus der Barbarei seiner Väter herausgearbeitet hat und zum Europäer geworden ist, den aber das leidenschaftliche Bedürfniss nach Aussöhnung mit der Heimath und dem Volk, denen er durch seine Bildung entfremdet worden, in das Vaterland zurückführt, ohne dass

er zu einer Ausfüllung der Kluft, die er selbst aufgerissen, gelangen kann. Mit dem breiten Pinsel eines grossen Talents für die Charakteristik, werden die Gestalten der Vorfahren Lawrezky's hingeworfen. Der Urgrossvater zeigt noch die ganze Wildheit des selbstherrlichen, durch keine Rücksicht und Schranke gebundenen altmoskowitischen Bojaren, dem seine Bauern nur mit Furcht und Zittern nahen und den sie trotz seiner Härte und Grausamkeit doch gläubig verehren, weil er von ihrem Fleisch und Bein, ein echter Bojar ist. Der Grossvater ist bereits von den Einflüssen der europäisirten Neuzeit angefressen, an Rohheit und ungebändigter Leidenschaft giebt er dem Vater Nichts nach, es fehlen ihm aber das Selbstbewusstsein und die stille Grösse des alten Geschlechtes, er ist von seiner Umgebung abhängig und nimmt auf die Veränderungen, die sich rings um ihn vollzogen haben, Rücksicht. Aeusserem Prunk und unwürdigen Schmarotzern zu Liebe bringt er einen beträchtlichen Theil seines Vermögens durch, ohne dabei wirklich freigebig zu sein.

Sein Sohn, des Helden Vater, ist in Petersburg von einem emigrirten Abbé erzogen worden, trägt einen blauen englischen Frack, eine Frisur à la Titus, spielt die Flöte und schwärmt für Voltaire, Diderot und die Menschenrechte. Mit dem Vater, in dessen Haus er als Jüngling zurückgekehrt ist, kann er sich nicht vertragen, da dieser ihn beständig seiner Weichlichkeit und Geziertheit wegen verspottet. Aus langer Weile verführt er das schöne, leibeigene Kammermädchen seiner Mutter. Als der Vater ihm darüber eine Scene macht, erklärt er, das Mädchen heirathen zu wollen; um den Alten zu kränken und zugleich durch eine energische That zu bekunden, dass er ein wahrer Jünger Rousseau's, wie wirklicher Apostel der Menschenrechte sei, führt der eitle Schönredner diesen Vorsatz aus — wenige Wochen später hat er Weib und Kind verlassen, um nach Petersburg und von dort als Attaché der russischen Gesandtschaft nach London zu gehen. Sechs Jahre später, nachdem der Tod der Mutter das Herz des strengen Vaters geschmolzen, kehrt der Attaché als vollständiger Anglomane zurück, um an der Erziehung seines

Sohnes zu experimentiren und das ererbte Vermögen, trotz seiner Vorliebe für die Nationalökonomie und „System in allen Dingen“, herzlich schlecht zu verwalten. — Aus diesem Stamme erwachsen, hat Feodor Lawrezky, der Held des „adeligen Nestes“, von Jugend auf mehr traurige, als frohe Tage erfahren, durch die Treulosigkeit seiner Frau ist er um alle Lebenslust und Thatkraft gebracht. Nach vieljährigem Aufenthalt in Paris kehrt er in das verödete Vaterhaus zurück; von den eigenen Dienern kaum erkannt, verbirgt er sich als heimathloser Eremit auf der Scholle, die seine Wiege gewesen. Der verwilderte, in seiner eigenen Ueppigkeit erstickende Garten, der unter seinem Fenster liegt, an dessen Blütenfülle sich vielleicht noch nie ein menschliches Auge bewusstermassen erfreut hat, ist ihm das Abbild der eigenen zwecklosen und monotonen Existenz, ein Symbol des russischen Lebens. „So bin ich denn auf des Flusses tiefstem Grunde angelangt!“ klagt es in seiner schmerzlich bewegten Brust, „zu jeder Zeit steht das Leben hier stille und kennt es keine Eile. Wer in diesen Zauberkreis getreten, muss sich seinen Gesetzen blindlings unterwerfen.“ So vergehen Tage, Wochen, Monate in bewegungsloser Eintönigkeit, nirgend auch nur das leiseste Windeswehen, das des stockenden Lebens unbemerkliche Wellen „kräuselnd bewegte“. Endlich erhält Feodor die Nachricht, dass seine Frau in Paris gestorben sei — er athmet wieder auf — bis die Todesbotschaft sich als Irrthum herausstellt und die Heuchlerin unter das Dach des beleidigten Gatten zurückkehrt, um ihr früheres Leben fortzusetzen. In der benachbarten kleinen Stadt leben die einzigen Menschen, an denen Lawrezky Antheil nimmt, Lisa, das stille, ernste Mädchen, in dessen Seele der eigenthümlich russische Hang zur Askese und schwermüthigem, religiösem Mysticismus lebt und das, von seltsamer Gewissensangst gepeinigt, ins Kloster geht, nachdem sich herausgestellt, dass des geliebten und liebenden Lawrezky Weib noch lebt — und Christoph Gottlieb Lemm, der alte deutsche Clavierlehrer aus Sachsen. Das liebevolle, feinsinnige Verständniss, mit welchem Turgenjew die verfehlte Laufbahn des in die russische Wild-

niss verschlagenen deutschen Musikers darstellt, die überströmende Empfindung, mit welcher die freudlose, krankhaft verinnerlichte Existenz eines aus seinem natürlichen Boden gerissenen pudeldeutschen Kunstenthusiasten geschildert wird, zeugen von einer Vertiefung in die Eigenthümlichkeiten der deutschen Natur, wie sie in gleicher Weise kaum einem zweiten Nichtdeutschen gelungen. Nur einem echten, von reinem Humanitätsgefühl erfüllten Künstler konnte es möglich sein, das Wesen einer fremden Individualität so bis in die feinsten Fasern zu erfassen.

IV.

Dass ein Kritiker, der Turgenjews wahrer Bedeutung so wenig gerecht zu werden wusste, wie Belinski in den beiden oben mitgetheilten Briefen, nichtsdestoweniger auf den Dichter des „Jägertagebuchs“ den nachhaltigsten Einfluss zu üben vermochte, ist vornehmlich aus den eigenthümlichen Verhältnissen zu erklären, unter welchen diese beiden Männer in Beziehung traten. Von allen Eindrücken, die Turgenjew während der Jahre seines Werdens empfangen hatte, war der der Verwerflichkeit der ihn umgebenden, auf die Unfreiheit von zwanzig Millionen Menschen gegründeten politischen Zustände offenbar der stärkste und tiefgehendste gewesen. Der wahrhaftigen Natur des jungen Dichters widerstrebte es ebenso, sich über die wahre Lage seines Vaterlandes zu täuschen, wie selbstisch aus dem Elende desselben in die Idealwelt zu flüchten und den Kämpfen seiner Zeit den Rücken zu wenden. Da die Gründlichkeit der Bildung, die er im westlichen Europa und namentlich während seiner Berliner Studienjahre empfangen, ihn unfähig machte, in den Kreis der wesentlich von Selbsttäuschungen lebenden Moskauer Nationalpartei zu treten, so war die Gemeinschaft mit den patriotischen, wenn auch einseitigen jungen Männern, die sich um Belinski gesammelt hatten, so zu sagen das Einzige, was übrig blieb. Turgenjew war sicher, in diesem Kreise das zu finden, was ihm am höchsten stand, Lauterkeit der Gesinnung und selbst-

lose Hingabe an die humanen Ziele, deren Erreichung es vor Allem galt. In der Hauptsache wusste er sich mit Belinski und dessen Freunden einig und schon die Gemeinsamkeit des Gegensatzes, in welchem man sich zu der gegebenen Ordnung der Dinge und der auf der Oberfläche derselben herrschenden Richtung befand, bedingte, dass man über die übrig bleibenden Differenzen hinwegsah. Obgleich Turgenjew selbst keine Andeutung darüber giebt, ob und bis zu welchem Grade er sich dieser Verschiedenheiten während der Zeit seines Verkehrs mit Belinski bewusst geworden, scheint uns die Annahme nahe zu liegen, dass er dem von dem geistreichsten Kritiker und energischsten russischen Patrioten seiner Zeit vertretenen Standpunkte mehr als eine relative Berechtigung nicht zugestanden, sondern sich in einer Anzahl der wichtigsten aesthetischen und ethischen Fragen seine eigene Meinung vorbehalten habe. Mag immerhin eingeräumt werden, dass Belinski „der rechte Mann an der rechten Stelle gewesen sei“ — ein Mann von der aesthetischen Feinfühligkeit des Verfassers des „Jägertagebuchs“ konnte nicht wohl verkennen, dass der Masstab seines Freundes ein einseitiger und beschränkter sei: Turgenjews poetische Begabung für eine zweifelhafte anzusehen und um dieselbe Zeit den grobschlachtigen Realisten Dostojewski wegen der tendenziösen Erzählung „Arme Leute“ bis zu den Sternen erheben und über Herzens „Dr. Krupow“ in Entzücken zu gerathen, konnte doch nur die Sache eines Mannes sein, dem die Erreichung bestimmter praktischer, an und für sich höchst löblicher, aber ausserhalb des Rahmens der Kunst liegender Ziele über Alles ging.

Wie dem immer gewesen — während der vierziger Jahre stand Turgenjew entschieden unter dem Einfluss des Belinski'schen Kreises, welchem Herzen, Panajew, Botkin, Nekrassow und verschiedene andere, später als Führer des Jungrussenthums bekannt gewordene Schriftsteller angehörten. Turgenjews persönlichen Beziehungen zu Belinski werden wir noch wiederholt zu begegnen haben — dass das „Tagebuch“ in doppelter Rücksicht zu den Tendenzen in Beziehung stand, welche für das Stigma der „europäischen“ Partei galten,

wissen wir bereits: die Absicht dieses Buches war darauf gerichtet, die Leibeigenschaft, d. h. eine der Nachtseiten der russischen Wirklichkeit zu bekämpfen — der Geist, der dasselbe erfüllte, war ein entschieden europäischer, d. h. er stand im Gegensatz zu dem nationalen Dünkel der Slawophilen, nach deren Auffassung die russische Unfreiheit immer noch besser und aussichtsvoller war, als die europäische Freiheit, und nicht der Orient vom Occident, sondern der Occident vom Orient das Heil und die Erleuchtung zu erwarten hatte. Auf diesen Punkt ist entscheidendes Gewicht zu legen, nicht nur, weil derselbe für unseres Dichters Bildungsgang höchst bezeichnend ist, sondern weil die „occidentale Richtung“ auf Turgenjews gesammte spätere Entwicklung seiner äusseren und seiner inneren Lebensschicksale bestimmend eingewirkt hat. Die Stellung zu der sog. nationalen Frage ist einmal das Schiboleth, an welchem die Gesinnungsgenossen in Russland einander erkennen: daran, dass Turgenjew sich ein für allemal und trotz zahlreicher, für einen patriotischen Dichter doppelt schwerer Versuchungen für die Sache des „Westens“ entschied und dieser durch sein Leben treu blieb, hat sein persönliches Verhältniss zu dem eingefleischtesten und prononcirtesten aller Occidentalisten sicher einen bedeutenden Antheil gehabt.

Dies Verhältniss kommt um so mehr in Betracht, als der Gegenpartei, dem Slawophilen-Lager, gerade in den vierziger Jahren eine nicht geringe Anzahl entschiedener Talente und höchst liebenswürdiger und anziehender Menschen angehörte und der Gedanke liebevoller Hingabe und Vertiefung in das heimische Volksthum für einen Dichter von der Art Turgenjews an und für sich ausserordentlich starke Anziehungskraft haben musste. Ob Turgenjew zu dem eigentlichen Generalstabe der Slawophilen-Partei, den Aksakow, Kirejewski etc., Beziehungen gehabt, ist aus seinen Aufzeichnungen nicht zu ersehen, da die von ihm angekündigte Absicht, Charakteristiken dieser Männer zu schreiben, bis jetzt unausgeführt geblieben ist. Dafür nahm ein Schriftsteller, der zu den Anhängern dieser Partei gezählt zu werden pflegte, in Turgenjews Schätz-

ung bereits damals die erste Stelle ein: Nikolai Gogol, der Verfasser der „Todten Seelen“, des „Revisor“ und des „Tarass Bulba“.

Gogols Stellung in der russischen Literaturgeschichte kann als bekannt vorausgesetzt werden. Wir begnügen uns damit, in Kürze zu recapituliren, dass das Talent dieses merkwürdigen Menschen, der in seiner heroischen Erzählung „Tarass Bulba“ eine wahrhaft homerische Kraft bewiesen hatte, sich, nachdem es zur Reife gekommen, humoristisch-satirischen Schilderungen des russischen Provinzial- und Kleinlebens zuwendete, die Zustände des kleinen, in faulem Dämmern dahin lebenden Landadels, die Corruption und Vergnüglichkeit des Beamtenthums und seines Proletariats, endlich die Eigenthümlichkeiten der wesentlich russisch gebliebenen, von westeuropäischen Einflüssen nur oberflächlich berührten Mittelklasse, mit einer Kühnheit, Schärfe und Treue schilderte, die Alles hinter sich liess, was auf diesem Felde früher geleistet worden. — Von dem Sturm des Beifalls, den diese Schilderungen hervorriefen, wurden selbst die Bedenklichkeiten und der Argwohn der Regierung mit fortgerissen. Schonungsloser und bitterer war diese Regierung noch nie angegriffen worden, so direct hatte noch Niemand zu wagen behauptet, dass die gesammte Bureaukratie aus einer Bande von Betrugern und Hohlköpfen bestehe, als es Gogols „Revident“ (Revisor) thut, ein fünfactiges Lustspiel, das die Zustände einer Provinzialstadt schildert, deren spitzbübische Beamte in einem durchreisenden Bummler einen geheimen „Revidenten“ entdeckt zu haben glauben, diesem ihre Schurkenstreiche bekennen, und ihn zu bestechen versuchen. Desselben Autors grösseres Werk, der Roman „Die todten Seelen“, war hauptsächlich gegen den provinziellen Landadel gerichtet, dessen einzelne Typen in den Gutsbesitzern gegeisselt werden, welche der Collegienrath Tschitschikow aufsucht, um von ihnen „todte Seelen“ zu kaufen. Schon der Vorwurf dieses Romans war eine Provocation gegen den Schlendrian des herrschenden Systems, wie sie kühner und ergötzlicher kaum gedacht werden kann. Zur Zeit der Leibeigenschaft bestand

der Gebrauch, dass die steuerpflichtigen Individuen alle zehn Jahre gezählt wurden. Für die innerhalb der Zählungsperiode verstorbenen Leibeigenen zahlte der Gutsbesitzer bis zur nächsten Zählung die Steuern weiter, dieselben galten officiell für noch lebend, während die inzwischen geborenen Kinder nicht gezählt wurden und steuerfrei blieben. Ausserdem bestand ein Gesetz, welches dem Gutsbesitzer das Recht gab, seine Leibeigenen bei der Bank zu verpfänden; für jede „männliche Seele“ erhielt er 300 Rubel. — Auf diese beiden Einrichtungen gründet Tschitschikow, der Held des Romans, den Plan zu einem grossartigen Betrüge. Er reist im Lande umher und kauft todte Seelen, d. h. Bauern, die seit der letzten Zählung verstorben sind, lässt dieselben auf ein werthloses Grundstück überschreiben, das er zum Eigenthum erworben, und verpfändet sie sodann bei der Bank. Die Charakteristik der einzelnen Gutsbesitzer und Beamten, welche sich bei diesem Geschäft als Verkäufer und Vollzieher der Kaufcontracte betheiligen, ist mit unvergleichlicher Meisterschaft ausgeführt und bietet zu einer Fülle der ergötzlichsten Situationen Veranlassung. Ihr Verfasser war sofort nach der Veröffentlichung der ersten Stücke dieses Buches der populärste und anerkannteste russische Dichter geworden. Ueber das Geheimniss des grossen Erfolgs, den der Dichter der „Todten Seelen“ erzielt hatte, waren Regierung und Publikum sich freilich nicht klar geworden. Und doch lag dieses Geheimniss für Jeden, der genauer zusah, auf flacher Hand. Gogols Humor ruht auf dem dunkeln Grunde eines tiefen und leidenschaftlichen Schmerzes über das sittliche Elend der Zustände, mit deren köstlichen Schilderungen er das Zwerchfell seiner Leser erschüttert. Statt mit souverainer, wahrhaft künstlerischer Freiheit über seinem Gegenstande zu stehen, bleibt der Dichter an den Verhältnissen haften, die er in ihrer Jämmerlichkeit und Verruchtheit blossgelegt hat — die Tendenz seines Buches ist nicht sowohl auf die Ergötzung des Lesers, als auf dessen sittliche Entrüstung gerichtet, der Dichter will helfen und reformiren, nicht nur schildern und belustigen. Wiederum war es die politische Tendenz des Autors, welche

in erster Reihe zündend wirkte, die Aussicht, durch seine Satire eine Besserung der gegebenen Zustände herbeigeführt zu sehen, die ihm von allen Seiten Verehrer, Jünger und Nachahmer zuführte.

Als Turgenjew den Verfasser der „Todten Seelen“ näher kennen lernte (October 1851), stand dieser längst auf der Höhe seines Ruhms und hatte er bereits mit Anfällen jenes krankhaften Mysticismus zu kämpfen, dem er wenige Monate später zum Opfer fiel und der ihm sein eigenes Thun, insbesondere seine Polemik gegen die Schäden des russischen Lebens, als schwere Verirrung und als revolutionären Abfall von den geheiligten Traditionen russischen Volksthums erscheinen liess. Turgenjew hatte den berühmten Dichter bereits während seiner Petersburger Studentenzeit, im Jahre 1835, häufig gesehen, merkwürdigerweise ohne zu wissen, dass der Dichter der wenig früher erschienenen und sofort Aufsehen erregenden „Abende im Meierhof bei Dichanka“ mit dem Professor der Geschichte Herrn „Gogol-Janowski“ identisch sei. Dieser Professor war in den Augen der studirenden Jugend eine Art von komischer Figur gewesen. „Von je drei Vorlesungen pflegte er mindestens zwei zu versäumen, erschien er einmal auf dem Katheder, so geschah das gewöhnlich nur, damit er einige Bemerkungen vor sich hinmurmelte und in Stahl gestochene Abbildungen aus Palästina und anderen Gegenden vorwies — und immer wieder in Verwirrung gerieth. Wir waren sammt und sonders überzeugt, dass dieser Professor von Geschichte schlechterdings nichts wisse und dass er mit dem gleichnamigen Novellisten nichts gemein habe. An den Prüfungen in den historischen Wissenschaften nahm er nur als schweigender Zuschauer Theil; während der Professor Schulgin statt seiner examinirte, sass er, das Gesicht mit einem grossen schwarzen Tuch verbunden, in trostloser Verlegenheit da; die Empfindung davon, dass er nicht an dem richtigen Platz sei und dass er eigentlich eine komische Figur abgebe, war bei Gogol lebhaft genug, um ihn noch in demselben Jahre seinen Abschied nehmen zu lassen.“

Die Begegnungen, welche Turgenjew sechszehn Jahre

später mit dem berühmtesten russischen Humoristen seiner Zeit hatte, war wenig erquicklicher Natur und mag ihn in seiner Abneigung gegen die Moskauer Nationalpartei und deren grosse und kleine Propheten erheblich bestärkt haben. Gogol nahm den Verfasser des „Jägertagebuches“ ausserordentlich freundlich auf, machte demselben aber einen entschieden krankhaften Eindruck, der dadurch erhöht wurde, dass Gogol sofort mit seinen eigenthümlichen „christlich-conservativen“ Ideen heraustrückte, u. A. das Institut der Censur in seinen Schutz nahm und sich aufs Bitterste darüber beklagte, dass man ihm wegen seines angeblichen Abfalles von den liberalen Ideen vielfach Vorwürfe gemacht habe; das sei völlig unbillig, er habe sich stets zu christlichen und streng-conservativen Principien bekannt, er könne und werde das beweisen u. s. w. Und dabei holte der Verfasser des „Revisor“ (der furchtbarsten Satire auf das russische Beamtenthum alten Stils und auf dessen conservative Grundlagen, welche jemals geschrieben worden) ein Bändchen mit alten, völlig unbedeutenden Aufsätzen hervor, aus welchem er vorzulesen begann. — Gogols apologetischer, durch den krankhaften Zustand seines Nervensystems und seiner Gemüthsverfassung gesteigerter Eifer hatte einen sehr concreten Grund: er wusste, dass Turgenjew mit dem (inzwischen seit mehreren Jahren verstorbenen) Belinski und mit Alexander Herzen befreundet war und dass gerade diese Männer ihn wegen seines „Abfalles“ aufs Heftigste angegriffen hatten, obgleich sie zu den enthusiastischsten Verehrern seines Talenten gehörten. — Unter solchen Umständen und angesichts der tiefgehenden Meinungsverschiedenheit, welche die beiden hervorragendsten Dichter des modernen Russland von einander trennte, war an ein engeres Verhältniss derselben nicht zu denken. Turgenjew kehrte gegen das Ende des Jahres 1851 wieder nach Petersburg zurück, während Gogol in Moskau blieb, um den letzten schweren, vergeblichen Kampf gegen den Dämon eines schliesslich zum Wahnwitz gewordenen Mysticismus zu kämpfen: am 4. März/20. Februar 1852 wurde er verhungert vor den Heiligenbildern gefunden, vor denen er Tage lang knieend da-

gelegen. Die Kunde von diesem grauenhaften Ende eines der glänzendsten Talente, welche Russland je besessen, erfüllte Turgenjew (der sie einige Tage später bei Gelegenheit einer Versammlung im Adelsaale zu Petersburg durch den Schriftsteller Panajew erhielt) mit tiefem Schmerz — einem Schmerz, der nicht nur dem Verstorbenen selbst, sondern noch mehr den Verhältnissen galt, unter welchen derselbe zu Grunde gegangen war. Unter dem ersten Eindruck dieses Schmerzes schrieb er einen kurzen Aufsatz, der einige Tage später in der „Moskauer Zeitung“ stand und den wir wörtlich mittheilen, weil derselbe auf Turgenjews Lebensgang bedeutsamen Einfluss gehabt hat.

„Brief aus Petersburg“.

(„Moskauer Zeitung“ vom 13. März. No. 32.)

„Gogol ist todt“ — diese drei Worte werden jedes russische Herz erschüttern. Der Verlust, den wir erlitten haben, ist so herb, so unermesslich, dass es für uns schwer hält, an denselben zu glauben. Grade in dem Augenblick, wo wir darauf rechnen konnten, dass er sein langes Schweigen brechen, dass er unseren ungeduldigen Erwartungen entsprechen werde, ist diese verhängnissvolle Nachricht eingetroffen. Ja, er ist todt, dieser Mann, den einen grossen zu nennen uns der Tod das Recht, das traurige Recht gegeben hat, dieser Mann, dessen Name eine Epoche in der Literatur bezeichnet, dieser Mann, auf den wir stolz sind als auf eine unserer höchsten Zierden. Dahin gerafft in der Blüthe seiner Jahre, auf der Höhe seiner Kraft gestorben, gerade wie die herrlichsten seiner Vorgänger, denen auch nicht gegönnt gewesen ist, ihr begonnenes Werk zu vollenden! Wie eine neu empfangene Wunde alte Narben aufreisst, so erneuert dieser Verlust den Kummer über die Verluste, die uns durch den Hingang dieses Edlen zugefügt worden. Von seinen Verdiensten zu reden, ist hier weder der Ort, noch die Zeit, — es wird das die Aufgabe der Kritik der Zukunft sein. Hoffen wir, dass diese Kritik ihrer Aufgabe gerecht werden und über ihn das unparteiische, von Liebe und Verehrung erfüllte Urtheil fällen werde, mit welchem Leute seiner Art von der Nachwelt beurtheilt

zu werden pflegen. Kritischen Amtes haben wir hier nicht zu warten, wir wollen nur einen Widerhall des Kammers abgeben, der rings um uns Alles erfüllt. Wir wollen Gogol nicht beurtheilen, sondern ihn beweinen, ruhig vermögen wir von ihm jetzt nicht zu reden: einem thränenerfüllten Auge erscheint auch das geliebteste und bekannteste Antlitz nur verschwommen. An dem Tage, an welchem Moskwa ihn begräbt, haben wir ihr die Hand reichen, uns in dem Gefühl gemeinsamen Leides mit dieser Stadt vereinigen wollen. Ein letztes Mal auf seine entseelten Züge zu schauen, ist uns nicht vergönnt gewesen, wir haben ihm darum aus der Ferne einen Abschiedsgruss senden, wir haben mit andächtigen Gefühl die Gabe unseres Schmerzes und unserer Liebe auf das frische Grab legen wollen, in welches eine letzte Handvoll heimathlicher Erde zu werfen uns nicht gegönnt gewesen ist.

Der Gedanke, dass sein Staub in Moskau ruhen soll, erfüllt uns mit einer gewissen schmerzlichen Befriedigung. Möge er dort, möge er im Herzen Russlands ruhen, das er so tief verstanden, so glühend geliebt hat, dass nur leichtfertige oder kurzsichtige Menschen in jedem seiner Worte den Hauch dieser Liebe nicht verspürt haben können. Der Gedanke, dass die letzten, reifsten Früchte seines Genius für uns verloren sein sollten, würde uns schwer zu fassen sein, — das Gerücht von der angeblichen Vernichtung derselben haben wir zu unserem Schrecken vernommen.

Ob es wohl Leute geben mag, denen diese unsere Worte übertrieben oder völlig unangemessen erscheinen? Der Tod hat eine reinigende und versöhnende Gewalt, selbst an gewöhnlichen Gräbern pflegen Verleumdung und Hass, Neid und Missverständniß zu verstummen; an dem Grabe Gogols werden sie Nichts zu sagen haben. Welcher Platz in unserer Geschichte seinem Namen auch allendlich angewiesen werden mag — wir sind überzeugt, dass Jedermann mit uns ausrufen wird:

Friede seiner Asche! Ewiges Gedächtniß seinem Leben, ewiger Nachruhm seinem Namen.

In dem Petersburg von 1851 gab es nicht nur Leute, welche diese Zeilen „übertrieben oder unangemessen“ fanden, sondern auch solche, welche sie für verbrecherisch und strafbar hielten. Wegen dieses Aufsatzes wurde Turgenjew zu vier Wochen polizeilicher Haft und zu zweijähriger Verbannung auf sein im Orel'schen Gouvernement belegenes Gut verurtheilt. Er berichtet darüber selbst das Folgende: „Ich hatte diesen Artikel einem der in Petersburg erscheinenden Journale zugesendet. Grade damals war die Censur aber seit einiger Zeit besonders streng geworden. Dergleichen Censur-Crescendos traten sehr häufig ein — Gründe dafür vermochte der private Beobachter ebenso wenig ausfindig zu machen, wie etwa für die periodische Zunahme der Sterblichkeit während grosser Epidemien. Es vergingen mehrere Tage, ohne dass mein Aufsatz gedruckt wurde. Als der Redacteur des Journals mir auf der Strasse zufällig begegnete, fragte ich ihn nach dem Grunde der Verzögerung. Er antwortete mir allegorisch: „Sehen Sie doch nur, wie abscheulich das Wetter ist — an dergleichen ist nicht ein Mal zu denken.“ „Aber der Aufsatz ist doch völlig unschuldig“, erwiderte ich. „Unschuldig oder nicht“, gab der Redacteur zur Antwort, — „es ist ein Mal befohlen, dass Gogols überhaupt nicht gedacht werden soll. Man kann es hier nicht verwinden, dass Sakrewski (der damalige General-Gouverneur von Moskau) bei seiner Beerdigung im Andreasbände erschienen ist“. — Einige Tage darauf schrieb ein Moskauer Freund mir einen Brief voller Vorwürfe: „Gogol ist todt und kein einziges Journal hat bei Euch in Petersburg davon Act genommen. Dieses Schweigen ist geradezu schimpflich!“ In meiner Antwort deutete ich — freilich nur in Kürze — die Gründe dieses Schweigens an und legte meinen verbotenen Artikel quasi als Belegstück dem Briefe bei. Mein Freund präsentirte denselben dem Curator des Moskauer Lehrbezirks General Nasimow, als höchstem Chef der dortigen Censur und dieser bewilligte den Abdruck in der „Moskauer Zeitung“. Darüber verging der halbe März — am 16. April aber wurde ich wegen Ungehorsams und Ver-

letzung der Censurvorschriften zu einem Monat Polizeiarrest und zweijähriger Verbannung auf das Land condemnirt. Ich will keine Anklage gegen die damalige Regierung erheben. Der damalige, jetzt verstorbene Curator des Petersburger Lehrbezirks, Mussin-Puschkin hatte — ich weiss nicht aus welchen Gründen — diesen Vorgang als directen Ungehorsam von meiner Seite bezeichnet und den höheren Regierungs-Instanzen gegenüber angegeben, er habe mich persönlich davon in Kenntniss gesetzt, dass der Abdruck meines Aufsatzes durch das Censur-Comité nicht gestattet worden. Die Wahrheit ist, dass ich Herrn Mussin-Puschkin mit keinem Auge gesehen, niemals mit ihm verhandelt hatte. Dass die Regierung der Aussage eines so hochgestellten Beamten Glauben beimass, ist natürlich nicht zu verwundern.“

Dass unser Verfasser diesem schmachvollen Gewaltacte die beste Seite abzugewinnen sucht (er führt weiter aus, die über ihn verhängte Haft sei ihm in der Folge von grossem Nutzen gewesen), macht ihm die höchste Ehre. Mag immerhin ein Irrthum oder eine absichtliche Unwahrheit Mussin-Puschkins im Spiel gewesen sein (dieser Mann galt für eines der gefügigsten und rohsten Werkzeuge des alten Systems) — Thatsache bleibt, dass man officiell das Gedächtniss des gefeiertsten russischen Dichters seiner Zeit in den Augen der Nation herabsetzen wollte und dass man in Turgenjew nicht nur den Verfasser eines diesen Intentionen zuwiderlaufenden Zeitungsartikels, sondern zugleich den Schriftsteller treffen wollte, der der Leibeigenschaft ein unaustilgbares Brandmal auf die Stirn gedrückt, eine sträfliche Theilnahme für zwanzig Millionen seiner Volksgenossen bekundet hatte. Deutlicher als durch irgend etwas Anderes wird der in den „massgebenden Kreisen“ von 1851 herrschende, jeder wahrhaft volksthümlichen Regung feindliche Geist durch den nachstehenden, von Turgenjew selbst berichteten Zug gekennzeichnet:

„Eine sehr hochgestellte Dame in Petersburg erklärte gelegentlich, dass sie die über mich verhängte Strafe für un- verdient, unter allen Umständen für allzu streng und hart

halte. Aber (wurde ihr zur Antwort gegeben) Sie wissen nicht, „dass er in dem incriminirten Artikel Gogol einen grossen Mann genannt hat“. „Das kann nicht sein.“ „Ich versichere Sie, es ist so.“ „Dann freilich“, gab die vornehme Dame schliesslich zu, „dann habe ich Nichts weiter zu sagen; je regrette, mais je comprends qu'on ait du sévir.“ In dem Russland von damals, wo Einer das Recht in Anspruch genommen hatte, für 60 Millionen Mensch zu sein, konnte und durfte es ausser diesem „Einen“ keine „grossen“ Männer geben, galt es für Hochverrath, von solchen zu sprechen. — Innerhalb der gesammten herrschenden Classe hatte nur ein Mann, der jetzige Kaiser, den Muth, abweichender Meinung zu sein: auf seine persönliche Veranlassung wurde das über Turgenjew verhängte Verbannungsurtheil nach einigen Jahren wieder aufgehoben.

V.

Zwischen den bisher besprochenen Abschnitten von Turgenjews Leben lagen verschiedene ausländische Reisen, die für Bildung und Entwicklungsgang des Dichters von erheblicher Bedeutung gewesen waren. Seiner in den Anfang der vierziger Jahre fallenden Berliner Studienzeit ist bereits Erwähnung geschehen; die damals empfangene Anregung zu eingehenderer Beschäftigung mit Hegelscher Philosophie, deutscher und französischer Literatur, war als Grund davon bezeichnet worden, dass der Dichter trotz der leidenschaftlichen Heimathliebe, die ihn erfüllte, von der nationalen Einseitigkeit seiner Zeitgenossen frei blieb und dass er sich in dieser Rücksicht eine Unbefangenheit wahrte, wie sie kaum ein anderer hervorragender russischer Schriftsteller der neueren Zeit bewiesen hat. Nicht sowohl auf äussere Verhältnisse, als auf Turgenjews Persönlichkeit ist zurückzuführen, dass er auch von einer andern weitverbreiteten Zeit-Krankheit, von jenem Radicalismus politischer Anschauungen frei blieb, den das alte russische System systematisch dem Geschlechte eingimpft

hatte, das unter seinem Druck emporgekommen war. Dass der Verfasser des „Tagebuchs“ nicht nur die Leibeigenschaft, sondern das gesammte auf dieselbe gegründete „conservative“ Régime entschieden verurtheilte und einen Umschwung in liberalem Sinne sehnlich lebhaft herbeiwünschte, versteht sich von selbst; ebenso selbstverständlich war, dass während der Zeit der unbedingten Herrschaft dieses Régime alle Gegner desselben eine compacte Masse bildeten, dass zwischen Gemässigten und Radicalen keine Unterscheidung bestand, so lange die Einen wie die Anderen proscribirt und unter das Damokles-Schwert der „dritten Abtheilung“ (der politischen Polizei) gestellt waren: trotz ihrer inneren Gegnerschaft sahen sich während dieses Zeitabschnittes selbst Slawophilen und Occidentalisten als Verbündete in dem Kampfe gegen den Despotismus an! Nos amis les ennemis, pflegte Alexander Herzen damals die Führer der gerade von ihm bis aufs Messer bekämpften Moskauer Nationalpartei zu nennen. — Turgenjew stand während dieser Periode seines Lebens mit einer grossen Anzahl ausgesprochener Radicaler in enger Beziehung: Belinski, Herzen, Panajew u. s. w. gehörten zu den Personen, die er in Petersburg täglich zu sehen pflegte, in Berlin hatte er mit Michael Bakunin intim verkehrt. Demgemäss verstand sich von selbst, dass er auch während seiner zweiten, bald nach Veröffentlichung der ersten „Tagebuch-Skizze“ unternommenen Reise vielfach mit Männern verkehrte, die in politischer Hinsicht extremen Anschauungen huldigten: für den gebildeten Russen, der in den Tagen des Kaisers Nikolaus nach Deutschland oder Frankreich reiste, verstand sich eigentlich von selbst, dass er seine Hauptaufmerksamkeit den Interessen und Personen zuwandte, die in der Heimath verpönt waren. Dass Turgenjew, der viele Jahre im Auslande lebte, den Druck des alten Systems seinem ganzen Umfang nach empfand, der nie Politiker von Fach gewesen und gerade darum Grund gehabt hätte, sich ohne Weiteres seinen Freunden anzuschliessen, — den Kopf frei behielt und selbst in Zeiten allgemeiner Ueberschwenglichkeit und Ueberstürzung seiner Abneigung gegen Radicalismus und revolutionäres Gebahren

entschiedenen Ausdruck gegeben hat, kann ihm darum nicht hoch genug angerechnet werden. Gesundheit des Urtheils und angeborener Adel der Natur scheinen bei ihm Hand in Hand gegangen zu sein und ihm möglich gemacht zu haben, Künstler zu bleiben, wo Alles danach angethan schien, ihn in eine Bewegung fortzureissen, die — von allem Uebrigen abgesehen — jede Fähigkeit zu poetischem Schaffen im Keim zerstört hätte.

Schon aus diesem Grunde gewährt Turgenjews zweite im Jahre 1847 unternommene Reise ein besonderes Interesse. Er war fast unmittelbar nach Veröffentlichung der Skizze „Chor und Kalinitsch“ ins Ausland gereist, hatte als nächster Zeuge die grosse Bewegung von 1848 mitgemacht und die Mehrzahl der Erzählungen des „Tagebuchs“ in dem von den gewaltigen Stürmen des Revolutionsjahres bewegten Paris geschrieben, u. A. den Juniaufstand aus nächster Nähe mit angesehen. Bevor wir uns den auf diese Katastrophe bezüglichen Blättern des „Erinnerungsbuches“ zuwenden, sei einer Episode aus dem Jahre 1847 Erwähnung gethan, bei welcher Turgenjew selbst mit besonderer Vorliebe verweilt: die Unterstützung grossmüthiger Freunde hatte seinem, bereits seit Jahren an tuberculösen Leiden dahinsiechenden, geliebten Belinski eine Reise ins Ausland möglich gemacht und mit diesem verbrachte Turgenjew mehrere Sommermonate in Salzbrunn, wo der Kranke (anfangs mit Erfolg) die Cur brauchte. — Wunderbar genug! der glühende Vorkämpfer occidentalischer Ideen, der Mann, dem seine Moskauer Gegner jede nationale Gesinnung abgesprochen, den sie einen blinden Anbeter des Westens gescholten hatten, wusste sich in den Culturländern, deren Sache er so leidenschaftlich verfochten, schlechterdings nicht zurechtzufinden! Schon aus Berlin, wo er sich drei Tage lang aufgehalten, hatte der berühmte „Occidentalist“ einem Petersburger Freunde geschrieben, er taue zum Reisenden nicht und komme aus dem Unbehagen nicht heraus. Dieses Unbehagen nahm während des Verlaufs der ganzen, mehrmonatlichen Reise beständig zu, obgleich Turgenjew sich des unbehülflichen, weder des Deutschen noch des Französischen

gehörig mächtigen Freundes auf das Liebreichste annahm und (wie dieser selbst sagte) „seine Wärterin“ spielen musste. In Dresden wurde Belinski durch eine zufällige Begegnung mit der berühmten Sängerin Mme. Viardot, die sich auf das Liebenswürdigste, aber in französischer Sprache nach seinem Befinden erkundigte, in eine Verlegenheit versetzt, die ihn zum Genuss der in der Gallerie aufgehäuften Kunstschatze unfähig machte; der Sinn für bildende Kunst war in ihm überhaupt so wenig entwickelt worden, dass er sich zu der Behauptung versteigen konnte, „die Sixtinische Madonna sei eine aristokratische Dame, eine Czarentochter, ein idéal sublime du comme il faut, nicht die Mutter eines christlichen Gottes“, und dass er Vergleiche zwischen dieser unvergleichlichen Gestalt und dem aristokratischen Kunstideal Puschkins aufstellte! Ebenso liessen ihn, der sein Leben auf der grossen sarmatischen Ebene abgesponnen hatte, die Schönheiten der sächsischen Schweiz kalt. „Ich bin bald zu Fuss gegangen, bald geritten, und endlich in einer Sänfte getragen worden“, schrieb er über diese gemeinsam mit Turgenjew unternommene Excursion, „ich habe eine herrliche Natur angeschaut, grossartige und reizende Landschaften bewundert, und schliesslich doch Langeweile empfunden, denn ich besitze die entsetzliche Fähigkeit, mich an Neues nur allzurasch zu gewöhnen. Es kam mir schon am ersten Tage vor, als hätte ich all' diese Herrlichkeiten Jahre lang gekannt und mich an denselben gerade so überdrüssig gesehen, wie an einem sauren Rettig.“ — In Salzbrunn war Belinski vornehmlich damit beschäftigt, Gogol in einem ausführlichen Sendschreiben wegen der reactionären Richtung, welche dieser einzuschlagen begonnen hatte, Vorstellungen zu machen — von seiner Umgebung nahm er kaum Notiz. „Er war“, bemerkt Turgenjew, „so durch und durch Russe, dass er ausserhalb Russlands wie ein Fisch in der athmosphärischen Luft umkam.“ — Von Salzbrunn ging Belinski über Köln und Brüssel nach Paris, um sich in die Behandlung eines Pariser Charlatans, Tiras de Malmore, zu begeben, der ihm von Petersburg her empfohlen worden war. Hier traf er mit Alexander Herzen,

seinen Freunden Botkin und Sasonow und mit Turgenjew zusammen, der ihn in Salzbrunn verlassen hatte. — Trotz der Gunst dieser Umstände, der zeitweisen Besserung seines Befindens und des herrlichen Augustwetters, das er geniessen durfte, wusste der wunderliche „Occidentalist“ aber auch an der Metropole der Ideen, aus welchen er einen Cultus gemacht, — kein dauerndes Interesse zu gewinnen. Der erste Eindruck war freilich ein berauschender gewesen („Ich, dem nicht einmal die Berge Kaukasiens auf den ersten Blick genug gethan hatten, — ich fühlte, dass Paris all' meine Erwartungen, all' meine Träume übertraf“), — auf die Dauer hielt derselbe aber nicht vor. Belinski brachte es nicht einmal dazu, die Stadt seiner „Träume“ leidlich kennen zu lernen, und schien sehr viel mehr mit kritischen Speculationen über die russische Literatur, als mit den Wundern seiner neuen Umgebung beschäftigt zu sein. „Ich erinnere mich“, erzählt Turgenjew, „dass Belinski bei dem ersten Anblick der Place de la Concorde die Frage an mich richtete, ob dieser Platz nicht zu den schönsten der ganzen Welt gehöre. Auf meine bejahende Antwort sagte er kurz: „Nun gut, ich weiss das jetzt — basta“ und begann ein Gespräch über Gogol! Als ich ihm weiter bemerkte, dass zur Zeit der ersten Revolution auf diesem Platze die Guillotine gestanden habe und dass Ludwig XVI. hier hingerichtet worden sei, sah er rings um sich herum, stiess ein kurzes „Ah“ aus und spielte das Gespräch auf die Hinrichtungsscene in Gogols „Tarass Bulba“ hinüber. Belinskis geschichtliche Kenntnisse waren höchst ungenügende und aus diesem Grunde konnte er für die Orte, an denen die grossen Ereignisse des westeuropäischen Lebens sich vollzogen hatten, kein besonderes Interesse haben. Da er die Sprachen des Auslandes nur sehr unvollkommen beherrschte, war er von der näheren Bekanntschaft mit den Bewohnern derselben ausgeschlossen, seinem ganzen Wesen und Charakter nach aber nicht dazu angethan, den neugierigen Müssiggänger zu spielen, und an dem blossen Zugucken der „Babauderie“ Genüge zu finden. Musik und bildende Kunst lagen ihm, wie erwähnt, fern ab und das, was für viele unserer

Landsleute den Hauptreiz von Paris bildet, widerstrebte seinem reinen, fast asketischen moralischen Gefühl. Und endlich — er war müde und abgESPANNT und hatte nur noch wenige Monate zu leben.“*)

Die Ausführlichkeit der vorstehenden (übrigens nur zum Theil Turgenjews Aufzeichnungen entnommenen) Mittheilungen macht weitere Ausführungen über den einflussreichsten der Freunde unsres Dichters und über den Kreis, der ihn während der entscheidenden Jahre seines Lebens umgab, überflüssig. Was zur Erklärung und Entschuldigung der Einseitigkeit und Beschränktheit von Belinskis Bildungs- und Anschauungskreis angeführt wird, macht die Sache für den westeuropäischen, mit den Voraussetzungen russischen Lebens unbekanntem Leser eigentlich nur noch unverständlicher als sie an und für sich ist, wird aber zugleich geeignet sein, unsere Achtung vor Turgenjews innerer Selbstständigkeit und seinem sittlichen Ernst zu erhöhen. Auf Rechnung dieses sittlichen Ernstes ist zu setzen, dass er trotz der Ueberlegenheit seiner Bildung und der Unbefangenheit seines Urtheils an den Männern festhielt, von denen er wusste, dass sie die redlichsten und selbstlosesten Patrioten ihrer Zeit seien und dass sie mit der Begeisterung für diese Sache der Freiheit und Bildung ihres Volks wahrhaft wirklich Ernst machten. Es gilt das ebenso von dem Verhältniss Turgenjews zu Belinski, wie von seinen Beziehungen zu Herzen, der an Bildung und Universalismus Belinski entschieden überragte, dessen politischer Fanatismus aber noch sehr viel einseitiger und massloser war, als der des berühmten Kritikers. Obgleich Iskander-Herzens Name in den Turgenjewschen Aufzeichnungen nur selten vorkommt, wissen wir, dass der Dichter, der der russischen Revolutions-Partei zur Zeit ihrer grössten Erfolge im „Rauch“ und in den „Vätern und Söhnen“ das Bild ihrer verzerrten Züge warnend und strafend entgegenhielt — mit dem Oberhaupt der russischen

*) Belinski kehrte im Spätherbst 1847 nach Petersburg zurück und starb daselbst am 19. Juni 1848 nach einem qualvoll verbrachten Winter an der Schwindsucht.

Emigrationspartei Jahre lang in der freundschaftlichsten Weise verkehrte. — Wahrscheinlich durch Herzens Vermittelung kam Turgenjew während der Zeit seiner zweiten Reise auch mit westeuropäischen Emigrations- und Revolutionsmännern vielfach in Berührung. Die Schilderung des Juniaufstandes von 1848 die in der (unseres Wissens unübersetzt gebliebenen) Skizze „Die Unsrigen haben mich gesendet“ enthalten ist, lässt darauf schliessen, dass Turgenjews Beziehungen zu einzelnen dieser Männer zeitweise ziemlich intime gewesen sind und dass er es nicht verschmäht hat, auch die socialistische Bewegung genau und nach ihren Lichtseiten zu studiren, bevor er sein Urtheil über dieselbe bildete und zum Abschluss brachte. — Was ihm in den Augen der grossen Mehrzahl seiner Landsleute zum Vorwurf gereichte, dass er mit der russischen Revolutions-Partei, der er innerlich nie angehört hatte, auch äusserlich brach, als dieselbe im russischen Leben zu einer wirklichen Macht geworden und an den Einzelnen die Verpflichtung herangetreten war, sich für oder wider dieselbe zu erklären — das wird Turgenjew in der Meinung der deutschen Freunde seiner Muse nur zur Ehre gereichen können. Er hat dieses Bekenntniss mit einer wenigstens theilweisen Einbusse der grossen Popularität bezahlen müssen, die er sich durch seine früheren Schriften erworben hatte. Das grosse Publicum hatte zwischen dem Dichter, der Namens der Menschenwürde und Humanität gegen das alte System Protest erhoben hatte und den fanatischen Männern, welche an die Stelle dieses alten ein neues terroristisches System aufrichten wollten, keinen Unterschied zu machen gewusst, und aus Turgenjews Theilnahme an dem von den Belinski, Herzen, Bakunin u. s. w. geführten Kriege gegen den altväterischen Despotismus auf seine absolute Uebereinstimmung mit diesen Parteiführern schliessen zu dürfen geglaubt. — Der Vollständigkeit wegen sei bemerkt, dass ein grosser Theil von Turgenjews Aufzeichnungen über Belinski gegen die weitverbreitete Auffassung gerichtet ist, als seien die jung-russischen Radicalen und Nihilisten die wahren geistigen Erben und Testaments-Vollstrecker dieses Kritikers gewesen und als

sei er (Turgenjew) von den Traditionen seines Freundes abgefallen. — Die Frage, ob dem so ist oder nicht, hat für uns ein nur sehr untergeordnetes Interesse: weder ist Belinski uns eine Autorität, noch können wir annehmen, dass der von ihm so schief beurtheilte Verfasser des „Tagebuchs“ sich seinem Einfluss jemals gefangen gegeben habe. Für die Beurtheilung der beiden Männer und ihrer gegenseitigen Beziehungen bleibt aber nichts desto weniger interessant, dass die von Belinski gespielte Rolle bedeutend genug gewesen ist, um noch fünfundzwanzig Jahre, nachdem derselbe von der Lebensbühne abgetreten, Gegenstand einer lebhaften literarischen Controverse zu sein.

VI.

Seit der in den fünfziger Jahren erfolgten Beseitigung der Schranken, welche früher ausländischen Reisen russischer Staatsangehöriger im Wege standen, hat Turgenjew seinen dauernden Wohnsitz ausserhalb der Grenzen seines Vaterlandes genommen. Nachdem er früher viele Jahre lang in Baden-Baden gelebt, ist er neuerdings nach Paris übersiedelt, alljährlich aber auf einige Monate in seine Heimath gegangen, um mit dieser die Fühlung zu behalten. Ueber diesen im westlichen Europa verbrachten Theil seines Lebens giebt der Verfasser der „Literatur- und Lebens-Erinnerungen“ nur einzelne Andeutungen; ausführlicher sind nur zwei Abschnitte desselben behandelt, ein längerer in Rom genommener Aufenthalt von 1857, und die Entstehung des 1860 begonnenen, 1862 in der Zeitschrift „Russki Wesstnik“ veröffentlichten Romans „Väter und Söhne“.

Auf seiner italiänischen Reise von 1857 trat Turgenjew zu einem Manne in nähere Beziehung, der in der Geschichte und Tradition der russischen Kunst eine höchst eigenthümliche Rolle gespielt und seiner Zeit auch die Aufmerksamkeit deutscher und italiänischer Künstlerkreise erheblich in Anspruch genommen hat. Dieser Mann war der 1806 geborene,

in der Petersburger Akademie ausgebildete und dann nach Rom übergesiedelte Maler Alexander Andrejewitsch Iwanow — Signor Alessandro, wie er in der Stadt hiess, in der er nahezu zwanzig Jahre gelebt hatte und in der Turgenjew ihn kennen lernte. Im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner damaligen Kunst- und Landesgenossen war Iwanow von leidenschaftlicher Abneigung gegen die modern-realistische Richtung in der Kunst und gegen den seit Brüllow (dem Maler „des Untergangs von Pompeji“) in Russland Mode gewordenen Cultus grober Effecte und schaalere Aeusserlichkeiten erfüllt. Seiner ganzen Anlage nach eine grübelnde, nach Innen gerichtete, wahrhaft künstlerische Natur, von feinem Verständniss für das wahrhaft Schöne und Bedeutende erfüllt, grossartig und geistreich in der Auffassung, gewissenhaft und treu in der Arbeit, vermochte Iwanow es zu künstlerischer Vollkommenheit doch nicht zu bringen, weil ihm das eigentlich darstellende Talent fehlte — und weil er diesen Mangel selbst ahnte. Nahezu die Hälfte der beiden Decennien, die er in Italien verlebte, hatte er an der Ausführung eines Bildes gearbeitet, das in Russland zu einer Berühmtheit geworden war, längst ehe es vollendet worden; er selbst war von jeder Selbstüberhebung frei und durchaus gesund in seinem Urtheil. Anfangs Overbeck leidenschaftlich ergeben, hatte er sich von diesem abgewandt, als der berühmte deutsche Meister hinter Raphael zurückgehen und der Manier Perugino's folgen zu müssen geglaubt hatte. Dann hatte Iwanow die klassische Periode des cinque cento zum Gegenstande eingehender Studien gemacht und endlich das grosse Werk seines Lebens, das Gemälde „die Erscheinung Christi“ begonnen. Die Einleitung zu diesem Unternehmen — und das ist für Iwanow, den Ernst seines Strebens und die mehr speculative als eigentlich künstlerische Richtung seines Geistes höchst bezeichnend — hatten theologische Studien gemacht. Dem russischen Maler war ein deutsches Buch in die Hand gefallen, von dessen Einfluss er sich nicht wieder frei machen konnte: Strauss' Leben Jesu. Von dem Gedanken erfüllt die Straussische Auffassung der Person des

Stifters des Christenthums zur Grundlage seiner Darstellung zu machen, ging er an die Arbeit. Dann stiessen ihm Bedenken darüber auf, ob er Strauss wohl richtig verstanden habe, und zur Lösung dieser Zweifel kam er auf ein Auskunftsmittel höchst eigenthümlicher Art. Er reiste unter Aufopferung eines grossen Theils seiner höchst bescheidenen Geldmittel nach Deutschland, um den berühmten Gelehrten persönlich um seine Meinung zu fragen und ihn zu ersuchen, behufs Besichtigung des nach seiner Auffassung gemalten Christusbildes nach Rom zu kommen! — Nach Iwanows eigenem Bericht hat Strauss den wunderlichen Gast, der mit dieser Zumuthung in sein Studirzimmer trat, wahrscheinlich für einen Wahnsinnigen gehalten. Da Iwanow weder deutsch noch französisch sprechen konnte, wurde die Unterhaltung von seiner Seite italienisch, von Strauss' Seite lateinisch geführt; Iwanow konnte nur sehr wenig Latein, Strauss war ein ebenso schwacher Italiener und so mag die ganze Unterhaltung sich vornehmlich — in gegenseitigen Missverständnissen bewegt haben. — In sein römisches Atelier zurückgekehrt, versenkte sich Iwanow für ein Jahrzehnt so vollständig in seine Aufgabe, dass die übrige Welt für ihn aufzuhören schien und dass er schliesslich das Urtheil über sich selbst und sein Werk verlor, unaufhörlich an demselben besserte und änderte, ohne zum Abschluss gelangen zu können. — Trotz seiner Neigungen für die Strauss'sche Auffassung des Christenthums ging durch Iwanows Wesen ein eigenthümlich mystischer Zug. „Die jahrelange Absonderung von der Welt und von anderen Menschen, die Beschränkung auf sich selbst und auf einen unablässig verfolgten, unverändert festgehaltenen Gedanken“, (so urtheilt Turgenjew) „hatten dem Wesen Iwanows einen eigenthümlichen Stempel aufgedrückt. Er hatte etwas Mystisches und zu gleicher Zeit Kindliches, etwas Tiefsinniges und dabei Possirliches an sich; er erschien rein und offen und dabei doch wieder versteckt und, ich möchte sagen, schlau. Auf den ersten Blick erschien er uns höchst misstrauisch, zurückhaltend und von einer halb finstern, halb abwartenden Schüchternheit, sobald er sich aber an uns ge-

wöhnt hatte (Turgenjew reiste mit W. P. Botkin, dem nächsten Freunde Belinski's zusammen), entfaltete sich seine weiche Natur. Er konnte über den kleinsten Scherz lachen, über die einfachsten Dinge in Erstaunen gerathen, über zufällig gebrauchte scharfe Ausdrücke förmlich erschrecken und dann wieder Aussprüche thun, deren Klarheit und Reife von der unermüdlchen Thätigkeit eines bedeutenden Kopfes zeugten. Wie der grösste Theil unserer russischen Künstler hatte Iwanow eine nur sehr oberflächliche Bildung erhalten, deren Vervollständigung er sich indessen auf das Eifrigste angelegen sein liess. Ueber die antike Welt hatte er sich nach Kräften unterrichtet und im Interesse seiner künstlerischen Zukunftspläne namentlich assyrische Alterthümer eingehend studirt; die Bibel und in's Besondere die Evangelien, konnte er auswendig . . . An Literatur und Politik nahm er keinen Antheil, sein ganzes Interesse war den Fragen zugewandt, die sich auf die Kunst, auf Moral und Philosophie bezogen. Als man ihm einst ein Heft geschickt gezeichnete Caricaturen gesendet und er dieselben still und in sich versunken durchgesehen hatte, richtete er sich plötzlich auf und sagte: „Christus hat nie gelacht.“

Was Turgenjew über seine Bekanntschaft und sein römisches Zusammenleben mit Iwanow berichtet, hat für Nichtrussen kaum Interesse; desto merkwürdiger ist, was er über die Rolle berichtet, welche Iwanows Arbeiten in der russischen Kunst- und Literaturgeschichte gespielt haben: wir gehen auf diese Rolle näher ein, weil dieselbe dem deutschen Leser einen ausserordentlich lehrreichen Einblick in die Menschen und Verhältnisse gewährt, mit denen Turgenjew zu rechnen hatte und von denen er während eines grossen Theils seines Lebens umgeben gewesen ist. — Obgleich ein höchst mässiger Techniker (böse Zungen behaupteten, das Colorit der „Verklärung Christi“ sei zufolge unaufhörlicher Uebermalungen schliesslich grün geworden) war Iwanow doch der erste russische Maler seiner Zeit, der ein gewisses Compositionsvermögen, mit tieferer Auffassung der Kunst und erstem idealem Streben verband und zu wirklichen

Hoffnungen berechtigte. Schon die Hingebung, mit welcher er zehn Jahre lang immer an einem und demselben Bilde arbeitete und sich trotz gewisser, diesem Werk von allen Seiten zugesprochener Vorzüge nicht zufrieden gab, contrastirte mit der Schnellfertigkeit und Selbstzufriedenheit seiner landsmannschaftlichen Kunstgenossen in zu wohlthätiger Weise, um ihm nicht die Achtung und Sympathie all' der Russen zu erwerben, welche es mit der künstlerischen Bildung ihres Volks ernst nahmen. Es war darum natürlich und in gewissem Sinne berechtigt, wenn in gewissen Kreisen der Erfolg des Iwanowschen Bildes anticipirt und für dasselbe bereits die höchste Werthschätzung in Anspruch genommen wurde, als der Künstler selbst von der Unfertigkeit seines Werks noch zu lebhaft durchdrungen war, um dasselbe auch nur aus den Händen zu geben, und dass Berichte und Kritiken über „das nationale Kunstwerk“ in Russland bereits vor Beendigung desselben die Runde machten. Mit diesen Kritiken aber war es höchst wunderlich zugegangen. Der erste, der sich zu einer solchen berufen gefühlt hatte war Gogol gewesen — derselbe Gogol, den kurz zuvor Brüllows auf die rohesten Effecte gerichteter „Untergang von Pompeji“ in Begeisterung versetzt hatte. Gogol, dem jedes Verständniss für bildende Kunst fehlte und dessen Brüllow-Enthusiasmus den feinsinnigen Iwanow mit wahren Entsetzen erfüllte, war während seines römischen Aufenthalts mit dem Maler der „Verklärung Christi“ in nähere Beziehung getreten, hatte demselben ohne Weiteres seine eigenen mystischen Tendenzen untergeschoben und dann in einem vielgelesenen Artikel seinem Publicum verkündet, nicht nur Russland, sondern die gesammte Welt habe von Iwanow eine künstlerische Erneuerung, eine Wiedergeburt im Sinne des Christenthums zu erwarten. Der Jünger der Strauss'schen Religions-Auffassung wurde den Moskauer Nationalen als Verbündeter, als eines der berufenen Rüstzeuge zur moralischen Eroberung des Westens angepriesen und im Voraus als nationaler Raphael in den Tempel der Unsterblichkeit eingeführt. — So hatte Gogol bewirkt, dass Iwanow, als er zehn Jahre später nach Russland zurückkehrte und sein Bild

ausstellte, bereits ein gefeierter Künstler war und von der Slawophilenpartei als Vertreter der altchristlich-byzantinischen Religions- und Kunstauffassung, (mit welcher er in Wahrheit Nichts gemein hatte) begrüsst wurde. In dem damaligen Hauptorgan der Fraction, der Monatsschrift „Russkaja Bessedä“ veröffentlichte A. S. Chomjäkow einen schwungvoll geschriebenen Artikel, der mit grossem Aufwande von Geist und Beredsamkeit den Nachweis zu führen suchte, dass Iwanow „ein aus dem Innersten des russischen Volksgeistes hervorgegangener, von tiefstem religiösen Gefühl erfüllter, starker und reiner Künstler sei, dazu berufen, in einer Zeit allgemeinen Abfalls vom Glauben und von der ächten Kunst, aus der Tiefe seines gläubigen Herzens eine neue Fleischwerdung des christlichen Dogmas darzustellen und dadurch den Grund zu einer nationalrussischen Malerschule und zu einer Wiedergeburt der Kunst im Allgemeinen vorzubereiten!“

Die Geschichte dieses kolossalen, aus massloser nationaler Selbstüberschätzung hervorgegangenen Missverständnisses, das einen Straussianer zum Erneuerer der byzantinischen Welt- und Kunstauffassung machte, einen strebsamen, aber der wahrhaft künstlerischen Produktivität entbehrenden Kunstjünger sofort als neuen Raphael proclmirte*), — dieses Missverständniss ist für die Unreife und Ueberreizung der russischen Nationalpartei und der Gesellschaft, welche von dieser Jahre lang beherrscht wurde, charakteristischer und bezeichnender, als Alles was sonst angeführt werden könnte. Dass Turgenjew in einer so wunderlich beschaffenen Welt nicht heimisch bleiben konnte, dass seine hohe künstlerische Bildung ihm vielmehr die Bekämpfung des unter seinen Landsleuten herrschenden

*) Iwanow starb bald nach seiner Rückkehr nach Russland, am 15. Juli 1858 zu Petersburg, als er eben mit der Ausstellung seines Gemäldes beschäftigt war. Wenige Wochen vor seinem Tode war er Turgenjew auf dem Platz vor dem Winterpalais begegnet: mit Dreimaster, Degen und landesüblichem Uniformsfrack bekleidet, hatte der schlichte Künstler, der unter dem Staube und der Hitze des nordischen Sommers ebenso empfindlich litt, wie unter den rauhen östlichen Winden, die in diese Gluth hineinwehten, — einen höchst unglücklichen Eindruck gemacht.

Wahns als Verpflichtung erscheinen lassen und ihn in der Abneigung gegen den Nationalismus bestärken musste, wird nach dem Vorstehenden weiterer Erklärung nicht bedürfen.

VII.

Zunächst war es freilich nicht die Nationalpartei, sondern eine andere Erscheinung des neurussischen Lebens, welche Turgenjews Widerspruch herausforderte. Seit dem Abschluss des Pariser Friedens und den Vorbereitungen zur Aufhebung der Leibeigenschaft war an die Stelle der dumpfen Erstarrung, welche Jahrzehnte lang über dem weiten Reiche ausgebreitet gewesen war und jede freie Thätigkeit seiner Bürger niedergehalten hatte, frisches rüstiges Leben getreten. Seit das befreiende Wort des Herrschers vom finnischen Meerbusen bis an die flachen Ufer der Wolga und des schwarzen Meeres ein Echo gefunden, sammelten die Parteien sich waffenklirrend, um das Loos über die Zukunft Russlands zu werfen. Wie vorher Alle egoistischen Privatinteressen gelebt oder thatenlos geträumt hatten, so nahmen jetzt Alle an den öffentlichen Angelegenheiten Theil, und suchte jede Fraction die andere an Kühnheit zu überbieten; wer die schärfste Formel für Verurtheilung der alten Zustände finden konnte, war sicher, für eine Zeitlang an der Spitze der öffentlichen Meinung zu stehen; in der Ueberzeugung, dass vor Allem die alte Welt in Trümmer zu schlagen sei, wusste sich Alles einig, was überhaupt auf Beachtung Anspruch erheben wollte. Der Reformeifer der Regierung genügte bald nicht mehr, die Revolution brauste wie eine unaufhaltsame Windsbraut heran, kein Stein sollte auf dem anderen bleiben, alles Bestehende vertilgt werden, damit kein Zeuge der einstigen Unfreiheit des russischen Volks diese überlebe. Schon flogen unheimliche Flugblätter über die weite sarmatische Ebene, um die gesammte Nation in einen Bund wilder Verschwörer gegen die alte Weltordnung zu ziehen und diese in Brand zu stecken.

Der Fieberwahnsinn, der die russische Welt der J. 1859

bis 1863 ängstigte, hatte natürlich auch die Literatur ergriffen, die von den Fesseln der Censur befreit, wahrhafte Orgien des Radicalismus feierte. Während die politischen Schriftsteller einander an revolutionärer Kühnheit zu überbieten suchten, ergötzten die Dichter und Novellisten sich in einem Cultus des Hässlichen und Gemeinen, der schliesslich dabei ankam, den pietätslosen Vandalismus der revolutionären Jugend für die einzige berechnete Lebensäußerung zu erklären und jenen Nihilismus auf den Thron zu setzen, der dem gesammten gebildeten Europa seitdem zu einem Gegenstande des Entsetzens und der Ueberraschung geworden ist. Unter den Händen der Pissemski, Kresstowski, Pomjálowski, Stebnizki, Potéchin u. s. w. war der Realismus der Gogol und Gontscharow zu einer Caricatur verzerrt worden, deren Rohheit und Cynismus nirgend, auch nicht in dem modernen Frankreich ihres Gleichen hatte und die russische Gesellschaft mit den ernstesten Gefahren bedrohte. — Einzelne Ausgeburten der Muse des revolutionären Jungrossland sind dem deutschen Publicum durch Uebersetzungen zugänglich gemacht worden: Schedo-Ferroti hat eine genaue Analyse von Tschernytschewski's an Wahnwitz grenzendem Roman „Tschto sdelatj? (Was ist zu thun?“) gegeben, L. Kayssler des talentvollen aber durchaus unnobeln Pissemski Roman „Tausend Seelen“ übertragen, ein Ungenannter Kresstowski's „Truschtschöbi“ als „Geheimnisse von Petersburg“ auf den deutschen Büchermarkt gebracht — in die Tiefe des Abgrunds, vor welchem die russische Gesellschaft beim Ausgang der fünfziger Jahre stand, ist aber kein westeuropäisches Auge gedrungen.

Wir glauben die damals an den Mittelpunkt des russischen Lebens herrschenden, politischen und aesthetischen Tendenzen und zugleich die Kluft, durch welche Turgenjew von diesen geschieden war, nicht treffender kennzeichnen zu können, als wenn wir auf ein Modestück näher eingehen, das noch im J. 1865 (also nach Abkühlung der heftigsten Erregung) in Petersburg aufgeführt und mit sympathischem Jubel als Zenith moderner künstlerischer Entwicklung begrüsst wurde,

Alexei Potechins Schauspiel „Ein abgerissener Fetzen“. Deutlicher ist vielleicht überhaupt niemals gesagt worden, dass das „schöne gelle Lachen“, die Quintessenz aller Betrachtung von Welt und Leben sei. Wir haben zugleich den Vortheil durch die Bekanntschaft mit diesem Stück auf direct den Schauplatz gestellt zu werden, auf welchem Turgenjews nächstes grösseres Werk spielt, auf den Boden des eben von den Fesseln der Leibeigenschaft befreiten inneren Russland.

Das Potechinsche Stück „Ein abgerissener Fetzen“ (Отрѣзанный ломоть) — eine vollständig zutreffende deutsche Uebersetzung dieses Titels ist eigentlich nicht möglich — spielt in einem grossrussischen Gouvernement an der Wolga um das Jahr 1862. Der Gutsbesitzer und frühere Adelsmarschall Michael Iwanowitsch Chasiperow sieht grollend der Aufhebung der Leibeigenschaft zu und ist von Hass und Abneigung gegen seinen liberalen jungen Nachbarn, den Friedensrichter Peter Alexejewitsch Demkin erfüllt; in dem er die Incarnation der jungen revolutionären Generation sieht. Demkin hat sich seinen Wünschen bezüglich der Abgrenzung des Gemeinlandes nicht gefügt und ausserdem die Keckheit gehabt, das Herz Natascha Chasiperows, der Tochter des Gutsbesitzers, für sich zu gewinnen; er wirbt um diese „nicht ehrfurchtsvoll bittend“ (wie der erzürnte Vater bemerkt), sondern im Ton ruhiger Forderung und mit dem Hinzufügen, „es würden wohl keine Hindernisse obwalten“. Höhnisch setzt Chasiperow seine Tochter von dem Antrag in Kenntniss, um das erschreckte Mädchen, sobald Demkin erscheint, mit Schimpfworten auf sein Zimmer zu schicken. Demkin wird zuerst damit aufgezo-gen, dass sein Vater ein blosser Protocollist und dazu ein „Wsjätotschnik“ (Sportelreisser) gewesen sei, der in Chasiperows, des Adelsmarschalls, Gegenwart nicht Platz zu nehmen gewagt; dann verlangt Chasiperow, der Freier solle vor Allem den von ihm entworfenen Abgrenzungsplan annehmen, und als dieser sich weigert, wirft er ihn in Gegenwart der weinend herbeigeeilten Tochter fluchend zur Thür hinaus. Chasiperows Frau, der Typus der ebenso gutmüthigen, wie bornirten Landedelfrau alten Styls, die in demüthiger Unterwürfigkeit

gegen den Willen des Haustyranen ergraut ist und von den „liberalen“ Ideen absolut Nichts verstehen kann, wird als Helfershelferin der Tochter schwer bedroht und der erste Act schliesst damit, dass Chasiperow die frühere Gouvernante seiner Tochter, die verfluchte „deutsche Närrin“ Caroline Iwanowna, seine Geliebte, rufen lässt und mit ihr in zärtlicher Umarmung allein bleibt. Caroline Iwanowna ist selbstverständlich eine boshafte, geschmack- und reizlose habgierige Creatur, die sich durch schlechtes Russisch und stereotype deutsche Brocken (Ach meine Liebe — Ach Gott) beständig dem Gelächter Preis giebt.

Wenn der Vorhang wieder aufgeht, sind Mutter und Tochter allein, um einander ihre Leiden zu klagen; die Mutter offenbart sich als stille Leidensträgerin von unendlicher Bornirtheit, die Tochter kann sich nicht entschliessen, gegen den Willen des Vaters zu handeln. Demkin erscheint und tadelt die Schwäche, Charakterlosigkeit und Befangenheit seiner Geliebten, die ihre Liebe thörichte Vorurtheile zum Opfer bringen wolle. Die als Braut gehätschelte, als Ehefrau geprügelte Mutter kann gar nicht verstehen, wie man seine Braut tadeln könne, das gehöre ja erst in die Ehe; Natascha ist von dem männlichen Freimuth Demkins dagegen entzückt. Chasiperow und Caroline kehren indessen zurück, Demkin verschwindet durch die Hinterthür. Chasiperow lässt Eis und Champagner bringen, wüthet gegen Weib und Kind, die seiner Buhlerin unfreundlich begegnen, und erklärt diese zur Herrin des Hauses machen zu wollen. Da erscheint der mit dem Vater seit Jahren entzweite Sohn des Hauses, Nikolai, der Nihilist wie er sein soll. Um seine Lippen spielt beständig ein sardonisches Lächeln, er redet nie anders als mit verächtlichem Lächeln oder Lachen: der einzige Affect, zu dem er es zuweilen bringt, ist die Hohnlache. Dieses Ideal des modernen Menschen hat für die Beschränktheit seiner Mutter Nichts als ein verächtliches, hochmüthiges Mitleid, den Vater hasst er bewusst, den Aeusserungen der Kindesliebe seiner Schwester setzt er freche Cynismen entgegen, — er spottet darüber, dass ihre Vorurtheile ihr nicht erlauben, mit Demkin auch ohne

förmliche Eheschliessung zu leben, und wenn sie den Fluch des Vaters fürchtet und den Segen ihrer Mutter nicht verlustig gehen will, so wendet er sich mit verächtlichem Achselzucken ab. Er gesteht offen, dass die Bande der Natur für ihn nicht existiren, dass nur eine Empfindung seine Brust belebt, das Gefühl der Freiheit und des eignen Werths. Und dieser Mensch ist der Held eines Stückes! Mit seiner Begrüssung endet der zweite Act. .

Die gelungenste Scene des gesammten Stückes ist die, mit der der dritte Aufzug beginnt. Der Nihilist Nikolai unterhält sich mit seiner alten Wärterin, die, in der Slaverei alt geworden, ihren Abscheu vor der Aufhebung der Leibeigenschaft ausspricht und ihn zum Gehorsam gegen den Vater ermahnt: dass derselbe eine Geliebte habe, sei ganz in der Ordnung, nur die Oeffentlichkeit dieses Verhältnisses sei anstössig, wenn der Sohn aber nur gehörig zu bitten wisse, werde Chasiperow das deutsche Frauenzimmer gewiss aus dem Hause jagen. Während dieses Gespräches erscheinen die Bauern des Gebiets, um Nikolais Vermittelung für eine Auseinandersetzung mit ihrem ehemaligen Herrn, seinem Vater, in Anspruch zu nehmen: ein heroischer Auftritt bereitet sich vor. Der Nihilist fühlt menschliche Regungen — er, für den es Nichts auf Erden giebt, was der Ehrfurcht würdig wäre, kann die Majestät des russischen Bauern nicht ertragen. Er bietet den erstaunten Bauern Stühle an, fordert sie auf Platz zu nehmen und sich zu bedecken, er drückt ihnen die Hände, er nennt sie „meine Herren“, verwandelt das gewohnte „Du“ in ein höfliches „Sie“ und führt kurze aber erbauliche Reden über Freiheit und Gleichheit. Der Vater kommt hinzu, dann die Mutter und Schwester, endlich Caroline Iwanowna — ein neuer Sturm rast über die Bretter — Verwünschungen, Flüche, Chasiperow und Caroline Iwanowna verschliessen sich in ein Cabinet, Nikolai erklärt seiner Mutter, da sie keine Energie habe und sich Alles gefallen lasse, könne er ihr nicht helfen, er werde morgen abreisen. „Mein Mann verwirft mich — mein Sohn verlässt mich — himmlischer Vater, warum muss ich so unglücklich sein“, ruft die verzweifelte alte Frau. Der

Vorhang fällt. — Wenn er sich zum letzten Mal erhebt, sind wir in Demkins, des Friedensrichters Amtsstube. Wiederum erscheinen bornirte Edelleute: Herr Tjämkin, der stets von seinem Tschin spricht, den Bauern Alles schenken will, wenn sie nur bitten und nicht fordern, wenn sie nur seinen Rang und seine Oberherrlichkeit anerkennen — Frau Pupyrin, die stets wiederholt, sie sei eine Dame und verlange Rücksicht gegen ihr Geschlecht — neuer Liberalismus des Friedensrichters, der schliesslich den Bauern eine höfliche kleine Standrede über ihre Bornirtheit hält und dann abreist, um nach seiner Braut zu sehen. — Verwandlung: Chasiperows Haus; Nikolai und Natascha unterhalten sich unter vier Augen, sie gesteht ihre Unfähigkeit, dem Willen des Vaters zu trotzen, sich seinen Fluch zuzuziehen, die unglückliche Mutter allein zu lassen, so lange Caroline Iwanowna im Hause ist und Vater und Mutter sich nicht ausgesöhnt haben, er belächelt diese Thorheiten und findet es lächerlich, dass sie das Elend der Mutter, der sie doch nicht helfen könne, theilen will. Demkin und die Mutter treten hinzu, die Männer dringen in Natascha, die alten Vorurtheile von kindlichem Gehorsam und Segen der Eltern als unzeitgemäss abzustreifen und mit Demkin durchzugehen, die Mutter selbst leistet auf die Tochter Verzicht. Da erscheint Chasiperow sammt Caroline; Natascha wirft sich ihm zu Füssen, gesteht Alles und erklärt, auf die Verbindung mit Demkin, so lange der Vater nicht seine Zustimmung gebe, zu verzichten, wenn dieser nur Caroline Iwanowna entfernen und sich mit seiner Frau aussöhnen wolle; dem Glück der Eltern will sie das eigne Glück zum Opfer bringen. Der Barbar wird gerührt — er nimmt das Opfer der Tochter an, weist der Deutschen die Thür, reicht seiner Frau die Hand und sagt dem Sohn: „Siehe, die Liebe und der Gehorsam Deiner Schwester haben mich überwunden!“ Ein Hohnlachen ist die Antwort: Thorheit sei es, „solch einem Menschen“ ein Opfer zu bringen, seinem Eigensinn zu Liebe zu entsagen, Niedertracht, ein solches Opfer zur Bedingung der Entfernung einer deutschen Närrin zu machen. „Mit Euch kann ich nicht leben, Euch bin ich fremd, ich

bin ein abgerissener Fetzen,“ ruft der Held pathetisch und verschwindet für immer — zur Bitte, zum Gehorsam ist er unfähig. Auch Demkin vermag es nicht, dem starren alten Manne, der offenbar zum Nachgeben geneigt ist, ein gutes Wort zu geben, er geht verzweifelt ab. „Nach meinem Tode könnt Ihr machen, was Ihr wollt“, sagt Michail Iwanowitsch Chasiperow und der Vorhang fällt zum letzten Mal. —

Die Gesellschaft, welche sich eine so freche Parodie auf jedes sittliche Gefühl gefallen liess, konnte einem Dichter, der ihr als zurechnungsfähiger, von wahrer Bildung erfüllter Beobachter gegenüber stand, zu nichts Anderem Stoff bieten, als zu ernster Warnung und bittrem Tadel. Turgenjew hatte an den Kämpfen und Bestrebungen des russischen Liberalismus ehrlich Theil genommen, — aber gerade darum musste seiner feingestimmten, idealistischen Natur grauen, als er die Barbarei, die sich jetzt als Vorkämpferin der modernen Ideen gerirte, hereinbrechen sah. Das rohe Geschrei der wüsten Demagogen- und Demokratenwirthschaft stiess ihn ebenso zurück, wie weiland die Todtenstille des alten Systems; Ekel und Verachtung stiegen in ihm bei dem Anblick der pietätslosen Jugend auf, die in wahnwitzigem Hochmuth Alles, was die Welt bisher an Schätzen der Kunst und Wissenschaft hervorgebracht, mit Füssen trat und vandalischer Vernichtung preisgeben wollte. Der Künstler und der Mensch waren beide gleich tief verletzt. — Während rings um ihn Alles den neuen Götzen ebenso knechtisch huldigte, wie weiland den Altären des Absolutismus und der leblosen Uniformität, inmitten der Wirren des Jahres 1862, schrieb Turgenjew seinen grossen Roman „Väter und Söhne“ (Otzy i djéti). „Den ersten Plan zu diesem Buche“ so berichtet der Dichter, „das mich — wie es scheint, für immer — um die Gunst der russischen Jugend gebracht hat, fasste ich im August 1861, als ich auf der Insel Wight das Seebad brauchte. Da mir keine überreiche Erfindungsgabe zu Gebote steht, bin ich von jeher darauf angewiesen gewesen, auf gegebenem Boden Fuss zu fassen; ich habe überhaupt nie „Typen“ ge-

schildert, wenn ich nicht von einem festen Ausgangspunkt, einem Gesicht, das ich wirklich gesehen, die Anregung dazu erhalten hatte. So ist es mir auch mit dem Roman „Väter und Söhne“ gegangen; die Figur des Basarow ist das Ebenbild eines jungen, kurz vor dem J. 1860 verstorbenen, in der Provinz lebenden Arztes, den ich kennen gelernt hatte und in dem mir das Fleisch geworden zu sein schien, was man später Nihilismus nannte. Der Eindruck, den diese bedeutende Persönlichkeit auf mich gemacht, war so stark, dass ich denselben nicht wieder los werden konnte, obgleich er mir nie recht klar zum Bewusstsein kam. . . . Nachdem ein junger, gleichfalls in Wight badender Landsmann, dem ich meine Bedenken mitgetheilt, mir gesagt, ich hätte diesen Typus bereits in meiner Novelle „Rudin“ zum Ausdruck gebracht, gab ich den Gedanken an diese Arbeit für einige Wochen vollständig auf, suchte ich denselben förmlich zu fliehen. Nach Paris zurückgekehrt, nahm ich den Plan dennoch wieder auf, — die Fabel des Buchs entwickelte sich allmählig in mir und im Lauf des Winters schrieb ich die ersten Capitel; der Schluss der Erzählung wurde im Juli 1861 in Russland auf dem Lande geschrieben, den Herbst und Winter über an demselben gefeilt und das Ganze im März des folgenden Jahres (1862) vom „Russki Westnik“ zum Abdruck gebracht. . . . Einige Wochen später ging ich nach Petersburg, wo ich grade am Tage der grossen Feuersbrunst im Apraxin-Dwor (einem Theil des Kaufhofs) eintraf und wo das Wort „Nihilist“ bereits auf Tausend Lippen lag. „Sehen Sie, das haben Ihre Nihilisten gethan, sie stecken Petersburg in Brand“, waren die ersten Worte, welche der erste mir auf der Newski-Perspective begegnende Bekannte sagte. . . . Bald wurde ich gewahr, dass mich viele mir bis dazu nahestehende und befreundete Personen kalt, zuweilen unfreundlich empfingen, dass andere, die im gegnerischen Lager standen, die ich als Gegner ansah, mir Glückwünsche spendeten. Es hat mich das in Ueberschuldung, ja selbst in Bitterkeit versetzt, — aber mein Gewissen blieb rein, ich wusste, dass ich mich gegen den von mir vorgeführten Typus nicht nur vorurtheilslos und ehrlich,

sondern sogar sympathisch verhalten hatte und dass ich den Beruf des Künstlers und Schriftstellers zu hoch stellte, um in einer solchen Angelegenheit krumme Wege zu gehen.“

Turgenjews Erstaunen darüber, dass man sein Buch für eine Kriegserklärung, gegen die die Bühne des russischen Lebens zeitweise beherrschenden Tendenzen angesehen, vermögen wir nicht zu theilen. Kein Zweifel, dass ihm jede bestimmte Parteiabsicht fern gelegen, dass er nicht entfernt daran gedacht hatte, den freiheitlichen Idealen seiner Jugend den Rücken zu wenden, dass der versöhnende, tief ergreifende Abschluss, den er der Geschichte Basarows gegeben, die Bedeutung einer Hoffnung auf das Ausgähren des jungen Weins hatte, an welchem die heranwachsende Generation sich beerauscht, — aber ebenso unzweifelhaft ist, dass der Dichter, vielleicht ohne es selbst zu wissen, den „Nihilismus“ mit sammt seiner Gevatterschaft unklar zwischen Extremen schwankender Liberalen, ins Herz getroffen hatte. — Die Fabel der „Väter und Söhne“ ist bekannt. Arkadj Kirsanow und dessen Freund Eugène Basarow, zwei Studenten der naturwissenschaftlichen Facultät, die sich zu den modernen Ideen bekennen, grundsätzlich keine Autorität gelten lassen, Alles, was nach Idealismus und „Romantik“ schmeckt, verhöhnen und um mit der alten Welt möglichst rasch tabula rasa zu machen, ihre Aufgaben darin sehen „Alles zu negiren und Frösche zu seciren“ — kommen in den Ferien zu ihren Eltern zurück und gerathen mit den Anschauungen und Traditionen dieser in den schärfsten Conflict. Kirsanows Vater ist ein wohlwollender, freundlich gesinnter Gutsbesitzer von erträglicher Bildung, der seine Jugend in der guten Gesellschaft verbracht hat und im Alter seine Güter zu heben und seinen Bauern ein hilfreicher, mässig liberaler Herr zu sein bemüht ist; — sein bei ihm lebender Bruder, der verabschiedete Gardeoffizier Paul Kirsanow (des Studenten Oheim) ein Gentleman vom reinsten Wasser, liberaler Aristokrat im besten Sinne des Worts, edel, feinfühlig, jeder Zoll ein Idealist. Diesen beiden Männern treten die jungen Leute mit hochmüthigem Cynismus gegenüber, Alles verspottend, was jenen menschen-

würdig und heilig ist. Wenn Paul Kirsanow von Raphael und der altitalienischen Malerschule redet, so erhält er zur Antwort, dass Raphael, weil er sich der unfruchtbaren Beschäftigung hingegeben, Madonnen zu malen, von dem „jungen Geschlecht“ für einen Narren angesehen werden müsse, der ebenso wenig einen Heller werth sei, wie die modernen jungen Maler; wenn der Vater des Studenten, um ein neutrales Terrain zu gewinnen, die Verdienste Liebigs um die Agricultur rühmt, sagt ihm Basarow, dass die bisherigen Leistungen der Chemie zu unbedeutend seien, als dass auch nur von dem Alphabet dieser Wissenschaft die Rede sein könne. Nichts, absolut Nichts, findet in den Augen der modernen Titanen Gnade — Staat, Familie, Gemeinde, Ehe sind überwundene Standpunkte, die nur noch belächelt werden können, selbst die Logik wird als „müssige Abstraction“ zu den Todten geworfen. „Was man von den geheimnissvollen Bezügen zwischen den beiden Geschlechtern fabelt“, sagt Basarow gelegentlich dem ritterlichen Paul Kirsanow, der die Anerkennung weiblicher Würde für eine Forderung hält, die an jeden Mann von Ehre gestellt werden müsse, „was diese Bezüge anlangt, so wissen wir aus der Physiologie, was von diesen und andern verwandten Albernheiten zu halten ist.“ „Menschenkenntniss“, sagt Basarow ein anderes Mal, „ist ein Unding. Es lohnt nicht die Menschen zu studiren, da sie alle gleich sind. Alle haben Gehirn, Lunge, Leber u. s. w., einer wie der andere — man braucht nur ein Exemplar zu kennen, so kennt man alle. Die Menschen sind wie die Bäume im Walde und noch keinem Botaniker ist es eingefallen, jede Birke eines Geheges einzeln zu studiren“. Die alten Herren, die diese Blasphemie als das Bekenntniss der herrschenden Generation hinnehmen müssen, wenden sich entsetzt und traurig ab. „Unser Lied ist zu Ende, — es ist Zeit, dass wir unsere Särge bestellen“, sagt Kirsanow der Vater nach dem ersten Gespräch mit seinem Sohne und dessen Freunde. — Anscheinend noch tragischer gestaltet sich das Verhältniss Eugène Basarows, des eigentlichen Helden, zu dessen eigenen Aeltern. Der Vater ist ein ehemaliger Regimentschirurgus, die Mutter

eine einfache Frau aus dem Volke, — beide nehmen einen Bildungsstandpunkt ein, der eigentliche Auseinandersetzungen unmöglich macht und die Gegensätze unvermittelt aufeinander platzen lässt. Unbeschreiblich rührend ist die Charakteristik der um das Seelenheil des vergötterten Sohnes besorgten Mutter, einer Gutsbesitzerin vom alten Schlage, die fromm und empfindsam ist, streng fastet und an Träume und Zeichen glaubt, sich aus Furcht und Verehrung vor dem hochgebildeten Studenten ihrer Religiosität schämt, ohne dieselbe doch verleugnen zu können. Wenn er lästert, schlägt sie hinter seinem Rücken heimlich ein Kreuz und segnet ihn in verstohlenem Gebet, hoffend, dass ihr gelingen werde, seine Sünde der beleidigten göttlichen Majestät gegenüber gut zu machen. — Wie angedeutet, tritt schliesslich ein versöhnender Abschluss ein: Eugène Basarow, hinter dessen rauher, durch Cynismus entstellter Schaafe ein warmes, starkes Herz schlägt, stirbt an den Folgen einer Blutvergiftung, nachdem er durch die Liebe zu einer geistreichen Frau in den Grundvesten seines Wesens erschüttert und auch zu seinen Aeltern in ein verändertes Verhältniss gesetzt worden ist; Arkadj Kirsanow, der eigentlich nur durch die Ueberlegenheit von Basarows Wesen und aus innerer Unreife Nihilist gewesen, kehrt am Schluss der Erzählung zu den Traditionen seiner Väter zurück.

Ein Buch, das mit der Thorheit der meisterlos gewordenen Jugend so rücksichtslos ins Gericht ging, wie dieser Roman gethan, musste zunächst unter dem Gesichtspunkt seiner Stellung zu den die Tagesmeinung beherrschenden Tendenzen beurtheilt werden, einerlei ob es mit einer unbedingten Verurtheilung derselben schloss oder aber von einem höheren Standpunkte den Allerneusten ein gewisses Recht werden liess. Das russische Publicum fühlte mit richtigem Instinct heraus, dass der Dichter der „Väter und Söhne“ der Gewalt, welche das „junge Geschlecht“ an sich gerissen, eine unheilbare Wunde geschlagen habe. So wurde Turgenjew denn von allen Seiten des Pessimismus, der bedingungslosen Verurtheilung vielversprechender Erscheinungen des russischen Lebens und überdies — was in den Jahren 1862 und 1863

am schwersten wog — reactionärer Feindschaft gegen die liberalen Zeitideen angeklagt. — Und doch hatte er nur die Pflicht geübt, die die Muse ihrem Priester auferlegt. Als das Bekenntniss zu den idealen Gütern der Menschen für ein Zeichen knechtischen Sinnes und blöder Zurückgebliebenheit galt, hatte es ihn getrieben, die Fahne des Idealismus hochzuhalten und Protest zu erheben gegen den Frevel der himmelstürmenden neuen Vandalen. Dem Dichter, in dessen Brust das Feuer echter Begeisterung für Schönheit und Wahrheit brannte, hatte sein richtiges Gefühl gesagt, dass mit dem Treiben der Allerneusten kein Compromiss zu schliessen sei, er hatte als Barbarei erkannt, was Anderen als blosses Ueberquellen jugendlicher Kraft erschienen war: denselben beschönigenden Phrasen hatte er keck den Fehdehandschuh ins Gesicht geworfen, mit denen man wenige Jahre früher gewohnt gewesen war, die Misère des alten Zustandes zu beschönigen. — Ziemlich gleichzeitig mit den Vätern und Söhnen erschien die phantastische Skizze „Visionen“ (Prisraki, wörtlich Gespenster): sie wiederholt noch ein Mal, was der Dichter der „Väter und Söhne“ bereits deutlich genug gesagt hatte. Sein Genius führt ihn, wie weiland Mephisto den Doctor Faust, auf einem Zaubermantel rings um die Erde. Sein Blick fällt in einer mond hellen Zaubernacht auf die Strassen Petersburgs. Am offenen Fenster liegt in verwildertem, unsauberem Aufzuge eine junge Nihilistin (das Ebenbild der heidelberger Studentin des Romans, Madame Kuschkin), die beim Dampf der unvermeidlichen Papiercigarre ein cynisches Erzeugniss der modischen Literatur liest, während eine Schaar trunkener Jünglinge tobend durch die öden Strassen der Newaresidenz zieht!

Von Turgenjews späteren Schriften steht die Erzählung „Rauch“ (Dym) inhaltlich den „Vätern und Söhnen“ am nächsten, nur dass sie eine spätere Phase der russischen Geistesbewegung zum Gegenstande hat und des Dichters letztes Wort über die Brutalität und innere Hohlheit sagt, zu welcher die nationale Demokratie seit dem Jahre 1864 herabgesunken war. Wie die „Otzy i djéti“ gegen den jung-russischen Radicalismus (Nihilismus) gerichtet gewesen waren,

der in den Jahren nach Aufhebung der Leibeigenschaft sein Wesen trieb, so hat der „Rauch“ es vorwiegend mit dem exclusiven Nationaldünkel, dem blinden Hass gegen die westeuropäische Civilisation zu thun, welcher seit der Niederwerfung des polnisch-lithauischen Aufstandes die russischen Köpfe und Herzen beherrschte. Hatte man vorher mit demokratisch-kosmopolitischen Ungeheuerlichkeiten Götzendienst getrieben, so huldigte man jetzt einem nationalen Fanatismus, dessen auf die Unterdrückung alles Nichtrussischen gerichtete Tendenzen in directem Gegentheil zu der Freiheitsliebe standen, mit welcher man kurz zuvor jede nationale Schranke als Vorurtheil verspottet hatte. Während diese Richtung auf dem Höhepunkt ihrer Bedeutung für Staat und Gesellschaft Russlands stand und Alles proscibirt wurde, was sich nicht dem Idol der „rein nationalen Politik“ beugte, erschien im Sommer 1867 der „Rauch“, um Aufsehen und Widerspruch zu erregen, wie sie kaum durch die „Väter und Söhne“ bewirkt worden. -- Auch abgesehen von ihrer Tendenz musste diese kaum zehn Bogen starke Erzählung das lebhafteste Interesse beanspruchen, denn sie barg in engem Rahmen eine Fülle der verschiedensten Gestalten und Charaktere und warf Streiflichter auf beinahe alle Gruppen und Fractionen der gebildeten und halbgebildeten Gesellschaft. Die vornehme Petersburger Welt, welche seit Sollohub für die Novellistik in den Hintergrund getreten und auch von Turgenjew bis dazu nur beiläufig zum Gegenstand der Darstellung gemacht worden war, nimmt hier beinahe die Hälfte des von dem Gemälde bedeckten Raums in Anspruch; sie wird nicht nur nach ihren bekannten und unveränderlichen Merkmalen gekennzeichnet, sondern ganz besonders nach ihrer Beziehung zu dem modernen Russland und dessen Reformen analysirt.

Der Turgenjew'sche „Rauch“ ist durch verschiedene deutsche und französische Uebersetzungen zu rasch und zu allgemein bekannt geworden, als dass ein näheres Eingehen auf die Fabel der Erzählung nothwendig wäre. Litwinow, ein russischer Gutsbesitzer aus der mittleren Etage der Gesell-

schaft, findet in Baden-Baden nach längerem, höchst unerquicklichem Verkehr mit einer Bande demokratischer Landsleute seine Jugendgeliebte, die schöne, an einen vornehmen General verheirathete Irina, und wird durch diese in die aristokratischen Cirkel der Petersburger Hofgesellschaft gezogen. Der geistreichen, eleganten Frau, die seine alte Leidenschaft neu zu entzünden weiss, bringt Litwinow das Verhältniss zu seiner Braut Tatjana zum Opfer. Irina, die mit ihm zu fliehen versprochen hat, erklärt im entscheidenden Moment, das Opfer ihrer glänzenden Stellung nicht bringen zu können und stürzt den Helden dadurch in Verzweiflung; in gleicher Weise durch den Wankelmuth dieser typischen Repräsentantin der Petersburger Hofaristokratie und die Gemeinheit seiner national-demokratischen Freunde angeekelt, kehrt er nach Russland zurück, wo er nach Jahren der Läuterung durch ernste Arbeit die verlassene Braut wiederfindet.

Die Brennpunkte des Buches sind die mit tiefer, leidenschaftlicher Empfindung dargestellte Wandlung im Herzen Litwinows, der von der Braut seiner Mannesjahre zu der Jugendgeliebten zurückgezogen wird, und die Schilderung der Kreise russischer Gesellschaft, in denen der Held sich bewegt. Der Dichter zeigt uns, dass der Grundcharakter dieser Gesellschaft, trotz der Wandlungen der letzten Jahre derselbe geblieben ist, dass ihr sittlicher Ernst, Unabhängigkeit der Gesinnung, Hingabe an das für richtig Erkannte gerade ebenso fehlen, wie zur Zeit des alten Régimes. Dieselbe Abhängigkeit von den Stichworten des Tages, dieselbe knechtische Entwürdigung vor dem, was sich als Autorität bläht, derselbe Widerspruch zwischen den Worten, welche die Leute gedankenlos nachreden, und ihren Handlungen! Die nationalitätswüthige Jugend ist faul, liederlich und unbeständig und verbirgt hinter einem Schwall hochtönender Phrasen von Volksthum, nationaler Würde und Unabhängigkeit eine kindische Furcht vor dem Urtheil des tief verachteten Occident. „Wir nennen ihn verfault, diesen Westen, aber er schlägt uns auf

allen Punkten! Wir verachten ihn, den morschen Westen, und sind doch fortwährend mit der Meinung beschäftigt, die er von uns hat — an seiner Anerkennung ist uns unendlich viel gelegen, namentlich an der der Pariser Loretten.“ Mit vernichtender Satire wird die Autorität geschildert, welche ein gewisser Gubarew über die in Heidelberg und Baden versammelte russische Jugend ausübt, obgleich er nie etwas gethan oder gesagt, was irgend auf Bedeutung Anspruch machen könnte. „Die Regierung hat die Leibeigenschaft aufgehoben, uns aber ist die Gewohnheit der Sklaverei so tief in Fleisch und Blut übergegangen, dass wir immer wieder einen Herrn suchen, um uns von ihm tyrannisiren zu lassen. Wer die Fuchtel am besten zu führen weiss, der wird unser Korporal.“ Ebenso einschneidend wird das Modethema von der Rückkehr zum Volksthum, der Befreiung von der fremden Civilisation und der ersehnten Wiedergeburt der Gesellschaft durch den zur staatlichen Präponderanz berufenen Bauernstand behandelt. „Der Götze, vor dem wir uns jetzt beugen, ist der nationale Bauernrock, von ihm erwarten wir alles Heil. Nächstens ist es wieder ein anderer Götze und nach ächter Sclavenart speien wir morgen auf den, den wir heute vergöttern.... Die gegenwärtige Situation ist diese: Vor dem Bauern steht der Gebildete, zieht demüthig den Hut und spricht: „Rette mich, ich vergehe vor Krankheit“, und der Bauer zieht wieder den Hut und spricht: „Rette mich, ich vergehe vor Unbildung“. — Besonders drastisch ist das Schlusscapitel des Buches. Litwinow findet die himmelstürmenden Titanen, welche sich in Heidelberg zur Neugestaltung Russlands und zur Zertrümmerung der alten Welt verbunden hatten, einige Jahre später in der Heimath wieder. Gubarew, das Oberhaupt der „Giganten“, lebt als Nichtsthuer auf dem Gut seines bauernschindenden Bruders, Titus Bindassow, der gefürchtete „Terrorist“ ist als Accisebeamter in einer Schenke erschlagen worden, und Bam-bajew, der Enthusiast, der alles Russische vortrefflich, alles Ausländische verwerflich fand, schwärmt als ländlicher Postschreiber für fette Gänse, „wie sie nur bei uns und sonst

nirgend in der Welt gefunden werden“. Mit der banalen Phrase: „der Wind hat umgeschlagen“ glauben die armseligen Gesellen sich dafür entschuldigt, dass aus ihnen und ihren hochfliegenden Plänen Nichts geworden ist.

Nicht besser wie die nationale und demokratische Jugend kommt die von „intelligenten“, vielversprechenden jungen Generalen beherrschte Hof- und Militararistokratie, die Welt der conservativen Redensarten, weg. Hier werden die Neugestaltung Russlands, die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Bestrebungen für Volkswohl und Volksbildung lediglich aus dem Gesichtspunkt der durch sie verletzten egoistischen Privatinteressen beurtheilt. Man überbietet sich in Ausdrücken der Missachtung gegen Alles, was mit der liberalen Strömung zusammenhängt — und hat nicht einmal den Muth, zu frondiren. Modethorheit, kleinliche Eitelkeit und Unbildung führen gerade wie früher das Scepter, die Sucht nach Orden, Rang und Carrière prävalirt über alle übrigen Tendenzen, und die Gesellschaft, welche sich als „fleure fine“ der europäischen Aristokratie gerirt, läst sich von französischen Beutelschneidern und amerikanischen Mystagogen so jämmerlich an der Nase herumführen, dass sie zum Spott ihrer deutschen Dienerschaft wird. Hüben wie drüben haben sich nur die Modephrasen verändert, die lediglich von der Mode abhängigen halt- und sittenlosen Menschen sind im Volk wie in der Aristokratie dieselben geblieben, eine innere Wandlung zum Bessern hat sich in den Zeugen der russischen Reform-Aera nicht vollzogen. So erscheint das furchtbare Wort gerechtfertigt, mit dem der eigentliche Roman schliesst. Von Irina, der Repräsentantin des hohlen, gleissenden Scheins um sein Lebensglück und die Liebe seiner unschuldigen Braut betrogen, angewidert von den wüsten Gesellen, die sich als die Vorläufer einer neuen Weltordnung geriren und die Blasphemie „A tout venant je crache“ feierlich zu ihrem Evangelium erheben, bricht Litwinow, als Heidelbergs Thürme hinter ihm versinken, in die Worte aus: „Alles Russische ist Rauch, Rauch und Dunst, Nichts weiter. Unaufhörlich ist Alles in

der Umgestaltung begriffen, immer neue Nebelbilder tauchen auf, eine Erscheinung jagt die andere und in Wahrheit bleibt doch Alles, wie es war. Alles drängt und stürmt irgend wohin und zerstiebt, ohne eine Spur von sich zu hinterlassen, ohne irgend etwas erreicht zu haben. Ein anderer Wind erhebt sich und Alles nimmt eine andere Richtung, es schlägt in das Gegentheil über, um dasselbe wesen- und inhaltslose Schattenspiel aufs Neue zu beginnen. Rauch und Dunst, — Nichts weiter!“

Der „Rauch“ hat in der deutschen Kritik mehr Widerspruch und Tadel als Anerkennung erfahren. Und doch lässt sich nachweisen, dass die deutschen Urtheile über dieses Buch wesentlich bedingt waren durch Unkenntniss der russischen Zustände und Menschen und dass die angeblichen Schwächen des Werkes — die unmotivirte Leidenschaft des Helden für die wankelmüthige, leere Salondame Irina und der Pessimismus, mit welchem die modernen russischen Parteien verurtheilt werden — in Wahrheit dessen Stärken sind. Die unwiderstehliche Anziehungskraft der Heroïne des Salons ist ein beliebtes Thema der russischen Novellistik und findet sich in älteren und neueren Erzeugnissen dieser Literatur immer wieder vor. Das Uebergewicht, das die in westeuropäische Formen gekleidete Aristokratie bei Turgenjew (wie früher bei Sollohub [die grosse Welt, der Bär, Serjóscha] und Anderen) über den dem Volk entsprossenen Helden gewinnt und dem dieser sich, trotz der Einsicht in ihre innere Haltlosigkeit und Leere, nicht entziehen kann, steht — abgesehen von den individuellen Beziehungen zwischen Irina und Litwinow — mit dem unfertigen Zustand der russischen Gesellschaft und ihrer Bildung in bedeutungsvollem Zusammenhang. Unwillkürlich werden wir an die Rolle erinnert, welche der Adel in dem deutschen Roman des achtzehnten Jahrhunderts, in den Zeiten des würdelosen, alles Idealismus baren Bürgerthums spielt, und deren Spuren sich noch in Wilhelm Meister deutlich nachweisen lassen. Was Julian Schmidt von dem Zustande der deutschen Gesellschaft des philosophischen Jahrhunderts

sagt, lässt sich auf die russische von heute, mit gewissen Einschränkungen, wörtlich anwenden. „Die Arbeit, welche sich ausschliesslich einem bestimmten Zweck hingiebt und diesem Zweck alle Kräfte opfert, erscheint als ein Widerspruch gegen das Ideal, weil sie ein Widerspruch gegen die Freiheit und Allseitigkeit des Bildungstriebes ist. Nur der Adel, nur die Classe der Geniessenden, die ihre Freiheit an keinen bestimmten Beruf verpfändet, hat Theil an der Poesie des Lebens.“ Und wenn es weiter heisst, der Verkümmernng des Volkes habe die Aristokratie als das glänzende Ideal erscheinen müssen, „in welches das Leben der Natur sich in seiner reichsten Fülle zusammendrängte . . . obgleich auch die Ausichten dieser idealen Welt keine sehr erbaulichen waren“, so gilt das für das Russland von 1867 vielleicht noch mehr und noch directer wie für das Deutschland der Schiller- und Goethe-Zeit. Wo die Formen des Lebens ebenso unfertig und unschön sind, wie der Inhalt desselben Unerquicklichkeit ist, da versteht sich das sociale Uebergewicht einer formensichern, mindestens im Besitz gewisser formaler Traditionen befindlichen exclusiven Kaste ebenso von selbst, wie das der zu derselben gehörenden Individuen. Ein wichtiger und häufig übersehener Gesichtspunkt für die Beurtheilung dieses Verhältnisses ist ausserdem noch der, dass, die exclusive Gesellschaft allein ausgenommen, allenthalben in Russland die Bildung der Frauen tief unter der der Männer steht, bei dem Provinzialadel ebenso wie bei der Bureaukratie, der Geistlichkeit und dem Bauernstande. Wenn die gleissende Irina dem Helden unseres Romans wie von einem höheren Glanze umstrahlt vorkommt, vor dessen Strahlen die Reize der tugendhaften Tatjana verbleichen, wenn die schöne Aristokratin den Mann aus dem Mittelstande anzieht, wie der Magnet das Eisen, so bedarf das unter den Verhältnissen, welche die Voraussetzung von Turgenjews Schilderungen bilden, gar nicht mehr der Erklärung. Die Schicht, welche sie repräsentirt, besitzt eine traditionell gewordene, wenn auch rein formale Bildung, welcher der Stand, den er repräsentirt, in der That

Nichts entgegen zu setzen hat, — sie bringt ihm Vorzüge zu, die in seiner Welt weder zu finden noch aufzuwiegen sind. Dass dieses Reich des glänzenden Scheins an und für sich Nichts werth ist und keinen irgend adäquaten Inhalt birgt, ändert an der Sache Nichts, denn Litwinow weiss sehr wohl, dass es auch innerhalb seiner Kreise in dieser Beziehung nicht besser bestellt ist. Die gewaltsame Unterbrechung, welche die russische Entwicklung durch Peters abendländische Einrichtungen erlitten, hat, wie wir bereits früher anzudeuten Gelegenheit hatten, den Besitz ausländischer Bildungsformen zum Massstab der socialen Stellung gemacht, welche die einzelnen russischen Individuen einnehmen; in dem Stande, der dem reformatorischen Zaren am nächsten stand, hat diese Bildung zuerst Wurzel geschlagen, hier allein ist sie erblich und traditionell geworden. Das sociale Uebergewicht ihrer Glieder über die der übrigen Schichten vollzieht sich darum mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes und das von Turgenjew geschilderte Verhältniss Irina's zu Litwinow ist nur das Abbild einer auf den verschiedensten Lebensgebieten gemachten allgemeinen Erfahrung. Dabei sind die im „Rauch“ geschilderten Typen von einer so vollendeten inneren Wahrheit, dass man sich trotz des Sturmes von Empörung, der über den Dichter losgebrochen, in Moskau und Petersburg Monate lang damit beschäftigt hat, die Namen der Personen zu errathen, welche dem Dichter zum Vorwurf gedient haben. Die der künstlerischen Individualität und der Person Turgenjews näher standen, wussten freilich von vorn herein, dass dieses Unternehmen vergeblich sei, dass nicht bestimmte Personen gemeint, sondern Typen wiedergegeben seien. Demgemäss war denn auch die Zahl derer, welche sich durch jene Dichtung getroffen glaubten, Legion.

Schon durch ihre Ueberschrift haben die vorliegenden Blätter angekündigt, dass sie von dem Anspruch entfernt sind, für Beiträge zu einer kritischen oder aesthetischen Beurthei-

lung Turgenjews gelten zu wollen. Die Absicht des Verfassers beschränkte sich darauf, an der Hand literargeschichtlicher und biographischer Notizen Auskunft über Entwicklungs- und Lebensgang eines Dichters zu geben, der im westlichen Europa mindestens ebenso bekannt und populär geworden ist, wie in seinem Vaterlande, dessen volles Verständniss aber nur denen möglich sein dürfte, die über die Grundvoraussetzungen des modernen russischen Lebens einigen Bescheid wissen. Aus diesem Grunde ist nur von denjenigen Schriften Turgenjews die Rede gewesen, welche sich auf russische Zustände der letzten drei Jahrzehnte beziehen. Ganz besonders war dem Verfasser daran gelegen, den von ihm hochverehrten russischen Dichter gegen den in Deutschland weitverbreiteten Vorwurf eines grundsätzlichen und im letzten Grunde unkünstlerischen Pessimismus in Schutz zu nehmen und an der Hand von That-sachen den Beweis zu führen, dass gerade Turgenjew sich in den schwierigsten Phasen der russischen Entwicklung stets zu dem Glauben an die innere Lebenskraft seiner Nation bekannt hat, wenn er den einzelnen Erscheinungsformen derselben auch häufig genug als Ankläger gegenüber stehen musste. Aus der Wirklichkeit kann auch der Dichter, der die Realität zum Ideal verklären soll, nicht heraus. Das Material, mit dem er bauen, die Farben, mit denen er malen soll, sind ihm durch die Verhältnisse gegeben, in welche Geburt und Erziehung ihn gestellt haben. Fehlt den Schöpfungen Turgenjews jene heitere Ruhe und Siegesgewissheit, welche von dem vollendeten Kunstwerk gefordert wird, verkümmert uns der dunkle Schleier, der über seinen Zeichnungen liegt, die volle Freude an denselben, so wissen wir, dass die Schuld nicht an ihm, sondern an den Verhältnissen liegt, welche mit innerer Nothwendigkeit die Eigenthümlichkeiten seines Schaffens bedingen. Die Cultur der reinen Schönheit hat eine Summe von Culturerrungenschaften zur Voraussetzung, welche in Russland noch fehlen. Erst wenn Staat und Gesellschaft in das richtige Gleichgewicht gebracht sind und der erstere thatsächlich für den Ausdruck der letzteren gelten kann, ist dem Einzelnen der Boden gedeihlicher Entwicklung, dem Dichter

die Möglichkeit reiner Freude an derselben gegeben. So lange dieses Ziel nicht erreicht ist, erscheint die heitere Ruhe der Siegesgewissheit für den Künstler, in dessen Seele das russische Volksthum sich spiegeln soll, sittlich unmöglich und der russischen Literatur gereicht es zur Ehre, diese Gewissheit nicht erlogen, sondern in ihren hervorragendsten Erscheinungen — und zu diesen gehört Turgenjew — frei bekannt zu haben, dass die beglückte und beglückende Darstellung des Schönen nur auf dem Boden eines freien, mit sich selbst einigen Volksthums möglich ist.

Ernst Gideon von Loudon.

Auf keinem anderen Gebiet menschlicher Thätigkeit haben sich so zahlreiche und so hervorragende Liv-, Est- und Kurländer bekannt gemacht, wie auf dem militairischen. Kaum eine grössere europäische Armee, in der nicht ihrer Zeit Söhne der Ostseeprovinzen Dienste genommen, kaum ein europäischer Krieg, in dem der eine oder der andere von ihnen nicht mitgefochten hätte. Die meisten dieser Männer haben es freilich nur zu tüchtiger Mittelmässigkeit, zu hervorragenden Corps-, Divisions- oder Festungscommando's gebracht, die eigentlichen Feldherren sind zu zählen. Zwei von ihnen aber sind während der letzten hundert und zwanzig Jahre zu wirklich europäischer Berühmtheit und weltgeschichtlicher Bedeutung gelangt: Michael Barclay de Tolly, der Rigasche Rathsherrnsohn, den Kaiser Alexander 1812 der nationalrussischen Partei opfern und vom Oberbefehl zurückrufen musste, ob er gleich der Schöpfer des Feldzugsplanes war, welcher Napoleons grosse Armee ins Verderben stürzte, und Ernst Gideon von Loudon, der grösste österreichische Feldherr seit den Tagen Eugens von Savoyen, der einzige General seiner Zeit, der dem militairischen Genie des grossen Friedrich einigermassen gewachsen war, der Mann, von dem der König zu sagen pflegte: „Wir haben alle Fehler gemacht, nur mein Bruder Heinrich und Herr von Loudon nicht.“

Loudon ist, auch abgesehen von seinem grossen militairischen Talent, eine der anziehendsten und würdigsten Erscheinungen seiner Zeit. Freunde und Gegner rühmen ihn als einen Mann von makelloser Sittlichkeit, unvergleichlicher Bescheidenheit und Einfachheit, echter Seelengrösse und unerschütterlicher Charakterstärke. Den „stets strengen Feldmarschall, tapfern und glücklichen Krieger, das Muster eines guten Bürgers und nachahmungswürdigste Vorbild jedes Feldherrn“, nennt ihn die Inschrift des Denkmals, das Joseph II. seinem grossen General errichten liess und das noch heute im Saal des k. k. Hofkriegsraths zu Wien steht. Und doch ist dieser ausgezeichnete Mann so gut wie vergessen, giebt es nur eine lesbare Biographie desselben und wissen die wenigsten Leute in und ausserhalb Livlands, dass Ernst Gideon von Loudon ein Sohn dieses Landes war. Die Biographien von Pezzl (Wien 1790), Krsowitz (1785), Hormayr (Oesterreichischer Plutarch, Bd. XII, S. 167), Kunitsch (Biographien ausgezeichneter Männer der österreichischen Monarchie, Bd. VI, S. 90), Schweigerd (Oesterreichs Helden, Bd. III, S. 260) u. s. w. sind gleich oberflächlich, dürftig und ungeniessbar, einer dieser Autoren hat den anderen abgeschrieben, keiner für der Mühe werth gehalten, auf die Quellen zurückzugehen oder die archivalischen Schätze des Wiener Staatsarchivs zu Rathe zu ziehen. Loudons neuester Biograph, Wilhelm von Janko, ist von diesem Vorwurf freizusprechen, behandelt dafür die Jugendgeschichte des Helden aber nur sehr dürftig, ist über das Privatleben Loudons überhaupt nicht genau orientirt und sieht es mehr auf eine kriegswissenschaftliche Darstellung des Feldmarschalls, als auf eine Charakteristik des Menschen ab. Wesentlich dasselbe gilt von der Loudon gewidmeten Abhandlung in Wurzbachs „Biographischem Lexicon für das Kaiserthum Oesterreich“.

Dass es sich in der Mehrzahl dieser Schriften um wenig mehr, als die Wiederholung derselben Phrasen, Daten und Urtheile handelt, geht schon aus dem einen Umstande hervor, dass dieselben in Sachen der Herkunft der Loudon'schen Familie stets die gleichen Irrthümer wiederholten und sämmtlich

mit zuversichtlicher Miene versicherten, das Geschlecht der livländischen Herren von Loudon stamme nachweisbar aus Schottland her und habe den zweiten Sohn des Baron Matthaeus Campbel de Loudone, Grafen von Air, zum Stammvater.

Was zunächst die Familie anlangt, der Ernst Gideon von Loudon entstammte, so lag auf der Hand, dass die Angaben der österreichischen Biographen des Helden der Revision bedurften, da sie sämmtlich auf ein und dasselbe Document von zweifelhaftem Werth recurrirten, ein Zeugniß, das dem Feldmarschall auf sein Ansuchen aus Schottland zugesandt wurde. Herr Dr. August Buchholz in Riga, der verdienstvolle und gründliche, leider verstorbene Kenner livländischer Geschichte und Genealogie, hat die Güte gehabt, den Verfasser mit nachstehenden, aus dem Schatz seiner reichen Sammlungen entnommenen Mittheilungen über die Loudon'sche Familiengeschichte zu unterstützen.

Die Familienglieder schrieben sich zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden: Lowdon, Louwdon, Lauwdohn, Laudohn, Laudon, endlich Loudon — jetzt gewöhnlich.

Einer in dieser Familie vorhandenen Sage zufolge soll sie aus England herkommen, und dies bewog den österreichischen General-Feldmarschall Ernst Gideon, dort darüber Aufklärung zu suchen. Es ward ihm in Edinburg ein vollständiges Geschlechtsregister der alten Familie Lowdoun ausgefertigt mit der Erklärung, dass Matthaeus Lowdoun, zweiter Sohn des Baron Matthaeus Campbel de Lowdoun, Graf von Air, sein Stammvater sein sollte, weil er, wie andere jüngere Söhne derjenigen Familien, deren Güter ausschliesslich dem ältesten Sohne zufallen, sein Glück im Auslande versuchte, sich den Ruhm eines tapferen Kriegers erwarb und sich dann „in Kurland oder Livland“ niedergelassen haben soll: — seine Lebensperiode geht aus dem Sterbejahre seines leiblichen Bruders Hugo Baron Campbel de Lowdoun hervor, welcher 1622 starb. — Durch diese Nachricht, ungeachtet ihrer scheinbaren Authenticität, erhielt aber die Familie nichts weniger als Aufklärung; denn nicht allein ist ein Johann

von Louwdohn, der 1626 erschlagen ward, also Zeitgenosse jenes Matthaëus war, aus zuverlässigen schriftlichen Nachrichten der Familie als der erste bekannte Stammvater derselben und als Urältervater des Feldmarschalls anerkannt, sondern andere Documente beweisen die weit frühere Existenz der Familie in Livland unbestreitbar.

Otto von Lauwdohn erhielt 1432 den 28. October (am Tage Simonis Judä) von dem Riga'schen Erzbischof Henning die Confirmation einer Belehnung von vier Haken Landes im Laudon'schen Kirchspiel, die noch jetzt das Familiengut Tootzen bilden, als „eines Besitzes seines Vaters“. — Hans von Lauwdohn erhielt 1503 vom Erzbischof Michael die Belehnung über einen halben Haken Landes an demselben Ort, mit der Weisung, sich aller Ansprüche auf zwei andere Haken, vom Capitel den Pastoren in Laudon zugetheilt, zu enthalten, „so er vermeint zu haben auf den Brief von Hansens Vater“, worunter vielleicht jener Otto verstanden ist, der sein Grossvater, vielleicht aber auch sein Vater gewesen sein mag. — Dann wird eines Peter von Lauwdohn erwähnt, der Elisabeth von Rönner zur Ehe hatte, dessen Lebensperiode aber unbekannt ist. Zwar hat die Familie angenommen, dass er der Sohn des eben erwähnten Hans und Vater des 1626 erschlagenen Johann sei, aber eines oder das andere scheint unrichtig zu sein in Betracht der Länge der Zeit von 1503 bis 1626. In diese Periode fällt die Nachricht, dass zur Zeit von Iwan Wassiljewitsch's Kriegszügen in Livland im Anfange des 16. Jahrhunderts ein Lauwdohn, Besitzer von Tootzen, nach Zerstörung des Schlosses Loudon gefangen nach Russland geführt, dort durch eine polnische Gesandtschaft erlöst worden und bei seiner Rückkehr das Original-Document von 1432 bei einem Bauer, Ernst Siehling, aufbewahrt gefunden habe.

Ferner ist ein Document vorhanden, welches dem Johann von Loudohn 1602 den 25. Januar die Schenkung des Dorfes Mednegal von einem Haken Landes auch im Loudon'schen Kirchspiel zusichert, ausgestellt von dem polnischen Kronfeldherrn, und Grosskanzler Johannes de Zamoisky, in dessen Heere er den Feldzug nach Russland mitgemacht und sich

bei der Eroberung von Nowgorod so hervorgethan hatte, dass er namentlich für seine Auszeichnung bei dieser Eroberung diese Belohnung erhielt. Dann erhielt er 1625 den 28. Juli ein Zeugniß von dem schwedischen Feldherrn Swante Banner, — denn er hatte sich auf die schwedische Seite gewandt, — über einen Verlust von Vieh oder Lebensmitteln für die Truppen, enthaltend das Versprechen einer Entschädigung. — Endlich erhielt sein Sohn Hans von Lauwdohn 1625 den 31. December von der Königin Christine eine Bestätigung seiner Besitzungen in Livland, gegründet auf das Recht seiner Vorfahren, daher sogar später die Reductions-Commission die Güter unangetastet liess. — Alles dieses erweist das ältere Dasein der Familie in Livland, und dass jener Matthaeus nicht der Stammvater derselben sein kann; auch ist von ihm nicht die geringste Nachricht hier vorhanden und nirgends wird seiner erwähnt. — Wenn also die hiesige Familie von dem schottischen Geschlechte Lowdown abstammen sollte, so müsste die Auswanderung eines Gliedes derselben sich im 12. Jahrhundert oder noch früher zugetragen haben, denn nach den Familiennachrichten heisst es ausdrücklich: „Auch zeigt Capitain Johann Gideon von Lauwdohn in seinem Handbüchlein noch an, von seinem seligen Vater Gottward Johann zum öfteren gehört zu haben, dass unsere Vorfahren aus England herkommen sollen und nachdem sie aus der Mark Brandenburg gebürtig, sollen sie aus dem Stift Bremen mit ins Land gekommen sein, wie dieselben dieses Land aufgesiegelt haben, welches, wie man meint, Anno 1196 soll geschehen sein.“ Von dem Schlosse ferner: „Und dass die Hoflage unseres Erbgrundes Tootzen vormals recht unter das Schloss sei angelegt gewesen, wovon die Rudera noch diese Stunde vorhanden sind, und unseren Vorfahren sei abgenommen worden, weil der Platz bequem gewesen, dasselbe Schloss darauf anzulegen und dass also das Schloss daher nach unserem Namen genannt worden“, — woraus er schliesst, dass die vier Haken Landes, worüber die Confirmation von 1432, weit früher und zu Anfang der heermeisterlichen Zeiten seinen Vorfahren verlehenet worden sei. Arndt setzt die Er-

bauung des Schlosses Loudon ins Jahr 1271 zur Zeit des Bischofs Johann von Lüven. — Noch ist zu bemerken zur Widerlegung der schottischen Abstammung, dass in allen alten Urkunden, so wie auch in Original-Unterschriften der älteren Glieder der Familie in Briefen etc., der Name Lauwdohn oder Laudohn geschrieben ist; es ist daher nicht recht zu sagen, warum die Familie, und wie es scheint der Feldmarschall zuerst, die Schreibart in Loudon umgeändert habe. Auch die Wappen sind unähnlich, denn die älteste schottische Familie Lowdohn führte ein silbernes Schild, worin drei schwarze Schilde, — und die livländische hat ein blaues Schild mit drei Löwenköpfen zwischen zwei goldenen Stäben, welches zwar bei der Erhebung in den Freiherrnstand verändert ward, aber die Hauptfiguren beibehielt.

Herr Lorenzo von Numers hat die von Robert Douglas 1760 den 8. März in Edinburg angefertigte und eigenhändig attestirte „Abstammung der alten adlichen Familie Lowdown in Schottland“ in seinen genealogischen Sammlungen copirt, woraus ich nur hier den Vater des oben als Stammvater des Feldmarschalls genannten Matthaeus entnehme:

Matthaeus Campbel von Lowdown.

„Ein treuer Anhänger der Königin Maria. In der Schlacht von Longside 1568 ward er vom Feinde gefangen genommen. Dies war die letzte für diese Königin gelieferte Schlacht, denn nach ihr zerstreute sich ihr Anhang nach einer vollkommenen Niederlage. Seine Gemahlin war: Isabella von Innerpeffry, Tochter Herrn Johns Drummond von Innerpeffry, eines Abkömmlings der berühmten alten Familie von Perth. Deren Kinder: Hugo † 1622 — Matthaeus, widmete sich den Kriegswissenschaften und versuchte sein Glück über dem Meere. Er erwarb sich in den deutschen Kriegen den Ruhm eines tapfern Kriegers, und liess sich zuletzt in Kurland oder Livland nieder, wo er den berühmten Namen Lowdown durch seine Nachkommen ausbreitete, zu welchen auch der berühmte Herr Baron von Lowdown, des heiligen Römischen Reichs General-Feldmarschall gehört, der von ihm in gerader Linie abstammt. — Johanna, verheirathet 1. an Robert Mont-

gommery de Giffin, auch Magister de Eglington genannt. 2. an Ludwig Graf von Levinie. Mariana“ etc.

Folgende Notizen entnahm Brotze (Monum. V, 59) einer schottischen Original-Urkunde, nach welcher Matthaeus Campbell Ritter, Baron von Lowdoun vornehmster Vice-Graf von Air, der die Partei der Königin von Schottland hielt und Anno 1568 in der Schlacht bei Longside gefangen wurde, mit seiner Gemahlin Isabella, Tochter des Ritters Johann Drummond de Innerpeffry, zwei Söhne gezeugt hat, nämlich 1. Hugo, der sein Nachfolger war und 1604 zum Pair des Reichs ernannt wurde; und 2. Matthaeus, der sein Glück im Auslande suchte und sich zufolge wahrer authentischer schottischer Urkunden (die Brotze in Händen gehabt) in Livland niedergelassen und die dasige Laudon'sche (oder wie sie sich seit einigen Jahren schreibt: Lowdoun'sche) Familie gegründet haben soll, aus welcher der römisch kaiserliche General-Feldmarschall Gideon Ernst von Loudon entsprossen; — allein nach livländischen Urkunden ist dieselbe Familie hier viel früher vorhanden gewesen.

Gideon Ernst von Loudon wurde von der Kaiserin Maria Theresia am 5. März 1759 mit seinem Bruder Johann Reinhold, Besitzer von Tootzen und Adjunct des Riga'schen Ordnungsgerichts, und den Söhnen seines Vatersbruders, Karl Gideon und Otto Johann, in den Freiherrenstand erhoben und erhielt folgendes Wappen (nach dem Diplom): „einen etwas ablangen ausgereckten, unten rund in eine Spitze zusammenlaufenden und mit einer freyherrlichen Cron gezierten Schild, dessen blau oder Lasurfarbe Feldung mit zwey rechts gehenden gelb oder goldfarben Balken, dann drey dazwischen gesetzten Löwenköpfen, als den ersten roth, den zweyten Silberfarb und den dritten blau belegt ist. Ob dem Schilde ruhet ein vorwärts gekehrter offener freyer ritterlich gekrönter Turniershelm mit seinem anhangenden goldenen Kleinod zu beyden Seiten mit einer gelb oder Gold-, dann blau oder Lasurfarben Helmdecken bekleidet. Aus dem Helm gehen zu beyden Seiten zwey Bärenatzen und hinter denselben drey nach einander gesetzte Strausenfedern hervor, wovon die erste roth.

die zweite Silberfarb und die dritte blau ist. Die Schildhalter seyend zwei um die Köpf und Lenden mit grün Laub umgebene wilde Männer, deren jeder mit der auswärtigen Hand einen Kolben haltet.“ (Brotze, Mon. VII. 172 b.) —

Aus dieser Familie wurde Ernst Gideon, der zweite Sohn des verabschiedeten Obristlieutenants Otto Gerhard v. Loudon und dessen zweiter Frau, Sophie Eleonore von Bornemann, am 2. Februar 1717 (nicht 10. October 1716, wie es bei den österreichischen Biographen heisst, — der 10. Oct. war Loudons Namenstag) auf dem livländischen Gute Tootzen im Laudohnschen Kirchspiel geboren.

Schon aus den oben mitgetheilten Daten geht hervor, dass die Loudonsche Familie trotz ihres alten Adels und ihrer guten Reputation nicht zu den hervorragenden und berühmt gewordenen Geschlechtern des baltischen Adels gehörte. Ernst Gideons Vorfahren waren unter jenen patres minorum gentium zu finden, welche schlecht und recht nach der Väter Sitte lebten und starben. Sein Vater hatte als Obristlieutenant, sein Grossvater, der im Jahre 1708 verstorbene Gottard Johann von Loudon, als schwedischer Lieutenant seinen Abschied genommen, dann das bescheidene väterliche Erbe angetreten, vielleicht ein subalternes Wahlamt bekleidet, eine Nachbarin geheirathet, seine Tage zwischen primärer Landwirtschaft und virtuos betriebener Hühner- und Hasenjagd getheilt und dann in hohem Alter das Zeitliche gesegnet. So und ähnlich mögen es auch die Ahnherren früherer Generationen getrieben haben. Die Annalen der Landesgeschichte nennen keinen Sprossen dieses Geschlechts, der als Landrath oder Landmarschall geschweige denn als Heermeister eine politische Rolle gespielt und nachhaltig in die vaterländischen Geschehnisse eingegriffen hätte; das von dem Generallieutenant v. Campenhausen im Jahre 1747 verfasste Verzeichniss der Livländer, die es zur Feldmarschalls-, Generals- und Obristen-Würde gebracht hatten, führt gleichfalls keinen Loudon auf. Auch die Vermögensumstände dieses Geschlechts waren höchst beschränkter Art, das Familiengut Tootzen war im Jahre 1699 auf bloss einen Haken Landes

geschätzt worden und betrug fünfzig Jahre später erst $1\frac{1}{2}$ Haken. Vielleicht diesem Umstande hatten die Besitzer zu danken gehabt, dass sie von der schwedischen Reduction unberührt geblieben und dadurch einer gänzlichen Verarmung entgangen waren, wie sie am Ausgang des 17. Jahrhunderts den grössten Theil aller livländischen Familien traf.

Immerhin fielen die Tage der Jugend unseres Helden in eine Zeit der Noth und Verarmung, die zweifellos auch sein Aelternhaus und dessen Umgebung schwer betroffen hatten. Er war sieben Jahr nach der russischen Eroberung Livlands geboren worden und erst vier Jahre nach seiner Geburt wurde der Frieden geschlossen, der den namenlosen Prüfungen und Schrecknissen des nordischen Krieges ein Ende machte. Die sittlichen und materiellen Zustände seines Vaterlandes waren auf der tiefsten Stufe der Verkommenheit angelangt, zu welcher das baltische Land vielleicht überhaupt jemals herabgesunken ist. Die Noth war nicht nur bei den Bauern so gross, dass dieselben in den einzelnen Gegenden als frierende und hungernde Bettler obdachlos durch die Wälder irrten — auch der Adel war so herabgekommen, dass, wie es in einer damaligen Landtagsrede hiess, „die Kinder Vieler vom Adel herumzogen, um ihres Leibes Nothdurft durch Bettelbriefe zu erwerben.“ Von den 6—7000 Haken, welche der Adel vor der Reduction in Besitz gehabt hatte, waren, wie auf dem Landtage von 1714 festgestellt wurde, nur noch 773 in adeligen Händen. Die jährlichen Einnahmen der Ritterschaft waren auf 200 Thaler angeschlagen, während die Ausgaben, trotz der fast bettelhaften Besoldung der Wahlbeamten (die Landräthe erhielten jeder 15 Thaler jährlich!) immer noch 785 Thaler betragen. Was von Ersparnissen aus besseren Jahren übrig geblieben war, hatte der Krieg längst aufgezehrt. Eine einzige von Peter dem Grossen angeordnete Schiess- und Balkenstellung war mit $1194\frac{1}{2}$ Thaler Albertus bezahlt worden.

An die Befriedigung höherer geistiger Bedürfnisse war unter so betrübten Umständen selbstverständlich nicht zu denken; die Universität war seit dem Jahre 1690 in alle

Winde zerstoben, die Städte waren zerstört oder durch die Pest um die Hälfte ihrer Bewohner gebracht, die Kirchen und Schulgebäude lagen in Trümmern, auf je fünf Kirchspiele kam ein Prediger, das Lyceum in Riga war vollständig eingegangen. Strassen und regelmässige Communicationsmittel existirten kaum mehr dem Namen nach, die Polizei- und Justizbehörden waren höchstens zur Hälfte besetzt. Das Verhältniss zu der neuen Regierung, die man nicht kannte und von der man nicht gekannt wurde, war ein so peinliches und gedrücktes, dass selbst die alten Händel zwischen adeligen und nichtadeligen Landtagsgliedern „wegen der dringenden Vermeidung von Differenzen“ zum Schweigen gebracht wurden (vergl. die Verhandlungen des allgemeinen Convents von 1714) und dass der Landmarschall Magnus von Plater gegen allen Gebrauch zu der feierlichen Aufwartung, die dem General-Gouverneur Fürsten Alexander Menschikow bei Gelegenheit des ersten nach der „Conquôte“ abgehaltenen Landtags gemacht wurde, um kein Aufsehen zu erregen, ohne den silbernen Stab, das Abzeichen seiner Würde, erschien. Klagen über unerträgliche Einquartierungslasten und exorbitante Fourageforderungen wurden von Stadt und Land während der ersten zwanzig Jahre russischen Regiments in Livland unaufhörlich, wenn auch vergeblich erhoben. Schon die Verschiedenheit zwischen den Rechtsbegriffen und Rechtsansprüchen der neuen Landesherrn und denen der Eingeborenen war eine Quelle zahlloser Missverständnisse: ein Rigascher Bürgermeister v. Brockhusen, der während der Anwesenheit Peters in Riga mit einem General Händel gehabt hatte, war als Majestätsbeleidiger nach Sibirien geschickt worden, andere Fälle ähnlicher Art waren in Dorpat vorgekommen — ein Gefühl allgemeiner Unsicherheit und Bangigkeit hatte sich aller gebildeten Bewohner des Landes bemächtigt, und es verging ein halbes Menschenalter, bevor man wieder festen Boden unter den Füssen fühlte. Obgleich es Peter dem Grossen am guten Willen zur Förderung der Interessen seiner Unterthanen keineswegs fehlte und der mit Reorganisation der livländischen Einrichtungen betraute Ple-

nipotentiär von Löwenwolde ein sehr wohlmeinender und umsichtiger Mann war, konnte nur sehr mühsam, allmählig und langsam geholfen werden. Das Land war vollständig ausgezogen und lag in vollständiger Apathie regungslos da, die Regierung hatte alle Hände voll zu thun, um nur die Mittel zur Fortführung des Krieges gegen Polen und Schweden zu beschaffen, — überall fehlte es an Menschen und an Geld. Wegen der Verarmung des Adels konnten selbst die Landtage nur selten zusammentreten, von den Städten zeigte nur Riga die Fähigkeit, sich aus dem grenzenlosen Elend, in das dieselben gerathen waren, selbständig herauszuarbeiten, Dorpat war ein Trümmerhaufen, die kleinen Städte, zu Folge der schwedischen Reduction ihrer Güter beraubt, hatten alle Mühe ihre städtischen Gerechtsame zu behaupten und nicht zu blossen Marktflecken herabzusinken. Nach den vorstehenden Andeutungen wird man sich von der Armuth und Bedrängniss der Verhältnisse, in denen der zweite Sohn des Erbherrn zu Tootzen aufwuchs, eine Vorstellung machen können. Dass er keinen regelmässigen Unterricht erhielt, überhaupt niemals eine wirkliche Schule besuchte, verstand sich von selbst; die einzige höhere Lehranstalt, die dem livländischen Edelmann zu Gebote stand, das Lyceum zu Riga, wurde erst 1727 restaurirt, der Rector Loder, ein früherer Hauslehrer des Freiherrn von Campenhausen, war zugleich Pastor und Diaconus der Jacobi-Kirche, neben ihm fungirte ein Subrector Zierold als einziger Hülflehrer und das Schulgebäude, in welchem diese Männer ihre Stätte aufschlugen, konnte nur mit Hülfe freiwilliger Gaben, welche die Pröpste sammelten, hergerichtet werden.

Rückschlüsse von diesen Zuständen auf die der nächsten Umgebung Ernst Gideon von Loudons liegen zu nah, um ganz ausgeschlossen zu sein. Neben dem Vater sind aller Wahrscheinlichkeit nach der Laudohnsche Kirchspielprediger, Magister Georg Andreas Oxfort, und dessen Adjunkt, Jacob Neudahl, des heranwachsenden Knaben hauptsächliche Lehrer gewesen. „Durch einen genauen und praktischen Unterricht in der evangelischen Religionslehre“, so heisst es bei Krso-

witz, „fassten Gottesfurcht, Treue, Rechtschaffenheit und die übrigen Tugenden eine tiefe Wurzel in dem Knaben.“ Die Eltern sorgten eifrig, den jungen Gideon zur Selbstüberwindung zu gewöhnen, und Loudon erwähnte noch in grauem Alter dankbar der Mühe, die sich besonders seine Mutter gegeben, ihn zur Bezähmung des Jähzorns zu gewöhnen (Schweigerd. 262). Kunitzschs Angaben darüber, dass er als vorbereitende Studien für den Kriegsdienst Mathematik und Geographie getrieben habe, lässt sich nicht genauer nachgehen; wenn nicht etwa zufällig der Vater in diesen Wissenschaften Bescheid wusste, so wird sich ein Lehrer für dieselben schwerlich gefunden haben.

Dasselbe ernste schweigsame Wesen, das dem Manne eigenthümlich war, scheint schon der Knabe gezeigt zu haben; eine alte Verwandte Loudons versicherte den Schriftsteller Garlieb Merkel noch in den 80er Jahren „der Vetter sei rauh und unmanierlich gegen Damen gewesen und darum habe auch Nichts aus ihm werden können.“ Da er frühe Neigung zum Militäristande zeigte, der Vater selbst Soldat gewesen war, die bescheidenen Mittel der Familie den Besuch höherer Lehranstalten unmöglich machten, überdiess der ältere Bruder Johann Reinhold († 1787) zum Erben und Verwalter des kleinen Familienguts bestimmt war, trat Gideon, noch nicht 16 Jahre alt, in das Pleskowsche Infanterie-Regiment. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte die Möglichkeit, den erst halbreifen Knaben unter die Aufsicht zuverlässiger Landsleute zu stellen, bei der Wahl des Regiments den Ausschlag gegeben; Commandeur desselben war ein Baron Keyserling, Bataillons-Chef ein anderer Kurländer, Major Trotta von Treyden, Capitain der Compagnie, in welcher Loudon und sein Freund von Schilling dienten, Herr Ulrich von Sacken.

Sieben Jahre lang (1732—1739) gehörte Loudon der russischen Armee an, und dass es ihm nach den übereinstimmenden Zeugnissen seiner Zeitgenossen während dieses Zeitraumes gelungen, eine gewisse Kenntniss der Kriegswissenschaften und der Kriegsgeschichte zu erwerben, stellt der

sittlichen Energie und dem Wissensdurst des jungen Livländers ein Zeugniß aus, das nicht hoch genug angeschlagen werden kann, wenn man sich den Zustand der russischen Armee und ihrer Officierscorps in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vergegenwärtigt. Als Anna Iwanowna, die Wittwe des Herzogs von Kurland, den Czarenthron bestieg — und wenige Monate nach ihrem Regierungsantritt war Loudon enrolirt worden — war es noch nicht 40 Jahre her, dass Peter das grosse Werk der Civilisation seines Volks und seiner Armee unternommen hatte. Die Armee galt ihm für die wichtigste Anstalt zur Europäisirung seiner Unterthanen, die vor allem an die Formen der Culturwelt gewöhnt werden sollten: durch das gesammte 18. Jahrhundert blieb eine Vorschrift von ihm in Kraft, nach welcher sich Officiere und Soldaten, welche den Abschied erhielten, durch einen Revers verpflichten mussten „deutsche Kleider zu tragen und den Bart zu scheeren.“ Unter seinen Nachfolgerinnen, Catharina I., Anna und Elisabeth, standen sich die altmoskowitzische Barbarei des Strelizenthums und die preussischen und französischen Mustern abgeborgten Ordnungen des petrinischen Kriegsgesetzbuchs noch völlig unvermittelt gegenüber. Die barbarische Härte des alten, auf den Spiessruthen-Terrorismus begründeten Militärsystems, wie es durch Friedrich Wilhelm I. und den Dessauer ausgebildet worden war, vertrat hier die Stelle des sittigenden civilisatorischen Moments und war bestimmt, die Wildheit des vielfach mit mongolischen Elementen versetzten Moskowitenthums zu brechen. — Wie das Heer waren auch die untergeordneteren Führer desselben. Von wissenschaftlichen Bestrebungen, sittlichem Ernst und ritterlichem Ehrgefühl konnte in den ungebildeten Officierscorps, welche erst im Regiment europäische Begriffe erhielten und häufig Zeugen der Misshandlung ihrer Kameraden durch die Vorgesetzten sein mussten, auch nicht entfernt die Rede sein. Während für die Gardener Aufenthalt in einer grossen Stadt, die Nähe des kaiserlichen Hoflagers, die häufigere Berührung mit Ausländern von sittigendem Einfluss sein konnten, die Söhne der wohlhabenderen und dem Kaiser persönlich bekannten Familien überdies sämt-

lich in der Garde dienten und dieser ein aristokratisches, wenigstens äusserlich polirtes Aussehen gaben, standen die aus dem Auswurf der westeuropäischen Einwanderung und den Söhnen des kleinen Adels gebildeten Officierskörper der Armeeeregimenter Jahr aus und Jahr ein auf abgelegenen Dörfern oder in elenden, von der Cultur nicht einmal beleckten Provinzialstädten, von Allem abgeschnitten, was veredelnd und mildernd auf die Sitten und Neigungen ihrer Glieder wirken konnte. Branntwein und liederliche Dirnen waren die einzigen, in diesen Kreisen bekannten Hülfsmittel zur Ausfüllung freier Stunden und zur Erheiterung und Belebung eines eintönigen, licht- und reizlosen Daseins.

Die Jahre, welche Loudon als Cadet des Pleskower Infanterie-Regiments verlebte, gehörten zu den schwierigsten und sorgenvollsten seines Lebens. Die Beschränktheit der Mittel, welche seine Eltern ihm als Zuschuss gewähren konnten, nöthigte ihn, wie ein gemeiner Soldat zu leben, mit seinen Untergebenen aus einer Schüssel zu essen und auf einem Strohlager zu ruhen; nur die Freundschaft seines Jugendgefährten, des Kurländers v. Schilling, der dieses Loos theilen musste, entschädigte ihn für die Mühsale und Entbehrungen seiner freudlosen Jugendjahre. Wie er es angefangen, unter Verhältnissen so ungünstiger und deprimirender Art, wissenschaftliche Studien zu treiben, ohne anregenden Verkehr und ohne literarische Hülfsmittel die Lücken seiner Bildung auszufüllen, ist sein Geheimniss geblieben.

Kaum ein Jahr nach Loudons Eintritt in die russische Armee, im September 1733, rückte der Generalfeldzeugmeister Graf de Lacy, ein in russische Dienste getretener Irländer, der sich unter Catinat die ersten Sporen erworben, an der Spitze von 20,000 Russen in Polen ein, um die Anerkennung der Königswürde Augusts III. gegen den von der patriotischen Partei gewählten Gegenkönig Stanislaus Leszczinski durchzusetzen; im Februar des nächsten Jahres stand er mit seinen Truppen vor Danzig, wohin Stanislaus sich zurückgezogen hatte. Am 9. März übernahm Münnich an Stelle Lacys den Oberbefehl über die Belagerungsarmee und wenige Tage später

wurde jenes Drohmanifest erlassen, dessen barbarische Sprache ganz Europa erschreckte und dem Heldennamen des berühmten russischen Heerführers einen Stoss versetzte. Loudon, dessen Regiment diesen Feldzug mitmachte, kam bei dem Sturm auf den Hagelsberg, der 2000 Russen das Leben kostete, zum ersten Mal ins Feuer und hatte später bei dem Angriff auf den Stolzenberg die erste Gelegenheit, sich als tapferer und unerschrockener Officier zu bewähren; nachdem die höheren Officiere seiner Compagnie sämmtlich gefallen oder verwundet waren, stellte er sich an die Spitze des übrig gebliebenen Häufleins, um im Sturmloch fortzufahren. Den Strapazen des Monate langen Campirens unter freiem Himmel — mit einem Mantel bedeckt, schliefen Loudon und Herr von Schilling auf ärmlichem Strohlager — vermochte Loudons zarter, wenn auch abgehärteter Körper auf die Dauer nicht zu widerstehen. Er verfiel in eine schwere Krankheit, von der er erst hergestellt war, als der Feldzug an den Rhein, den seine Waffengefährten unter der Führung Keiths und Lacys gegen die Franzosen unternommen hatten, nahezu sein Ende erreicht hatte; trotz der russischen Unterstützung war Kaiser Karl VI. nicht im Stande gewesen, die Reichsgrenzen gegen Berwick zu schützen; er hatte durch die Abtretung Lothringens einen schimpflichen Frieden erkaufen müssen.

Für den russischen Heerestheil, in welchem Loudon diente, sollte der Abschluss der Wiener Friedenspräliminarien aber keine Beendigung seiner kriegerischen Thätigkeit, sondern nur eine Verlegung derselben bedeuten. Im Juli 1735 war der Tartarenchan Kaplan-Giray, obgleich von Gicht und Alter zum Krüppel geworden, auf Befehl des Grossherrn an der Spitze einer 53,000 Mann starken Horde nach Persien aufgebrochen und hatte bei dieser Gelegenheit russisches Gebiet verletzt; Russland, das diese Gebietsverletzung schon früher als *casus belli* bezeichnet hatte, liess sofort den General Leontjew in die Krim aufbrechen und nur der frühzeitige Eintritt eines ungewöhnlich strengen Winters bewirkte, dass der Beginn der directen Feindseligkeiten gegen die Pforte und deren Vasallen, den Chan, auf das Frühjahr 1736 ver-

schoben wurde. In Eilmärschen, welche die staunende Bewunderung aller Zeitgenossen erregten, war die am Rhein stationirte Armee an den Dnjepr zurückgekehrt und dieselben Soldaten, welche im Sommer 1735 gegen die Truppen Berwicks und de Sillys gefochten hatten, lagen schon im Januar 1736 in den Winterquartieren von Isum und scharmützelten mit krimmischen Tataren. Dann folgten die Bluttage von Perekop und Asow; der Kurländer von Rechenberg pflanzte am 20. Mai seine Fahne auf die Brustwehr dieser Befestigung, welche Freund und Feind für uneinnehmbar gegolten, weil es den Russen an allem Sturmgeräth, ja so vollständig an Sturmleitern gefehlt hatte, dass die Grenadiere sich mit den Flintenkolben Stufen in die Schanze schlugen, ihre Kanonen mit den Händen hinaufziehen mussten. Gleichzeitig drang derselbe Hans Christoph von Mannstein, den Münnich einige Jahre später mit der Ausführung des Staatsstreichs gegen Biron betraute, an der Spitze von 20 Grenadiern in das Castell von Perekop, wo die türkischen Führer überrascht und niedergemacht wurden. Am 1. Juli musste das von Lacy belagerte Asow capituliren. Im nächsten Jahre stand die Armee, welche während des Herbsts und Winters 30,000 ihrer besten Leute durch die Fieber eines tödtlichen Klimas und übermenschliche Strapazen verloren hatte, vor der Festung Otschakow, die sich nach dreimonatlicher Belagerung dem eisernen Münnich übergeben musste, der den Winter über mit den Kabalen verläumderischer Feinde auf Tod und Leben gekämpft hatte und erst zur Wiedereröffnung des Feldzuges aus Petersburg zurückgekehrt war. Das Jahr 1738 verging ohne entscheidende Erfolge, obgleich die Armee 16,000 Mann in Folge von Seuchen und unaufhörlichen Gefechten mit kleinen Tatarenschwärmen verloren hatte; im Jahre 1739 holte Münnich aber alles Versäumte dadurch ein, dass er mit nur 60,000 Mann das um ein Drittheil stärkere Heer des Seraskiers Weli Pascha bei Stawuschane aufs Haupt schlug, Chodjim einnahm, Anfang September den Pruth überschritt und in die Thore des unterwürfigen Jassy einzog. Die Intriguen Birons, den der wachsende Feldherrnruhm des ge-

hassten Nebenbuhlers mit Besorgniss für die eigene Machtstellung erfüllte, die Furcht der Regierung vor einem gewaltsamen Ausbruch der grollenden Moskauer Bojarenpartei, vor Allem die Gewissenlosigkeit, mit welcher Neuperg im Namen Oesterreichs den Frieden von Belgrad (18. September 1739) geschlossen hatte, brachten den russischen Feldmarschall um die Früchte seiner mühsam erfochtenen Siege und beendeten den türkisch-russischen Krieg gerade in dem Augenblick, da derselbe eine Wendung zu nehmen begonnen hatte, in welcher es sich um Sein oder Nichtsein der Pforte handelte.

An den Schlachten und Belagerungen der Feldzüge von 1736, 37, 38 und 39 hatten auch das Pleskowsche Infanterieregiment, und dessen inzwischen zum Premierlieutenant beförderter Cadet v. Loudon, Antheil genommen. Nach Beendigung des Krieges nahm der Letztere einen längeren Urlaub, um in die Heimath und dann nach Petersburg zu gehen. Der vermögens- und protectionslose Officier eines obskuren Armeeregiments hatte es trotz der Gewissenhaftigkeit, mit welcher er seinen Verpflichtungen nachkam und trotz der Tapferkeit, mit welcher er gefochten, nicht dazu bringen können, auch nur ebenso schnell zu avanciren, wie seine durch die Verhältnisse begünstigten Dienstcameraden. Zurückgesetzt und unbillig behandelt, sah er sich in die Nothwendigkeit versetzt, einen entscheidenden Schritt zur Verbesserung seiner Lage zu thun. Er liess sich an den Grafen Löwenwolde, einen zum Oberstallmeister und einflussreichen Günstling der Kaiserin gewordenen Landsmann, empfehlen und reiste mit diesen Empfehlungen im Winter 1739—40 in die russische Hauptstadt.

Der arme Lieutenant aus dem wenig bekannten Hause der Tootzenschen Loudon, der sich von der Protection seiner vornehm gewordenen Landsleute eine seinen bescheidenen Anforderungen entsprechende Versorgung versprach, hätte keinen übleren Zeitpunkt für die Geltendmachung seiner Wünsche auswählen können, als den Winter 1740. Als er in die Newaresidenz kam, wurden Münnichs türkische Siege zwar durch eine Reihe glänzender Feste, die alles Dagewesene in Schatten stellten, gefeiert, — unter dem Sieger von Otschakow und

Stawuschane gefochten zu haben, war aber die schlimmste Empfehlung, die man mitbringen konnte, wenn man etwas bei den Leuten ausrichten wollte, in deren Händen das Heft der Hof- und Staatsregierung lag.

Die Kaiserin, bereits müde, kränklich und alternd, nahm an der Leitung der Geschäfte kaum mehr den oberflächlichsten Antheil. Wenn sie gleich täglich mehrere Stunden lang mit ihren Ministern arbeitete, so wusste doch Jedermann, dass die Entscheidung aller wichtigeren Fragen bei Biron lag und dass dieser die Kaiserin beinahe ausschliesslich mit prunkenden Festen und gleichgiltigen Aeusserlichkeiten zu beschäftigen wusste. Die Einkünfte des Staats und seiner Grossen wurden für einen Luxus verthan, dessen Rohheit und Geschmacklosigkeit die krasse Unbildung derer die ihn trieben und ihre innere Barbarei nur mühsam hinter französischen Formen verbargen — treffend illustriert.

Dass der innere Gehalt der Petersburger Gesellschaft des 18. Jahrhunderts noch hinter diesen halbbarbarischen, auf die nichtigste Ostentation absehenden Formen beträchtlich zurückstand, braucht kaum gesagt zu werden. Leuten, die die höchsten Staats- und Hofämter bekleideten, fehlte es an den Rudimenten aller menschlichen Bildung, Gewissenhaftigkeit, Redlichkeit und Humanität waren selbst bei den Biron, Münnich und Ostermann, die wie Riesen über den Tross des gewöhnlichen Haufens hervorragten, nicht zu finden. Ueberall lagen die Extrême dicht neben einander, Reste unüberwunden gebliebener Barbarei und Symptome krankhaft gesteigerter Raffinerie verbanden sich zu einem in jeder Beziehung unerquicklichen Ganzen. Gerade in der nächsten Umgebung der Kaiserin war das *bellum omnium contra omnes* der leitende Grundsatz der Gesellschaft. Obgleich von dem mächtigen Altrussenthum auf allen Punkten befehdet und immer wieder zu einem Kampf auf Leben und Tod herausgefordert, war die herrschende deutsche Partei in eine Anzahl tödtlich verfeindeter Coterien gespalten. Münnich, dessen Anmassung seit den Erfolgen der Krimfeldzüge keine Grenzen kannte, musste schon damals mit Biron um seine Existenz

kämpfen, Jaguschinski und Wolinski, die beiden Kabinettsminister, waren seine offenen Feinde und bekriegten sich ausserdem unter einander; der kluge Ostermann nahm eine neutrale Stellung ein, that aber sein Möglichstes um Münnichs Einfluss zu beschränken, soweit er desselben nicht bedurfte, um Birons Allmacht zu paralysiren. Zu ihm hielten die Löwenwolde, Mengden und die übrigen Livländer, auf deren Unterstützung Loudon angewiesen war. Namentlich das Haupt dieser Fraction, der Oberstallmeister Graf Löwenwolde, lebte in offenem Hader mit dem Feldmarschall, dessen hoffähriges und eigenmächtiges Wesen ihn so tief verletzt hatte, dass er wiederholt erklärte, lieber sein Commando abgeben, als unter ihm dienen zu wollen.

Unter so bewandten Umständen konnte die Aufnahme keine günstige sein, welche dem jungen Lieutenant, dessen ganzes Verdienst die Theilnahme an den Münnichschen Feldzügen bildete, im Hause des Oberstallmeisters bevorstand. Ueberdiess war Löwenwolde, als einflussreichster aller in Petersburg lebenden Livländer fortwährend von Bittstellern aus den Provinzen bedrängt. Er hatte es nicht ablehnen können, das Amt eines livländischen Landraths beizubehalten und war trotz seiner schon im Jahre 1733 abgegebenen Erklärung „sich in Landesaffären nicht mehr mischen zu wollen“ wiederholt gezwungen worden, die für seine Hofstellung compromittirende Vertretung baltischer Ritterschafts- und Provinzialinteressen zu übernehmen — kein Wunder, wenn er wenig Neigung verspürte, auch noch auf die Wünsche eines unbedeutenden Subalternofficiers einzugehen. 'Es war genug, wenn er demselben den Zutritt in sein Haus gestattete und ihn gelegentlich zur Tafel zog — im Uebrigen konnte der „Mitbruder“ sich selbst helfen. Loudon war nicht der Mann, sich aufzudrängen. Sein stolzes, einfaches und nüchternes Wesen, das fühlte er bald selbst, war für diese Welt des Scheins und der krummen Wege überhaupt nicht geschaffen. Seine Bescheidenheit wurde für Beschränktheit, seine rechtliche, stille und keusche Art für Schwerfälligkeit genommen, der Ernst seines Wesens stimmte nicht zu der Zügellosigkeit und Fri-

volität einer Gesellschaft, die in dem Taumel fortwährenden und zügellosen Genusses lebte, in der Ehrenstellen und Beförderungen nicht nach Verdienst, sondern nach Zufall und Laune vertheilt wurden, nicht unter Menschen, denen die Intrigue für die oberste aller menschlichen Künste und Wissenschaften galt. Nach einigen Monaten vergebener Hoffens und Harrens zeigte sich ein Ausweg aus diesem Labyrinth, in dem der ehrliche Livländer niemals hätte heimisch werden können. Im Hause Löwenwoldes lernte Loudon den Privatsecretär des Oberhofmarschalls, einen geborenen Oesterreicher Namens Hochstetten, kennen, der früher Hofmeister der Kinder des Ministerialsecretärs Baron Binder in Wien gewesen war und durch diesen Kaunitz und andere einflussreiche Männer der Hofburg kennen gelernt hatte. Hochstetten war scharfblickend genug, in dem unscheinbaren Lieutenant auf Halbsold ein wirkliches Talent zu entdecken: er rieth ihm nach Oesterreich zu gehen und bei der jungen Kaiserin Maria Theresia, die eben im Begriff war eine Armee gegen Friedrich II. zu werben, Dienste zu nehmen und versprach für Empfehlungen an Kaunitz und Baron Binder Sorge zu tragen.

Loudon, der nur zwischen diesen unsichern Aussichten und einer Fortsetzung der traurigen Existenz im Pleskowschen Infanterieregiment zu wählen hatte, schenkte dem Rath seines neuen Bekannten Gehör, nahm seinen Abschied, scharfte die ihm aus der väterlichen Erbschaft übrig gebliebenen Nothpfennige zusammen, (Herr Otto Gerhard war im Mai 1734 gestorben) und verliess die russische Hauptstadt, in der für ihn kein Platz gewesen war, für immer. Bevor er nach Deutschland aufbrach, scheint er noch einige Zeit in Livland bei seinen Verwandten verbracht zu haben. Dieser letzte Aufenthalt in der Heimath verdient besondere Erwähnung, weil er zu einer livländischen Sage Veranlassung gegeben hat, die sich trotz ihres mythischen Charakters bis in die neueste Zeit erhalten hat. Loudon soll mit dem Kirchspielsprediger seines väterlichen Guts in Conflict gerathen sein, diesen auf offener Kanzel und vor versammelter Gemeinde an dem Kragen gepackt haben und dadurch in die Nothwendigkeit versetzt

worden sein, das Land, in dem er so argen Anstoss gegeben, zu verlassen. Wenn man in Erwägung zieht, dass der grosse Feldherr noch als Greis von dem Jähzorn sprach, der ihn in der Jugend zuweilen überfallen und dass Excesse dieser Art im Charakter jener wilden und zügellosen Zeit lagen, so erscheint die Geschichte an und für sich nicht unmöglich, zumal das gute Gedächtniss unserer Landestradiation in Fällen, wo es sich um Männer von hervorragender Bedeutung handelt, ziemlich zuverlässig ist. Nichts destoweniger möchten wir die Glaubhaftigkeit dieser Sage in Zweifel ziehen: ein scandalöser Auftritt in der Kirche stimmt erstens nicht zu Loudons ernstem zurückhaltenden Charakter und seiner Scheu vor Allem, was Aergerniss geben konnte, und zweitens hatte er, der weder Gutsbesitzer noch Kirchenpatron war, absolut keine Veranlassung zu Händeln mit dem Pastor von Laudohn, zumal dieser (seit 1732 Herr Jacob Neudahl, der frühere Adjunct Oxforts) aller Wahrscheinlichkeit nach sein Lehrer gewesen war. Mag dem sein wie ihm wolle, die Tradition hat an dieser Erzählung durch mehr wie ein Jahrhundert festgehalten und darum konnte dieselbe nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Möglicher Weise beruht dieselbe auf einer Verwechslung Ernst Gideons mit einem der Neffen, die er, wie wir im weiteren Verlauf sehen werden, nach Oesterreich kommen liess.

Ende des Jahres 1740 traf Loudon in Berlin ein, um von hier aus seine Reise nach Wien fortzusetzen. Hier (so berichten Krsowitz, Hormayr, Kunisch, Pezzl und die übrigen österreichischen Biographen unseres Helden) wurde Loudon von mehreren anwesenden Kameraden und Landsleuten überredet, lieber in preussische Dienste zu treten und bei dem Könige um eine Hauptmannsstelle zu sollicitiren. Loudon liess sich bereden, in Berlin zu bleiben, aber er musste sehr lange warten bis er eine Audienz erhielt und sein Leben unterdessen kümmerlich mit Abschreiben fristen. Endlich erschien der Audienztag und Loudon wurde sammt mehreren anderen Aspiranten dem Könige vorgestellt. Friedrich sah den hagern, hochschultrigen und blassen Livländer, dessen

röthliches Haupthaar nur nothdürftig gepudert sein mochte, einen Augenblick scharf an und ging dann weiter, indem er zu seiner Umgebung sagte: „La physionomie de cet homme ne me revient pas.“ Dadurch wurde Loudon bewogen, von seinem Plane abzustehen und seiner ursprünglichen Absicht gemäss nach Wien zu gehen.

Die Wahrheit des hier geschilderten Auftritts, der unseres Wissens zuerst im Jahre 1789 durch Krsowitz veröffentlicht wurde, ist schon 1790 durch Friedrich Nicolai in Zweifel gezogen worden — wie wir annehmen möchten mit Unrecht, mindestens ohne genügenden Grund. „Es ist gewiss“, so heisst es im vierten Bändchen der „Anekdoten“ S. 36, „dass der junge Krieger damals den König nicht gesprochen hat. Es wäre auch wirklich eine sonderbare Ausnahme von der Regel gewesen, wenn dem Könige, der viel nach Physiognomie ging, ein so offenes und biederer Gesicht nicht sollte gefallen haben. Die wahrscheinlichste Sage von dieser Sache ist: der Oberst von Nassau trat zu Ende des Jahres 1740 in preussische Dienste als Generalmajor, unter der Bedingung ein neues Dragonerregiment zu errichten. Mit ihm kam auch aus sächsischen Diensten der Obristlieutenant von Kyaw als Obrister und Kommandeur des neuen Regiments. Dieser errichtete im Jahre 1741 die drei ersten Schwadronen dieses Regiments in einer Vorstadt von Breslau. Er hatte vom General von Nassau die Commission, die noch fehlenden Subalternofficiere, die nicht aus Sachsen mitgekommen waren, zu engagiren. Dazu meldete sich auch der jetzt so berühmt gewordene Loudon. Es hatten sich aber mehr gemeldet als eingesetzt werden konnten: Kyaw suchte andere Officiere aus, daher blieb Loudon zurück.“

Die Richtigkeit dieser Nicolaischen Version ist ihrer Zeit und mit Recht schon von Pezzl angestritten worden. Erstlich ist Nicolai überhaupt ein unzuverlässiger Schriftsteller; auf S. 35 seiner „Anekdoten“ berichtet er z. B. über einen Auftritt, den Loudon mit dem Könige in späteren Jahren gehabt haben soll, während unzweifelhaft feststeht, dass derselbe sich nicht in Berlin, sondern in Wien zugetragen hat und dass

die Friedrich zugeschriebenen Worte (Le voilà comme toujours derrière la porte, tout honteux d'avoir tant de mérite) nicht von diesem, sondern von einem Herzog von Ahremberg, der am Hof Maria Theresias lebte, gesagt worden sind. Zweitens ist Loudon im Jahre 1740 gar nicht in Breslau, sondern bloss in Berlin gewesen und erscheint unerklärlich, wie er, der bloss in der Infanterie gedient hatte, darauf gekommen sein sollte, in ein Dragonerregiment treten zu wollen. Endlich irrt Nicolai, wenn er Loudons Gesicht ein offenes und gewinnendes nennt. „Loudons Aussehen“, so berichtet Pezzl, der den Feldmarschall selbst gekannt hat, „war wirklich sehr verschlossen und konnte leicht verkannt werden.“ Angesichts dieser Gründe und auf Pezzls Versicherungen, dass der geschilderte Auftritt „durch einstimmige Aussagen Verschiedener bezeugt worden“, liegt die Annahme nahe, dass es Nicolai nur darum zu thun gewesen, einen physiognomischen Irrthum aus dem Leben des grossen Königs auszumärzen und jeden Zweifel an dessen untrüglichem Scharfblick zu beseitigen — dass es der Menschenkenntniss eines grossen Monarchen noch nicht Abbruch thut, wenn derselbe ein Mal und in Bezug auf einen unbedeutenden fremden Lieutenant geirrt hat, scheint Nicolai noch nicht gewusst zu haben. Der dem König zugeschriebene französische Ausspruch stimmt übrigens vollständig zu Friedrichs scharfer und absprechender Art und ist, da er sich bei den verschiedensten Autoren wiederfindet, schwerlich erfunden worden. Nicht zu begreifen wäre ferner, was Loudon zwei Jahr lang in Berlin getrieben, wenn ihm nicht darum zu thun gewesen, den König selbst zu sprechen.

Thatsache ist, dass unser Held erst im Jahre 1742 die preussische Hauptstadt verliess. Die Zahl seiner Empfehlungen war noch durch ein Schreiben des Grafen Philipp von Rosenberg, kaiserlichen Gesandten am preussischen Hof, vermehrt worden. In Wien angelangt musste Loudon, dessen bescheidenes Reisegeld längst aufgezehrt war, mehrere Wochen mit Warten verlieren. Er war in dem am Kärnthner Thor belegenen Gasthof zum Schwan abgestiegen und hier mit einem alten Bekannten, dem Pandurenobristen Baron Franz von der

Trenck, zusammengetroffen und von diesem eingeladen worden, in dessen neugebildete Truppe zu treten. Noch bevor er diesen Vorschlag beantwortete, erhielt er zufolge seiner Empfehlungen die Weisung, sich zu einer bestimmten Stunde in Schönbrunn zur Audienz bei der Kaiserin Maria Theresia einzufinden. In dem Vorsaal hatte er schon längere Zeit gewartet, als ein unbekannter, freundlich aussehender Mann auf ihn zutrat und den bescheidenen, vergrämt aussehenden Livländer in der abgeschabten russischen Lieutenantsuniform theilnehmend nach seinem Verlangen fragte. Es entstand ein längeres Gespräch, in welchem Loudon seinen Stand und Namen und seine schwierigen Verhältnisse ausführlich auseinandersetzen Gelegenheit hatte. Nach einer Weile entfernte sich der Unbekannte mit dem festen Versprechen, für eine sofortige Audienz zu sorgen. Wenig später in das kaiserliche Cabinet getreten, fand Loudon seinen neuen Bekannten zur Seite der Kaiserin stehen. Es war der Grossherzog Franz Stephan von Lothringen, Gemahl Maria Theresias und später unter dem Namen Franz I., römisch deutscher Kaiser. Loudon erhielt die gewünschte Hauptmannsstelle im Trenckschen Pandurencorps und wenig später die Weisung, sofort mit diesem nach Baiern aufzubrechen, Kaiser Franz aber blieb bis an sein Lebensende der warme Freund und Fürsprecher seines Schönbrunner Bekannten.

Aber die Tage der Prüfung waren für unsern Helden, der sich bei seiner Anstellung in Oesterreich am Ziel seiner Wünsche glaubte, noch nicht zu Ende. Das Trencksche Freicorps, dem er enrolirt worden, bildete die zuchtloseste und verrufenste Truppe der gesammten österreichischen Armee und war binnen Kurzem wegen seiner räuberischen Unthaten in ganz Deutschland verfehmt. Der Feldzug nach Baiern glich mehr einem Räubereinfall, als einem strategischen Manöver; verbrannte Dörfer, geplünderte Kirchen und Edelhöfe, mishandelte und beraubte Städte, bezeichneten den Weg, den Trencks verwilderte Schaaren genommen. Der Obrist selbst war einzig auf seine Bereicherung bedacht und völlig taub für die Vorstellungen, welche seine Officiere ihm im Namen

der Ehre und Menschlichkeit machten. Loudon befand sich in der übeln Lage, Zeuge von Aufritten zu sein, die sein innerstes Gefühl empörten und denen er nicht Einhalt thun konnte, weil seine Panduren ihre Schandthaten durch den rohen Obristen entschuldigt und sanctionirt wussten. Sechs Jahre lang gehörte Loudon diesem unwürdigen Corps an, dessen schlechtes Renommée seinem regen Ehrgefühl und hohen sittlichen Ernst viel zu schaffen machte. Nach Beendigung des Bairischen Feldzugs gingen die Panduren, als Avantgarde des vom Feldmarschall Khevenhüller, später vom Prinzen Carl von Lothringen befehligten Armeecorps über den Rhein, um die flüchtigen Franzosen immer weiter zu verfolgen. Bei Elsasszabern wurde Loudon in einem nächtlichen Vorpostengefecht, das einzige Mal in seinem Leben, schwer verwundet und gefangen genommen. Eine Musketenkugel fuhr ihm durch die rechte Brust in den hohlen Leib und hinten beim Schulterblatt wieder heraus, so dass er besinnungslos fortgetragen und nur durch die Geschicklichkeit und Sorgfalt eines französischen Feldchirurgen dem Leben erhalten wurde. Die Kur war langsam und höchst schmerzhaft, weil die Kugel, welche ihn zu Boden geworfen, einen metallnen Knopf seines Dolmans abgerissen und in die Wunde getrieben hatte, so dass sie nur mühsam herausgeholt werden konnte. — Ueber die Art und Weise der Befreiung Loudons aus der französischen Gefangenschaft schwanken die Angaben der Quellschriftsteller: Krsowitz behauptet, der verwundete Hauptmann sei überhaupt nicht gefangen genommen, sondern von seinem „Landsmann und Kriegsgespan“, dem späteren Feldzeugmeister und Freiherrn Matthesen auf dessen eignem Pferde aus dem Getümmel geschafft worden, Hormayr und Schweigerd sprechen von einer Auswechselung; der durch Gründlichkeit ausgezeichnete Lebensabriss in Wurzbachs „Oesterreichischem Lexicon“ (B. 16. S. 68) behauptet, Loudon sei durch eine Schaar marodirender Panduren befreit worden und habe den Bauersmann, bei dem er einquartiert gewesen, nur mit Mühe vor der Plünderung durch seine Befreier retten können. Feststehend ist nur, dass der Arzt, dem unser Held seine Heilung

dankte, Franzose war und dass er denselben viele Jahre später in Sachsen wiederzusehen die Freude hatte, und dass diese Blessur wesentlich zu dem hartnäckigen Magenleiden beitrug, an dem er fortan laborirte. „Der Blessur von 1743“, berichtete Krsowitz noch zu Loudons Lebzeiten (1785), „schreiben die Aerzte die Magenkrämpfe zu, denen der Feldmarschall von sehr langer Zeit und noch itzt unterworfen ist. Es fallen ihn jedoch die Krämpfungen nur sehr selten an; sie sind gering, durch bereits geprüfte Mittel hebllich und von keiner weiteren Folge.“

Nach seiner Wiederherstellung zog Loudon mit den Trenckschen Panduren nach Schlesien. Als Trenck hier seine Truppen vor dem General Keil defiliren liess, fragte dieser den Obristen: Was haben Sie da für einen jungen Hauptmann? „Er ist noch jung, aber er verdient bereits ein Regiment zu commandiren“, lautete die Antwort.

Nichts desto weniger hatte Loudon schon wenige Wochen später mit dem rohen und unbilligen Obristen einen so heftigen Auftritt, dass er dessen Corps verliess und nach Wien zurückging, um eine anderweitige Verwendung zu erhalten. Wiederum begann eine Zeit trüber Thatenlosigkeit und Zurücksetzung, denn zwei Jahre vergingen, bevor der „reducirte“ Hauptmann, dessen kleine Ersparnisse bald zu Ende gingen, eine neue Anstellung erhielt. Vergeblich wandte er sich mit verschiedenen Bittschriften an einflussreiche Hofleute, schliesslich an die Kaiserin: er wurde immer wieder abgewiesen und endlich auf die Liste der zudringlichen Supplikanten gesetzt. Nichts desto weniger liess er den Muth nicht sinken und als die Kaiserin Elisabeth in einem 1747 erlassenen Avocationsedict sämmtliche in österreichischen und preussischen Kriegsdiensten stehende Liv- und Estländer binnen Präclusiv-Frist zur Rückkehr in die Heimath aufforderte, blieb er in Wien. Er lebte in äusserster Dürftigkeit, beständig mit taktischen Studien beschäftigt und nur darüber untröstlich, dass seine bescheidenen Mittel ihn an der Anschaffung der nöthigen Bücher und Kartenwerke verhinderten. Die einzige Erholung, die er sich erlaubte, bestand in dem Besuch

eines öffentlichen Gartens der Alsterstrasse, wo er Abends zuweilen ein Glas wohlfeilen Landweins trank.

In diese Zeit fällt ein heftiger Conflict, den Loudon mit seinem ehemaligen Chef, dem im J. 1748 nach Beendigung des zweiten schlesischen Krieges verabschiedeten Obristen von der Trenck hatte. Trencks Unthaten waren ruchbar geworden und eine Menge von ihm geplündertes Leute kamen nach Wien, um ihm den Process zu machen. Einer derselben wandte sich an Loudon und ersuchte diesen, Trenck zu einem Schadenersatz zu bereden, nach dessen Auszahlung er von der beabsichtigten Klage Abstand zu nehmen bereit sei. Im Theater, wo Loudon sich seines Auftrags entledigte, kam es zu einem lebhaften Wortwechsel, der damit endete, dass der beleidigte „reducirte“ Hauptmann seinen früheren Obristen auf „blanke Klinge“ herausforderte. Tags darauf wurde Trenck verhaftet und dem strafenden Arm der Justiz überantwortet. Jetzt entspann sich ein langwieriger Process, der Loudon gegen seinen Wunsch in Wien zu bleiben nöthigte, da er als Zeuge vernommen werden sollte. Der unwürdige Trenck suchte seine Unthaten auf Loudon zu wälzen, dieser aber wies vor Gericht sein Notizbuch mit sämmtlichen von Trenck enthaltenen Vorschriften auf und wurde vollständig freigesprochen, während sein Verleumder lebenslängliche Haft in den Kasematten von Spielberg erleiden musste. Die rettende Schreibtafel hat Loudon sein Leben lang aufbewahrt.

Erst im Jahre 1748 trat eine günstige Wendung im Leben unseres Helden ein, dessen ungünstiges Loos vielfach an die Rolle erinnerte, welche Unschuld und bescheidenes Verdienst in moralischen Erzählungen alten Zuschnitts spielten. Auf die Verwendung eines gleichfalls in österreichische Dienste getretenen Landsmanns, des Hofkriegsraths Grafen Löwenwolde, erhielt er die Stelle eines „wirklichen Hauptmanns“ im Liccaner Grenzregiment; auch der Feldmarschall Graf Browne und der Musiker Salviati hatten ihm bei dieser Gelegenheit ihre Fürsprache zu Theil werden lassen. Bedingung dieser Wiederanstellung scheint ein Act gewesen zu sein, der in die Jahre 1747 oder 1748 fällt und den einzigen Flecken in dem sonst

makellosen und wahrhaft musterhaften Leben des trefflichen Mannes bildet: er trat, sicher gegen seine Ueberzeugung und nur durch äussere Umstände bestimmt, zur katholischen Kirche über. Das alte Oestreich konnte keine anderen als katholische Diener brauchen und Loudon gewann es über sich, dieses Hinderniss seines Fortkommens durch einen Confessionswechsel hinwegzuräumen, der gerade nach den Begriffen seiner Zeit, den Anschauungen, in denen er erzogen war und den Eigenthümlichkeiten seiner nüchternen, ersten und echt protestantischen Natur als sittlicher Makel erscheinen musste. Das scheinen auch Loudons katholische und östreichische Freunde und Verehrer lebhaft gefühlt zu haben — seine Wiener Biographen suchen über diesen dunklen Punkt möglichst rasch hinwegzukommen und Krsowitzs beschönigende Bemerkung, er habe sich als Diener eines katholischen Staats zu dessen Religion bekannt, da sein hoher Geist über die „Spalte der Religionen“ und die Trennungen „dunkler Dogmatik“, erhaben gewesen — schmeckt stark nach einer Entschuldigung. Schweigerd berichtet, Loudons Uebertritt zur römischen Kirche sei die Frucht längerer Religionsgespräche mit einem Jesuiten Rieber gewesen. Gellert, der, wie wir in der Folge sehen werden, zu Loudons nächsten Bekannten gehörte, scheint mit psychologischem Scharfsinn errathen zu haben, dass der berühmte Feldherr selbst ein lebhaftes Gefühl von der Entwürdigung hatte, die dieser Schritt involvirte; seiner kurzen bedauernden Bemerkung darüber, dass der verehrte Freund „nicht mehr unserer Religion angehört“, lässt sich absehen, dass sie aus Loudons eigener Empfindung abgeleitet worden ist und dass Gellert wusste, dieser sei ein tief religiöser Mensch und schon als solcher für sein Handeln verantwortlich gewesen. Alle Züge, welche uns aus Loudons Privatleben erhalten sind, stimmen zu einer ersten, auf bestimmten, tief durchdachten und wirklich erlebten Principien ruhenden Welt- und Lebensanschauung, die die Dinge im Zusammenhang erfasste und in ein System brachte. Die gesammte Persönlichkeit macht den Eindruck einer wesentlich reflectirenden, beschaulichen Natur. Ruhig, gemessen und in

sich gekehrt geht der finster aussehende, wortkarge, melancholische Mann, dem nachgesagt wurde, er habe nie gelacht und kaum gelächelt, seinen Weg. Im gewöhnlichen Leben schwerfällig und pedantisch gewissenhaft, ist ihm rasches und energisches Handeln nur in der Stunde der Gefahr und Entscheidung gegeben. Erst wenn seine Umgebung unsicher und ängstlich zu werden begann, belebten sich seine düstern Züge zu Leben und Heiterkeit, glänzte aus den melancholischen lichtgrauen Augen das Feuer einer glühenden Seele. Im täglichen Verkehr war ihm nichts so verhasst als Regellosigkeit, Frivolität oder leichtsinnige Genusssucht, er selbst zeichnete sich schon als Jüngling durch die catonische Strenge seiner Sitten, seinen Abscheu vor allen Ausschweifungen und die Verachtung aller gewöhnlichen Vergnügungen aus und stiess durch ein knappes, fast rauhes und nicht selten linkisches Wesen bei oberflächlichen Berührungen ab. Gleich dem schweigenden Oranier, dem er auch äusserlich glich und dem ihn fast alle seine Biographen verglichen haben, gehörte er zu der Classe der hageren, hohlblickenden Männer, die „Nachts schlecht schlafen“ und denen man ansieht, dass sie zuviel gedacht haben und weder „Spiel noch Musik“ lieben. Zieht man weiter in Betracht, dass die Zeiteinflüsse, unter denen sich dieser wegen seiner Strenge und Abgeschlossenheit fast antik zu nennende Charakter gebildet hatte, der Periode des moralisirenden Rationalismus angehörten, so wird man kaum darüber in Zweifel sein können, dass Loudon das Gefühl des Selbstvorwurfs wegen seiner Conversion sehr deutlich gehabt hat und wenn überhaupt, nur mühsam losgeworden ist.

Acht Jahre lang lebte der „wirkliche“ Hauptmann des Liccaner Grenzregiments auf einem abgelegenen Grenzorte von der Aussenwelt so wenig beachtet, dass kaum der Name seines Aufenthaltsorts und das Datum seiner um diese Zeit erfolgten Heirath sicher feststehen. Wahrscheinlich hat er den Haupttheil dieser Zeit in Gospich zugebracht, über die Heirath aber scheinen die Meisten seiner Biographen falsch oder doch mangelhaft unterrichtet gewesen zu sein. Während

nach den eben mitgetheilten zuverlässigen Notizen des Dr. Buchholz feststeht, dass der zum Major beförderte Hauptmann Loudon in erster Ehe mit Elisabeth von Essen, der Tochter einer in Ungarn lebenden deutschen Familie verheirathet war, wissen die uns vorliegenden österreichischen Quellen von dieser Ehe überhaupt nichts, sie wissen nur, dass Loudon mit Clara von Hagen, der Tochter eines croatischen Offiziers, verheirathet gewesen ist und dass diese ihm sechs Kinder geboren, welche sämmtlich im zartesten Alter verstorben. Die Unzuverlässigkeit dieser letzten Angabe geht schon aus den Widersprüchen hervor, welche zwischen Pezzl und den übrigen Darstellern bestehen. „Es ist ein Irrthum“, heisst es bei dem genannten Autor „wenn einige Schriftsteller sagen, Loudon hat mit seiner Gemahlin einige Kinder und darunter auch einen Sohn gezeugt; die aber alle in früher Kindheit verstorben seien. Loudons Gemahlin war ein einziges Mal schwanger und zwar während des ersten Feldzugs des 7jährigen Krieges, da sie in Wien lebte, aber auch dieses Mal verlor sie ihre Leibesfrucht durch eine frühreife Fehlgeburt. Loudon war und blieb also kinderlos.“ Hiergegen wird von Wurzbach eingewandt, dass auf der Station Bunik beim Niederreißen einer Kirche die Leichensteine zweier Loudonscher Söhne gefunden worden. Dieser Widerspruch ist — unserer Meinung nach — nur zu lösen, wenn man mit Dr. Buchholz zwei Ehen annimmt, aus deren erster sechs Kinder hervorgingen, während die zweite mit Clara von Hagen kinderlos blieb. Schweigerd will in Erfahrung gebracht haben, dass der Sänger Salviati die Ehe mit Fr. v. Hagen vermittelt, behauptet übrigens gleichfalls, dass aus derselben verschiedene jung verstorbene Kinder geboren worden.

Die Jahre einsamen Grenzerlebens vergingen unter den Freuden des häuslichen Herdes und ununterbrochener Studien. Niemals dass Loudon einen Spazierritt machte ohne das Terrain zu prüfen und sich von der nächsten Höhe aus eine möglichst zweckmässige Truppenaufstellung zu denken, kein Abend, den er nicht brütend über Plänen und Karten verbrachte. „Das habe ich als Feldmarschall nöthig“, pflegte er

scherzend zu sagen, wenn seine Gemahlin über die ewigen Karten klagte und den Gatten zu einer Ruhestunde einlud. Erst nach sechs Jahren eintönigen Gamaschendienstes und täglich wiederkehrenden Exercirübungen bot sich eine Gelegenheit zur Auszeichnung. Im Jahre 1754 brach zu Folge einer neu ausgeschriebenen Steuer ein Aufstand unter den Grenzsoldaten aus; sie verliessen ihre Dörfer, verweigerten den Gehorsam und rotteteten sich in benachbarten Wäldern zusammen, um eine förmliche Rebellion vorzubereiten. Loudon, der trotz seiner unerbittlichen Strenge und seines finstern Wesens ausserordentlich populär war, wusste seine Untergebenen von jeder Betheiligung an den ausgebrochenen Wirren zurückzuhalten. Durch ihre Vermittelung vermochte er so erfolgreiche Verhandlungen mit den Rebellen anzuknüpfen, dass die Mehrzahl derselben, bevor es zu Blutvergiessen gekommen, die Waffen niederlegte und der Rest mit leichter Mühe zum Gehorsam zurückgebracht werden konnte. Schweigerd, der diesen Vorgang in das Jahr 1748 verlegt, dessen Zuverlässigkeit übrigens mitunter zweifelhaft erscheint, weil er in Bezug auf chronologische Daten beständig von den älteren Quellen und von Wurzbach abweicht, theilt darüber nachstehende immerhin beachtenswerthe, wenn auch theilweise abweichende Einzelheiten mit. „Die Gährung wurde immer heftiger und brach endlich 1749 in zwei grossen Dörfern in hellen Aufruhr aus. Die Tumultuanten erlaubten sich allerhand Gewaltthätigkeiten und erschossen ihren Oberlieutenant Labitzky: der Obrist Loge und andere Oberofficiere, denen die Pflicht oblag, Mittel zur Dämpfung des Aufruhrs zu ergreifen, flüchteten, aus Furcht Labitzkys trauriges Schicksal theilen zu müssen. Hauptmann Loudon hingegen harrte nicht nur mit unerschütterlichem Muth unter den Empörern aus, sondern war auch auf Massregeln bedacht, den Aufstand möglichst schnell zu stillen. Er hielt mit dem dortigen Erzpriester, nachmaligen Bischof von Caballini, eine kurze Unterredung, ersann selbst durch die Schnelligkeit seiner Denkkraft die Mittel, die Empörung schnell wie es sein musste zu dämpfen und schritt sogleich zur Ausführung. Loudon versammelte

alle Unterofficiere des Liccaner Regiments, weil er sich auf diese verlassen konnte, überfiel mit ihnen die Aufrührer haufenweise und stellte nach einer 24stündigen Anstrengung, während welcher er und seine Mannschaft weder Speise noch Trank genossen, die Ruhe wieder her. Die Rädelsführer wurden festgeschlossen und in das Regimentsquartier nach Gospich abgeführt, wo eine strenge Untersuchung über sie verhängt wurde, nach deren Beendigung sieben der Haupturheber zum Tode durch den Strang verurtheilt, die andern mit mehr oder minder dauerndem Gefängniss bestraft wurden.“ Trotz der Umsicht und Mannhaftigkeit, welche Loudon bei dieser Gelegenheit bewiesen und trotz des anerkennenden Berichtes, welchen der Commandirende des Karlstädter militärischen Bezirks über die Sache nach Wien gesandt hatte, verging noch manches Jahr, ehe er auch nur dazu gelangen konnte, mit einiger Billigkeit behandelt zu werden. Die Mittelmässigkeit schien sich allenthalben, wo er erschien, dazu verschworen zu haben, seine Laufbahn zu kreuzen und ihn den Beweis führen zu lassen, dass das wahre Talent auch die grössten Schwierigkeiten besiegen könne. In dem Oesterreich Maria Theresias sahen die Aristokratie und die Camarilla in dem livländischen Emporkömmling, der keine andere Empfehlung als die seines Genies mitgebracht hatte, einen Rebellen gegen das Herkommen, der um jeden Preis beseitigt werden müsse, und noch bevor Loudons Name auch nur in den Wiener Militärkreisen allgemein bekannt war, scheint das mit der Bureaukratie verbündete Junkerthum instinctiv in ihm einen Mann gewittert zu haben, der als Todfeind des Schlendrians niedergehalten werden müsse. — An des Obristen Loge Stelle war ein Herr von Vehla Chef des Liccaner Regiments geworden, der den ernsten steifen Major vom ersten Tage an schlecht behandelte, um ihn aus seiner Stelle wegzurücken. Durch fortwährende Kränkungen und Zurücksetzungen aufs Aeusserste gereizt, ging Loudon im Einverständniss mit mehreren anderen gleichfalls beleidigten Officieren, unter denen namentlich ein Hauptmann Kottulinsky genannt wird, nach Wien, um über den brutalen Obristen

Klage zu führen. Sein gerader rechtlicher Sinn hatte keine Vorstellung davon, dass der blosser Versuch einer Auflehnung gegen die Allgewalt der herrschenden Classe eine Todsünde gegen den Geist des österreichischen Staats, ein Hazardspiel sei, bei dem nur verloren, nicht gewonnen werden konnte. Glücklicher Weise machte er seinem Landsmann Löwenwolde von dem Vorhaben Mittheilung, das ihn nach Wien geführt hatte und dieser, der als Hofkriegsrath eine genaue Kenntniss des Terrains der Hofburg besass, ertheilte ihm den Rath, unverzüglich nach Gospich zurückzukehren und sorgfältig zu verschweigen, mit wie ausschweifenden Plänen er sich getragen. Erst als der Hofkriegsagent Cabellini dieser Auffassung beitrug und hinzufügte, dass Loudon sich in einem vollständigen Irrthum bewege, wenn er auf das Zeugniß seiner Dienstkameraden baue, die, sobald die Sache ernsthaft werde, sofort „umsatteln“ würden, liess dieser sich dazu bewegen, nachzugeben und geduldig in sein Standquartier zurückzukehren.

Es versteht sich von selbst, dass Loudons Stellung fortan noch unerträglicher wurde, als sie gewesen war. Vehla, der von den waghalsigen Gedanken seines Majors Kunde erhalten haben mochte, wusste den commandirenden General Grafen Petazzi zu wüthendem Hass gegen Loudon aufzustacheln. Als 1756 der Krieg gegen Preussen ausbrach und zwei Liccaner Bataillone nach Schlesien beordert wurden, machte Loudon vergebliche Versuche, an dem bevorstehenden Feldzuge Theil nehmen zu dürfen. Loudons Gesuch wurde mit einer beleidigenden Resolution, welche unter Anderem die Worte „Sie taugen nicht zum Kriege, noch können Sie sich die nöthige Feld-equipage anschaffen“ enthielt, abgewiesen und sein Namen von der Liste der kriegstüchtigen Officiere förmlich gestrichen. Verzweifelt wandte Loudon sich noch einmal nach Wien, er wusste, dass eine gleich günstige Gelegenheit zur Befreiung aus den Banden geistlosen Grenzerdienstes nicht so leicht wiederkehren werde, dass es sich um seine gesammte Zukunft, um Sein oder Nichtsein handle. Seine kleinlichen Feinde hatten dafür gesorgt, dass ihm in der Expedition des

Hof-Kriegsraths zunächst ein höchst ungünstiger Empfang zu Theil wurde. Als er nach wochenlangem Harren endlich zu einer Audienz bei dem Vicepräsidenten dieser berüchtigten Behörde, dem Feldmarschall Grafen Neipperg, vorgelassen wurde, empfing dieser typische Repräsentant des geist- und talentlosen österreichischen Militärschlendrians den bescheidenen Obristlieutenant (zu dieser Würde hatte Loudon es endlich gebracht) mit den groben Worten: „Was wollen Sie, auch ohne Sie kann der Preussenkrieg geführt werden.“ Die Sachen standen so schlimm, dass selbst die Fortsetzung der militärischen Laufbahn des Supplikanten auf dem Spiele stand. Schon war ein Bescheid des Hofkriegsraths ausgefertigt, der den unglücklichen Loudon mit einem Verweise wegen subordinationswidrigen Betragens nach Gospich zurückbeordnete, als es diesem endlich gelang, seinen alten Petersburger Gönner den inzwischen zu hohen Würden beförderten Elias von Hochstaetten aufzufinden und von seiner verzweifelten Lage in Kenntniss zu setzen. Dieser scharfblickende Mann, auf dessen Rath Loudon, wie wir wissen, nach Oesterreich gekommen war und der von jeher an das Talent seines Freundes geglaubt hatte, wusste sogleich Rath; mit freundschaftlicher Wärme brachte er Loudons Sache bei dem Staatskanzler, Fürsten Kaunitz, zur Sprache. Kaunitz war mit dem traurigen Zustande der österreichischen Armeeleitung zu genau bekannt, um an die Unfehlbarkeit derselben zu glauben, oder auch nur besondern Respect vor dem Hofkriegsrath zu haben. Nachdem er sich bei dem Feldmarschall Grafen Browne über des Obristlieutenants Loudon Brauchbarkeit informirt hatte, durchbrach er in dem Bewusstsein seiner Allmacht alle Schranken der zopfigen Wiener Militärbureaukratie, indem er kurzweg anordnen liess, den Herrn von Loudon zunächst den ausrückenden Grenzerbataillonen zuzuzählen und so bald als möglich zu der in der Bildung begriffenen Reichsarmee überzuführen. Loudon, dessen beschränkte Geldmittel inzwischen auf die Neige gegangen waren, wurde in seiner elenden Herberge, dem Dachstübchen eines Schneiders in der Ungar-Gasse, mit Mühe ausfindig gemacht und von dieser

plötzlichen Wendung in Kenntniss gesetzt. Trotzdem er zunächst noch unter Vehla's Befehlen blieb, begab er sich mit froher Zuversicht auf den Marsch nach Schlesien; in Laibach gelang es ihm, von einem Wechsler Weitenhiller einen Vorschuss von 1000 Gulden zu seiner Equipirung zu erhalten. Aber noch bevor die Grenzer an das Ziel ihres Marsches gelangt waren, machten Loudons unwürdige Feinde einen neuen Versuch, den talentvollen Mann von der Theilnahme an der Kriegsaction auszuschliessen. Er wurde nach Wien geschickt, um bei dem Hofkriegsrath brauchbare Gewehre für sein Bataillon zu reclamiren. Bei der Schwerfälligkeit dieser Behörde und der Verwirrung, welche in derselben herrschte, wusste Loudon, dass es sich um Monate lange Verhandlungen von höchst zweifelhaftem Erfolg handeln würde. Wiederum war es der bornirte Neipperg, der ihn in verletzender Weise abzufertigen suchte. Auf's Höchste aufgebracht, wandte Loudon sich durch Hochstaettens Vermittelung noch ein Mal an Kaunitz, der die Sache bei der Kaiserin persönlich zur Sprache brachte und auf die Gefahr hinwies, die talentvollsten Kräfte der Armee durch die Unfähigkeit der obersten Verwaltungsstellen erdrückt zu sehen. Maria Theresia griff mit der ihr in solchen Fällen eigenen Energie ein und der Vicepräsident des Hofkriegsraths erhielt eine, in unzweideutigen Ausdrücken abgefasste Rüge, Loudon aber wurde mit seinem Anliegen an den Präsidenten Grafen Harrach gewiesen, der das Geschäft rasch und sachgemäss erledigte. Gleichzeitig erhielt er durch Browne und Löwenwolde das Versprechen, an die Spitze des diesem beigegebenen Croatencorps gestellt zu werden und das Glück wollte, dass die betreffende Truppe aus den Licanern gebildet wurde, die ihn kannten und auf die er sich verlassen konnte.

Der Feldzug von 1756 war nahezu zu Ende, als unser Held auf dem Kriegsschauplatze anlangte, der zur Stätte seiner Grösse und seines Ruhmes bestimmt war. Die zweifelhafte Schlacht von Lowositz war bereits geschlagen, das sächsische Corps bei Pirna eingeschlossen und von der Hauptarmee getrennt. Browne hatte die schwierige Aufgabe über-

nommen, die ausgehungerten und durch ihre verzweifelte Lage entmuthigten Sachsen zu befreien. Loudons Abtheilung bildete den Vortrab der Armee, welche zur Ausführung dieses schwierigen Planes bestimmt war. Die Oesterreicher kamen bekanntlich zu spät und mussten sich weiter nach Böhmen zurückziehen. Dieser Rückzug bot dem Croatenführer die erste Gelegenheit, sein glänzendes Talent für den Vorposten- und Plänklerdienst auszuweisen. Auf eigene Faust und nur 500 Mann stark überfiel er das Städtchen Tetschen, in welchem zwei preussische Husarenschwadronen lagen. Diese wurden zum Theil niedergehauen, zum Theil in die Flucht getrieben und Loudon kehrte mit reicher Beute an Proviant und Pferden in das Hauptquartier zurück. Dieser Handstreich, der Loudons Namen bei Freund und Feind bekannt machte, war nur der Vorläufer einer Anzahl ähnlicher Unternehmungen, die Loudon im Winter 1757 mit seltenem Geschick und stets vom Glück begünstigt in Ausführung brachte. Seine ernste, schwerfällige Art hinderte ihn nicht, an Keckheit und raschem Entschluss Alles zu überbieten, was von den Führern der übrigen Plänklerabtheilungen in dieser Beziehung geleistet war und der Mann, dessen ganze Natur zu systematisch ausgearbeiteten taktischen Unternehmungen angelegt war, der im Rath stets zögernd und unentschlossen erschien und seine Anweisungen wo möglich mit der Uhr in der Hand ertheilte, überbot, sobald er an der Spitze seiner flüchtigen Reiter stand, selbst den alten Ziethen an Schlaueit, Verwegenheit und militairischem Humor. Der bekannteste Handstreich dieses Feldzugs war die Ueberrumpelung von Kirchfeld, einem in der Lausitz belegenen, wohlbefestigten und von einem Bataillon Preussen besetzten Platz, der durch eine Redoute und zwei Kanonen gegen jede Ueberraschung geschützt schien. In einer eisigen Winternacht machte Loudon sich im Auftrag des Grafen Lacy mit seinen Croaten auf den Weg; das schwerste Stück der Blutarbeit, der Angriff auf die Redoute, war ihm übertragen worden. Nach einem angreifenden Marsch durch Schnee und Eis stand er Morgens um 5 Uhr vor der Stadt, welche im Morgenrauen kaum sichtbar war.

1½ Stunden später war die Redoute erstiegen, das feindliche Geschütz vernagelt, die Besatzung gefangen genommen und entwaffnet. Als das Hauptcorps nachgerückt kam, fand es nichts mehr zu thun übrig. Browne und Lacy, die als eingewanderte Fremde Geschick und Tapferkeit höher zu schätzen wussten, als den vollgewichtigsten Stammbaum, sorgten dafür, dass der tapfere Obristlieutenant schon am 17. März zum Obristen befördert war.

Der Frühjahrsfeldzug des Jahres 1757 bot dem Croaten-Obristen keine weitere Gelegenheit, sein eigenthümliches Geschick zu beweisen. Seine Abtheilung vereinigte sich mit der Hauptmacht Browne's, um an jener Schlacht von Prag theilzunehmen, welche den europäischen Ruf der „berliner Wachtparade“ begründete. Loudon focht auf dem linken Flügel der Oesterreicher und wurde sammt diesem in Prag eingeschlossen, nachdem er an die Spitze einer tapferen Schaar gestellt, sich bei dem Wyssh'rad durchzuschlagen, den vergeblichen Versuch gemacht hatte. Erst die Schlacht bei Collin änderte die Situation und gab den in Prag eingeschlossenen Truppen die Möglichkeit, die erlittene Schlappe gut zu machen.

Loudon, der auch dieses Mal an der Spitze der Truppen stand, welche den Ausfall wagten und die Preussen aus der bei Prag genommenen Position verdrängten, zeichnete sich jetzt als kühner und unermüdlicher Verfolger des Feldmarschalls Keith aus, dem er durch die Wegnahme von Proviant, Munition und Pontons beträchtlichen Schaden zufügte. Während der folgenden Sommermonate war er wieder unermüdlich mit dem Vorpostendienst beschäftigt, den sein Geschick zu einem besonderen Zweige der Kriegskunst erhob. Den Feind durch kleine Neckereien zu beunruhigen, ihm die Zufuhr abzuschneiden, Magazine wegzunehmen, vor Allem die Geldtransporte aufzufangen, welche Friedrich aus den unglücklichen Städten Sachsens kommen liess, war Niemand so geschickt wie Loudon, dessen Name bald auch seinem grossen Gegner bekannt wurde. „Loudon hat kaum 2500 Mann“, heisst es in einem Schreiben des Königs an den Prinzen von

Dessau; „Ich bin gar nicht mit Ihrer conduite zufrieden, gehen Sie den Kerls auf den Hals und agiren offensiv oder unsere Freundschaft höret auf. Wo ist die Ehre der Preussen? vor 2500 Mann läuft ein General der Infanterie mit 14 Bataillons und 20 Escadrons zurück“. „Der Obrist Loudon“, heisst es in einem späteren, an den Commandanten von Dresden gerichteten Schreiben des Königs, „steht mit seinem Corps von 2000 Mann hier vor mir. Die charmanten Kanaillen von Baskopol haben solche amitié vor uns, dass sie mir nicht mehr verlassen; ich habe sie alle nun vor mir“. Aber auch unter den österreichischen Befehlshabern fand Loudon jetzt die verdiente Anerkennung. Nachdem er am 26. Juni einen grossen preussischen Transport zwischen Lowositz und Welmina weggenommen, bewilligte die Kaiserin ihm eine jährliche Gehaltszulage von 1500 Gulden, eine Auszeichnung, für welche Loudon dadurch seinen Dank abstattete, dass er die Preussen während dreier Augustwochen sieben Mal überfiel und ihres Trains beraubte und zu sechs Malen wichtige Couriere sammt ihren Depeschen auffing. Eine detaillirte Darstellung dieses Abschnitts aus Loudons Leben würde nach Brodwick's Urtheil (Quellenstücke und Studien über den Feldzug der Reichsarmee von 1757) zu „einer lehrreichen Schule des kleinen Krieges werden“, von dem unser Held übrigens jetzt Abschied nahm, um sich grösserer Thätigkeit zuzuwenden.

In der zweiten Hälfte des August 1757 ging Loudon endlich seiner ursprünglichen Bestimmung gemäss zur Reichsexecutionsarmee nach Thüringen ab; auch dieses Mal an der Spitze der leichten Truppen. Er nahm mit denselben an der Vertreibung der Preussen aus Gotha Theil und war Zeuge jenes unwürdigen Vorfalles, als die an der Tafel der Herzogin versammelte Generalität des Soubise'schen Franzosencorps und der Reichsarmee durch die Nachricht von der Annäherung Seydlitz'scher Reiter in panischen Schrecken versetzt wurde. Während die vornehmen Generale und Marschälle in unwürdiger Rathlosigkeit durcheinanderliefen, begab er sich ohne ein Wort zu verlieren auf seinen Posten; sein Corps war das Einzige, das die Ehre des Tages rettete, nicht nur

nicht davonlief, sondern 200 Preussen niederhieb und 137 Mann gefangen nahm. Mit der Mehrzahl der patriotischen Oesterreicher seiner Zeit sah Loudon die französische Bundesgenossenschaft nur ungern und das würdelose Betragen der in Gotha versammelten Officiere dieser Armee füllte ihn mit einer Verachtung gegen dieselbe, der er, der sonst so zurückhaltende ruhige Mann, in bitteren Spöttereien über die anmassenden Fremdlinge Luft machte. Wie Hormayr berichtet, kam es zu einem ziemlich lebhaften Conflict und beklagten die französischen Generale sich aufs Empfindlichste darüber, dass der Obrist von Loudon alles guten Tons bar sei. Der 19. September war für unseren Obristen übrigens noch dadurch wichtig, dass er an demselben Tage die Nachricht von seiner Beförderung zum Generalmajor erhielt. Während des Schreckens an der herzoglichen Tafel war der Wiener Courier, der das Patent überbringen sollte, von Seydlitz'schen Reitern aufgefangen und zu Seydlitz geführt worden. Auf Wunsch des Königs, der von dem Talent seines Gegners schon längst eine vortheilhafte Meinung hatte, wurde das Patent sammt einem kameradschaftlichen Glückwunsch an Loudons Adresse befördert.

Der Rest des Feldzugs von 1757 bot dem neuen Generalmajor keine andere Gelegenheit zur Auszeichnung, als die im kleinen Kriege. Von Gotha ging er über Rudolstadt nach Cotta, um dann über Jena wieder auf den thüringischen Kriegsschauplatz zurückzukehren. Ueber seine damalige Thätigkeit — sein Corps bestand aus kaum 800 Mann — lassen wir, statt aller weiteren Ausführungen, zwei Zeugnisse folgen, deren eines von einem Gegner, dem preussischen General Grafen Henkel, ausgestellt ist und darum besondere Beachtung verdient. „Man hat sich geschmeichelt“, heisst es in dem Tagebuche des Grafen (1. October 1757), „dass Loudon mit seinen Panduren nach Eger zurückgekehrt sei, ich erfuhr jedoch heute, dass er nur einen Umweg ins Schwarzburgische genommen, um nach Jena zu gehen“. Dass eines Officiers, der nur 800 Mann unter sich hatte, in den Aufzeichnungen des feindlichen Feldherrn so ausführliche Erwähnung geschieht,

beweist, wie gross die Bedeutung war, welche demselben zugeschrieben wurde. Elf Tage später schrieb der Prinz von Sachsen-Hildburghausen, Obergeneral der Reichsarmee, dem Kaiser: „Zu bedauern ist es, allergnädigster Herr, dass nur ein Loudon vorhanden und dass dieser nicht in viele Stücke zu vertheilen ist; denn wahrhaftig, dieser hat mit seinen wenigen bei sich habenden Husaren mehr ausgerichtet, weit mehr als alle 2000 hier seiende Husaren. Es vergehen wenige Tage, wo er nicht etwas von sich hören lässt. Es ist mir leid, dass ich ihm die mehrsten Croaten, da ihre Zeit um war, habe nach Hause entlassen müssen, Loudon solchem nach kaum noch 500 Mann bei sich hat“.

Den Abschluss des preussischen Feldzuges gegen die Reichsarmee und das diese unterstützende Soubise'sche französische Hilfscorps bildete bekanntlich die Schlacht bei Rossbach. Friedrich selbst hatte daran gezweifelt, dass es ihm möglich sein werde, diese Gegner anders als einzeln zu schlagen. „Ich muss nun gegen die Franzosen eilen, die sind à portée“, hatte er dem Herzog von Bevern am 28. August geschrieben. „Die Reichsarmee wird hernach das Consilium abeundi kriegen und dann werde ich mich nach dem Orte kehren müssen, wo mir jemand zu nahe kommt“. Der grosse Feldherr hatte nicht gehnt, dass die ihm entgegengestellten Feinde so elend seien, dass ihm ihre gleichzeitige Besiegung ohne besondere Mühe gelingen werde. Der Obergeneral der Reichsarmee, Prinz von Hildburghausen, war zwar ein tapferer und erfahrener Krieger, die Mehrzahl der ihm unterstellten Truppen aber so jämmerlich organisirt, dass mit ihnen nach des Prinzen eigenem Ausspruch „nur Ehre und Reputation zu verlieren waren“ und ein schwäbischer Obrist, der sie vorüber ziehen sah, sagen konnte: Es fehlen zur vollkommnen Caricatur nichts weiter, als noch einige Dutzend Hanswürste und Schornsteinfeger. Dazu kam, dass von den französischen Regimentern nur die Schweizer und ein Theil der Reiter brauchbar waren, der Rest aus einem Gesindel bestand, das allenthalben in Deutschland, wo es erschien, Gegenstand der Verwunderung und des Spottes wurde. Ihr

Führer, Soubise, war ein durch die Freundschaft der Pompadour ans Ruder gekommener, unfähiger und gewissenloser Aristokrat des ancien régime, dessen Hochmuth und Unzuverlässigkeit jedes Zusammenwirken mit Hildburghausen unmöglich machte. Die einzigen tüchtigen Soldaten waren die Kaiserlichen, welche ihrer geringen Anzahl wegen kaum in Betracht kamen. Loudon, der einen Theil derselben führte, stand während der Schlacht bei Rossbach in den Defiléen und kam gar nicht ins Gefecht. Sein Unmuth über die bodenlose Schmach der Reichsarmee und der Franzosen tritt in dem Bericht, den er zwei Tage nach dieser Schlacht an den Herzog von Lothringen absandte, deutlich hervor und beweist, dass seinem Scharfblick nicht entgangen war, auf welcher Seite die Hauptschuld lag. Schon am Tage vor der Schlacht hatte Loudon, den der Prinz von Hildburghausen um seine Meinung gefragt, einen nächtlichen Ueberfall der Preussen angerathen, denen man nicht die Zeit lassen dürfe, sich zu formiren. „Der Prinz gab mir zur Antwort, dass die Herren Franzosen nicht gerne bei Nacht marschirten und dieses ist, glaube ich, die Ursache gewesen, dass solches unterblieb. Indessen waren die Kaiserlichen und die Reichstruppen in solchen Umständen, dass sie, Gott weiss aus was vor ein Versehen, in 4—5 Tagen kein Brod und Fourage bekamen; mithin waren der Prinz gezwungen, entweder zu retiriren oder zu schlagen“. Dann folgt eine Aufzählung der tactischen Fehler „beider Prinzen“, welche die besetzten Anhöhen ohne allen Grund verlassen hätten und in die Tiefe hinabgestiegen wären, wo der von der entgegengesetzten Höhe herabsteigende König sich mit voller Wucht auf ihre im Marsch befindlichen Truppen geworfen habe. „Der linke Flügel, wo die Reichsarmee formirt stand, hatte sich kaum formirt, so gefiel es derselben auch, auf den dritten oder vierten Kanonenschuss das Gewehr in die Luft zu schiessen und in der grössten Unordnung sich davon zu begeben . . . Die Confusion in der Retirade ist so unbeschreiblich und hat die Reichsarmee abermahlen gezeiget, dass ihr alter Werth sich noch im Geringsten nicht vermehret hat. Da nun dazu denen

Franzosen beliebt hatte, all' ihre Bagage hinter der ordonnance de bataille aufzuführen, so stehet auch gar leicht zu ermessen, dass sie die mehrste davon verloren haben, denn die Retirade ging durch Freiburg über eine einzige Brücke, auf welcher kaum fünf Mann neben einander marschiren können“.

Ueber Naumburg, Eisenberg und Gera zog Loudon jetzt in sein früheres Standquartier Freiberg zurück, wo er den grössten Theil des Winters über blieb, um später nach Komotau überzusiedeln. Das rasche Avancement, welches das Jahr 1757 ihm gebracht hatte (binnen wenigen Monaten war er, wie wir gesehen haben, vom Obristlieutenant zum Generalmajor befördert worden), konnte ihn nicht damit versöhnen, dass er noch keinen grossen Dienst zu leisten im Stande gewesen, und statt des Feldherrntalents, dessen er sich bewusst war, blosses Geschick als Vorposten-Capitain und Plänkler bewiesen habe. „Wahrlich, es kränkt mich in der Seele“, heisst es in einem an den Prinzen Karl von Lothringen gerichteten Schreiben vom 28. November, „dass ich so ganz und gar inutile diesen ganzen Herbst hindurch habe verbleiben müssen. Allein mit meinem Commando von 700 Mann habe ich ein Mal nichts anderes unternehmen können, weil ich en égard des Feindes niemals mehr als eine Feldwache gewesen“.

Während Oesterreichs grösstes militairisches Talent auf diese Weise zu verzehrender Unthätigkeit verurtheilt war, setzte Friedrich seine Siegeslaufbahn gegen Karl von Lothringen und den talentvollen, aber trägen Daun ununterbrochen fort. Bei Leuthen (5. December) wurden 90,000 Oesterreicher von 33,000 Preussen aufs Haupt geschlagen; 21,500 Soldaten und 307 Officiere fielen dem Sieger, der ausserdem 134 Geschütze und 59 Fahnen und Standarten erbeutete, als Gefangene in die Hände und am Schluss des Jahres hatte der grosse König beinahe alle Theile seines schwerbedrängten Reiches von den übermüthigen Feinden gesäubert. Das neue Kriegsjahr begann unter günstigen Zeichen. Schweidnitz, das Loudon und Buccow vergeblich mit Proviant zu versehen versuchten, musste im April capituliren, nachdem Fouqué's Heldenmuth

den Engpass von Braunau so hartnäckig vertheidigt hatte, dass die Oestreicher jeden Gedanken an einen Entsatz aufgeben mussten. Aber schon vier Wochen später wandte sich das Blatt: Friedrich beging den verhängnissvollen Irrthum, sich gegen den Rath seiner erfahrensten Feldherren auf eine langwierige Belagerung der Festung Olmütz einzulassen und dadurch einen beträchtlichen Theil seiner heldenmüthigen Armee, die numerisch immer hinter Oesterreich zurückstand, lahm zu legen. Graf Marschall von Biberstein wurde von den Bürgern der belagerten Stadt und seinen Besatzungstruppen so muthig unterstützt, dass die Preussen Ende Mai den Haupttheil ihrer Munition und Fourage verbraucht hatten, ohne einen Schritt weiter zu kommen. 65,000 Bomben waren binnen wenigen Wochen in die Festung geworfen worden, als Daun zum Entsatz heranzog. Für die Oesterreicher kam Alles darauf an, das Eintreffen des von Friedrich aus Schlesien verschriebenen 4000 Wagen starken Transports zu verhindern und den lediglich auf diese Munitionsvorräthe angewiesenen König dadurch zum Aufgeben der Belagerung zu zwingen. Loudon (der am 7. März zu Skalitz mit dem Ritterkreuz des neu gestifteten Maria-Theresia-Ordens ausgezeichnet worden) hatte den wichtigen Auftrag empfangen, diesen vom Obristen Mosel und 9000 Soldaten gedeckten wichtigen Transport aufzufangen. Ueber die Art und Weise, wie er sich dieses wichtigen Commissums entledigte, das wesentlich zur Befestigung seines militairischen Credits beitrug, entnehmen wir der Archenholz'schen Geschichte des siebenjährigen Krieges und Wurzbachs kurzer, aber höchst präciser Darstellung die nachstehenden Daten.

Am 28. Juni hatte Loudon die Anhöhen besetzt, von denen aus das zwischen Bautsch und Altliebe liegende Defilé, welches die Preussen passiren mussten, bestrichen werden konnte. Im Gebüsch versteckt, lauerten die Ungarn und Croaten, auf der Ebene Husaren und Dragoner. Das preussische Corps konnte des schweren Trains wegen nur sehr langsam marschiren. Ueberdiess waren die Wege nach Olmütz wegen der beständigen Zufuhr und eines anhaltenden heftigen Re-

genwetters so verdorben, dass die Fuhrwerke alle Augenblicke stecken blieben und der Zug dadurch aufgehalten und getrennt wurde. Obrist Mosel musste von Zeit zu Zeit Halt machen und dennoch blieb ein Dritttheil des Zuges zurück. Endlich langte er an dem Hohlwege von Bautsch an. Jetzt befahl Loudon, ohne die Ankunft des zu seiner Unterstützung beorderten General Siskowitz abzuwarten, den Angriff. Während von der Höhe Batterien donnerten, warfen die österreichischen Reiter sich auf den Zug, der dadurch in Unordnung gerieth. Die Preussen wehrten sich so tapfer, dass Loudon nach der Erbeutung einiger hundert Wagen von der weitem Verfolgung abstehen musste, zumal General Ziethen mit einer starken Abtheilung Mosel zu Hilfe eilte und nicht mehr an der Vereinigung mit demselben gehindert worden war. Ein gewöhnlicher General hätte sich mit der gemachten Beute begnügt und eine weitere Beunruhigung des durch Ziethens tapfere Schaaren verstärkten Feindes aufgegeben. Nicht so Loudon, der sehr wohl wusste, dass seine Aufgabe darin bestand, dem Könige die Fortsetzung der Belagerung von Olmütz unmöglich zu machen. Er eilte dem Feinde voraus, verstärkte sich durch die endlich eingetroffenen Truppen des General Siskowitz und nahm bei Domstadt neue Stellung. Er liess den preussischen, etwa 1000 Wagen starken Vortrab passiren, feuerte dann in den Train selbst hinein und warf sich in geschlossenen Colonnen auf die zerstreuten und in Verwirrung gerathenen Deckungstruppen. Ziethen, der gewahr geworden war, dass es unmöglich sei, den in die furchtbarste Verwirrung gerathenen Zug wieder in Marsch zu setzen, war schnell entschlossen, auf die Weiterbewegung des Trains völlig zu verzichten; trotz des heftigen Kugelregens liess er, was aus dem Transport erreichbar war, zu einer förmlichen Wagenburg formiren und mit drei Bataillonen und sechs Kanonen besetzen; mit einem anderen Theil der Truppen griff er die Oesterreicher so erfolgreich an, dass einige Bataillone zurückgeworfen und mehrere Kanonen genommen wurden. Dem weiteren Vordringen der Preussen trat eine von Dragonern unterstützte Husarenabtheilung entgegen, die sie in ihre Wa-

genburg zurücktrieb. In demselben Augenblick erschien Loudon, warf sich mit unwiderstehlichem Ungestüm auf den Zug, zündete die Pulverwagen an und richtete dadurch eine furchtbare Verwirrung an. Einige der preussischen Bataillone warfen sich todesmuthig in das Defilé, Ziethen aber wurde mit dem Haupttheil der Truppen abgeschnitten, um unter immerwährendem Gefecht auf Troppau zu retiriren. Der General Kerkow, welcher sich mit dem Vortrab und 250 in der Eile zusammengerafften Wagen gerettet hatte, sollte von diesen noch fünfzig an nacheilende Husaren und Croaten verlieren, — von 4000 Fuhrwerken kamen nur zweihundert in die Hände des Königs, der in Folge dieses Verlustes die Belagerung von Olmütz aufzugeben genöthigt war. Sechshundert und fünfzig Gefangene (unter diesen General v. Puttkammer), die von Mosel mitgeführten Kassen und sechs Geschütze blieben ausserdem in den Händen des glücklichen Siegers. Drei Tage nachdem Friedrich die Belagerung aufgehoben, wurde Loudon zum Feldmarschall - Lieutenant ernannt.

Wir übergehen die Einzelheiten des Sommerfeldzuges von 1758, Loudons Diversion in die Mark, wo er die Russen unterstützte, sowie jenes Gefecht von Opotschna, wo Friedrich und Fouqué es persönlich auf den glücklichen Führer der österreichischen Avantgarde abgesehen hatten, und gehen zu dem Hauptereigniss dieses denkwürdigen Jahres, dem berühmten Ueberfall von Hochkirch (14. October), über. Die Ehre der strategischen Ausarbeitung dieses unter dem Oberbefehl des Grafen Daun ausgeführten Plans gebührt Loudon, der ausserdem an dem bezüglichen Gefecht mit seinen Croaten hervorragenden Antheil nahm.

Daun war der einzige ebenbürtige Rival Loudons in der österreichischen Armee und diesem in vieler Beziehung ähnlich. Beiden Feldherren war eine kalte, unerschütterliche Ruhe und Vorsicht, sowie die Vorliebe für systematisch durchdachte Pläne eigen, Daun unserem Helden vielleicht in Bezug auf tactische Kenntnisse und militairwissenschaftliche Bildung überlegen. Dagegen fehlten ihm Loudons Kühnheit und Entschlossenheit, sowie dessen unvergleichliche Gabe, die Truppen

an seine Person zu fesseln und zu begeistern; Loudon war nicht nur ein genialer Feldherr, sondern ausserdem ein vorzüglicher Capitain, der durch seinen langjährigen Dienst in untergeordneten Stellungen mit allen Künsten und Handgriffen der persönlichen Anführung innig vertraut war. Dauns Stärke bestand darin, dass er sich nie überraschen liess und stets für alle Eventualitäten gerüstet war, seine Schwäche war eine all' zu grosse Vorsicht, durch welche er sich fast regelmässig darum bringen liess, seine Erfolge gehörig auszubeuten. Loudon verband mit der Umsicht des Theoretikers den richtigen Instinkt eines alten Praktikers und die Kühnheit des geborenen Soldaten. Dazu kam, dass Daun bei seinen Truppen wenig beliebt war und die Mannszucht mit mechanischer Gleichförmigkeit und ohne Verständniss für die durch den Wechsel der Situationen gebotenen Modificationen, gleichsam um ihrer selbst willen, ausübte. Auch Loudon war von unerbittlicher Strenge und hielt pedantisch auf die Erfüllung aller Vorschriften des Reglements, aber sein psychologischer Scharfblick und seine natürliche Humanität sagten ihm, dass es unbillig und unklug sei, von dem Soldaten im Felde dieselbe Gleichförmigkeit des Verhaltens und der Erscheinung zu fordern, wie auf der Wachtparade. Das Heer wusste, dass er nicht nur für die Bedürfnisse des gemeinen Mannes väterlich sorgte und jedes Verdienst dankbar anerkannte, sondern zugleich dem Grundsatz folgte, „seine Soldaten sollten muthig zum Grossen, nicht gross im Kleinen sein“. Während Dauns kalte und vornehme Gemessenheit keine Regung soldatischen Frohsinns und Uebermuths aufkommen liess, der aristokratische Feldherr im Getümmel der Schlacht genau dieselbe Haltung zeigte, wie im Salon, verstand Loudon es, seinem finstern und melancholischen Wesen soweit Zwang anzuthun, dass er auf seine Umgebung keinen unnöthigen Druck ausübte. Commandirte er persönlich zum Angriff, so schien sein ganzes Wesen verändert und das Feuer, das dann aus seinen Augen strahlte und die Kälte seines Wesens zu schmelzen schien, war es vornehmlich, was im entscheidenden Moment Officiere und Soldaten unwiderstehlich fortriss.

Diese Combination scheinbar einander widersprechender Eigenschaften hat Loudon kaum jemals so glänzend bewährt, wie bei Hochkirch. Die beiden Heere lagen kaum eine Kanonenschussweite von einander entfernt, in befestigtem Lager. Dauns Vorsicht hatte dafür gesorgt, dass seine eigene Position vollständig gesichert war, der König vertraute auf den Schrecken, den sein Name dem misstrauischen und durch zahlreiche Erfahrungen gewitzigten Gegner einflösste und hatte dabei, soweit es sich um Daun handelte, richtig gerechnet. Loudon dagegen combinirte, nachdem er die feindliche Stellung oberflächlich kennen gelernt hatte, ganz richtig, dass sein grosser Gegner sich auf die Aengstlichkeit Dauns verlassen und aus Stolz verabsäumt habe, sich weiter zurückzuziehen und sein Lager aus der Tiefe auf die schützende Höhe des Berges zu verlegen. Vergebens hatte der vielerfahrene Keith vor der Ungunst der Position gewarnt und auf die wohlverschanzten, auf der Höhe lagernden Kaiserlichen hinweisend, in seiner rauhen Weise gesagt: „Wenn die Oesterreicher uns in diesem Lager in Ruhe lassen, so verdienen sie gehangen zu werden“. — Der König beharrte auf seinem Willen und gab die stolze Antwort: „Wir müssen hoffen, dass sie sich mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten“. Schliesslich versprach er die Dislocation anzuordnen, sobald der erwartete Proviant eingetroffen sei und dieser war auf den 14. October angesagt; in der folgenden Nacht sollte der Umzug bewerkstelligt und zugleich ein Angriff auf das Corps des Prinzen von Durlach unternommen werden. Loudon war dem Könige zuvorgekommen und hatte schon die Nacht vom 13. auf den 14. zur Ausführung seines Planes ersehen und Daun dazu bewogen, am Abend des 13. October den Befehl zu einem allgemeinen Aufbruch zu ertheilen. Ueber den Angriffsplan und dessen meisterhafte Ausführung entnehmen wir der Archenholz'schen Darstellung die nachstehenden ausführlichen Schilderungen:

„Der General O'Donnell führte die Avantgarde, die aus 4 Bataillonen und 36 Schwadronen bestand. Ihm folgte der General Sincere mit 16 und sodann der General Forgatsch mit 18 Bataillonen. Das Corps des General Loudon, das in

einem Walde und dem preussischen Lager fast im Rücken stand, wurde noch mit 4 Bataillonen und 15 Schwadronen verstärkt, wozu hernach noch die ganze österreichische Cavallerie des linken Flügels stiess. Die Infanterie dieses Flügels führte der Feldmarschall Daun selber an. Alle diese Truppen und noch einige kleine Corps waren bestimmt, die Preussen auf dem rechten Flügel, in der Fronte und im Rücken anzufallen. Dabei sollte der Herzog von Ahremberg mit 23 Bataillonen und 32 Schwadronen den preussischen linken Flügel beobachten und erst, wenn die Niederlage der Feinde an allen Orten vollendet wäre, denselben angreifen. Es befanden sich auch bei dem Vortrab freiwillige Grenadiere, die hinter den Kürassieren aufsassen, vor dem preussischen Lager aber von den Pferden sprangen, sich in Haufen formirten und so vorwärts drangen.

„Die Zelte blieben im österreichischen Lager stehen und die gewöhnlichen Wachtfeuer wurden sorgfältig unterhalten. Eine Menge Arbeiter musste die ganze Nacht durch Bäume zu einem Verhack fällen, wobei sie sangen und einander beständig zuriefen. Durch dieses Getöse wollten sie die preussischen Vorposten hindern, den Marsch der Truppen wahrzunehmen. Die wachsamten preussischen Husaren aber entdeckten doch die Bewegungen des Feindes und gaben dem König sogleich Nachricht davon. Anfangs bezweifelte er die Bewegungen selbst; da aber die wiederholten Berichte solche bestätigten, so vermuthete er jede andere Ursache derselben, nur keinen förmlichen Angriff. Seydlitz und Ziethen befanden sich eben beim König und erschöpften ihre Beredsamkeit, seine Zweifel in diesen bedenklichen Augenblicken zu bekämpfen; sie brachten es auch dahin, dass Befehl an einige Brigaden geschickt wurde, aufzustehen, wobei mehrere Regimenter Cavallerie ihre Pferde satteln mussten. Dieser Befehl aber wurde gegen Morgen wieder aufgehoben und der jetzt ganz unbesorgte Soldat überliess sich dem Schlaf ohne alles Bedenken.

„Der Tag war noch nicht angebrochen und es schlug im Dorfe Hochkirch 5 Uhr, als der Feind vor dem Lager erschien. Es kamen ganze Haufen auserwählter Soldaten bei

den preussischen Vorposten an und meldeten sich als Ueberläufer. Ihre Anzahl wuchs so schnell und so stark, dass sie bald Vorposten und Feldwachen überwältigen konnten. Die österreichische Armee, in verschiedene Corps getheilt, folgte der Avantgarde auf dem Fuss nach und nun rückten sie colonnenweise von allen Seiten ins preussische Lager ein. Viele Regimenter der königlichen Armee wurden erst durch ihre eigenen Kanonenkugeln vom Schlaf aufgeschreckt; denn die anrückenden Feinde, die grösstentheils ihr Geschütz zurückgelassen hatten, fanden auf den schnell eroberten Feldwachen und Batterien Kanonen und Munitio n und mit diesen feuerten sie ins Lager der Preussen.

„Nie befand sich ein Heer braver Truppen in einer schrecklicheren Lage, als die unter der Aegide Friedrichs sörglos schlafenden Preussen, die nun auf einmal im Innersten ihres Lagers von einem mächtigen Feinde angegriffen und durch Feuer und Stahl zum Todesschlaf geweckt wurden. Es war Nacht und die Verwirrung über allen Ausdruck. Welch ein Anblick für diese Krieger, einer nächtlichen Vision ähnlich! Die Oesterreicher, gleichsam wie aus der Erde hervorgestiegen, mitten unter den Fahnen der Preussen, im Heiligthum ihres Lagers! Einige Hundert wurden in ihren Zelten erwürgt, noch ehe sie die Augen öffnen konnten; Andere liefen halbnackend zu ihren Waffen. Die Wenigsten konnten sich ihrer eigenen bemächtigen. Ein Jeder ergriff das Gewehr, das ihm zuerst in die Hände fiel und flog damit in Reih und Glied. Hier zeigten sich die Vortheile einer vortrefflichen Disciplin auf die auffallendste Weise. In dieser entsetzlichen Lage, wo Gegenwehr Vermessenheit schien, und der Gedanke an Flucht und Rettung bei allen Soldaten natürlich aufsteigen musste, wäre gänzlicher Untergang das Kriegsloos einer jeden anderen Armee irgend eines Volkes gewesen; selbst die besten, an Krieg und Sieg gewöhnten Truppen unseres Welttheils hätten hier das Ziel ihrer Thaten und das Grab ihres Ruhmes gefunden, denn Muth allein galt hier wenig, Disciplin Alles.

„Das Kriegsgeschrei verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das ganze Lager; Alles stürzte aus den Zelten und in

wenig Augenblicken, trotz der unaussprechlichen Verwirrung, stand der grösste Theil der Cavallerie und Infanterie in Schlachtordnung. Die Art des Angriffs nöthigte die Regimenter einzeln zu agiren. Sie warfen sich dem Feind allenthalben entgegen und schlugen ihn auch an einigen Orten zurück, an mehreren anderen aber mussten sie der Uebermacht weichen. Man tappte in der Dunkelheit mit den Händen, um die Feinde zu fühlen. Die Oesterreicher griffen nach den Blechmützen der preussischen Grenadiere und diese nach den Bärenmützen der Kaiserlichen, um sich einander zu erkennen und zu ermorden. Der anbrechende Tag diente nicht die Verwirrung zu vermindern; denn ein dicker Nebel lag auf den streitenden Heeren. Die preussische Reiterei, von Seydlitz angeführt, flog umher und schnaubte nach Thaten; sie wusste in der Dunkelheit nicht, wo sie den Feind suchen sollte. Fand ihn ihr Schwert zufällig, so war das Blutbad entsetzlich. Das Kürassierregiment von Schönaich warf allein eine ganze Linie österreichischer Infanterie über den Haufen und machte an 500 Gefangene.

„Das Dorf Hochkirch stand in Flammen und diente in der Dunkelheit zum Fanal des Mordspiels. Das Feuer wüthete in allen Häusern und Scheunen dieses Dorfes; dennoch wurde es von den Preussen aufs Tapferste vertheidigt. Der Sieg schien von dem Besitz desselben wegen der Lage auf einer Anhöhe und einer grossen hier befindlichen Batterie abzuhängen; daher Daun immer frische Truppen anrücken liess. Nur 600 Preussen waren hier zu besiegen, die, nachdem sie kein Pulver mehr hatten, den kühnen Versuch machten, sich durch die grosse Menge Feinde durchzuschlagen. Ein kleiner Theil war so glücklich, es zu bewirken, das Loos aller übrigen aber war Tod, Wunden oder Gefangenschaft. Nun rückten ganze Regimenter Preussen an und schlugen den Feind wieder aus dem Dorf. Der Zugang zu demselben war so schmal, dass nur sieben Mann neben einander marschiren konnten. Es war daher unmöglich, sich bei den mit bewaffneten Schaa-ren besetzten Ausgängen mitten unter den Flammen in Linien zu formiren; dennoch wurde Alles versucht. Hier ward so-

dann der Hauptplatz des blutigen Kampfes. Eine Kanonenkugel nahm dem Prinzen von Braunschweig den Kopf weg; der Feldmarschall Keith bekam einen Schuss in die Brust, stürzte zu Boden und gab ohne einen Laut seinen Heldengeist auf; auch der General Kleist und der Feldmarschall Fürst Moritz von Dessau wurden schwerverwundet zur Erde gestreckt. Die Preussen, von vorne und im Rücken angegriffen, mussten weichen und die österreichische Cavallerie hieb nun mit Vortheil in die tapfersten Regimenter des preussischen Fussvolkes ein. Der König führte in Person frische Truppen gegen den Feind an, der abermals zurückgeschlagen wurde. Die österreichische Reiterei vernichtete jedoch wieder diese Vortheile der Preussen. Das Dorf wurde von den Kaiserlichen behauptet, nachdem sie bei diesem immer erneuerten schrecklichen Gefecht den Kern ihrer Grenadiere eingebüsst hatten“.

Ogleich der Oberbefehlshaber Graf Daun diesen Sieg nur sehr bescheiden ausbeutete und nach einem durch Seydlitz' Tapferkeit zurückgewiesenen Versuch, den Feind durch Reiterei zu verfolgen, die Offensive einstellte, übte derselbe auf den Gang des gesammten Feldzugs nachhaltigen Einfluss. Nicht nur, dass Keith und der Prinz Franz von Braunschweig auf dem blutigen Wahlplatz blieben, die meisten überlebenden preussischen Generale verwundet waren und der König selbst wiederholt in Lebensgefahr geschwebt hatte (sein Pferd war ihm unter dem Leibe erschossen worden, während gleichzeitig zwei seiner Pagen todt zu Boden stürzten): die tapfere Armee hatte den grössten Theil ihres Gepäcks, ihrer Winterkleider und der Munition verloren und musste trotz der strengen Herbstkälte ohne gehörige Bedeckung wochenlang unter freiem Himmel campiren, bei Schönberg, Pfaffenberg, Lauban und Löwenberg, immer wieder von Loudon aus der Ruhe, der sie dringend bedurfte, aufgestört.

Verdiensten so ausserordentlicher Art konnte Maria Theresia trotz ihrer noch immer nicht gebrochenen Abhängigkeit von einer unserem Helden feindlichen Camarilla auf die Dauer ihre Anerkennung nicht entziehen. „Man muss diesen Sieg“, hatte Daun der Kaiserin geschrieben, „der Tapferkeit und

Ausdauer von dero Truppen, ganz besonders aber der Infanterie und den Granizern (Grenzern) unter Anführung des General Loudon zuschreiben“. In Wien schien man indessen zu wissen, dass nicht nur die Ausführung, sondern auch der Gedanke des glücklichen Handstreichs von dem Manne herührte, der kaum zwei Jahre früher die österreichische Hauptstadt als unbekannter und missgünstig behandelter Major verlassen hatte. Bei der grossen „Promotion“ vom 4. December zu Prag erhielt Loudon das Grosskreuz des Maria-Theresia-Ordens und nach Beendigung des Feldzuges wurde der glückliche Feldherr nach Wien berufen, weil seine Monarchin ihm persönlich ihren Dank und ihre Anerkennung auszudrücken wünschte. Aber die furchtbaren Strapazen, denen er sich ausgesetzt hatte, ohne auf die noch immer nicht ganz verwundene Schwächung seines Körpers durch die Kugel von 1742 Rücksicht zu nehmen, hatten Loudon aufs Krankenlager geworfen, bevor er den Kriegsschauplatz verlassen konnte. Die alte Magenkolik trat mit erneuter Heftigkeit auf und liess für die Möglichkeit seiner Wiederherstellung längere Zeit hindurch ernstlich fürchten. Auf die Nachricht hin, dass der Feldmarschall-Lieutenant in Töplitz liegen geblieben sei, sandte die Kaiserin ihren Leibarzt, den berühmten v a n S w i e t e n, nach Böhmen, und der Sorgsamkeit und dem Geschick dieses grossen Arztes gelang es, Loudon so weit herzustellen, dass er am 24. Februar 1759 in Wien eintreffen konnte. Hier wurde ihm von allen Seiten ein glänzender Empfang zu Theil; dem er sich trotz seiner Abneigung gegen Schaustellungen und Feste nicht ganz entziehen konnte. Inmitten der ihn umringenden glänzenden Hofleute ging der hagere, finsterblickende, blasse Mann wie ein Fremdling umher, „zu Possenspielen nicht gemacht, noch um zu buhlen mit verliebten Spiegeln“, sondern rastlos mit den Plänen beschäftigt, die zum nächsten Frühjahr in Ausführung gebracht werden sollten. Nur vier Wochen dauerte diese Zeit unfreiwilliger Musse, Ende März ging der Theresienritter und Feldmarschall-Lieutenant als Befehlshaber eines Corps von 18,000 Mann (12 Bataillons, 15 Grenadier-Compagnien, 25 Escadrons regulärer

Reiterei und 5000 Croaten) nach Böhmen. Vorher (5. März) war er sammt seinem Bruder, dem livländischen Ordnungsgerichts-Adjuncten, dessen Descendenz und seinen Vetter (Söhnen seines Vatersbruders) Karl Gideon und Otto Johann in den Reichs-Freiherrnstand erhoben, und am 10. desselben Monats in das „Incolat des böhmischen Herrenstandes“ aufgenommen worden, eine Auszeichnung, die den bescheidenen Edelmann aus unbekanntem livländischem Geschlecht der österreichisch-böhmischen Aristokratie einverleibte und seiner socialen Stellung wesentlich zu Gute kam. Loudon scheint diese Belohnung nur als Anerkennung seiner angeborenen Adelsqualität angesehen und wegen der Heimathrechte, die sie ihm in Böhmen sicherte, geschätzt zu haben, da er in der Folge alle weiteren Auszeichnungen verwandter Art, namentlich den ihm angebotenen Grafentitel, ausschlug.

Die Aufgabe, die ihm für das Jahr 1759 geworden, war eine ausserordentlich schwierige und von den Stellungen, die er bisher inne gehabt, wesentlich verschieden. Durch die Niederlausitz sollte er in die Mark ziehen und sein Corps mit der von Saltykow geführten russischen Hilfsarmee vereinigen. Wohl war der General Wedell, den Friedrich beauftragt hatte, den Marsch der nach dem Süden rückenden Russen aufzuhalten, am 23. Juli bei Kay geschlagen worden, aber der grosse König selbst folgte dem Loudon'schen Corps auf der Ferse, während die Corps des General von Fink und des Prinzen von Würtemberg, vor Allem die bedeutende von dem Bruder des Königs, dem Prinzen Heinrich, geführte Truppenabtheilung auf der Route aufgestellt waren, welche die Oesterreicher nehmen mussten. Loudon musste, wenn er sein Werk glücklich vollführen wollte, der doppelten Schwierigkeit entgegen, die Russen, von denen ihm nur spärliche Nachricht zukam, zu verfehlen und von den Preussen, die von zwei Seiten gegen ihn heranrückten, eingeschlossen zu werden. Die Meisterschaft, mit welcher er diese Aufgabe löste, zwang selbst dem Könige, der Loudon bis dazu immer nur als Parteigänger behandelt hatte, Bewunderung ab. Mit unvergleichlichem Geschick wusste er den Einfall der Reichsarmee in Sachsen

und die dadurch erfolgte Theilung der Aufmerksamkeit Finks zu benutzen, um mit seinen Truppen und dem von General Haddik (demselben, der zwei Jahre früher durch einen glücklichen Handstreich Berlin genommen) geführten Deckungscorps ungehemmt nach Norden zu marschiren. Am 1. August trennte er sich von Haddik, der nach Westen zog, und am 3. August war zu Frankfurt an der Oder die Vereinigung mit den Truppen Saltykows glücklich vollzogen. Die Lage der Preussen, die schon vorher eine ausserordentlich schwierige gewesen war, wurde dadurch wesentlich verschlimmert; Loudons Anwesenheit musste auf den russischen Feldherrn, dessen Sympathien für die österreichische Sache zufolge der Parteinahme des präsumptiven russischen Thronerben (Peters III.) für Friedrich höchst zweifelhafter Natur waren, — einen moralischen Druck ausüben, ohne welchen die Russen vielleicht noch lange auf den bei Kay gepflückten Lorbeeren geruht hätten. Schon vor der Kunde von der Vereinigung Loudons mit Saltykow, am 3. August, dem Tage derselben, hatte der König dem Minister von Finkenstein aus Beeskow einen verzweifelten Brief geschrieben: „Soeben komme ich hier nach grässlichen und grausamen Märschen an; ich bin sehr ermüdet, denn sechs Nächte habe ich kein Auge zugethan“. Die so furchtbar angestrengte Armee sollte jetzt einem durch die frischen kaiserlichen Truppen verdoppelten Heere Stand halten, einem Heere, in welchem der bedeutendste Zeitgenosse des grossen Königs das zweite Commando hatte. Dass Friedrich auch jetzt den Muth nicht verlor und nach Eingang der Nachricht von der russisch-österreichischen Vereinigung (am 8. August) schreiben konnte: „Entweder singt Ihr bald: Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir oder Te deum laudamus“, zeugt von dem alles menschliche Mass überschreitenden Heldenmuth des Königs und einer Thatkraft, wie sie — vielleicht Napoleon ausgenommen — in der neueren Geschichte nicht da gewesen ist.

Die „tiefste Noth“ stand in der That vor der Thür. Drei Tage später wurde die Schlacht vor dem auf Loudons Rath verbrannten Kunnersdorf geliefert und Friedrich, eben

als er sich Sieger glaubte, durch die hinter dem Judenberg versteckte österreichische Nachhut aufs Haupt geschlagen. Zweimal trotz verzweifelter Gegenwehr waren die Russen, welche ihre Macht auf zwei nicht gehörig verbundenen Höhen, dem Mühlberg und dem Judenberg, aufgestellt hatten, von dem unwiderstehlichen Sturmloch der Preussen zurückgeworfen worden und schon flogen Siegesboten nach Breslau und Berlin, als das Verlangen des Königs, die Russen aus ihrer letzten befestigten Position, am Judenberge, zu vertreiben, die entscheidende Wendung herbeiführte. Vergebens rieth der erfahrene Fink, die Dinge nicht aufs Aeusserste zu treiben, der Erschöpfung der Soldaten eingedenk zu bleiben und sich mit den gewonnenen Resultaten zufrieden zu geben. Friedrich, der kein anderes Mass der menschlichen Kraft hat, als sein eigenes, treibt gebieterisch vorwärts. Er konnte nicht verschmerzen, dass seine Unbekanntschaft mit dem Terrain den Beginn der Schlacht um fünf Stunden verspätet und dadurch die völlige Vernichtung des Feindes aufgehalten hatte. Die Reiter und Geschütze, welche noch disponibel sind, werden auf dem rechten Flügel concentrirt, und vorwärts geht es in mächtigem Lauf gegen den Judenberg. Hundertundfünfzig Schritt vor dieser letzten feindlichen Schanze werden die Preussen von einem Kugelregen empfangen: als der Pulverdampf sich zerstreut, werden sie gewahr, dass es nicht die erschöpften Russen, sondern die aus dem s. g. hohlen Grunde herangerückten frischen Oesterreicher unter Loudon sind, welche ihnen gegenüber stehen. Standhaft hatte Loudon darauf beharrt, seine Kräfte zu schonen und mit psychologischem Scharfblick errathen, dass das Selbstvertrauen, welches er so oft bei seinem grossen Gegner beobachtet, diesem nicht gestatten werde, sich mit einem halben Erfolge zufrieden zu geben — jetzt war der Augenblick gekommen, wo die frische Kraft seiner Soldaten und die Macht seiner Geschütze unwiderstehlich werden musste und den Ausschlag geben konnte. Vergeblich führt Seydlitz seine wackeren Reiter in den tödtlichen Kugelregen, sie stieben zurück, als ihr ritterlicher Führer verwundet aus dem Getümmel getragen wird —

der König selbst stellt sich an die Spitze, nachdem er schon vorher im dichtesten Feuer unerschütterlich Stand gehalten. „Die Getreuen“, so heisst es in Preuss' Beschreibung dieses blutigen Tages, „fallen rings umher. Tödlich getroffen werden die Flügeladjutanten von Cocceji und von Vendessen — dem Könige selbst wird sein brauner Engländer, der Vogel, unter dem Leibe so schwer verwundet, dass er absitzen muss, er besteigt sein anderes Pferd, einen Fuchs, auch dieser wird unbrauchbar geschossen. Ein zweites Reservepferd, der Brillant, ein Schimmel und auch ein Engländer, war durch das viele Schiessen so wild geworden, dass es zurückgeführt werden musste. Da nahm der König des Flügeladjutanten Hauptmann von Gözen eigenes Pferd an, den kleinen Schimmel; in diesem Augenblick schlug ihm eine Flintenkugel das goldene Etui in der Tasche zusammen. Jetzt bat der General-Adjutant Obrist von Krusemark sammt dem übrigen Gefolge den Monarchen, den allzu gefährlichen Ort zu verlassen, Friedrich aber sagte: „Wir müssen hier Alles versuchen, um die Bataille zu gewinnen, ich muss hier so gut wie jeder Andere meine Schuldigkeit thun“. — Alle Gegenwehr war vergeblich, der Kuhgrund, an dessen Behauptung Friedrich seine letzten Kräfte setzte, wurde das Grab tausender seiner Getreuen, ohne dass sie den Kerntruppen, welche Loudon persönlich führte, Stand halten konnten. Loudons Grenadiere und das Regiment Baden-Baden zeichneten sich besonders aus und vertheidigten die Ausgänge aus dem Grunde in glänzendem Bajonettkampf. Unterdessen hatten die Russen Zeit und Ruhe gewonnen, ihre Kräfte zu sammeln und sich neu zu formiren, — die ganze preussische Armee musste den Rückzug antreten und der König selbst entging nur durch die Aufopferung des Husarenrittmeisters von Prittwitz der Gefangenschaft durch die leichten russischen Reiter.

Mit wenig mehr als 3000 Mann langte Friedrich in Oetscher an, wo ihn die Erschöpfung seiner Truppen trotz der Gefahr der Verfolgung Halt zu machen zwang. Krank und gebrochen lag er zwei Tage lang da, selbst den Vertrautesten seiner Umgebung unnahbar, es schien, Preussens letzter

Tag sei gekommen, und er selbst sah nirgend einen rettenden Ausweg. Am Morgen nach der Schlacht fühlte er sich so krank, dass er das Commando abzugeben für nothwendig hielt und an den General Fink, den er zu seinem Stellvertreter erlesen, die berühmte „Instruction vohr den General Fink“ schrieb, die mit den Worten schloss: „Diesses Unglick gantz wieder herzustellen gehet nicht an, indessen was mein Bruder befehlen wird, das mus geschehen, an meine Neveu mus die Armee schwehren“. Gleichzeitig ging an den Minister von Finkenstein ein Abschiedsbrief mit den herzerreissenden Worten ab: „Das ist ein grausames Unglück, ich werde es nicht überleben; die Folgen werden schlimmer als die Bataille selbst sein. Ich habe keine Hilfsquellen mehr, und, wenn ich die Wahrheit sagen soll, ich halte Alles verloren. Ich werde das Verderben meines Vaterlandes nicht überleben“.

Wäre Loudons Willen für die Leitung des russisch-österreichischen Heeres massgebend gewesen, hätte er auch nur von sich aus die nöthigen Anordnungen zu gehöriger Benutzung des Tages von Kunnersdorf treffen können, die düsteren Ahnungen des grossen Königs wären, wenn nicht erfüllt, so doch wenigstens zum Theil gerechtfertigt worden.

Sofort nach Beendigung der Schlacht wandte Loudon sich an den russischen Oberfeldherrn mit der Frage, was dieser zunächst zu thun gedenke, um die Früchte einzusammeln, welche er durch das Blut seiner Krieger erworben, der entscheidende Moment sei gekommen, den gefährlichen Feind und Nebenbuhler Oesterreichs für immer ungefährlich zu machen. Saltykow entgegnete trocken: *Je n'ai pas d'ordre d'écraser le roi de Prusse*. Der erfahrene russische Hofmann wusste, dass die Tage der Kaiserin Elisabeth bereits gezählt seien und dass Peter, damals Herzog von Holstein-Gottorp und designirter Erbe seiner kaiserlichen Tante, begeisterter Anhänger des preussischen Heldenkönigs sei, mit diesem eine heimliche Correspondenz unterhielt, jeden Sieg seines verehrten Helden als eigenen Erfolg feierte und es bereits dahin gebracht hatte, dass die Petersburger Hofgesellschaft den Erfolgen ihrer eigenen Armee mit sehr getheilten Empfindungen

zusah. Für seinen, Saltykows, Ruhm war durch die Schlacht bei Kay und den frischen Sieg, zu welchem der Führer des österreichischen Hilfscorps ihm verholfen, genug geschehen, an der Vernichtung Preussens hatte der russische Staat kein Interesse, dem Willen der Kaiserin, welche aus persönlichen Rücksichten Oesterreich gewillfahrt hatte, war genug gethan — jetzt gebot die Klugheit, die bekannten Sympathien des Thronerben zu schonen und sich an dem Geschehenen genügen zu lassen. Er erklärte, durch seine Truppen den vom grossen Kurfürsten gebauten Spree-Oder-Canal zerstören lassen und sich im Uebrigen ruhig halten zu wollen. Vergeblich wandte Loudon alle Mittel der Beredtsamkeit auf, des hochfahrenden russischen Grafen Sinn zu ändern; er, der schlichte, kurz angebundene und finstere Mann, war am wenigsten geeignet, den geschickten Diplomaten zu machen. Es kam zu einem ziemlich lebhaften Wortwechsel, in welchem Loudon nur durch die Rücksicht auf den Vortheil seiner Monarchin die Selbstbeherrschung wahrte, und der mit Saltykows peremptorischem Verbot, etwas selbstständig zu unternehmen, schloss. Jetzt begann eine Zeit beinahe täglicher und unerquicklicher Conflicte. Loudon, der das Friedensbedürfniss Oesterreichs kannte, hatte ebenso wie Daun gehofft, der Sieg von Kunnersdorf werde den König mindestens zum Friedensschluss zwingen — jetzt musste er träge zusehen, wie sein grosser Gegner sich täglich mehr von dem erlittenen Schlage erholte und seine schwer geschädigten Kräfte in eben dem Augenblicke sammelte, wo sie mit verhältnissmässig leichter Mühe hätten vollständig gebrochen werden können. Seiner Seele mag damals ein Verständniss für das Geheimniss der unbezwingbaren Macht Preussens aufgegangen sein: der rechte Mann, an der rechten Stelle, das Genie an dem Platz, das ihm gebührte, und in der Lage, alle vorhandenen Kräfte nach seinem Willen und seiner Induction in den Dienst einer grossen Idee zu ziehen — während sein eigenes Talent ein blosses Rad in der schwerfälligen österreichischen Staatsmaschine war und sich fremden Gesetzen unterordnen musste.

Unterdessen war die Kunde von der Unthätigkeit der

Russen und der Lahmlegung des Loudonschen Corps auch in das österreichische Hauptquartier gelangt. Daun, der Oberfeldherr, gerieth in die peinlichste Bestürzung, er hatte mindestens darauf gerechnet, die preussische Hauptstadt noch ein Mal in die Hände seiner Waffengefährten gebracht zu sehen. Von der Vergeblichkeit der Angriffe unterrichtet, welche Loudon auf Saltykows hochmüthige Zurückhaltung gemacht hatte, sandte er den Grafen Lascy, später den General Aysassa in das russische Lager, um zu schleunigem Handeln zu mahnen. Saltykow, der in Erfahrung gebracht hatte, dass man in Petersburg noch immer die Schlacht von Kunnersdorf feiere und vollständig mit ihm zufrieden sei, setzte den österreichischen Mahnungen dieselbe abweisende Kälte entgegen, mit welcher er dem französischen Gesandten Montalembert geantwortet hatte: „Sie meinen, wenn ich ruhig bliebe, würden die Oesterreicher die Früchte meines Sieges pflücken. Darauf bin ich durchaus nicht eifersüchtig. Ich wünsche ihnen von ganzem Herzen noch mehr Glück, als ich selbst gehabt habe. Ich für meinen Theil habe genug.“ Als alle übrigen Mittel erschöpft waren, versuchte Daun es mit einem eigenhändigen, sehr ernst gehaltenen Schreiben an Saltykow, das dieser mit bitterem Spott auf Dauns eigene Unthätigkeit beantwortete. „Ich habe zwei Schlachten gewonnen und warte jetzt, ehe ich meinerseits weitere Bewegungen mache, auf zwei Siege von Ihnen. Es ist nicht billig, dass die Truppen meiner Kaiserin allein agiren.“

Während die Verstimmung zwischen den Feldherren der beiden verbündeten Armeen auf diese Weise den höchsten Grad erreichte und Saltykow den österreichischen Hof entgelten liess, dass sich dieser über ihn, wie früher über seine Vorgänger Apraxin und Fermor beklagt hatte, blieb Loudon noch mehrere Wochen lang die peinliche Aufgabe, bei den Russen auszuhalten und die Verbindung mit ihrem Obergeneral aufrecht zu erhalten. Höher als manches seiner kriegerischen Verdienste, muss dem stolzen, verschlossenen und leidenschaftlichen Manne die Geduld nachgerühmt werden, die er trotz zahlreicher Reibungen in diesem Verhältniss be-

wies. So ehrenvoll die Auszeichnung war, welche seine ehemalige Souverainin, die Kaiserin Elisabeth ihm und seinen Waffengefährten zu Theil werden liess (Loudon erhielt einen goldenen mit Diamanten besetzten Degen, jedes der österreichischen Regimenter, die bei Kunnersdorf mitgefochten hatten, tausend Rubel), so trugen dieselben nur dazu bei, seine Lage zu erschweren. Saltykow war gleichzeitig zum Feldmarschall ernannt worden, seine sämtlichen General-Lieutenants hatten den kaiserlichen Hausorden (Andreasstern) erhalten und zeigten sich seit diesen Belohnungen, die ihnen die völlige Zufriedenheit ihrer Monarchin bewiesen, noch ungefügiger. Loudon musste erleben, dass die auf sein Andringen versprochene Belagerung von Glogau nach einigen Tagen aufgegeben, der von der russischen Kaiserin angeordnete Marsch auf Breslau ohne allen Grund contremandirt wurde, nachdem Saltykows Generale in einer Versammlung erklärt hatten, dieser Plan sei unausführbar.

Nachdem dieser unerträgliche Zustand nahezu zwei Monate gedauert hatte, gingen die Russen Anfang October über die Weichsel zurück, um Anfang November auf polnischem Gebiet ihre Winterquartiere aufzuschlagen. Jetzt erst wurde Loudon, der ihren Marsch begleiten musste, frei; nach einem schwierigen Marsche, den er trotz der Wachsamkeit Fouqués und Schmettaus durchführte, ohne von den detachirten Corps dieser preussischen Generale überfallen worden zu sein, gelangte er über Czenstochau nach Oesterreichisch-Schlesien, wo seine Truppen, die seit dem Juli ununterbrochen auf den Beinen gewesen waren, endlich der Ruhe pflegen konnten. Um diese für die Dauer des ganzen Winters zu sichern, schloss er mit Fouqué einen bis zum 14. März des nächsten Jahres laufenden Waffenstillstand, um dann auf einige Zeit nach Wien und Prag zu gehen. Die Kaiserin ernannte den Sieger von Kunnersdorf, der ihr durch seine Mässigung gegenüber Saltykow neue Beweise seiner Ergebenheit geliefert hatte, zum General-Feldzeugmeister. Für den nächsten Feldzug wurde ihm das selbständige Commando über einen Truppenkörper von 36,000 Mann versprochen.

Die Campagne von 1760 brachte dem neuen General-Feldzeugmeister zunächst neue Lorbeeren ein. Auf alle Einzelheiten der gesammten Campagne können wir nicht näher eingehen. Nachdem Loudon sich bei der Kaiserin persönlich die Erlaubniss zu selbstständigem Vorgehen geholt, schlug er bei Landshut seinen alten Gegner Fouqué in einer grossen Schlacht (23. Juni), die den Preussen 8300 Gefangene (unter diesen 246 Oberofficiere), 58 Kanonen, 34 Fahnen, zwei Standarten und einen grossen Theil ihres Gepäcks kostete. Der heldenmüthige Fouqué, der sammt den Generalen Malakowsky und Schenkendorf in Gefangenschaft gerieth, war dem Loose durch die wüthenden Löwensteinschen Dragoner niedergehauen zu werden, nur durch die Aufopferung eines treuen Dieners, der sich auf ihn warf, um die feindlichen Hiebe aufzufangen und durch energisches Einschreiten des Obristen der Dragoner, Voit entgangen. Voit hatte den aus zahlreichen Wunden blutenden General auf sein eigenes Pferd gesetzt und in das Hauptquartier gebracht. Loudon, dieses Mal selbstständig handelnd und durch keine Rücksicht auf einen ängstlichen Oberfeldherrn gebunden, wusste seinen Sieg trefflich zu benutzen. Nach kurzer Rast rückte er gegen die Festung Glatz; die „alte“ Festung wurde unter seiner persönlichen Leitung am 20. Juli durch einen Ueberfall genommen, die sogenannte „neue“ Festung musste sich wenige Tage später ergeben. Eine reiche Beute fiel in die Hände des glücklichen Siegers, dem die Einnahme der Hauptbefestigung nach blos fünfständigem Kampf gelungen war. Zweitausend preussische Soldaten und 107 Officiere wurden zu Gefangenen gemacht, 203 Geschütze mit einer Munition, die nach Tausenden zählte, 23,000 Centner Mehl, 55,000 Metzen Getreide, 24,000 Centner Heu, 14,000 Pfund Brod, 2000 Centner Pulver und 200,000 Carabiner-Patronen wurden in den Magazinen gefunden.

Die Sensation, welche dieser glänzende Erfolg in Wien machte, entsprach seiner Bedeutung. „Gott erhalte Eurer Majestät diesen Josua“, schrieb Fürst Kaunitz der Kaiserin bei Ubersendung des Loudonschen Siegesberichts, indem er

gleichzeitig um Rücksendung dieses Actenstücks bat „um das Vergnügen zu haben, dasselbe noch einmal zu lesen.“ Loudon aber stürmte rastlos weiter; nach einer mehrstündigen Beschiessung Breslaus stand er am 15. August bei Liegnitz dem Könige gegenüber, zum ersten Mal als Befehlshaber eines grossen Corps. Die Aussichten, unter denen er seine vorläufige Disposition getroffen, waren entschieden günstige. Friedrich war nach einer vergeblichen Belagerung Dresdens in Eilmärschen nach Schlesien geeilt, um die Vereinigung mit seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, um jeden Preis durchzusetzen, er hatte kaum 36,000 Mann zu seiner Disposition; seine Truppen waren angegriffen und hatten nur noch für drei Tage Brod. Loudon war beauftragt, den Kampf im Rücken des Feindes aufzunehmen, Daun und Lascy sollten ihn, jeder 30,000 Mann stark, unterstützen. Friedrich aber war durch einen Spion von Dauns Plänen in Kenntniss gesetzt und hatte diesen zu täuschen gewusst. Während er Vorposten und Wachtfeuer zurückliess, marschirte er Nachts auf die Anhöhe von Pfaffendorf, welche zu Loudons Aufstellung bestimmt war. Als Loudon in der Nacht mit den preussischen Vorposten zusammengerieith, gewahrte er zu seiner Bestürzung, dass die Pfaffendorfer Höhen bereits durch Preussen besetzt seien. Ein dichter Nebel lag über der herbstlichen Landschaft und machte eine Uebersicht über die Stärke des Feindes unmöglich, nur soviel war klar, dass der König vor Daun und Lascy einen Vorsprung gewonnen hatte, und dass auf ein rechtzeitiges Erscheinen dieser nicht zu rechnen sei. Die Schlacht war so gut wie verloren, noch bevor sie begonnen, es galt nur, sie mit Ehren und mit möglichst geringem Verlust zu verlieren. Loudon stellte sich an die Spitze der eigentlich zur Reserve bestimmten Abtheilung und begann den Angriff. „Freunde“, rief er seinen Leuten zu, „wir sind allein. Da hilft Nichts, als guten Muth behalten — vorwärts!“ In drei vergeblichen Infanterie-Angriffen zurückgeworfen, liess Loudon den Muth noch nicht sinken. Seine Reiter hatten die preussische Cavallerie beim ersten Anprall geworfen und waren auf ihrer Verfolgung be-

griffen — erschienen Lascy und Daun in den nächsten Stunden, so war noch etwas zu hoffen. Zwischen 4 und 5 Uhr Morgens fiel der Nebel: jetzt erst übersah Loudon die Uebermacht des Feindes, und zugleich wurde er gewahr, dass von der versprochenen Unterstützung noch immer Nichts zu sehen sei. Als dann noch die Nachricht eintraf, dass die Cavallerie sich zuweit vorgewagt habe und von den Preussen verfolgt, in flüchtigem Lauf zurückkehre, musste Loudon das Zeichen zum Rückzuge geben. Bleich wie der Tod und vor Zorn über das Ausbleiben der versprochenen Hilfe mit den Zähnen knirschend, leitete er, selbst im dichtesten Getümmel haltend und sich mit dem Degen in der Hand einen Weg durch das Gedränge bahnend, den Rückzug. Sein Rock war von Kugeln durchlöchert, das Pferd unter seinem Leibe erschossen. General Rouvroy musste in Eile auf der Binowitzer Höhe eine Batterie aufstellen, um die Retirade zu decken, die in musterhafter Ordnung über die Katzbach ging — die Schlacht hatte wenig mehr wie drei Stunden gedauert.

Es heisst, Loudon habe im Zorn über die, wie er nicht ohne Grund glaubte, absichtliche Verspätung Dauns und Lascys und aus Verzweiflung darüber, dass er in der ersten, dem Könige direct und selbstständig gelieferten Schlacht geschlagen worden, am Tage von Liegnitz vergeblich den Tod gesucht. Und doch hatte sein Feldherrntalent nie so glänzende Anerkennung gefunden, wie an diesem Tage; auf der Pfaffendorfer Höhe hatte Friedrich, von seinen Generalen umgeben, dem Rückzuge über die Katzbach zugesehen und bewundernd ausgerufen: „Da seht den Loudon! von dem kann man retiriren lernen; er räumt das Feld wie ein Sieger.“ Dieses Lob wog um so schwerer, als Friedrich bis dahin eine gewisse Geringschätzung gegen unsern Helden gezeigt und von diesem immer wie von einem Parteigänger gesprochen hatte. Auch österreichischer Seits wurde anerkannt, dass nicht Loudon die Schuld an der verlorenen Schlacht trug. Lascy und Daun, — so heisst es bei verschiedenen österreichischen Schriftstellern — hatten aus Eifersucht auf Loudons wachsenden Ruhm, die Anstalten zur Ueberschreitung der

Katzbach erst begonnen, als das eigentliche Treffen bereits beendet war. „Officiere und Gemeine“, heisst es bei Hormayr, „versicherten im Daunschen Lager, den Abzug des Königs vor Mitternacht bald mehr, bald weniger deutlich vernommen zu haben, nur Daun wollte sich durch dasselbe Kunststück, das er dem König bei Hochkirch gemacht, nicht irre machen lassen. Das Treffen, wobei aus mehr als 200 Kanonen und vielen tausend Musketen geschossen worden war, fiel höchstens anderthalb Stunden vor seinem Lager vor, und doch behauptete er, nicht schiessen gehört zu haben.“ „Sollte der grosse Wind“, setzt Schweigerd dieser Bemerkung ironisch hinzu, „der nach einigen Berichterstatlern während der Schlacht geweht haben soll, den Donner so vieler Kanonen und Flinten auch nicht mit einem einzigen Schall ins Daunsche Lager haben dringen lassen?“

Loudon wandte sich in einem ausführlichen Schreiben an den Feldmarschall Fürsten Wenceslaus Lichtenstein und setzte diesem den Sachverhalt auseinander; unterstützt durch den Fürsten Kaunitz und den Kaiser, die wir als alte Gönner Loudons kennen, bewirkte Lichtenstein, dass des General-Feldzeugmeisters Haltung durch das nachstehende eigenhändige Schreiben der Kaiserin (25. Aug. 1760) anerkannt wurde:

„Lieber Freiherr von Loudon!

Ob zwar der fünfzehnte dieses ein unglücklicher Tag für mich gewesen ist, weil es dem ungerechten Feinde gelungen hat einer decisiven Schlacht zu entgehen um allein mit Euren unterhabenden Corps anzubinden und sich den Weg nach Breslau zu eröffnen, andurch aber eine getheilte Macht zu vereinigen und solche zwischen meine und die russische Armee zu stellen, so vermindert doch dieser widrige Anschlag nicht im mindesten die grossen Verdienste, so Ihr wie auch alle Generals, Officiers und Gemeinen die unter Eurem Commando gefochten, erworben haben; vielmehr lasse Eurer genauen Befolgung des erhaltenen Auftrags wie imgleichen Eurer klugen und auf der Stelle ergriffenen Herzhaftigkeit und Vorsicht

alle Gerechtigkeit widerfahren. Ihr könnt auf mein Wort sicher glauben, dass ich solches im gnädigsten Andenken erhalten werde. Nicht minder gereicht mir die von Euch einberichtete und versicherte Tapferkeit meiner Generalität, Officiers und Gemeinen zum grössten Trost und innigsten Vergnügen. Solche rechtschaffene Kriegsmänner verdienen mit Recht das grösste Lob und meine vollkommene Gnade; wie denn hierauf bedacht sein werde, ihr Wohlverhalten bei Gelegenheit danknehmig zu erkennen.

Diese meine Gesinnung habt Ihr in meinem Namen dem ganzen unter Eurem Commando gestandenen Corps gehörig bekannt zu machen. Und ich setze in die göttliche Verfügung das vollkommene Vertrauen, dass meine Armee noch in dieser Campagne die Gelegenheit erhalten werde, die Revanche rechtschaffen zu nehmen und die Welt zu überzeugen, dass meine Truppen den 15. dieses, nur durch die Zahl, nicht aber in der Herzhaftigkeit und tapferen Verhalten von dem Feinde übertroffen worden.

Wie ich nun auf Euren ferneren treuen Eifer sicher Staat machen kann, als verbleibe ich Euch mit kaiserlich königlichen und landesfürstlichen Gnaden wohl gewogen

Maria Theresia.“

Bevor Loudon sich zu kurzer Winterruhe in die mährischen Winterquartiere zurückziehen konnte, sollte er noch einen anderen Unfall zu erleiden haben. Der Anschlag, die Feste Kosel zu nehmen, zu welchem er sich kaum zwei Wochen nach der Liegnitzer Niederlage anschickte, misslang zu Folge ungünstiger Witterungsverhältnisse, vollständig. Bei Liegnitz war die Witterung noch warm und trocken gewesen, während des Marsches nach Kosel zerstörten unaufhörliche Regengüsse die fahrbaren Strassen, indem sie gleichzeitig die Umgegend des bedrohten Platzes so vollständig unter Wasser setzten, dass Laudon die begonnene Belagerung sehr bald wieder aufgeben musste.

Das Jahr 1761 begann unter ungünstigen Zeichen und mochte den Helden glauben machen, sein Glücksstern sei bereits erblichen. Wie im J. 1759 war er wieder dazu auser-

sehen, mit der russischen Armee und deren unfügsamen und zum Theil übelwollenden Feldherren zu cooperiren. Zwar hatte Saltykow das Commando inzwischen dem General Buturlin, einem minder hochfahrenden Kriegsmanne, übergeben, aber die Stimmung der Russen hatte sich eher verschlechtert als gebessert. Elisabeth ging ihrer Auflösung mit so raschen Schritten entgegen, dass auf die Wünsche ihres Nachfolgers ängstlicher denn je Rücksicht genommen, jeder Schritt unterlassen werden musste, der nicht absolut nothwendig und durch die Ehre bedingt erschien. So verging der Sommer, ohne dass irgend ein entscheidender Schlag geführt wurde, Loudon hatte aber wenigstens die Genugthuung, nicht unter seinem Rivalen Daun zu stehen und selbstständig über 60,000 Mann zu gebieten. Es gelang ihm, erhaltener Weisung gemäss, mit den Russen auf gutem Fuss zu bleiben, was um so mehr zu verwundern ist, als des Feldzeugmeisters leidenschaftlicher Eifer dieses Mal durch die Begierde, eine erlittene Schlappe gut zu machen, geschürt war, und Buturlin kaum ein Hehl daraus machte, dass er den König nicht angreifen, sondern nur seine Sicherheit wahren werde. Am 12. August standen die vereinigten Armeen der beiden Kaiserinnen, zusammen 80,000 Mann stark, dem bei Bunzelwitz verschanzten Lager des Königs gegenüber, und Loudon brannte vor Begierde, das Wagestück von Hochkirch zu wiederholen. Er gewann es über sich, Buturlin bei der schwachen Seite zu packen, nahm trotz seiner Abneigung gegen Alles, was nach Schwelgerei schmeckte, an einem der häufigen Gelage desselben Antheil und liess sich von dem in froher Weinlaune zugänglich gewordenen Russen am 1. September das Versprechen geben, einen gemeinsamen Angriff auf die preussische Verschanzung (die Friedrich — wie er selbst sagte — aus Argwohn vor Loudons Keckheit sorgfältig schützte) zu wagen. Als Buturlin andern Tags von diesem Uebereinkommen Nichts wissen wollte, brauste Loudons lang verhaltener Ingrimme so heftig auf, dass es zu einem förmlichen Conflict kam, und der russische Oberfeldherr unter Zurücklassung der Tschernitschewschen Division (12,000 Mann) acht

Tage später bereits die Oder überschritten und sich nach Polen zurückgezogen hatte. Kaum hatte Loudon freie Hand erhalten und Friedrich, von der russischen Nachbarschaft befreit, den Weg nach Neisse angetreten, so beschloss er mit seinem durch 800 Grenadiere Tschernitschews verstärkten Corps, Schweidnitz, den wohlverproviantirten, wichtigsten Platz des Landes, zu überrumpeln. Die Nacht vom 30. September auf den 1. October war zur Ausführung dieses Unternehmens, das in der Geschichte des gesammten siebenjährigen Krieges eine wichtige Rolle spielte, bestimmt. Der Angriff sollte von vier Seiten zugleich geschehen, General Giannini und die mit der Führung der einzelnen Sturmcolonnen betrauten Obristen O'Donnell, Graf Wallis, Kaldwell, Fink, Rumel und de Vins hatten den Platz vorher unbemerkt in Augenschein genommen, Croaten und Husaren die Umgegend so dicht cernirt, dass keine Nachricht von der Annäherung der Feinde in die vom General Zastrow vertheidigte, von 3900 Preussen besetzte Festung dringen konnte. Nachts um drei sollte der Angriff von vier Seiten gleichzeitig erfolgen, Anfangs alles Schiessen vermieden und kein anderes schweres Geschütz, als das den Preussen abgenommene verwendet werden. Ausser den zur Ausführung bestimmten Regimentern wusste Niemand etwas von dem Vorhaben, das Geheimniss war so ängstlich gewahrt worden, das Loudons nächste Vertraute nicht wussten, worum es sich handele. — Am Morgen vor der entscheidenden Nacht hatte der Feldzeugmeister die von der übrigen Armee getrennten Sturmcolonnen persönlich angeredet, alles Plündern bei strenger Strafe verboten und den Soldaten als Ersatz eine Belohnung von 100,000 Reichsthalern in Aussicht gestellt. Noch nie hatte er Gelegenheit gehabt, seine eigene Popularität und die Ergebenheit seiner Truppen so deutlich zu erkennen wie am Morgen des 30. September 1761. „Vater Loudon“, riefen die Wallonischen Grenadiere, als der sonst so einsylbige und trübsinnig ausschauende Feldherr zu ihnen redete, „führe uns nur zu Ehre, wir brauchen kein Geld.“ Um 9 Uhr Abends hatte der Ausmarsch begonnen, um 2 Uhr Nachts standen die Colonnen auf ihren Plätzen, um halb drei Uhr

gab General Amadei, ein Belgier, der mit dem Oberbefehl über die Stürmenden betraut worden war, das Zeichen zum Angriff. Trotz des furchtbaren Geschütz- und Kleingewehrfeuers, mit welchem Zastrow die Stürmenden empfing, stürzten diese über das Glacis auf die Aussenwerke der einzelnen Schanzen, welche mit Hilfe mitgebrachter Leitern genommen wurden. Schritt für Schritt wurden die Vertheidiger in die inneren Werke zurückgedrängt; nur ein Mal schien es den Preussen zu gelingen, ihre Gegner nachhaltig zurückzuwerfen. Loudons, vom Grafen Wallis geführtes eigenes Regiment wankte, nachdem es zwei Mal zurückgedrängt worden war. Der Obrist hielt die Weichenden nur mühsam zurück. „Kinder“, rief er, „wir müssen die Festung nehmen oder hier sterben, ich habe es unserm Chef versprochen. Unser Regiment führt seinen Namen, wir müssen siegen oder sterben.“ Noch ein Mal sprang das Bataillon in den bereits verlassenen Graben, die Officiere selbst trugen die Leitern herbei, der Hauptwall war bald erstiegen, und mit Bajonett und Säbel eingenommen und behauptet. Erst nach Besetzung der inneren Werke wurde das Feuer eröffnet und zwar aus den rasch gegen die Stadt gewendeten preussischen Feuerschlünden. Um 6 Uhr war Schweidnitz in österreichischen Händen, das Vertrauen, das Loudon in seine Leute gesetzt und das er durch eine heutzutage ebenso humane wie strenge Befehlshaberschaft erworben, glänzend gerechtfertigt.

Unterdessen war der Feldzeugmeister selbst fern von der Stätte der eigentlichen Entscheidung bis zum Anbruch der Nacht im Lager geblieben. Spät am Abend hatten mehrere Cavallerie-Regimenter plötzlich Ordre erhalten zu satteln, an ihrer Spitze war Loudon, schweigend in sich gekehrt, im Walde verschwunden — Niemand im Lager wusste wohin, Niemand in der Reiterschaar zu welchem Behuf. Nach mehrstündigem Ritt wurde plötzlich Halt gemacht, die Schwadronen in lange Linie aufgestellt und den Reitern erlaubt, abzusitzen, zu rauchen und leise zu reden, Niemand aber durfte von der Seite seines Pferdes weichen. Loudon selbst ging am Arm seines alten Waffengefährten und Duzbruders, des Major Birkigh,

langsam vor der Colonne des Kolowratschen Dragoner-Regiments auf und nieder, ab und zu mit seinem Gefährten ein flüchtiges Wort wechselnd. Staunend standen die Dragoner da, rings umher herrschte feierliche Stille, die durch das Schweigen der dunklen Nacht etwas Zauberhaftes zu bekommen schien. Stunde auf Stunde verrinnt. Plötzlich hört man den Hufschlag eines eilig heran sprengenden Rosses, ein Adjutant kommt heran und salutirt: „Excellenz, Alles ist in Bereitschaft und wartet Ihrer Befehle.“ Was ist in Bereitschaft, welche Ordre wird erwartet? scheint sich Alles zu fragen, aber Niemand wagt einen Laut. Loudon hemmt seinen Schritt und zieht in seiner ruhigen Art die Repetiruhr, um sie schlagen zu lassen: es ist 1 Uhr Nachts und athemlos horcht Alles auf das Wort aus dem Munde des Feldherrn, das das Räthsel des geheimnissvollen nächtlichen Ritts lösen soll. „Wenn Sie in langsamem Trott zurückreiten, so wird es gerade Zeit sein, anzufangen.“ — Der Adjutant verschwindet, wie er gekommen — es war die Ordre zum Aufbruch der Sturmcolonnen, welche er dem General Amadei nach Schweidnitz brachte. — Loudons Worte waren laut genug gesprochen worden, um von den nächststehenden Reitern vernommen und weiter verbreitet zu werden, Niemand aber ahnte ihren Sinn. Alles blieb in der früheren Spannung, die jetzt ihren höchsten Grad erreicht zu haben schien. Wiederum nahm der Feldzeugmeister den Arm des Majors Birkigh, auch das Gespräch und der Spaziergang vor der Front des Regiments Kolowrat wurden wiederum aufgenommen, als sei Nichts geschehen.

Endlos dehnen sich die Stunden, es schlägt zwei, endlich drei Uhr Morgens, noch immer geht der Feldherr mit seinem Freunde langsam auf und nieder. Die scharfe herbstliche Nachtluft treibt alles Blut in den Adern der unbeweglich dastehenden Dragoner zusammen, die allgemeine Spannung beginnt der Ermüdung Platz zu machen. Da fällt plötzlich ein Kanonenschuss, wie es scheint im Rücken der aufhorchenden Reiterschaar — ein zweiter, ein dritter, knatternd fällt das Musketenfeuer ein — wiederum sind aller Augen auf den Feldzeugmeister gerichtet, der bei dem ersten Schuss heftig

aufgefahren, dann regungslos, aber mit allen Zeichen mächtig erregter Leidenschaft stehen geblieben war. Ein Fieberfrost scheint ihn zu schütteln — erst als das Kleingewehrfeuer zunimmt, sammelt er sich, um einen Augenblick später wonnetrunken dem erstaunten Freunde in die Arme zu sinken: „Birkigh, wir sind in Schweidnitz, hörst Du das Musketenfeuer — schon raufen sie sich auf den Wällen.“ Dass der eiserne Loudon so heftige Erregung gezeigt, und im Dienst einem andern Offizier um den Hals gefallen, war noch nicht dagewesen — der Bann der auf den in strenger Subordination geschulten Dragonern gelegen, ist gebrochen. „Wie? was? in Schweidnitz“ — schallt es verwundert von allen Seiten. „Ja Kinder, wir sind in Schweidnitz“, rief Loudon. Bald darauf erschüttert ein betäubender Knall die Luft. „Das war ein Pulvermagazin“, ruft Loudon aus. Einen Augenblick später hat er die frühere kalte Ruhe wieder gewonnen, das ernste Gesicht zeigt die gewohnten melancholischen Falten, er hat Birkighs Arm wieder genommen und in beschleunigtem Schritt gehen die beiden Männer wie vorher vor den staunenden Colonnen auf und nieder.

Das Morgengrauen fand die harrenden Reiter noch immer unbeweglich auf demselben Platze. Als es zu tagen begann, erkannten sie die Gegend, in welche sie geführt worden waren und den Plan, welcher dem geheimnissvollen Ausmarsch des Feldherrn zu Grunde gelegen. Loudon hatte sich auf das Schlimmste gefasst gemacht und darauf gerechnet, dass die Festung sich einige Zeit halten und die nicht allzufern stehende Macht des Königs zu Hilfe rufen würde. Aus diesem Grunde war die einzige Strasse, auf welcher preussische Reiter nach Schweidnitz gelangen konnten, im Voraus mit österreichischer Cavallerie besetzt und von dem Feldherrn selbst unter Obhut genommen worden: schlimmsten Falls sollte der Rückzug den abgeschlagenen Sturmcolonnen gesichert sein.

Noch bevor es Tag geworden, kam ein Adjutant aus Schweidnitz mit der Nachricht von der glücklichen Einnahme der Festung daher gebraust, es war rascher und glücklicher gegangen, als Loudons kühnste Wünsche zu hoffen gewagt

hatten — an das Erscheinen einer preussischen Reiterabtheilung war nicht mehr zu denken. Von allen Seiten mit Jubelrufen begrüsst, von seinen jauchzenden Officieren umringt, stand der Sieger in ruhiger Würde da -- selbst gemeine Dragoner drängten sich zu ihm, um ihre Glückwünsche zu bringen, die bange Spannung der kalten, schlaflos verbrachten Nacht war vergessen — jubelnd schmetterten die Trompeter ihre Siegesfanfaren in die frische scharfe Luft des heitern Octobermorgens, „Vivat Maria Theresia“, „Vivat Loudon“ schallte es immer aufs Neue von allen Seiten, jubelnd und mit Jubel begrüsst trafen die Dragoner in dem Lager ein, das sie Abends zuvor in peinlicher Verlegenheit verlassen hatten. Die entscheidendste Stunde seiner kriegerischen Laufbahn hatte der geliebte Feldherr in ihrer Mitte verbracht, mit ihnen getheilt.

Für die Bedeutung des Wagnisses, welches Loudon am 1. October 1761 unternommen hatte, ist denen, welche heute von demselben lesen, ein dreifacher Massstab gegeben: die militärische Wichtigkeit des Platzes, in welchem die Oesterreicher 211 Geschütze, 1200 Pfund Pulver, 123,000 Kanonenkugeln, dreiviertel Millionen Flintenkugeln, 6290 Kartätschenpatronen, 40,000 Bomben, 20,000 Portionen Brod, 354,780 Portionen Zwieback, 18,000 Scheffel Mehl und 104,900 Scheffel Getreide fanden, und dessen Besitz ihnen zum ersten Male wieder die Möglichkeit bot, in Schlesien Winterquartiere zu halten, König Friedrichs Urtheil über die Möglichkeit einer Wegnahme dieses wichtigen und starken Punktes und Loudons Verhalten gegenüber dem österreichischen Obercommando. So gross auch das Vertrauen war, das man in Wien auf den Sieger von Kunnersdorf und Eroberer von Glatz setzte, Loudon hatte nicht gewagt, dem k. k. Hofkriegsrath seinen Plan vorzulegen und dessen Zustimmung einzuholen, weil er gewiss war, eine abschlägige Antwort zu erhalten. Auf die Gefahr hin, im Fall des Misslingens vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, war er nach eingeholter privater Zustimmung des Kaisers (der als blosser Gemahl der Beherrscherin Oesterreichs in österreichischen

Dingen nicht mitzureden hatte und als Kaiser des ohnmächtigen deutschen Reichs eine sehr untergeordnete politische Rolle spielte) selbständig vorgegangen. Damit war zugleich gesagt, dass ein Handstreich von so grosser Tragweite eigentlich ausserhalb der Sphäre regelmässiger tactischer Berechenbarkeit lag.

Noch redender ist das Urtheil, welches der grosse König selbst indirect über Loudons kühnes Unternehmen gefällt hat. Als die Nachricht vom Fall von Schweidnitz am 2. October in das preussische Hauptquartier gelangte, wagte Anfangs Niemand dem Könige die Hiobspost zu bringen. Endlich fasst ein Adjutant sich das Herz, dem gefürchteten Manne mit den grossen durchbohrenden Augen sofort die ganze Wahrheit zu sagen. So vollständig war der König von der Unmöglichkeit dieses Wagestücks erfüllt, dass er den Unglücksboten mit dem kurzen Wort: „Ich sag' ihm aber, es ist nicht wahr — scheer' er sich zum Teufel“ abfertigte. Er sollte nur zu bald erfahren, dass er das Mass des von menschlicher Kraft zu Leistenden zum ersten, vielleicht zum einzigen Male in seinem Leben zu niedrig gegriffen hatte, und dass der wichtige Stützpunkt, von welchem aus er nach Mähren einzubrechen gedachte, wirklich an den Mann verloren sei, über dessen Fähigkeiten er sich schon ein Mal getäuscht hatte, als er ihm im Jahre 1741 die verlangte Hauptmannsstelle abschlug.

Der Jubel, der in Wien über diese unerwartete, nur vom Kaiser geahnte Siegespost ausbrach, war unbeschreiblich, aber es dauerte lange, ehe die auf ihre Souveränität eifersüchtige Kaiserin und der Hofkriegsrath damit ausgesöhnt wurden, dass ein militärischer Schritt, der nach preussischem Urtheil, alle während der bisherigen sechs Feldzüge gewonnenen österreichischen Errungenschaften aufwog — ohne ihr Vorwissen und ihre Erlaubniss unternommen worden war. Während die österreichischen Militärschriftsteller und Biographen unseres Helden über diesen Punkt ziemlich rasch hinweggehen, wissen wir aus anderen Quellen, dass Loudon nahe daran war, in Ungnade zu fallen. „Durch die Eroberung von Schweidnitz“, heisst es in des Preussen Archenholz Ge-

schichte des siebenjährigen Krieges „waren die Oesterreicher zum ersten Male wieder in den Stand gesetzt, Winterquartiere in Schlesien zu machen. Die Belohnung des Feldherrn war aber keineswegs der Grösse des Dienstes angemessen. Undank war sein Lohn und eine förmliche Bestrafung wäre erfolgt, wenn der Kaiser Franz und der alte Fürst Wenzel von Lichtenstein, den die Kaiserin wie einen Vater ehrte, ihn nicht mit ihrem ganzen Einfluss geschützt hätten. Ihnen stimmte auch Graf (später Fürst) Kaunitz bei. — Diese mächtigen Gönner, für die Ehre ihres Hofes besorgt, gingen noch weiter, sie bewirkten, um durch solche nichtswürdige Hofcabalen nicht dem ganzen Europa Stoff zum Gespötte zu geben, dass Loudon von der Kaiserin einen gnädigen Brief und ein Geschenk erhielt. Das Vorgefallene wurde ihm jedoch nicht verziehen, wovon trotz dieser glänzenden That sein eingeschränktes Commando im nächsten Feldzuge bis zum Frieden, seine geringe Beachtung bei Hofe, so lange Maria Theresia lebte und seine erst siebzehn Jahre nachher erfolgte Beförderung zum Feldmarschall, überzeugende Beweise waren. Sein Verbrechen bestand darin . . . eine Formalität übergangen zu haben, die wahrscheinlich durch die damit verknüpfte Verzögerung den ganzen Entwurf vernichtet hätte. Die Feinde des grossen Feldherrn gingen soweit, dass sie diese so glücklich vollzogene Unternehmung einen Croatenstreich nannten.“

Die Wärme, mit welcher der preussische Officier Archenholz die Sache Loudons bei dieser Gelegenheit nimmt, beweist, wie allgemein die Empörung aller denkenden Leute über diesen neuen Beweis der Allmacht der unverbesserlichen Wiener Hofcamarilla war, welche ihrem Hass gegen den „Emporkömmling“ bis zuletzt treu blieb. Wie rasch die Kunde von der Loudon gegenüber bewiesenen österreichischen Undankbarkeit die Runde durch die Welt machte, geht noch aus dem Umstande hervor, dass die Kaiserin Elisabeth dem Eroberer von Schweidnitz durch den Befehlshaber des in Schlesien liegenden russischen Hülfs corps Grafen Tschernischew den Feldmarschallsstab anbieten liess, falls er in ihre

Dienste treten wolle. Loudon lehnte dieses Anerbieten in dem richtigen Gefühl ab, dass ein Mann in seiner Stellung nicht die Farbe wechseln und Verstimmung wegen einer elenden Hofcabale zeigen dürfe, und blieb der österreichischen Fahne treu. Einige Wochen später sandte die Kaiserin ihm ihr mit Diamanten geschmücktes Bildniss und zwei Kästchen mit Juwelen, welche an den General Amadei und die Officiere vertheilt werden sollten, welche sich bei dem Sturm besonders ausgezeichnet hatten. Seinem Versprechen gemäss, die Soldaten, welche nicht geplündert, reichlich zu belohnen, liess Loudon jedem derselben 13 Thaler auszahlen. Besonders hatten sich die 800 Tschernitschewschen Grenadiere ausgezeichnet; sie setzten sich nach der Erstürmung auf den eingenommenen Wällen nieder und blieben ruhig bei ihren Gewehren. Als Loudon im Januar 1762 nach Wien kam, wurde er von der dankbaren Bevölkerung der österreichischen Hauptstadt mit einem Jubel empfangen, der auch den widerstrebenden Hof mit fortriss.

Durch die Einnahme von Schweidnitz war die Situation so gründlich verändert, dass es bis zum Ende des Feldzugs von 1761 zu keiner grösseren Schlacht mehr kam. Friedrichs Sache stand noch ungünstiger als nach der Schlacht bei Kunnersdorf, seine Hülfquellen an Geld, Menschen und Vorräthen schienen erschöpft, und es war wenig Aussicht, die mit den Russen verbündeten Oesterreicher im nächsten Frühjahr aus der festen Position zu vertreiben, in welcher sie seit dem verhängnissvollen 1. October sassen. Der König blieb den Winter in Breslau, und niedergeschlagener als man ihn jemals früher gesehen hatte.

Da starb die Kaiserin Elisabeth (26. Dec. 1761), Peter, des grossen Soldatenkönigs begeisterter Anhänger, bestieg den Thron und was alle Welt erwartet hatte, geschah wirklich: die russischen Truppen erhielten Befehl zu den Preussen zu stossen, denen sie bei Zorndorf, Kay und Kunnersdorf in blutigem Kampf gegenüber gestanden hatten – Schlesien war der preussischen Monarchie gerettet.

Loudon hatte diese Wendung richtig voraus berechnet;

sobald die Nachricht von dem Ableben Elisabeths in seinem Hauptquartier eintraf, war ihm klar, dass das Blatt sich wenden werde, und dass es nothwendig sei, mindestens die Tschernitschewschen Truppen, welche bisher seine Waffengefährten gewesen und 15—20,000 Mann stark in seiner Nähe standen, ungefährlich zu machen. Nach den soeben gemachten Erfahrungen durfte er es aber nicht zum zweiten Male wagen, selbstständig vorzugehen. Er sandte einen Eilboten nach Wien, mit dem Erbieten, die unzuverlässig gewordenen Bundesgenossen zu entwaffnen, bevor sie Ordre erhalten, zum Heere des Königs zu stossen. Als der Courier in Wien eintraf, war es bereits zu spät.

Bei dem Beginn des Feldzugs von 1762 beging Maria Theresia, ihrer eigenmächtigen Natur und den Einflüssen der Camarilla nachgebend, den verhängnissvollen Fehler, das Obercommando über die in Schlesien concentrirte österreichische Armee nicht Loudon, sondern dem hochgeborenen, in der herrschenden Kaste vielbeliebten Grafen Daun zu übergeben, so wenig sie auch darüber im Unklaren sein konnte, dass die Unpopularität dieses aristokratischen Generals seit dessen zweideutigem Benehmen bei Liegnitz in allen Theilen der kaiserlichen Armee beträchtlich zugenommen hatte. Wie tiefgehend dieser Fehlgriff war, den die österreichischen Darstellungen fast ausnahmslos übergehen, erfahren wir aus Archenholz' gewiss höchst unparteiischer Bemerkung, „dass Soldaten wie Officiere, seit der Abberufung der russischen Truppen und der Nichternennung ihres angebeteten Loudon an der Sache ihrer Kaiserin zu verzweifeln begannen“, und dass „Daun nicht geneigt war, seinem persönlichen Feinde vorzuarbeiten“ (Geschichte des siebenjährigen Krieges Bd. II, S. 293) d. h. Loudon Gelegenheit zu neuen Lorbeeren zu geben.

Diesem ungeschickten Anfang entsprach der Ausgang des Feldzugs, mit welchem zugleich der blutige Krieg schloss, der sieben Jahre lang im Herzen Deutschlands gewüthet hatte. Obgleich der plötzliche Tod Peters III. die schleunige Abberufung der Russen zur Folge hatte, blieben Dauns Ver-

suche, Schweidnitz zu decken, vergeblich. Bei Burkersdorf, Leutmannsdorf und Reichenbach von den Preussen zurückgeworfen und aus seiner befestigten Position gedrängt, musste Daun mit ansehen, dass der König die Festung, welche sein Nebenbuhler, der livländische Parvenü, in drei Stunden genommen hatte, dreiundsechzig Tage lang belagerte und schliesslich nahm, ohne dass er, der Feldmarschall, im Stande war, es zu hindern.

Loudon selbst hatte während des gesammten Feldzugs keine Gelegenheit sich auszuzeichnen; als der Winter heranrückte, waren alle von den Oesterreichern errungenen Vortheile, mit alleiniger Ausnahme des (gleichfalls von Loudon gewonnenen) Glatz, in den Händen des Königs, der nicht nur selbst ein grosser Feldherr war, sondern besser als seine Gegner verstanden hatte, das Genie jedesmal an den ihm gebührenden Platz zu stellen. — In Wien selbst hatte man noch während des Herbstes 1762 reichliche Gelegenheit über die begangenen schmähhichen Missgriffe Betrachtungen anzustellen. Nach dem Verlust von Schweidnitz hatte sich die Erbitterung des lebhaften Wiener Volks gegen Daun und dessen kleinliche gegen Loudon geübte Ränke so gesteigert, dass die Gräfin Daun nicht mehr sicher durch die Strassen der k. k. Hauptstadt zu Hof fahren konnte. Es geschah wiederholt, dass der Pöbel sich zusammenrottete, der unschuldigen Frau beleidigende Reden zurief und ihr Schlafmützen, als Symbole der Unthätigkeit ihres Gemahls, in den Wagen warf. Fast täglich waren beleidigende Pasquille und Caricaturen an die Thüren des gräflichen Hôtels und der Hofburg angeschlagen. Eine dieser Zeichnungen entwarf von der Situation von 1762 ein nur allzu treffendes Bild. Auf der Zinne des von den Preussen belagerten Schweidnitz steht der Commandant Guasco und schreit nach Hülfe. In gemessener Entfernung um der Festung steht die Daunsche Armee als Zuschauerin parademässig aufgestellt. Der Feldmarschall sitzt im Armstuhl vor der Fronte und betrachtet, die Nachtmütze auf dem Kopf, den geweihten Degen, den der Papst ihm geschenkt hat und dessen Scheide die In-

schrift „Du sollst nicht tödten“ trägt. Neben ihm steht zur Linken Loudon mit niedergeschlagenen Augen, die Hände sind ihm auf den Rücken gebunden, — rechts vom Feldmarschall steht Graf Lascy, eine Pergamentrolle mit der Aufschrift: „Plan für den Feldzug von 1763“ in den Händen; das Pergament selbst ist leer. Die übrigen kaiserlichen Generale sind in drei Gruppen getheilt: die erste reibt sich schlaftrunken die Augen, die zweite schlägt die Hände über den Kopf zusammen, die dritte steht hämisch lächelnd da!

Noch bevor das Jahr 1762 zu Ende ging, begannen die Verhandlungen zum Abschluss des Friedens, dessen beide Länder längst und dringend bedurften, zu dem Friedrich schon bei Lebzeiten Peters III. von allen Seiten gedrängt worden war, und der am 15. Februar 1763 zu Schloss Hubertsburg endlich zu Stande kam.

Das allgemeine Ruhebedürfniss, das diesem Friedensschluss von allen Seiten zujauchzte, hatte sich auch dem Helden mitgetheilt, der binnen sieben Jahren allen Traditionen und Ränken der Hofburg zum Trotz vom Croaten-Major zum General-Feldzeugmeister, Grosskreuz des Theresienordens und was mehr war, zu einem in ganz Europa berühmten Manne geworden, dessen Verdienste nach dem einstimmigen Urtheil aller Kriegsmänner des Welttheils sehr viel bedeutender waren, als die ihm zu Theil gewordenen Auszeichnungen. Er zog schon im Dezember 1762 nach Wien wo man ihn mit Auszeichnung empfing, wo er aber Zeitlebens ein Fremdling blieb, wenigstens was die Hofkreise anlangte. Wir kennen ihn bereits genugsam, um zu wissen, dass er für das Hoftreiben überhaupt nicht taugte, am wenigsten für das der üppigen, geräuschvollen und geschwätzigten österreichischen Hauptstadt. Dieser düsteren nordischen Natur fehlte alles Verständniss für den leichten Sinn, der sich an den wechselnden Genüssen genügen lässt, die der Tag bringt und wieder verschlingt. Sein düsteres Auge verscheuchte den Frohsinn, der sich an ihn drängen wollte, seiner finsternen Sittenstrenge war die leichtlebige Art, mit der man in Wien alle Fragen des Lebens und Sterbens behandelte, ein Gräuel, seine ein-

fachen Gewohnheiten sträubten sich gegen volle Gläser und reichbesetzte Schüsseln, um welche leere frivole Gesellen und verbuhlte Weiber sassen. Der blöde, sittenstrenge Jüngling, der Zeitlebens alle Ausschweifungen geflohen hatte und namentlich die geschlechtliche Leichtfertigkeit hasste, war ein frühgealterter, melancholischer Mann geworden, der nur noch Sinn hatte für das, was des Lebens unerbittlicher Ernst forderte. Dazu kam der Groll über die während der letzten Campagne erfahrene unverdiente Zurücksetzung. Nach Rang, Orden, Prunk und Ehrenstellen hatte er, der in seinem Hause und auf dem Lande stets dunkle, altmodische Civilkleider trug und seine Decorationen, auch wenn er in Uniform war, nur selten anlegte — niemals gezeigt. Die Erlebnisse eines furchtbaren siebenjährigen Krieges, das unermessliche Elend, dessen Zeuge er gewesen, blieben aber in seiner Seele haften, verdüsterten seine Lebensanschauung — seine schwerfällige Art konnte nicht gemüthlich über Eindrücke hinwegkommen, die seine leichter angelegten Genossen im Taumel lachender Friedensfeste längst abgeschüttelt hatten. Er hatte nicht sich, sondern dem Staate dienen wollen, in welchem er sich ein Heimathsrecht erkämpft, und dieser Staat hatte in dem endlosen, gräuelerfüllten Kriege Nichts gewonnen, das Gewonnene vielmehr durch eigene Schuld wieder verloren. Der Mann, der sich sagen konnte, dass der Ausgang des entscheidenden Feldzugs von 1762 ein anderer gewesen wäre, wenn er den Platz eingenommen, der ihm gebührte, musste ausser Stande sein, das ihm zugefügte Unrecht leicht zu verwinden: dieses Unrecht war zugleich dem Staate zugefügt worden.

So glänzend auch der Empfang war, den seine Freunde, unter diesen der Kaiser, die Fürsten Wenzel Lichtenstein und Kaunitz, Baron Binder, Elias von Hochstetten, ihm bei Hofe zu bewirken wussten, er wusste zu genau, dass er an demselben als Eindringling und ungefügiger Soldat angesehen wurde, um für die Schmeicheleien, mit denen man ihn empfing, zugänglich zu sein. Nicht gewohnt, sich seine Stellung anders als mit dem Degen in der Hand zu erobern, dachte er nicht entfernt daran, um die Freundschaft von Leuten zu buhlen,

die er verachtete und von denen er sich gehasst wusste. Bei den glänzenden Hoffesten, die er seiner Stellung wegen mitmachen musste, erschien er spät und ging er früh. Man sah ihn mürrisch und misslaunisch durch die erleuchteten Säle schreiten und mit stolzer Bescheidenheit jedes Aufsehen, jede besondere Berücksichtigung vermeiden — er war froh, wenn er ein stilles Plätzchen fand, an welchem er sich unbemerkt niederlassen konnte. Er sprach wenig und lachte nie und war schon darum bei den Habitues der leichtlebigen Hofburg ungern gesehen, die in seinen düsteren Zügen überdies die tiefe Pöbelverachtung lesen mochten, aus der er niemals ein Hehl machte. Eine Anekdote, welche uns aus Loudons Hofleben erhalten ist, bezeichnet seine Stellung zu der in Wien herrschenden Gesellschaft deutlicher, als es irgend eine Beschreibung vermöchte. Bei einem Hoffest ist er nach der allgemeinen Begrüssung der kaiserlichen Herrschaft plötzlich verschwunden, die Kaiserin hat nach ihm gefragt und man sucht nach ihm. Der Herzog von Ahremberg findet ihn in der dunkelsten Ecke eines Nebengemachs und führt ihn zu der Kaiserin, indem er scherzend sagt: „Le voilà comme toujours derrière la porte, tout honteux d'avoir tant de mérite.“

Als Loudon sich nach Abschluss des Hubertsburger Friedens in Wien niederliess, war er nicht nur ermüdet und wirklicher Erholung in einem Stilleben, wie er es liebte, bedürftig, sondern zugleich krank. Die alte französische Schusswunde durch den Unterleib hatte, durch jahrelange Strapazen und Entbehrungen verschlimmert, seine Verdauungsorgane so gründlich angegriffen, dass er auf den Wunsch des Arztes schon wenige Monate später, im Sommer 1763, nach Karlsbad ging, um hier die Kur zu brauchen. In Karlsbad traf der Held des siebenjährigen Krieges mit einem friedlichen Leipziger Gelehrten zusammen, der sich gleich ihm das Einerle des Badelebens durch gelegentliche Spazierritte zu verkürzen suchte. Dieser Gelehrte war Gellert, der seinen bekannten Schimmel nach Böhmen mitgenommen hatte und auf einem Spazierritt mit Loudon zusammentraf. Die Bekanntschaft

der beiden ungleichartigen Männer führte bald zu näherem Verkehr. Ueber die gegenseitig gewonnenen Eindrücke lassen wir einen noch in Karlsbad geschriebenen Brief Gellerts folgen.

„Eine meiner ersten und liebsten Bekanntschaften war der Mann, den ich schon genannt habe, der General Loudon, ein Mann von besonderem Charakter. Ernsthaft, bescheiden, halb traurig, fast wie ich, der wenig redete, fast wie ich, aber ernsthaft und wahr redete; nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach, der aufmerksam zuhörte und in seinem ganzen Betragen, in seiner Art sich zu kleiden, eben diese gefällige Einfachheit und Anständigkeit zeigte, die in seinen Reden herrscht. Er ist nicht gross von Person, aber wohl gewachsen, hager, aber weniger wie ich, hat nachsinnende, tief im Kopf eingeschlossene lichtgraue Augen, oder auch fast bläuliche, fast wie ich und etwas röthliche Augenbraunen, nicht wie ich. Die Aehnlichkeit unseres traurigen Wesens und vielleicht auch die Unähnlichkeit unseres Ruhmes machte uns bald zu Freunden. Anfangs mochte er sich vor mir fürchten, so wie ich vor ihm. Oh, sagte er einmal zu mir, als er mich allein in der Allee fand, ich käme gern oft zu Ihnen, aber ich fürchte mich, ich weiss nicht, ob Sie mich haben wollen. Ein anderes Mal fing er an: Ich weiss nicht, Herr Professor, wie es möglich ist, dass Sie so ernste Bücher haben schreiben können und so viel Scherzhaftes und Munteres. Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Das will ich Ihnen wohl sagen, erwiderte ich; aber sagen Sie mir, Herr General, wie es möglich ist, dass Sie die Schlacht bei Kunnersdorf haben gewinnen und Schweidnitz bei Nacht haben einnehmen können? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Damals habe ich ihn das erste Mal herzlich lachen sehen, sonst lachte er nur halb. Er hatte sich genau nach meinem Geschmack erkundigt. Er bat mich nicht eher zu Tische, als bis er allein war, liess meistens weiche Speisen zubereiten, liess meinen eigenen Wein kommen, liess mich von Herzen reden und redete selbst von Herzen, und liess mich bald nach der Tafel gehen, kurz, er

nahm meinen Willen fast ganz an. Ich habe aus seinem Munde nichts als Gutes und Erlaubtes gehört und immer gemerkt, dass er religiös war. Wollte Gott, er gehörte noch zu unserer Kirche! Ich musste ihm eine kleine Bibliothek aufsetzen, denn das war seine beständige Klage, dass er nicht studirt hätte. Aber in der That ersetzten sein natürlich scharfer Verstand und seine Aufmerksamkeit auf Alles bei ihm den Mangel an Wissenschaften. Was gebe ich Ihnen denn, fing er einmal an, das Ihnen lieb ist, ich möchte es gern einmal wissen. — Herr General, und wenn Sie mir die ganze Welt geben, das ist mir in meinen jetzigen Umständen gleichgültig. Sein Neveu, der unter dem Loudon'schen Regiment Lieutenant ist, bat mich, ich möchte seinen Onkel bewegen, dass er ihn ein Paar Jahre in Leipzig studiren liesse. Er möchte gern noch etwas lernen. Gern, sagte der General, wofern Sie sich ihn lassen empfohlen sein. Wenn er im Vertrauen mit mir reden wollte, so führte er mich von der Gesellschaft in eine entfernte Allee und Niemand störte uns alsdann. — Unser Abschied war sehr kurz. — Was ich Ihnen jetzt gesagt habe, das behalten Sie auf dem Gewissen. Leben Sie wohl, ich werde an Sie schreiben. — Leben Sie auch wohl, liebster General, Gott beschütze Sie, und segne Sie und Ihr Leben.“

Nach seiner Rückkehr aus Karlsbad zog Loudon auf das ihm von der Kaiserin geschenkte Gut Kleinbeczwar bei Kolin, wo er mehrere Jahre lang seiner Neigung gemäss der Beschäftigung mit Landwirthschaft, Gärtnerei und wissenschaftlichen Studien lebte, froh, dem Getümmel der Hauptstadt entronnen zu sein, die er nur noch aufsuchte, wenn seine Geschäfte es dringend erforderten, oder wenn er einer Einladung zu Hofe nicht entgehen konnte. In der Stille livländischer Landeinsamkeit aufgewachsen, der grossen Masse der Menschen ebenso durch seinen Charakter wie durch seinen Lebensgang entfremdet, mochte die Stille, der er jetzt jahrelang genoss, noch den besonderen Reiz haben, ihn an die Tage seiner Jugend zu erinnern. Mit seinen livländischen Verwandten, dem Bruder, der nach dem Beispiel des Vaters

Tootzen verwaltete, den Vettern und der Familie Klubak blieb er in steter Verbindung. Er liess sich nicht daran nöthen, dass der Freiherrntitel, der ihm ertheilt war, auf seine Verwandten ausgedehnt wurde, es verlangte ihn darnach, Jemand seines Blutes und Namens um sich zu haben. Einer seiner Neffen, Wilhelm von Klebeck (geboren 1729 zu Lasdohn), war bereits während des siebenjährigen Krieges in ein österreichisches Infanterieregiment getreten und hatte es durch Tapferkeit und Umsicht binnen wenigen Jahren zum Major gebracht. Jetzt liess der Feldzeugmeister einen zweiten Neffen (denselben, der bei Gellert genannt ist -- genauere Angaben lassen sich dem Wurzbach'schen Werke leider nicht entnehmen) aus Livland zu sich kommen und in sein eigenes, zu Kuttenberg in Böhmen stationirtes Regiment eintreten. Dieser Neffe scheint die auflodernde Leidenschaftlichkeit und den harten Sinn seines Oheims in vollem Masse besessen zu haben. Bald nach seinem Eintritt gerieth er mit einem von Loudon besonders ausgezeichneten Officier, demselben Obristen Grafen Wallis, der eine der Sturmcolonnen von Schweidnitz geführt hatte, in heftigen Wortwechsel und vergass sich so weit, dass er schliesslich die Hand an den Degen legte. Der Feldzeugmeister, der einen Subordinationsfehler nie ungerügt liess, und gegen einen Verwandten besonders streng vorgehen zu müssen glaubte, befahl, den heftigen Jüngling zu arretiren und vor ein Kriegsgericht zu stellen. Der rebellische Lieutenant wurde zu sechs Monaten Arrest verurtheilt und zwar mit der Verschärfung, die ersten drei Monate bei Wasser und Brod zu sitzen. Nach beendeter Strafzeit musste der Neffe sich, österreichischer Militairsitte gemäss, bei seinem Oheim und Regimentschef für die erlittene Strafe bedanken. Er that es, konnte seinen Unmuth aber nicht bemeistern und bat gleichzeitig um seine Entlassung, die er — wahrscheinlich zu seiner Verwunderung — augenblicklich erhielt. Er verliess sofort Oesterreich und trat in die polnische, später in die russische Armee. Im Jahre 1772 soll er in dem Gefecht, in welchem der rebellische Kosackenhauptling Pugatschew gefangen wurde, gefallen sein. Jetzt liess Loudon

einen dritten Neffen kommen, der nach ihm den Namen Ernst Gideon führte, mit Auszeichnung diente und, wie wir in der Folge sehen werden, als Flügeladjutant Kaiser Josephs II. 1789 vor Belgrad starb. Herr von Klebeck diente mit Auszeichnung weiter und wurde im Jahre 1779 mit seinem Bruder, dem Wenden'schen Ordnungsrichter, in den österreichischen Freiherrnstand erhoben.

In Kleinbezwar, wo der Feldzeugmeister mit seiner Gemahlin still und abgeschlossen lebte, wurde es ihm bald zu eng. Gewohnt, jede Thätigkeit ernst zu nehmen, versuchte er es, auch die Landwirthschaft nicht als Dilettant zu nehmen, sondern nach wissenschaftlicher Methode zu treiben. Dazu war der Spielraum seiner gegenwärtigen Besizung zu eng; er machte seine bescheidenen Ersparnisse, sowie die Pretiosen, welche ihm Kaiser Franz, Maria Theresia, die Kaiserin Elisabeth von Russland und der ihm besonders zugethane Erzherzog Joseph (später Kaiser Joseph II.) geschenkt hatten, flüssig und kaufte das benachbarte Gut Grossbezwar. Beide Güter wurden vereinigt, nach einer neuen Methode organisirt und durch den Bau eines schönen neuen Schlosses zu einer ansehnlichen Herrschaft gemacht. Von früh bis spät war der Mann, der Zeitlebens nicht unthätig sein konnte, in Garten und Feld. Selbst die entferntesten Theile seiner Besizung suchte er Nachmittags zu Pferde auf. Die Abendstunden brachte er mit militairwissenschaftlichen und anderen Studien und in dem Verkehr mit der Frau zu, die er als armer Major geheirathet hatte und mit der er in beglückter Gemeinschaft lebte. Das einzige Spiel, das er leiden konnte und Abends gern spielte, war das Schachspiel.

Im Jahre 1766 wurde Loudon zum wirklichen Geheimrath und Mitglied des Hofkriegsraths, 1769 zum Commandirenden über Mähren, Oesterreichisch-Schlesien und Brünn ernannt. Er legte diese Stellung indessen bald nieder, da sie zu eigentlich militairischer Thätigkeit keine Gelegenheit bot und er seine Thätigkeit concentriren, nicht versplittern wollte.

Das Jahr 1770 war für unseren Helden durch ein Ereigniss von besonderem Interesse ausgezeichnet. Zu Mährisch-

Neustadt fand im Herbst dieses Jahres die bekannte Zusammenkunft zwischen Friedrich dem Grossen und Joseph II. (damals Mitregenten seiner Mutter) statt. Friedrich, der das Jahr zuvor seinen kaiserlichen Gast zu Neisse empfangen hatte, erschien, von mehreren seiner ausgezeichnetsten Generale umgeben, in der weissen, hie und da übrigens mit Schnupftabakspuren gebräunten Uniform seines österreichischen Regiments, Joseph war in das bekannte preussische Blau gekleidet. Nach der Begrüssung der beiden Herrscher begann die Vorstellung der Suite. Als Joseph den Namen des Feldzeugmeisters Loudon nannte, fasste der König diesen lange und aufmerksam ins Auge. Vor seiner Seele mochte der Augenblick stehen, in welchem er den Mann, der jetzt als sein einziger militairischer Rival in ganz Europa bekannt war, von sich gewiesen hatte — vielleicht dass er sich auf die Züge zu besinnen suchte, die damals sein Missfallen erregt hatten. Dann wandte er sich zum Kaiser und sagte mit erhobener Stimme: „Mit diesem General werden Eure Majestät einst die sieben Thürme erschüttern“. Loudon wurde von dem Könige mit der grössten Aufmerksamkeit behandelt und wiederholt und dauernd ins Gespräch gezogen. Obgleich Friedrich sehr genau wusste, dass der Eroberer von Schweidnitz den ihm gebührenden Feldmarschallstitel nicht trug und seit elf Jahren im Rang eines General-Feldzeugmeisters verblieben war, vielleicht um seiner Satire gegen die Wiener Hofwirthschaft einen deutlichen Ausdruck zu geben, nannte er seinen berühmten Gegner während der Dauer des Zusammenseins beständig *Monsieur le Maréchal*. Als man zu Tisch ging, wollte Loudon sich in gewohnter Bescheidenheit an das unterste Ende der Tafel setzen. „*Auprès de moi, Monsieur le Maréchal, auprès de moi*“, rief der König, und mit witziger Anspielung auf die vielen Schlachten, in denen Loudon ihm gegenüber gestanden, setzte er lachend hinzu: „*je n'aime pas vous avoir en face*“. — Es mögen merkwürdige Stunden gewesen sein, die unser Held im Kreise der Männer verbrachte, mit denen er sich fast ein Jahrzehnt in blutigen Schlachten gemessen hatte. Da zahlreiche Combat-

tanten des siebenjährigen Krieges zu Tische sassen, drehte das Gespräch sich vielfach um militairische Gegenstände, namentlich um die Schlachten, in denen man sich kennen gelernt hatte. Der König sagte, nachdem er sich eifrig mit Loudon unterhalten hatte und die Rede auf die begangenen Fehler kam: „Meine Herren, wir haben Alle Fehler gemacht, nur mein Bruder Heinrich und Herr von Loudon nicht“*). Anderen Tages, als man sich wiederum im Speisesaal versammelt hatte und nur noch Loudon fehlte, hatte der König noch ein Mal Gelegenheit, seine glänzende Laune spielen zu lassen und einen Beweis von der hohen Meinung zu geben, welche er von Loudons bisher bewiesenen militairischen Eigenschaften hatte. Als Joseph die Abwesenheit seines Feldzeugmeisters bemerkte und nach demselben fragte, sagte der König mit ironischem Lächeln: „So, das wundert mich! Er hatte sonst die Gewohnheit, früher an Ort und Stelle zu sein, als ich“. Während die Worte gesprochen wurden, war Loudon an die Thür getreten. Beim Abschied schenkte Friedrich, der mit Geschenken sonst nicht freigebig zu sein pflegte, Loudon als Zeichen seiner Gunst zwei kostbare, reich geschirrte Pferde.

Wenige Jahre nach seiner Rückkehr aus Mähren (1773) musste Loudon den jungen Monarchen, der mit Begeisterung an ihm hing und ihn bei jeder Gelegenheit hervorzog und auszeichnete, sammt den Generalen Pellegrini und Nostiz nach Lodomerien begleiten. Die Theilung Polens war eben auf Kaunitzens Andrängen vollbracht und Joseph wünschte die Grenzen seines neuen Staatsgebietes kennen zu lernen und durchreiste das heutige Königreich Galizien von einem Ende

*) Bemerket sei, dass die österreichischen Schriftsteller, welche von dem Besuch in Neustadt und dem Ausspruche des Königs berichten, in der Regel anführen, militairische Autoritäten hätten es als einen Fehler Loudons angesehen, dass dieser dem Könige nicht nach der Einnahme von Schweidnitz eine Schlacht geliefert. Wahrscheinlich hing diese in der That auffallende Unterlassung mit dem üblen Eindruck zusammen, den Loudons Eigenmächtigkeit in Wien gemacht hatte und der die Freiheit seiner Action behinderte.

bis zum Andern, meist zu Pferde und allein von den genannten drei Feldherren umgeben. Ueber die heitere Ungezwungenheit, in welcher Joseph mit seinen Generalen verkehrte, wird eine ergötzliche Anekdote erzählt. An einem rauhen finstern Abend war man nach anstrengendem Ritt in einem elenden jüdischen Dorfe angelangt, hungrig, durstig, ohne Dienerschaft, aber in bester Laune. Zu ihrem Schrecken erfuhren die Reisenden, dass nirgend ein Gasthaus, überhaupt nichts Genießbares vorhanden sei. Man fasste den Entschluss, sich auf soldatische Weise zu helfen; zu einer bestimmten Stunde sollte Jeder mit einer selbstbereiteten Schüssel erscheinen. Die Gefährten zerstreuten sich im Dorfe, um zu fouragiren, dann erschien Jeder mit seiner Schüssel; der Kaiser selbst stellte ein Product seiner Kochkunst auf den Tisch der Hütte, in welcher man sich versammelt hatte.

Zwei Jahre später trat eine eingreifende Veränderung in unseres Helden Leben ein, er verkaufte seine Güter. Rings in seiner Nachbarschaft wurde die alte Robotwirthschaft (Frohne) abgeschafft und ein verändertes ökonomisches System eingeführt; an vielen Orten waren dieser Neugestaltung Unruhen und Aufstände des Landvolkes vorhergegangen. Der alte Soldat — und wir können hinzusetzen der Livländer — war entschiedener Gegner der damals auftauchenden physio-kratischen Schule und wollte Nichts von der Auflösung der Abhängigkeit seiner Hintersassen wissen. Zu human, um seinen Leuten die Aufrechterhaltung eines Verhältnisses zuzumuthen, das sie ringsum verschwinden sahen, aber zu eigenwillig, um sich einer unliebsamen Neuerung zu fügen, schenkte er der Bauerschaft der Güter Gross- und Kleinbezwar sämmtliche auf ihren Grundstücken haftende Rückstände und Schulden und verkaufte das Gut im Jahre 1775. Als Käuferin hat sich ihm die Kaiserin angetragen. Er siedelte nach Wien über, wo ihm die Kaiserin nach und nach drei Häuser schenkte: das von einem prächtigen Garten umgebene Lichtenstein'sche Haus in Hernals (dicht an den Linien Wiens), das Haus Nr. 101 in der Schottenstrasse und endlich ein Haus in der Alservorstadt.

Aber nicht lange duldeten es den Feind des städtischen Prunks und Lärms im Staube der Hauptstadt und in der Nähe des Hofes. Es zog ihn auf das flache Land, zu der Thätigkeit mit Pflug und Spaten zurück, die er ebenso lieb-gewonnen hatte, wie früher das blutige Kriegshandwerk — vor Allem verlangte ihn nach Ruhe und freier Musse für seine Studien und Lieblingsbeschäftigungen. Er verkaufte seine sämtlichen städtischen Besitzungen und erwarb mit dem Erlöse derselben das zwischen Wien und Purkersdorf belegene Gut Hadersdorf, das fortan sein beständiger Wohnort wurde. Die Stände Oesterreichs beschloßen, sofort den gefeierten Helden, der sich in ihrer Mitte niedergelassen, zu ihrem Corporationsgliede zu machen und sandten ihm, bevor er sich gemeldet hatte, das Diplom des österreichischen Indigenats unter Erlass aller an der Aufnahme haftenden Taxen und Gebühren zu. Die Landwirthschaft wurde fortan wiederum sein Element; seine grösste Freude bestand in Pflege des Gartens, Anlegung neuer Bauten und Felder und der Steigerung seiner und seiner Bauern Erträge. Die Tages-eintheilung war dieselbe wie früher in Beczwar; auch die grossen einsamen Spazierritte über Land wurden wieder aufgenommen. „Jeden Spazierritt, jede Reise“, heisst es bei Kunisch, „benutzte er, wie er selbst erzählte, dazu, sein militairisches Auge zu schärfen und sich jenen schnellen Ueberblick eigen zu machen, der oft das Loos von Schlachten entscheidet. Er suchte gewöhnlich den nächsten Hügel auf und fragte sich dann, wie er angreifen, wie er überhaupt den Platz benutzen würde, wenn er hier eine Armee anzuführen hätte“. Nebenbei wurden die Abendstunden zu theoretischen Studien aller Art unermüdlich benutzt. Er las alle neueren landwirthschaftlichen Schriften, suchte die militairischen Schriftsteller der Alten zu studiren, soweit sie ihm durch Uebersetzungen zugänglich waren*), und sammelte mit unermüdlichem Eifer

*) Loudon war nur der deutschen Sprache, in der er (in seiner Zeit eine Seltenheit) vortrefflich sprach und schrieb, vollkommen mächtig. Das Französische konnte er wohl lesen, der mündliche Ausdruck war

Kartenwerke, Schlachten- und Festungspläne, von denen er einen reichen Schatz besass. In den achtziger Jahren begann er auch Kupferstiche zu sammeln. Auch die nach Gellerts Entwurf angelegte Bibliothek wurde fleissig vermehrt, das Schachspiel mit zunehmender Leidenschaft getrieben. Seine Partien haben oft wochenlang gedauert. Dabei war er bis in sein hohes Alter ein vortrefflicher Schütze.

Die militairwissenschaftlichen Studien, welche Loudon mehr aus Gewissenhaftigkeit und Interesse an der Sache, als in Aussicht auf praktische Verwerthung derselben getrieben, kamen indessen bald wieder zu ihrem Recht. Neun Jahre nach Beendigung des siebenjährigen Krieges starb der Kurfürst Maximilian Joseph von Bayern (30. December 1777). Oesterreich trat mit seinen Ansprüchen auf Bayreuth hervor, und da Preussen in die Anerkennung derselben nicht willigen konnte, sondern den Einfall des Herzogs von Zweibrücken begünstigte, war der Ausbruch eines Krieges unvermeidlich. Jetzt endlich, nachdem er achtzehn Jahre lang General-Feldzeugmeister geblieben, wurde Loudon durch Joseph zum Feldmarschall befördert (27. Februar 1778) und der Volksmund hatte nicht Unrecht, wenn er damals, wie Krsowitz erzählt, sagte: „Itzt wird er der Monarchie wieder nothwendig, darum machen sie ihn zum Feldmarschall“.

Zu einem entscheidenden Streich ist es während des gesammten bayerischen Erbfolgekrieges (das Volk nennt ihn spöttisch den Kartoffelkrieg) bekanntlich nicht gekommen. Die Erwartungen, mit denen Europa dem neu entbrennenden Kampfe zwischen den beiden deutschen Grossstaaten entgegenschah, waren aber höher gespannt, als selbst beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges. Friedrich stand auf der Höhe seines Ruhmes: Prinz Heinrich, Möllendorf und General

ihm ungeläufig. Während der Jochjahre in Licca hatte er das Croatische erlernt, und in dem letzten Kriege seines Lebens, dem türkischen, sprach er mit den Bosniaken und Serben sehr geläufig illyrisch. Die einzelnen officiellen Briefe und Berichte; welche sich in zeitgenössischen militairischen Schriften finden, sind sämmtlich deutsch, in reinem und correctem Stile, abgefasst.

Wunsch, die ruhmreichen Gefährten seiner blutigen schlesischen Lorbeeren, sollten an seiner Seite fechten, ihm gegenüber standen Lascy und Loudon, schon damals neben dem Könige der populärste und beliebteste Feldherr in der gesamten civilisirten Welt. Beide Heere hatten die ruhmreichste Kriegsschule des Jahrhunderts durchgemacht und mit gespannter Erwartung sahen auch die nicht direct interessirten Völker und Regierungen dem Ausgang des Schauspiels entgegen, zu dessen glänzender Ausstattung man sich durch eine längere Reihe von Friedensjahren gerüstet hatte.

Die österreichischen Heere waren zu zwei grossen Armeen zusammengezogen, die beide in Böhmen des hereinbrechenden Feindes harreten. An der schlesischen Grenze stand Kaiser Joseph, von dem Rathe Lascy's und des erfahrenen Haddik (desselben, der 1757 Berlin genommen und Loudon auf dem Zuge nach Frankfurt [1759] begleitet hatte) unterstützt. Weiter nach Westen, an den Grenzen Sachsens und der Lausitz, hatte Loudon die Armee aufgestellt, welche bestimmt war, den Angriff des von Sachsen hereinbrechenden, 80.000 Mann starken Prinzen Heinrich zurückzuweisen; unter dem Prinzen commandirte Möllendorf, gleichfalls als erfahrener Kriegsmann bekannt.

Die beiden Gegner, beide über die Jahre heissblütiger Jugend hinaus und auf die Erhaltung des mühsam gewonnenen Ruhmes eifersüchtig, standen einander lange wie zwei Schachspieler gegenüber, Jeder des Anderen Blösse erspähend und in dem Bewusstsein, dass er es mit einem Meister zu thun habe, vor einem entscheidenden Schritte zaudernd.

Prinz Heinrich lag, nachdem er die böhmischen Berge überschritten, in wohlverschanztem Lager unweit der Grenze, und vergebens wandte Loudon alle erdenklichen Künste an, um ihn zum Verlassen desselben und zum Vorrücken auf Prag zu bewegen. Als er die Strasse zu diesem wichtigen Punkt freigegeben, befahl der Prinz, die von Möllendorf geführte Vorhut vorrücken zu lassen. Der erfahrene General, der Loudon vom siebenjährigen Kriege her kannte, wurde aber bald gewahr, dass es sich um eine Falle handele, die

der österreichische Feldmarschall ihm gestellt habe und das vorgeschobene Corps unter General Platen kehrte nach einigen Tagen wieder zur Hauptarmee zurück. Wiederum begann das frühere Manoeuvriren mit vorsichtigen Schachzügen, Loudons Armee wurde in verschiedene Armeecorps aufgelöst, die fortwährend Bewegungen machten, ohne dass ihr Zweck sich absehen liess. Endlich hatte Loudon sich dem preussischen Lager genähert und eine so günstige Position zu nehmen gewusst, dass die militairischen Theoretiker seinen Sieg für gewiss hielten. Aber eben als er sich anschickte, den verbündeten Preussen und Sachsen eine Schlacht zu liefern, traf ein Courier aus Wien ein, der dem Feldmarschall im Namen der Kaiserin, die dringend die Wiederherstellung des Friedens wünschte, jede Offensive untersagte. — Unterdessen war dasselbe Spiel auch an der schlesischen Grenze geführt worden, wo der König und Joseph, dem, wie wir wissen, Lascy und Haddik beigegeben waren, an der Spitze ihrer Armee standen und dieselben die verschiedenen Manoeuver ausführen liessen, ohne dass es zu einer Schlacht kam. Joseph war von den aus Wien kommenden Vorschriften ebenso abhängig, wie Loudon; zu Anfang des Feldzugs waren Beide auf einem Punkt des Böhmerwaldes zusammengetroffen, um Uebersicht über das Terrain zu gewinnen und geometrische Messungen der Umgegend vorzunehmen. Als die Instrumente, deren man sich zu diesen Operationen bedienen wollte, warten liessen, wurden Spaziergänge durch die ringsum von steilen Anhöhen umgebene Wildniss unternommen. „Die Welt vermuthet wohl nicht“, sagte der Kaiser, der in seiner gewöhnlichen munteren Laune war, „dass jetzt ein Kaiser mit seinen Generalen auf diesem einsamen Platz im wilden Gebirge steht. Lasst uns ein Andenken unserer Gegenwart hier lassen und unsere Namen und Titel in die Bäume schneiden“. Jeder sann darauf, seinen Namen und Rang in eine möglichst kurze Formel zusammenzufassen. Als Loudon an die Reihe kam, sagte der Kaiser: „Setzen Sie, lieber Loudon, nur Ihren Namen hin — das ist für die Nachwelt genug. Nur wir Andern haben zu unseren Namen noch Titel nöthig“.

Das Jahr 1778 verging, ohne dass es auf dem einen oder dem anderen Punkte zu einer entscheidenden Action kam. Loudon hatte nur noch die Befriedigung, die Vereinigung zwischen dem Prinzen Heinrich und dem bei Nachod stehenden Könige zu verhindern und diesen durch eine geschickte Bewegung seiner gesammten 50,000 Mann starken Armee zum schleunigen Rückzuge aus Böhmen und zur Hinterlassung eines nicht unbedeutenden Gepäcks zu nöthigen. Dadurch war ein weiteres Vorrücken der Preussen in das Herz Böhmens für das laufende Jahr unmöglich gemacht und beide Armeen mussten sich den Winter über begnügen, einander im kleinen Kriege zu necken. Im Mai 1779 wurde der Friede von Teschen geschlossen und Loudon kehrte in die Einsamkeit von Hadersdorf zurück. Er hatte der österreichischen Monarchie, ohne Blut zu vergiessen, einen wichtigen Dienst geleistet, der dieses Mal glänzend belohnt wurde. Kaiser Joseph, dessen reiches enthusiastisches Gemüth von Dankbarkeit und Bewunderung für den verehrten Helden überfloss, liess ihm eine Denksäule errichten, die im Saale des Hofkriegsraths, später im Audienzsaale des Kriegsraths-Präsidenten aufgestellt wurde. Auf einer fünf Fuss hohen Säule von röthlichem Marmor steht das von Czeraki in weissem carrarischen Marmor gemeisselte Brustbild des Helden, mit antiker Gewandung geschmückt — die Säule trägt die nachstehende Inschrift:

GEDEONIS LAUDONI SUMMI CASTRORUM PRAEFECTI
SEMPER STRENUI FORTIS FELICIS MILITIS ET CIVIS
OPTIMI EXEMPLUM

QUOD DUCES MILITESQUE IMITENTUR
JOSEPHUS II AUG. IN EJUS EFFIGIE PROPONI VOLUIT
ANNO MDCCLXXXIII.

(Gideon Laudons, des Feldmarschalls, eines immer gestrengen, tapferen und glücklichen Kriegers und besten Bürgers Beispiel, hat Kaiser Joseph II. hier in diesem Bilde zur Nachahmung für Feldherren und Soldaten aufgestellt.)*

*) Einige Jahre später liess ein Privatmann Graf Sinzendorf zu Ernstbrunn Loudon in seinem Garten ein Denkmal errichten. Dasselbe be-

Nach Hadersdorf zurückgekehrt, genoss Loudon noch ein Mal neun Jahre lang die Ruhe eines fast ununterbrochenen Landlebens. Erst 63 Jahre alt, glaubte er doch schon am Ausgang seiner Heldenlaufbahn zu stehen; Oesterreich lebte in tiefstem Frieden mit seinen Nachbarn und ihn selbst gelüstete es nicht, das blutige Handwerk, dem er seine Jugend und sein bestes Mannesalter geopfert hatte, ohne zwingende Nothwendigkeit wieder aufzunehmen. Er, der seinen Weg vom Major zum Feldzeugmeister binnen zwei Jahren gemacht hatte, musste, dem Lauf der Natur gemäss, erleben, dass die meisten seiner Zeitgenossen und Waffengefährten ins Grab gingen, während er selbst noch in rüstiger Kraft dastand, geehrt und geliebt von dem neuen Geschlecht, das inzwischen neben ihm herangewachsen war. Der treue Freund und Gönner seit dem Tage seines Eintrittes in die österreichische Armee, Kaiser Franz, war schon 1765 gestorben; Daun, der Zeuge und Nebenbuhler seiner glänzenden Thaten, im nächsten Jahre gefolgt, Wenzel Lichtenstein 1772, die Kaiserin 1780, der grosse König, dessen Bekämpfung den Inhalt seines Lebens ausgemacht hatte, 1786 gestorben; einsam stand er in einer neuen Welt von Epigonen da, denen seine Erlebnisse schon zur Geschichte geworden waren — nur seine Gemahlin war ihm aus der Zeit seiner schweren Kämpfe um die Existenz geblieben. So freundschaftlich das Verhältniss war, das Loudon mit dem jungen, edlen und freigesinnten Herrscher verband, der auf dem Thron Franz' und Maria Theresia's sass, so liess er sich doch nicht bewegen, die Landeinsamkeit, an welcher sein Herz hing, die mit seinen Gewohnheiten übereinstimmte und seinem ersten, melancholischen Sinn entsprach, mit dem Geräusch der Stadt und Hofburg zu vertauschen. Ueberdiess musste ihm, dem in der Tradition einer anderen Zeit erwachsenen strengen Soldaten, die herrschende

steht aus einem Obelisk aus Granit, in welchen des Gefeierten Brustbild mit der Umschrift: Gideoni Laudono Borussico-Turcico Πολιορκητης (Gideon Loudon, dem Preussen- und Türkenbesieger) gemeisselt ist. (v. Wurzbach, Biogr. Lexik. des Kaiserth. Oesterreich, Bd. XVI. p. 84.)

politische Richtung fremd sein, zumal wenn sie mit dem verzehrenden, unruhigen Eifer verfolgt wurde, welcher fast allen Regierungshandlungen Kaiser Josephs II. eigenthümlich war. Obgleich er zur Zeit seines Lebens an der Militairgrenze unterschiedenes organisatorisches Geschick bewiesen hatte, hielt er sich von jeder politischen Thätigkeit fern, selbst an der Armeeverwaltung nahm er zu Friedenszeiten keinen wesentlichen Antheil, um ganz seinen Lieblingsstudien, der Taktik und der Landwirthschaft, leben und die Ausfüllung der Bildungslücken seiner Jugend ausfüllen zu können, auch darin von der Mehrzahl der Feldherren seiner Zeit verschieden. — Zwei Mal wurde sein Stilleben durch Zwischenfälle bewegt, auf die er selbst wenig Gewicht legen mochte, die seine Zeitgenossen aber in dem Glauben befestigten, er sei bestimmt, Oesterreich noch einmal wichtige Dienste zu leisten, dem Staat, der (wie Krsowitz sagt) in seiner Hut ebenso sicher war, wie Preussen, „so lange es von Friedrichs des Einzigen überwiegender Geisteskraft geschützt wurde“. An einem lauen Sommertage war Loudon in seiner bei Schloss Hadersdorf belegenen Einsiedelei eingeschlafen; durch plötzliche Ueberschwemmung des Wientflusses war die Einsiedelei unterwaschen worden und Loudon wurde nur durch das Bellen des getreuen Hündchens, das ihn beständig begleitete, kurz bevor das leichtgezimmerte Bauwerk einstürzte, gerettet. Ein anderes Mal war sein Haus Nachts in Brand gerathen; schon drang der Rauch in das Schlafzimmer, in welchem der Feldmarschall fest und ruhig schlief, als dasselbe Hündchen, halb todt auf dem Boden kriechend, wiederum durch Bellen sein Retter wurde.

Im Herbst 1787 wurde der Frieden, dessen die österreichischen Staaten sich seit dem Frieden von Teschen erfreut hatten, wiederum unterbrochen. Joseph, mit Katharina II. seit lange durch ein enges Bündniss verbunden, concentrirte, nachdem die Pforte Russland den Krieg erklärt hatte, in Ungarn eine starke Armee, um seine Bundesgenossin an der Donau zu unterstützen. Obgleich Volk und Armee kein Hehl daraus machten, dass sie Loudon an die Spitze der Armee gestellt zu sehen wünschten, wurde er noch ein Mal über-

gangen. Kaiser Joseph, der sonst Feind alles Schlendrians war, glaubte, der Feldzug gegen die Türken werde ein blosser militärischer Spaziergang sein und hatte aus dieser Rücksicht dem Drängen der Hofaristokratie nachgegeben, welche geltend machte, dass Loudon einer der jüngeren Feldmarschälle sei und dass Lascy und Fürst Carl Joseph Lichtenstein nicht übergangen werden dürften, eine Zurücksetzung, die Loudon um so bitterer empfand, als er dieselbe nur als Fortsetzung des früher gegen ihn gesponnenen Intriguenspiels ansehen konnte, und er dem Kaiser persönlich warm ergeben war. Loudon erhielt nicht nur nicht den Oberbefehl, der Lascy übertragen worden war, sondern keines der vier Corps, welche unter Fürst Lichtenstein, dem Prinzen von Coburg und den Generalen Wartensleben und Fabris in Croatien, dem Banat und in Siebenbürgen aufgestellt wurden — ein Missgriff, wie er nur in jenem alten Oesterreich möglich war, das — wie Krsowitz rühmend hervorhebt, „immerdar darin ausgezeichnet war, dass es sich an die einmal angenommene Ordnung hielt“.*)

Der Kaiser selbst ging zur Armee ab, um, wie zehn Jahre früher in Böhmen, an der Seite Lascy's Zeuge der Thaten seiner Armee zu sein. Im Frühjahr 1788 wurden die Feindseligkeiten begonnen — aber Nichts ging von der Stelle. Lichtenstein, der das bis dazu von de Vins geführte Commando über die croatische Armee übernahm, wurde wiederholt geschlagen und von den Türken mit einem Feuer verfolgt, das alle Welt in Erstaunen setzte. Nachdem es de Vins endlich gelungen war, die Flecken Dresnick und Sturlich zu nehmen, wagte er einen Angriff auf Dubitza, der vollständig zurückgeschlagen wurde und den Oesterreichern 500 Mann kostete, ohne dass sie um einen Schritt vorwärts gekommen waren. Kühner geworden, setzten die Türken einige Tage später an der croatischen Grenze über die Donau, um die Flecken Kussaja und Klochoch in Brand zu stecken. —

*) Ausser Loudon war auch der verdienst- und talentvolle Haddik mit unbegreiflichem Unverstande übergangen worden.

Ebenso unglücklich war Fürst Lichtenstein selbst (ein thätiger und kenntnisreicher Officier, der sich bei der Einnahme von Schweidnitz ausgezeichnet hatte und schon als Neffe des Fürsten Wenzel von Loudon ebenso geschätzt wurde, wie vom Kaiser), als er Dubitza cerniren und nach kurzer Belagerung stürmen liess; sein Angriff wurde vollständig zurückgeschlagen, 800 Mann, 22 Officiere und 8 Generale blieben auf dem Platz. Es blieb Nichts übrig, als über die Unna auf österreichisches Gebiet zurückzukehren und das Eintreffen von Verstärkungen abzuwarten. Noch bevor die 10,000 Mann eingetroffen waren, welche zur Verstärkung der croatischen Armee bestimmt waren, erkrankte Lichtenstein so gefährlich, dass er nach Carlstadt, später nach Wien gebracht werden musste, wo er wenig später starb. Jetzt wandte der Kaiser sich in einem verbindlichen Schreiben an Loudon und ersuchte ihn, den Befehl über das croatische Armeecorps zu übernehmen. Der Feldmarschall leistete dem ihm gewordenen Rufe Folge, aber nicht bedingungslos: er wollte nicht von dem Lascy verbliebenen Oberbefehl abhängig und in seinen Unternehmungen gehemmt sein und verlangte unbeschränkte Disposition über sein Corps, dem Kaiser allein wollte er verantwortlich sein. Nach Annahme dieser Bedingung reiste er nach Wien, um sich bei Kaunitz zu verabschieden, und von dort Anfang August zur Armee.

Die blosse Nachricht, dass der populärste aller Feldherren, welche Oesterreich seit Eugen von Savoyen besessen, zur Fortsetzung des Krieges berufen sei, hatte hingereicht, die Armee neu zu beleben. Die Truppen, welche noch kurz zuvor missmüthig und kleinlaut gewesen waren, schienen wie von einem neuen Geiste belebt und brannten vor Begierde, die erlittene Scharte wieder auszuwetzen. „Es ist unglaublich“, berichten Pezzl und der Zeitgenosse Krsowitz, „welch' ein Jauchzen und Freudengeschrei über die Nachricht im Lager erscholl — itzt schien der Türk' nicht mehr fürchterlich“. So gross war die Popularität, deren Loudon sich erfreute, dass General de Vins, der den Befehl interimistisch führte, den Enthusiasmus zu nutzen beschloss, der sich der

Soldaten bemächtigt hatte, und noch vor des Feldmarschalls Eintreffen einen kühnen Handstreich unternahm. Am 9. August, demselben Tage, an welchem Loudon sich von dem Erz- und Staatskanzler verabschiedet hatte, um die Reise an die Donau anzutreten, ging der Generalmajor Brentano über diesen Strom, um das vor Dubitza liegende, festverschante Lager der Türken mit Sturm zu nehmen; gleichzeitig wagte der inzwischen zum Brigadier avancirte Neffe Loudons, Wilhelm von Klebeck, einen Streifzug bis in die Vorstädte Novi's, nach deren Verbrennung er siegreich in das Lager zurückkehrte. Als der Feldmarschall am 18. desselben Monats vor Dubitza anlangte, wurde er mit einem Jubel empfangen, wie er noch nicht dagewesen war. Die Soldaten umringten ihn, küssten seine Hände, umklammerten seine Kniee — „Vivat, Vater Loudon — es lebe der heilige Loudon!“ erscholl es jubelnd von allen Seiten. Dem strengen, alten Manne, dessen undurchdringliche Züge stets die gleiche melancholische Ruhe zeigten, der allen Affectionen unzugänglich schien, standen bei diesem unerwarteten Empfange einer Armee, die er ein Jahrzehnt lang nicht gesehen und die ihm zum grossen Theil fremd geworden war, Freudenthränen in den Augen*). Schon 36 Stunden später hatte er seinen Ruhm durch einen glänzenden Sieg erneuert. Gleichzeitig mit ihm war ein neuer türkischer Befehlshaber, der Pascha von Travnick, mit frischen Truppen auf den Kriegsschauplatz gekommen; um die Oesterreicher an der Wiederaufnahme der Belagerung von Dubitza zu verhindern, versuchten die Türken in der Nacht vom 19. auf den 20. August das Loudon'sche Lager zu überfallen. Der Feldmarschall hatte sie erwartet und reichlich Geschütz auffahren lassen, um die Position zu decken und ein Handgemenge unmöglich zu machen. Als die Türken heranstürmten, wurden sie von einem Hagel von Kartätschen empfangen und in die Flucht geschlagen, ohne dass die Oesterreicher

*) Schon bei seiner Abreise von Wien war er Gegenstand einer glänzenden Ovation gewesen, als das Volk jubelnd seinen Reisewagen umdrängte.

auch nur ins Feuer kamen. Sechshundert Leichen wurden am anderen Morgen auf dem Punkt gefunden, von dem aus der Pascha von Travnick sein vergebliches Wagestück unternommen hatte — wie Krsowitz versichert, hatten die Kaiserlichen einen einzigen Jäger verloren. Tags darauf begann die Beschiessung von Dubitzta, das von einer kleinen türkischen Garnison mit verzweifelter Tapferkeit vertheidigt wurde; schon am 22. waren verschiedene Breschen in die Wälle gelegt, welche die Belagerten indess rasch wieder verammelten. Loudon liess jetzt Bomben werfen, welche die Stadt sofort in Brand steckten und ging dann zu einer regelmässigen Belagerung über. Aber noch bevor die Schanzarbeiten der Belagerer beendet waren, musste die tapfere Besatzung, deren Reihen durch eine Seuche stark gelichtet waren, capituliren. Vierhundert vierzehn Türken, unter diesen zwei Beys, achtzehn Agas und vierundzwanzig Bryaktars fielen in die Hände der Sieger, welche während der gesammten Belagerung nur dreizehn Gemeine und einen Officier verloren hatten. Loudon liess die Befestigungen nothdürftig ausbessern und marschirte nach Zurücklassung eines Bataillons weiter.

Auf die unerwartete Nachricht, dass die Festung, welche vor Loudons Ankunft zwei Stürme glänzend zurückgeschlagen hatte, nach fünftägiger Belagerung in die Hände des Feldmarschalls gefallen sei, übertrug der Kaiser diesem auch den Oberbefehl über das slawonische Truppencorps. Raschen Schrittes ging Loudon über die Save, um Berbir (Türkisch-Gradiska) anzugreifen. Am 2. September musste der Commandeur des slawonischen Corps, Graf Mitrowski, vor Berbir sein Lager aufschlagen und den Feind aus dem seinigen vertreiben; reiche Beute fiel in die Hände des Obristen Kwosdanowitsch, der mit der Ausführung dieses Auftrags betraut war, und so gross war der Schrecken gewesen, den diese Waffenthat bei den Türken erregte, dass der Pascha von Travnik sein bei Gellowatz aufgeschlagenes Lager in Flammen steckte und eilig retirirte. Am 10. September stand Loudon vor Novi, in dessen Umgegend sein tapferer Neffe Klebeck

bereits seit vier Wochen umherschwärmte, um den festen Platz von dem Hinterlande abzuschneiden. Schon in der Nacht nach seiner Ankunft wurden die Laufgräben nach Novi eröffnet. Der Feldmarschall begab sich trotz des lebhaften Feuers, das die gut bediente türkische Artillerie unterhielt, am frühen Morgen des 20. September selbst in die Laufgräben und liess sich mit Klebeck und dem General Schmackers in einer der exponirtesten Approchen nieder, um die Belagerungsarbeiten selbst zu leiten. Nachdem fünf Kanoniere an seiner Seite gefallen waren, trat ein Artilleriesoldat auf den Feldmarschall zu, fasste ihn an der Hand und bewog ihn zum Fortgehen, indem er bittend sagte: „Dieser Platz gehört nur für Artilleristen, nicht für Ew. Excellenz“.

Noch bevor Loudon die Laufgräben verlassen hatte, kam ein Adjutant herangesprengt, der wichtige Nachrichten brachte. 7000 Türken waren im Anmarsch gegen zwei kaiserliche Bataillone begriffen, welche am rechten Ufer der Sanne eine vorgeschobene Redoute decken sollten. Noch bevor die Herbstsonne aufgegangen war, traf ein zweiter Bote mit der Meldung ein, dass die Türken die vor der Redoute gemachten Verhacke bereits geöffnet und zerstört hätten; wenige Augenblicke später sah man die österreichischen Allarmstangen brennen.

Mit verhängtem Zügel jagte der Feldherr auf den bedrohten Punkt, eine Infanterie-Division musste ihm folgen, um den schwachbesetzten Punkt wirksam zu vertheidigen. Mit furchtbarem Allahruf stürmten die Türken gegen die Redoute an, indessen ein in der Nähe aufgestellter Trupp ihrer leichten Reiter das Resultat dieses Angriffs abwartete. Die rechtzeitig eingetroffene, von Geschützen begleitete Infanterie-Division („von den Szluinern“) begegnete den Angreifern mit so wirksamem Feuer, dass diese zurückweichen und die Flucht ergreifen mussten.

Dagegen misslang ein am folgenden Tage unternommener Versuch, die Wälle von Novi mit Sturmleitern zu ersteigen, vollständig. Die freiwilligen croatischen Leiterträger liessen sich durch das heftige Feuer der Besatzung verleiten, ihre

schwere Bürde bei Seite zu werfen und gleichfalls von ihren Gewehren Gebrauch zu machen; dadurch waren die zur Benutzung der Leitern bestimmten Sturmcolonnen völlig ausser Thätigkeit gesetzt und dem furchtbaren Feuer der Türken preisgegeben, welche Balken, Felsstücke und Gefässe mit siedendem Wasser in die Gräben schleuderten. Nachdem 300 Mann gefallen oder verwundet waren, liess Loudon das Zeichen zum Rückzug geben, das Verhalten der Leiterträger hatte seinen Plan gekreuzt. Trotz unaufhörlicher Regengüsse, welche das Herannahen der rauhen Jahreszeit ankündigten, wurde die regelmässige Belagerung wieder aufgenommen und nach einem am 3. October unternommenen zweiten Sturm, der mit siegreicher Ersteigung der Wälle endete, mussten die Führer der tapferen Besatzung, der Pascha von Dubno und der Bey von Novi, sich ergeben.

Damit war der Feldzug von 1788 geschlossen, nur die vom Grafen Mitrowski begonnene Belagerung von Berbir, das sich bis in das nächste Jahr hinein hielt, wurde fortgesetzt. Loudon aber ging nach Semlin, wo er gemeinsam mit Lascy ein Capitel des Theresien-Ordens abhielt und von da nach Wien zurückkehrte.

Im Mai des nächsten Jahres (1789) finden wir unseren Helden wieder an der Spitze seiner croatisch-slawonischen Armee. Während er noch mit der Einnahme des hartnäckig vertheidigten Berbir beschäftigt war, erhielt er die Nachricht, dass sein Freund Haddik, der zu Weissenkirchen die s. g. grosse Armee kommandirte (der Kaiser, bereits erkrankt, war in Wien zurückgeblieben), dem Tode nahe sei und dass der Kaiser ihn mit unbeschränkter Vollmacht zum Oberbefehlshaber über alle gegen die Türken aufgestellten Armeen ernannt habe. Sofort an den Schauplatz seiner neuen Thätigkeit geeilt, bereiste Loudon die gesammte neue Armee, die ihm untergeordnet worden und entschied, dass man sogleich nach Belgrad aufzubrechen und diese wichtigste Vormauer der türkischen Macht an der Donau zu nehmen habe. Gleichzeitig erhielt General Clairfayt den Auftrag, die Türken aus dem Banat zu vertreiben.

An der Spitze der Belagerungsarmee stand der greise, jetzt dreiundsiebzigjährige Feldmarschall am 13. September vor Belgrad.

Die Einnahme dieser wichtigen und starken Festung, die schon am 6. October zu capituliren begann und am 9. desselben Monats in seinen Händen war, sollte die letzte grosse That seines Lebens sein. Der Erzherzog Franz (später Kaiser Franz II.) war von Joseph an die Donau gesandt worden, um unter Loudons Leitung „den Krieg zu lernen“; von seiner Hand war der erste Schuss auf die stolze Feste gefallen. Die Siegesnachricht wurde durch Klebeck nach Wien gebracht und durch ein dreitägiges Siegesfest gefeiert, „dergleichen an Innigkeit, Allgemeinheit und stürmischem Entzücken noch Nichts hat verglichen werden können“. Der Kaiser sandte Loudon aus dem Familienschatz seines Hauses den grossen Brillantstern des Theresienordens, den statutarisch nur er selbst als Grossmeister des Ordens tragen sollte und ernannte ihn gleichzeitig zum Generalissimus aller seiner Armeen. Dieser Rang, der seit den Zeiten des Prinzen Eugen keinem österreichischen Feldherrn ertheilt worden war, machte ihn zum Vorgesetzten des Hofkriegsraths und gab ihm Vollmacht zu unbeschränkter Disposition, über welche er einzig dem Kaiser Rechenschaft abzulegen hatte. Als der Bote eintraf, der diese Auszeichnungen mitbrachte, war bereits ein neuer wichtiger Vortheil errungen worden: Loudons Avantgarde unter General Ott hatte Semendria, die damalige Hauptstadt Serbiens, genommen. Nachdem er noch die Einleitungen zur Belagerung von Orsova getroffen, kehrte der Generalissimus über Belgrad, Semlin nach Wien zurück.

Die Tage, welche ganz Oesterreich mit Jubel erfüllt und ihn selbst auf die höchste Stufe seiner Laufbahn gehoben hatten, waren für unseren Helden zugleich von einer ernsten Prüfung begleitet gewesen. Vor Belgrad war sein tapferer Neffe, des Kaisers Flügeladjutant Ernst Gideon Loudon, schwer erkrankt und dann zu Semlin gestorben, das letzte Band zerissen, das ihn mit der Heimath und den Seinen verknüpfte, der junge Mann vor ihm dahingegangen, der seit zwanzig

Jahren sein Pflegesohn und der designirte Erbe seines Vermögens war. Dazu kam, dass der Kaiser, an dem er mit ganzer Seele hing, unrettbar hinsiechte, und wie man schon damals wusste, kaum darauf rechnen konnte, den Winter zu überleben. Diese Schläge lasteten schwer auf seiner Seele, der alte Mann musste sich jetzt, wo die beiden Vertreter der jüngeren Generation, die ihn am meisten mit dem Leben verknüpften, aus dessen Reihen gestrichen waren, vollends allein fühlen. — Und doch war die Reise, welche ihn vom Sterbebett seines Neffen an das des Kaisers führen sollte, ein Triumphzug, wie er ihn noch nie erlebt hatte. Es schien, als ob die Welt ihm gerade jetzt zeigen wollte, wie schön und wie dankbar sie sein könne, wenn man nicht mit ihr die Geduld verloren, so lange es ihr beliebt, ein anderes Gesicht zu zeigen. Die Städte, welche er berührte, wetteiferten in glänzender und herzlicher Aufnahme des Siegers, namentlich Pesth strahlte in nie gesehenem Glanze. Diese ungarische Hauptstadt war aber die letzte, der er Gelegenheit zu festlicher Begrüssung gab. Es sah in seiner Seele zu düster aus, als dass er das Jubelgepränge und die Süßigkeit eines wahrhaft populären Triumphes noch ein Mal zu kosten, Lust gehabt hätte. Er umfuhr Wien und kehrte in sein stilles Hadersdorf zurück, ohne die prangende Residenz berührt zu haben. Um nicht völlig verlassen unter Fremden zu sterben, liess er einen dritten Neffen aus Livland kommen, den 27jährigen Sohn seines Bruders, Alexander von Loudon, der bereits als Capitain in russischen Diensten stand und den er zum Oberstlieutenant seines Regiments und Flügeladjutanten machte*).

Der Winter 1790 war der bewegteste, den der Greis seit vielen Jahren erlebt hatte. Preussen hatte mit der Türkei ein Bündniss geschlossen und ein neuer preussisch-österreichischer Krieg stand, wie man allgemein glaubte, für den Frühling 1790 vor der Thüre. Der sterbende Kaiser berief seinen Generalissimus nach Wien, um ihn zu den Berathungen

*) Ueber diesen Alexander von Loudon vgl. Nota a im Anhang.

zu ziehen, welche die nöthigen Dispositionen für den Kriegsfall treffen sollten, und um ihm noch ein Mal die Hand zu schütteln. Schweigend wie immer reichte der tieferschütterte Greis dem gütigen Fürsten, der mit der Ehrfurcht eines Sohnes an ihm gehangen, die Hand, schweigend verliess er das Gemach, in welchem Joseph am 20. Februar das Leben aushauchte, das in der Flamme seiner glühenden Humanitätsbegeisterung allzu rasch verbrannt war. Kaiser Leopold aber, als er zur Uebnahme der Regierung aus Italien angelangt war, stellte sich zwischen Loudon und Kaunitz und sagte: „Zwischen solchen Männern stehend, fürchte ich die Ränke von ganz Europa nicht“.

Das Frühjahr 1790 verging in geschäftiger, fast ununterbrochener Thätigkeit. In Böhmen, Mähren und Galizien waren drei grosse Armeen, zusammen 150,000 Mann stark, aufgestellt, um allen Eventualitäten eines preussischen Einfalls begegnen zu können; auch von einem Feldzuge in die rebellischen belgischen Provinzen war die Rede. Obgleich Loudon den ganzen Winter über leidend gewesen war und wiederholt über die Wiederkehr der alten Magen- und Hämmorrhoidalbeschwerden geklagt hatte, liess er sich nicht nehmen, eine grosse Inspectionsreise durch Mähren, Böhmen und Galizien anzutreten und sämtliche in diesen Provinzen stationirte Truppentheile persönlich zu besichtigen; nur durch den dringenden Rath seines Arztes, des Feldstabschirurgen Dr. Göpferth*), liess er sich bewegen, vorher einige Wochen in Baden bei Wien die Kur zu brauchen. Nach siebzehntägiger anstrengender Reise traf er am 28. Mai wieder in Wien ein, um nach kurzer Erholung auf seinem Gute am 18. Juni wieder nach Mähren und Böhmen zur Armee abzugehen. Obgleich er sich ziemlich angegriffen fühlte, war er wohl auf und bei vortrefflicher Laune. Selbst Witzworte des

*) Loudons Behandlung in seiner letzten Krankheit gab zu einer Controverse in der wissenschaftlichen Welt Veranlassung. Die Controverse veranlasste eine Broschüre des Dr. Hartenkeil: „Loudons Krankheit und Tod“, welche viele interessante Einzelheiten enthält.

sonst so verschlossenen Generalissimus coursirten in der Armee. Er hatte von der Möglichkeit gesprochen, in den Niederlanden Schlesien wiederzuerobern und ein anderes Mal gesagt: „Ich habe in Schlesien einen Hut verloren, den ich gerne wiederfände“.

Ende Juni wurde Loudon nach einem Mittagmahl, das er zu Grätz beim Fürsten Lichnowsky eingenommen und wo er seiner Gewohnheit gemäss viel und rasch gegessen, ernsthaft krank. Nichtsdestoweniger setzte er am 26. Juni nach einer übel verbrachten Nacht seine Reise nach Neutitschein fort, wo er liegen bleiben musste. Misstrauisch gegen die Heilkunst und kein Freund von Medicamenten, suchte er sich durch Schlaf und Diät selbst zu helfen. Als Dr. Göpferth am 27. in Dienstangelegenheiten mit ihm zu thun hatte, konnte er aber doch nicht umhin, über grosse Ermüdung durch die schlechten Wege zu klagen. Am 29. befand er sich zufolge eines heftigen nächtlichen Fieberanfalles noch schlechter, so dass er sich auf Zureden Göpferths Arznei zu nehmen bequemte und das Zimmer hütete, übrigens beständig mit seinen Arbeiten beschäftigt war. Dass er gefiebert hatte, wollte der Patient schlechterdings nicht wahr haben: „Es kommt Alles von den Fatiguen“, wiederholte er mehrere Male. Nach viertägiger ernster Behandlung war der Feldmarschall wieder hergestellt; er schlief wieder ruhig, das Fieber hatte aufgehört, der Appetit war vortrefflich und die Geschäfte gingen ihm rasch und glücklich von der Hand, nur der Vorsicht wegen liess er sich bereden, sein „Chinadecoct“ weiter zu brauchen. Am Nachmittag des 5. Juli wurde dem Stabschirurgus berichtet, der Feldmarschall wolle ausreiten. Göpferth eilte sogleich zu seinem Patienten und bat ihn, von seinem Vorhaben abzustehen. Der Feldmarschall aber gab nicht nach und versprach, sich zu schonen; „der Ritt wird mir wohlthun“, sagte er, „Sie können sich darauf verlassen, dass ich nur langsam auf die Höhe reite, um mich sehen zu lassen und bald wieder umkehre“. Das geschah indessen nicht, der Feldmarschall blieb zwei Stunden lang fort, ritt in scharfem Trabe und wäre sogar über einen breiten Graben gesetzt,

wenn das Beispiel seines Neffen, der in denselben stürzte, ihn nicht abgehalten hätte. Der nächste Tag verging erträglich, aber am 7. Juli trat ein Rückfall ein, dessen Folgen trotz aller Anstrengungen Göpferths und der übrigen zugezogenen Aerzte nicht mehr gebannt werden konnten. Die Schmerzen nahmen in so unerträglichem Grade zu, dass der starke Mann stöhnte und um Linderung flehte. Dass sein Leben verrechnet sei, schien er schon am 7. Juli zu wissen. „Von dieser Krankheit, mein bester Göpferth, heilen Sie mich nicht: ich sterbe gewiss — aber lindern Sie mir die Schmerzen, die ich nicht ertragen kann“, hatte er dem tröstenden Arzte gesagt. Obgleich am Abend des 8. Juli eine Wendung zum Bessern eingetreten war, blieb Loudon bei der Ueberzeugung, dass er nicht wieder aufstehen werde. In der Frühe des 9. Juli traf er einige häusliche Dispositionen, dann liess er den Feldkaplan kommen, um zu beichten und das Sacrament zu empfangen. Nachher mussten die Feldmarschälle Marquis Botta und Graf Colloredo sein Testament unterschreiben. Als dieses geschehen, sammelte er sich, um seinen Abschied mit der Welt zu machen. Zuerst wandte er sich an Colloredo: „Excellenz, möchten Sie den österreichischen Armeen meinen Abschied bekannt machen. Ungern verlasse ich die Heere, die so oft Wunder der Tapferkeit gethan; an ihrer Seite zu fechten war mein Stolz, sie anzuführen mein Ruhm. Danken Sie allen Generalen, dem ganzen Officiercorps und vom Feldwebel abwärts allen Soldaten für die gegen mich getragene Bereitwilligkeit. Noch empfehle ich Ihnen, Excellenz, meine Gemahlin, sorgen Sie, dass der guten Frau nie eine Kränkung zustosse“. Dann reichte er beiden Feldmarschällen ruhig die Hand zum letzten Abschied und „beurlaubte“ sich von den anwesenden Stabsofficieren Obrist von Heller und Oberstwachmeister von Stipschitz mit freundlichen Worten. An seinem Bette lag sein Neffe Alexander von Loudon weinend auf den Knien. Der Kranke wandte sich jetzt mit milden Trostesworten zu dem tiefbewegten jungen Manne. „Steh’ auf und sei ein Mann und ein Christ — liebe Gott und beleidige nie einen Deiner Mitmenschen. Mich hat die

Fürscheidung aus dem Staube zu dieser Höhe geführt, die ich nicht gesucht habe. Immer habe ich nur getrachtet, meine Pflicht zu thun — nimm Dir daran ein Beispiel“. Neben seinem Bett stand der Fürst Philibert Lichtenstein, zu dem inzwischen der soeben mit Depeschen aus Wien angelangte Obrist von Mack getreten war. Beide deuteten an, wie viel der Staat im Falle seines Todes verlieren würde. „Meine Herren“, sagte Loudon mit vollständiger Ruhe, „wir haben einen gütigen Monarchen und werden Frieden behalten; um so weniger wird man meine Person vermissen“. Noch vergingen einige Tage furchtbarer Qual, die der Kranke standhaft ertrug. Da er wusste, dass auch die Aerzte keine Rettung mehr für möglich hielten, verweigerte er weiter Arznei zu nehmen. Vergebens boten Obrist von Holler und Mack allen ihren Einfluss auf, um ihm Lebenshoffnung einzuflössen und ihn dadurch nachgiebig zu machen. Mack, der ihm besonders nahe stand, sprach noch am 14. Juli von der Freude, die seine Genesung dem Kaiser, seiner Gemahlin, der gesammten Armee bereiten würde. „Halten Sie mich nicht für schwach und machen Sie mir Nichts weiss“, lautete die Antwort des Helden, der stets gewohnt gewesen war, dem Tode grad' ins Auge zu sehen. Am Abend des 14. verlangte er höher aufgerichtet zu werden; dann sank er plötzlich zurück — und wenige Augenblicke später war Ernst Gideon Loudon, der Livländer, nächst Friedrich dem Grossen der genialste Krieger seiner Zeit, neben Eugen von Savoyen der populärste Feldherr, den Oesterreich je besessen, eine Leiche.

Seinem letzten Willen gemäss wurde Loudon in dem Garten zu Hadersdorf, an einem Platze, den er sich selbst zur letzten Ruhestätte ausgesucht hatte, begraben und zwar ohne alles militairische Gepränge. Aus Marmorsteinen, die er von Belgrad mitgebracht, hatte er bei seinen Lebzeiten das Gewölbe bauen lassen, das seinen Sarg aufnehmen sollte. — Sein aus dem Gute Hadersdorf und einigen Capitalien bestehendes, übrigens sehr mässiges Vermögen hatte er seiner Wittwe, nach deren Tode seinem Neffen Alexander bestimmt,

seine Pferde sollten unter seine Adjutanten vertheilt werden. Seine ihn überlebende Schwester in Livland, das Invalidenhaus und seine Hausleute waren durch Legate bedacht, wie sie der Bescheidenheit seiner Hinterlassenschaft entsprachen. Den grossen Theresienstern, den Kaiser Joseph ihm nach der Einnahme von Belgrad verliehen, löste Leopold von der Wittwe mit 50,000 Gulden ein.

Loudons Andenken ist in Oesterreich bis heute nicht erloschen. In fast unabsehbarer Reihe werden uns die Volks- und Kriegslieder genannt, die sich an seinen Namen knüpfen, über die gesammte weite Monarchie verstreut giebt es Punkte, die noch gegenwärtig nach ihm genannt werden, seinem Andenken geweiht sind, und einer seiner Biographen, der die Geschichte dieses Heldenlebens inmitten der furchtbaren Schmach schrieb, die Oesterreich im Juli 1866 erlitten, wusste der Angst um die Zukunft seines Vaterlandes keinen treffenderen Ausdruck zu geben, als indem er seine Darstellung mit dem Schmerzensruf schloss: „O dass uns doch wieder ein Loudon erstände, der Oesterreich zu neuen Siegen führte“. — Hormayr hat eine ausführliche Parallele zwischen Loudon und dem Römer Paulus Aemilius geschrieben, Andere haben ihn dem Marcellus und dem Cato verglichen und die Einfachheit seines Wesens, die Reinheit seiner Sitten, die hohe Uneigennützigkeit, die er sein ganzes Leben bewies, legen es in der That nahe, dem edeln und bescheidenen Feldherrn das Ebenbild unter jenen Gestalten der antiken Welt zu suchen, welche die Musterbilder menschlicher Grösse zu bleiben bestimmt scheinen.

Nota a.

Johann Ludwig Alexander von Loudon war 1762 zu Riga geboren. Bei dem Tode des Feldmarschalls war er bereits Obrist. Im Kriege gegen Frankreich fand Loudon öfter Gelegenheit sich auszuzeichnen. So bei der Einnahme der Weissenburger Linien, bei der Vorrückung auf Brumpt im Jahre 1793, bei Neuburg, wo er im December wiederholte Angriffe des Feindes zurückschlug, durch die Vertheidigung von Kassel (27. September 1795) und Kossheim (3. October) und wurde in Folge seines ausgezeichneten Verhaltens im Mai 1796 zum General-Major befördert. Loudon erhielt nun eine Brigade in Tirol. Feldmarschall Wurmser versuchte Anfangs September den Entsatz von Mantua; zur Deckung der Landesgrenze

war der Feldmarschall-Lieutenant Davidovich mit einem Corps zurückgeblieben. Loudon commandirte eine schwache Brigade gegen Graubünden und den Veltlin und unterstützte durch seine Bewegungen den Feldmarschall-Lieutenant Davidovich so geschickt, dass dieser die Stellung bei Neumark so lange halten konnte, bis er Ende November die Cantonirungen bezog. Alsbald, nachdem die Operationen im nächsten Jahre begonnen hatten, unternahm Loudon eine Diversion gegen Brescia und Bergamo, um die Operationen der Hauptarmee von Rivoli in die Ebene gegen die Etsch zu unterstützen. Anfang März wurde Loudon mit seiner etwas über zweitausend Mann zählenden Brigade nach Val di Nos entsendet, musste sich aber vor der feindlichen Uebermacht über Botzen nach Meran zurückziehen. Hier von der thätigen und muthvollen Landesvertheidigung unterstützt, konnte er Ende März bereits die Offensive ergreifen, schlug am 27. März den französischen General Serviez bei Glanig, nahm am 4. April Botzen ein, fiel den Franzosen in den Rücken und nöthigte sie zum Rückzuge in das Pusterthal, nach einem lebhaften Gefechte bemächtigte er sich der Stellung bei Lavis, verfolgte den Feind bis Trient, besetzte diese Stadt am 10. April, machte bei dieser Gelegenheit 200 Gefangene und nahm den Franzosen 2 Kanonen. Bald darauf vertrieb er die Franzosen auch aus Roveredo, Torbole, Riva, säuberte Tirol ganz vom Feinde, erbeutete mehrere Geschütze und machte viele hundert Gefangene. [Für diese glücklichen Unternehmungen wurde er auf Lascy's Vorschlag ausser Capitel am 8. Juli 1797 mit dem Ritterkreuze des Maria-Theresien-Ordens ausgezeichnet. Im Jahre 1799 befehligte General-Major Loudon anfänglich wieder in Tirol, erhielt aber bald eine andere Bestimmung, indem er den Befehl einer Grenadier-Brigade im Armeecorps des Generals der Cavallerie Melas erhielt, der in Italien Massena gegenüber stand. Loudon zeichnete sich zuerst in der Schlacht bei Novi aus und dann im Gefechte bei Torbigo, 31. Mai 1800, in welchem er den Feind zurückwarf und am weiteren Vordringen hinderte. Nach geschlossenem Frieden wurde Loudon zum Feldmarschall-Lieutenant befördert und erhielt das Commando einer Division in Galizien, im Feldzuge des Jahres 1805 eines in Deutschland im Corps des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Riesch. Im Treffen bei Elchingen, am 14. October, hielt er sich gegen den bei weitem stärkeren Feind längere Zeit, schlug zwei Angriffe des Generals Loison auf den Posten der Abtei zurück und erst als dieser mit neuer Verstärkung einen dritten Angriff unternahm, musste Loudon der Uebermacht weichen. Im Jahr 1809 wurde Loudon bei der Reserve-Armee in Mähren eingetheilt. Nach dem Wiener Frieden trat er aus den activen Diensten und lebte auf dem von seinem Oheim ererbten Gute Hadersdorf bei Wien, wo er im Alter von 60 Jahren starb. (Vgl. v. Wurzbach a. a. O. B. 16 p. 92 ff.)

Eine livländische Spukgeschichte von 1814.

Die grossen und entscheidenden Katastrophen in der Menschheitsgeschichte sind in der Regel von Krankheitsercheinungen begleitet gewesen, welche sich epidemisch auf gewisse Kreise von den grossen Geschicken betroffener kleiner Leute erstreckten und denen psychisch oder physisch schwächer geartetete Individuen nicht selten in grösserer Zahl zum Opfer fallen mussten. Den Familienzug dieser epidemischen Geisteskrankheiten bildet der Wahn, dass die eingetretene Krisis alle bisherigen Gesetze der Weltordnung aufgelöst und ein neues Reich begründet habe, welches einzig seinen eigenen Gesetzen zu gehorchen brauche. So ist es bei dem ersten Erscheinen des Christenthums gewesen, so zur Zeit der Reformation, in den Tagen der französischen Revolution, endlich denen der Restauration nach dem Zusammensturz der Napoleonischen Macht zugegangen.

Vielleicht weil wir dem Zeitalter des Restaurationstau-
mels näher stehen, als den übrigen erwähnten grossen Umwälzungen, hauptsächlich aber weil seine Ausartungen minder ausschweifend verliefen, als die in den Tagen der Gnostiker, der Wiedertäufer oder der tricoteuses de Robespierre, sind die geistigen Krankheitserscheinungen, welche die Ereignisse der Jahre 1814 bis 1817 begleiteten, minder bekannt geworden, als ihre älteren Vorgänger. Ist der Grad des psychologischen Interesses massgebend, so verdienen die Opfer dieser letzten grossen Katastrophe aber nicht mindere Theilnahme,

als diejenigen, welche über älteren grossen Umwälzungen ihrer Zeit den Verstand verloren. Schien doch gerade die am Wendepunkt des Jahrhunderts herrschende nüchtern verständige Richtung die sichersten Garantien gegen Alles, was irgend an Ueberspanntheit und Schwärmerei streifte, zu bieten: dass der Baum der Erkenntniss aber nicht der Baum des Lebens sei, hat sich gerade damals merkwürdig bewährt.

Die grossen Ereignisse der Franzosenzeit, namentlich der gegen alles Erwarten in eine Niederlage des unbesiegten Kaisers ausmündende Völkerzug von 1812 — hatten ein Geschlecht vorgefunden, das trotz des Besitzes seiner vielgerühmten Aufklärung die Wucht derselben nur mühsam ertrug. Die Leute, welche in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts geboren und erzogen worden waren, huldigten im Grossen und Ganzen einem kühlen, optimistischen Rationalismus, der in ruhigen Verhältnissen wohl ausreichen konnte, seinen Jüngern den gehörigen sittlichen Halt zu bieten, gegenüber den ungeheuren Vorgängen, die zwischen 1789 und 1814 lagen, aber entschieden Banquerott machte. Der einseitige Cultus der praktischen Vernunft und die Philosophie der Aufklärungsperiode konnten gute Unterthanen, pünktliche Steuerzahler und fleissige Gelehrte erzeugen; Begeisterung und Patriotismus, Hingabe an grosse politische Ideen, kühnes Eingreifen in Verhältnisse, die ausserhalb der gewöhnlichen bürgerlichen Sphäre lagen, standen nicht in seinem Katechismus. In den Massen fehlte ebenso die Neigung zu männlicher Auflehnung gegen das Joch, das ihnen aufgelegt wurde, wie die Fähigkeit inneren sittlichen Widerstandes gegen die Schläge, welche die furchtbar erregte Zeit führte. Entsprechend dem kosmopolitischen Zuge des Zeitalters galten Patriotismus und Nationalstolz für veraltete Schranken; der Bürgerstand war philiströs versumpft, in Egoismus erstarrt und kannte keine anderen öffentlichen Pflichten als die des Gehorsams gegen die in der Polizei verkörperte Obrigkeit und der Ruhe, der „ersten Bürgerpflicht“. Die höheren Klassen huldigten der frivolen Philosophie des französischen Encyclopädismus, der die Religion als blossen Pöbelpopanz ansah.

Das Zeitalter, welches Goethe, Schiller, Napoleon u. s. w. vorfanden, zeichnete sich vor Allem durch einen religiösen Indifferentismus aus, der bei allen Klassen — das eigentliche Landvolk ausgenommen — gleich gross war; man war „vernünftig“ und „aufgeklärt“, glaubte überall sehr gut Bescheid zu wissen und auf alle Wechselfälle des Lebens gerüstet zu sein.

Der furchtbare Ausgang der französischen Revolution, später der Druck, den die Franzosen in Deutschland ausübten, das dämonische Glück des korsischen Eroberers, der als zweiter Attila die Völker vor sich her trieb, der Anblick der Zertrümmerung gewohnter, durch die Zeit geheiligter Formen, die Gründung und Wiederaufhebung von Reichen und Dynastien, endlich der Zug nach Russland, die wunderbare Rettung Europa's in dem Winter 1812—13, der Sturz und das tragische Ende des eben noch vergötterten Helden — all' diese ungeheuren, in wenige Jahre zusammengedrückten Erlebnisse brachten eine Erschütterung und Aufregung der Gemüther zu Wege, von der man sich nur langsam und allmählich erholte. Die praktische Vernunft hatte sich als ausschliesslich herrschendes Princip nicht bewährt. War man an ihr schon irre geworden, als die in ihrem Namen unternommene französische Revolution zu den Gräueln von 1793 und 1794 geführt hatte, so musste man vollends an ihrer Unfehlbarkeit verzweifeln, als im Jahre 1812 die Rettung gerade da eintrat, wo der menschliche Witz an seiner äussersten Grenze angelangt war. Im Gegensatz zu dem isolirenden Egoismus des 18. Jahrhunderts entwickelte sich aus den Zeiten der Noth, der Verzweiflung und der wunderbaren Rettung ein ernster, religiöser Sinn. Während das eigentliche Volk und die Mittelklassen den Ernst der Wandlung, welcher sich in ihnen vollzogen, sofort durch die begeisterte und opferfreudige Hingabe theiligten, mit welcher sie zu den Waffen griffen, führte der plötzliche Umschwung in anderen Schichten der Gesellschaft zu Verirrungen und Excentricitäten der wunderbarsten Art. Nicht nur, dass bei denen, die aller Bildung bar waren, abergläubische Vorstellungen vielfach ihr Wesen trieben, auch in

den Kreisen derer, welche sich als die Höchstgebildeten ansahen, krachte es eine Zeit lang in allen Fugen und verirrte der erregte Sinn sich in ein der bisherigen Richtung entgegengesetztes Extrem. Man glaubte sich mit einem Schlage aus dem Zustande völliger Indifferenz in den wunderbar begnadigter Heiligkeit versetzen zu können. Frivole Weltleute der vornehmen Gesellschaft, denen die Religion sonst nur als Zielscheibe des Witzes ihrer Philosophen bekannt gewesen war, gingen in sich und kehrten Angesichts der Wunder, welche sie gesehen hatten oder gesehen zu haben glaubten, zu den Quellen der Offenbarung zurück; die Irreligiosität war der Aristokratie schon zur Zeit der Revolution verdächtig geworden, jetzt brach man völlig mit ihr; schon dass die Re- tabilirung des alten Glaubens als höchst brauchbare Waffe zur Restauration der alten Zustände verwendet werden konnte, erhöhte den Werth derselben in den Augen der exclusiven Gesellschaft und bald war nicht mehr zu unterscheiden, ob Egoismus oder Wahn den Hauptantheil an dieser Rivival-Bewegung hatten. Ein allgemeiner Taumel religiöser Begeisterung bemächtigte sich der Culturvölker; gläubig horchte man zu, wenn die noch eben verspotteten „Stillen im Lande“ verkündeten, die grossen Ereignisse der Zeit seien ihnen schon früher offenbart worden, ihr Ausgang lasse sich aus Andeutungen der Bibel errathen. Man hatte zu viele Wunder erlebt, zu schlechte Geschäfte mit der kühlen Superklugheit der Aufklärung gemacht, um nicht endlich alle Wunder für möglich zu halten. Die Rückkehr zu dem alten Offenbarungsglauben der Väter wurde die allgemeine Parole; die Liebhaberei für das Mystische und Uebernatürliche, der man sonst und namentlich in der Blüthe der Aufklärungsperiode in Illuminatenorden und Swedenborgianergesellschaften heimlich gefröhnt hatte, wählte sich jetzt neue Objecte und suchte ihr altes Wesen in zeitgemäss gläubigen Formen weiter zu treiben. Das Bedürfniss, sich inmitten der Wirren der Zeit, des Strudels schwindelnder Verhältnisse an feste, objective Normen zu klammern, führte zu einem Umschwung des öffentlichen Geistes, wie er an gleich wichtigen Wendepunkten wohl schon

früher dagewesen war. Die grössten und stärksten Geister, die hochgestellten Staatsmänner konnten sich dem Zauber, der die verjüngte Welt beherrschte, nicht entziehen. Der Kaiser Alexander, eine trotz ihres Enthusiasmus wesentlich berechnende Natur, schien tief ergriffen und glaubte einen Augenblick an der Schwelle einer neuen christlichen Aera zu stehen. Schon im Jahr 1812, als die Wagschaale noch zwischen ihm und seinem grossen Gegner schwankte, hatte er den geheimnissvollen Wahrsagungen seines Freundes, des Admiral Tschitschagow, ein aufmerksames Ohr geliehen und gläubig zugehört, als ihm dieser eine aus lauter Bibelstellen zusammengesetzte Geschichte der bisherigen und der künftigen Kriegsereignisse vorgelegt hatte — jetzt neigte er sich mehr und mehr zu dem Glauben, dass die Mystagogen, welche das tausendjährige Reich proclamirten und dessen Beginn auf seinen Siegeszug zurückführten, nicht ganz Unrecht hätten. Insbesondere die Frauen der vornehmen Welt waren die Verkünderinnen des neuen Reiches, des Millenniums, das nach dem Sturz des „ange noir“, des „Thieres mit den sieben Hörnern“ u. s. w. anbrechen und durch die heilige Alliance eingeleitet werden sollte. In denselben Kreisen, die zwanzig Jahre früher keinen grösseren Genuss als die Lectüre der Pucelle und der Voltaire'schen Epistel „Les pouts et les contres“ gekannt hatten, vertiefte man sich jetzt in mystische Traktätchen und Auslegungen der Apokalypse — religiöse Abenteurer und Betrüger fanden (wenn sie nur den rechten Ton zu treffen wussten) in den vornehmsten, frivolsten Kreisen Zutritt, Bewunderung und Jüngerschaft. Grabbärte, die im Cultus Voltaire's und Diderot's alt geworden waren, mussten sich die Missionsversuche schöner und galanter Frauen gefallen lassen, denen man nichts abzuschlagen gewohnt war. Entging doch selbst der alte faunische Talleyrand dem allgemeinen Loos nicht; als seine schöne und vielgeliebte Nichte, die Herzogin von Dino, „innerlich erleuchtet wurde“, wurde auch er ins Gebet genommen und zur Sorge für sein Seelenheil gemahnt. In allen Kreisen der Gesellschaft, zumal den vornehmen, tauchten Propheten und Prophetinnen auf: „denn

der blasirte Leichtsinn ist zwar für intellectuellen Ernst selten empfänglich, wohl aber für das Wunderbare und Phantastische, und so findet selbst in Kreisen, wo das Alltägliche Gesetz, die vagste Auszeichnung verpönt ist, das vollkommen Abenteuerliche oft in überraschender Weise Geltung“.

Diese Verwirrung der Gemüther und Köpfe war aber keineswegs auf die von den Zeitereignissen zunächst betroffenen gesellschaftlichen Schichten oder die Hauptbrennpunkte der damaligen geistigen und politischen Bewegung beschränkt. Ihr Hauptinteresse besteht gerade darin, dass dieselben Erscheinungen sich an den verschiedensten Orten und unter den abweichendsten Verhältnissen wiederholten, Dass die Köpfe derer ins Schwanken kamen, welche dem grossen und unerwarteten Umschwung nahe standen, ohne ihn nach seinen inneren und äusseren Gründen zu verstehen und dem gespenstisch raschen Verlauf des Verhältnisses folgen zu können, das lässt sich allenfalls begreifen. Wahrhaft räthselhaft wird die Sache aber, wenn derselbe Irrwahn in Kreisen auftaucht, deren Dasein sich weitab von der Heerstrasse des Lebens abspinnt und zu dem, was sich in der grossen Welt begeben, kaum die oberflächlichsten Beziehungen hat. Dieselben krankhaften Vorstellungen, welche politische Abenteurerinnen vom Schlage der Frau von Krüdener zu einem angeblichen Prophetenberuf drängten, die den durch die merkwürdigsten Contraste aus dem Gleichgewicht gebrachten Kaiser Alexander einen Augenblick verwirrten und zum Opfer betrogenen Betrüger zu machen drohten, finden wir unter elsässischen und schwäbischen Bauern, katholischen Kleinbürgern der alt-österreichischen Länder und schliesslich auf einem einsamen livländischen Landgut wieder. Die Fieberträume jener Schwärmer und Mystagogen, welche mit der Vernichtung Napoleons die letzten Zeiten und den Anbruch des tausendjährigen Reiches gekommen wännen, — sind allenthalben von denselben Gestalten belebt, auf dieselben unsinnigen Combinationen zurückzuführen.

Ein wunderlicher Beitrag zur Geschichte und Topographie der Verirrungen in den Jahren der grossen Befreiungskriege

ist der Nachwelt in einem, der Rigaer Stadtbibliothek angehörigen Convolut alter Papiere erhalten worden, welches ein Zufall in die Hände des Herausgebers führte. Einer der würdigsten Repräsentanten des Aufklärungszeitalters und der Humanitätsbegeisterung im baltischen Norden, der seiner Zeit als liberaler Bauernfreund berühmte Landrath von Y. *) hat dieses selbst erlebte Ereigniss mit allen zu demselben gehörigen Actenstücken in ein Manuscript niedergelegt, das er der Aufmerksamkeit künftiger Geschlechter empfiehlt. Was ihm und seiner nüchtern-verständigen Welt- und Lebensauffassung völlig unbegreiflich und räthselhaft erschien, hoffte er vielleicht von der vorgeschrittenen Einsicht späterer glücklicherer Generationen erklärt zu sehen.

Ein kurzer Bericht über diese Spukgeschichte dürfte ganz besonders durch den Umstand gerechtfertigt erscheinen, dass die in derselben vorkommenden Personen schlechterdings keine directen Beziehungen zu den leitenden politischen Kreisen hatten und von den Ereignissen, welche ihre geistige Gesundheit erschütterten, nur sehr oberflächlich berührt worden waren. Weder waren die von Napoleon gegen Russland angeführten Völkerschaaren in das Innere Livlands gedrungen, noch hatte auch nur eine der hier zu erwähnenden Persönlichkeiten unter dem Schrecken der voreiligen Abbrennung der Vorstädte Riga's gestanden, — der einzigen Folge des Krieges von 1812, von welcher Livland selbst betroffen worden. Gerade daraus kann auf die Stärke und Nachhaltigkeit der Erschütterung geschlossen werden, welche sich in den Gemüthern der Zuschauer des grossen Krieges vollzog. So wenig der Boden an und für sich für Excentricitäten dieser Art geeignet war, die Krankheit, welche in der Luft lag, trieb auch in livländischer Waldeinsamkeit ihr Wesen, und die dünnen Fäden, durch welche eine in provinzieller Be-

*) Aus nahe liegenden Gründen haben wir die Nennung der Namen, welche in dieser Geschichte mitspielen, unterlassen; zudem sind dieselben für das psychologische Interesse, welches die Sache an und für sich hat, völlig gleichgültig.

schränktheit verbliebene livländische Adelsfamilie mit einer in die grosse Welt übergegangenen Landsmännin (im vorliegenden Fall der Frau von Krüdener) zusammenhing, genügten, um den von dieser getriebenen Spuk in das stille Thal der Treydner Aa zu leiten. —

Wir schliessen uns in Bezug auf die Reihenfolge der zu berichtenden Thatfachen der von dem Zeugen derselben befolgten Ordnung an und beginnen mit der Wiedergabe eines Schreibens, welches auf der ersten Seite dieses „Religiöser Wahnsinn in Livland“ überschriebenen Convoluts enthalten ist.

„Hochverehrter Gönner! Eben erhalte ich von meinem Gute die mich zerreissende Nachricht, dass mein Schwiegersohn, Herr von X., an einer völligen Geistesabwesenheit laborirt und allerlei tolle Streiche angiebt! Mein Amtmann bittet mich dringend, gleich hinzukommen, weil im Hause grosse Verwirrung herrschen soll. Ich reise sogleich dahin, denn der Marquis*) treibt mich.

Nun bitte ich Sie himmelhoch, mich und meinen unglücklichen Schwiegersohn nicht zu verlassen und doch gleich auf mein Gut hinauskommen zu wollen. Bringen Sie die etwa erforderlichen Medicamente mit, weil ich bei meiner langen Abwesenheit von Hause nicht weiss, wie dort meine Apotheke mag versehen sein. Ach, eilen Sie bald auf mein Gut. Ihr herzlich ergebener Y.

P. S. Vielleicht liegt hier ein angeheudes Nervenfieber zu Grunde.“

Dieser Brief kam am 9. December 1814 in die Hände eines angesehenen und verdienten Rigaer Arztes, des seitdem längst verstorbenen Dr. med. und Collegienrath Huhn; der Absender desselben war der oben erwähnte livländische Landrath, ein Mann, der ebenso durch den Adel seiner Gesinnung wie durch die nüchterne Ruhe seines Geistes bekannt war.

*) Es ist der damalige Generalgouverneur von Liv- und Kurland, Marquis Paulucci, gemeint.

Der Arzt liess nicht lange auf sich warten und am 10. December, dem folgenden Morgen, reisten die beiden alten würdigen Herren mit der Post ab, um durch den tiefen Sand der alten Riga-Petersburger Strasse in das Innere des Landes auf das Gut des Landraths zu fahren und dort zu helfen. Schon auf der zweiten Station von Riga erfuhren die beiden Herren zu ihrem Schreck, dass nicht nur Herr von X., sondern die gesammte Gutsherrschaft in eine an Wahnsinn grenzende religiöse Exaltation gerathen sei und dass das Uebel sich auch auf die Bauern auszudehnen drohe. Eine halbe Meile von dem Gute, auf welchem sie spät Abends anlangten, trafen sie auf den Gärtner, der seinem alten Herrn entgegengegangen war, um denselben auf die Ereignisse, deren Zeuge er sein sollte, vorzubereiten. Das Gerücht hatte nicht übertrieben, der Wahnsinn des Herrn von X. hatte sich auf beinahe sämmtliche Bewohner des Hauses übertragen und liess das Aergste fürchten.

Dass es mit Herrn von X. nicht richtig sei, hatte der Landrath schon gemerkt; der Schwiegersohn, mit dem er bereits früher wegen dessen leidenschaftlichem Charakter manchen Conflict gehabt hatte, war seit einigen Monaten ein Kopfhänger geworden; er schrieb dem Landrath wunderliche Briefe, die mit falsch angebrachten Bibelstellen gespickt waren und den würdigen alten Herrn, der Zeit seines Lebens ein musterhaftes und wahrhaft fleckenloses öffentliches und privates Leben geführt hatte, u. A. ermahnten, seinen „auschweifenden“ Wandel zu bessern und Busse zu thun. In einem anderen Brief hatte X. gefordert, der Schwiegervater möge ihm seine jüngste Tochter, „die in der Pension als in einem Exilium und Strafe“ schmachte, zur Erziehung ausliefern, damit er (X.) sie zur „wahren Gottesfurcht“ erziehen könne. Aber nicht nur Herr von X., auch verschiedene aus dem Nachbargute Y. und aus Riga angelangte Personen waren von demselben Wahn befallen worden! Es schien, das blosses Betreten des Gutes und seiner Umgebung habe dazu hingereicht, die Sinne vernünftiger Leute zu verwirren und alles Lebende wie in einen magischen Zauberkreis zu ziehen.

Am Abend des 10. December waren der Landrath und der Collegienrath Dr. Huhn auf dem Gute eingetroffen; sie stiegen in der Herberge ab und liessen sich von dem Amtmann über das Vorgefallene berichten, während gleichzeitig ein Bote an den benachbarten Kirchspielprediger, Propst U., abgesandt wurde. Zunächst erfuhren der Landrath und der Doctor, dass ausser Herrn von X. und dessen Familie noch dessen Geschwister Frau von B. (sammt ihrer 15jährigen Tochter) und Lieutenant von X., sowie eine Riga'sche Schustersirau, Madame C. sammt ihrem Sohn, einem Schustergesellen, seit vierzehn Tagen auf dem Gute lebten und dass die eingetretene Verwirrung wenigstens zum grössten Theil auf die beiden letztgenannten Personen zurückzuführen sei. — Eine Weile standen die verständigen alten Herren völlig rathlos da: religiöse Schwärmerei und excentrischer Mysticismus hatten weder im Katechismus des aufgeklärten Landraths, noch in dem des Arztes gestanden, auch nicht im Collegienheft des Propstes, eines Schülers der Berliner Aufklärungsphilosophie. Der Landrath und der Doctor meinten, es handle sich wahrscheinlich um die Symptome eines ansteckenden Nervenfiebers, — der Propst erklärte, er habe schon vor Tagen zur Anwendung kalter Bäder und Umschläge gegen die kranke Gesellschaft gerathen. — Nur der Marquis Paulucci, den der Landrath, wie wir wissen, vor seiner Abreise aus Riga gesprochen, scheint auf richtigerer Fährte gewesen zu sein: er hatte die Sache schon nach den ersten, ihm gemachten Mittheilungen für nicht unwichtig gehalten und um genaue Berichte gebeten, da er Sr. Majestät dem Kaiser über die interessante Affaire rapportiren müsse.

Nach längerem fruchtlosem Deliberiren wurde ein eingehendes Verhör der zuverlässigsten Hofbeamten und Knechte abgehalten und der Thatbestand festgestellt. Als Hauptzeugen bei diesem Verhör fungirten der Amtmann, der Gärtner und der Schmied des Gutes. Uebereinstimmend gaben diese Männer an, seit einigen Wochen hätten die Gutsherrschaft, die Geschwister des Herrn von X. und die Riga'schen Schustersleute fast den ganzen Tag im Gartensalon zugebracht,

die Bibel und andere Andachtsbücher gelesen und durch ein absonderliches und geheimnißvolles Wesen die Aufmerksamkeit der übrigen Gutsbewohner auf sich gezogen. Besonders auffallend sei es gewesen, dass die Herrschaften fast gar nicht geschlafen, sondern Nachts aufgestanden und sich in grosser Aufregung unterredet, auch fast alle Speise von sich gewiesen hätten. Vielfach sei der Name des Kaisers genannt und ein gewisses grosses Ereigniss, über welches die Herrschaft sich bisher nicht ausgesprochen, erwartet worden. Was in den eigentlichen Andachtsstunden getrieben wurde, wüssten sie, die Zeugen, nicht; doch glaubten sie, dass daselbst das Abendmahl nach einem eigenthümlichen Ritus gespendet worden. Am 6. December seien diese Andachtsversammlungen in den Saal des grossen herrschaftlichen Hauses verlegt worden. An demselben Tage habe die Gesellschaft einen engeren Ausschuss ihrer „Gemeinde“ gewählt (in welchem Herr von X., Frau von B., Madame C. und deren Sohn, der Schustergeselle, die Hauptrolle gespielt), diesem ein besonderes Zimmer angewiesen, in welchem mit Dinte ein Kreis gezogen worden, innerhalb welches die gedachten Personen ihre Plätze eingenommen. Am Nachmittage habe Herr von X. sodann das ganze Hofgesinde in dem grossen Saal versammelt. Der engere Ausschuss habe inmitten dieses Gemachs in seltsamem Aufzuge dagesessen, Frau von B. mit einem weissen Gewande bekleidet, sämmtliche Glieder der Gesellschaft mit dem aus kreuzweise um den Hals gebundenen Strümpfen bestehenden sog. Orden geschmückt. Unter schwärmerischen Ausrufungen sei dann verkündet worden, die Glieder des Ausschusses seien mit wunderbaren Visionen beglückt worden und hätten den Himmel offen gesehen. Frau von B. sei der wahre Christus, Madame C. die Mutter Gottes, der Schustergeselle der heilige Johannes, Herr von X. aber der heilige Petrus. Bald mit Drohungen und Gewalt, bald mit Bitten und Wehklagen seien dann die Anwesenden zu Kniebeugungen und Huldigungen gezwungen worden.

Am folgenden Tage, dem 7. December, sei die kranke Gesellschaft von dem Wahn befangen gewesen, überall Schlangen

und Teufel zu sehen. Als plötzlich die Taube der Frau von B. aufgefliegen, sei diese von Herrn von X. als Satan bezeichnet und zum Opfer bestimmt worden; später sei in demselben Glauben eine Katze durch den Schustergesellen getödtet worden. Den Küchenheerd habe man sodann in einen Brandaltar verwandelt und auf diesem die beiden todten Thiere unter wunderlichen Ceremonien verbrannt, wobei die anwesenden Kinder als Engel fungirt. Endlich seien noch verschiedene mit Blut befleckte Kleidungsstücke verbrannt worden, und nur das energische Einschreiten des Amtmanns habe die beabsichtigte Anzündung des ganzen Hauses verhindert. Fortan sei dem Schustergesellen noch der Name Moses zugelegt worden, ja es sei davon die Rede gewesen, denselben, göttlichem Rathschluss gemäss, mit einem der anwesenden herrschaftlichen Kinder zu verehelichen. In der folgenden Nacht hätten die Herrschaften wiederum nicht geschlafen. Frau von B. und Madame C. hätten Visionen gehabt, das Einschreiten der Obrigkeit, das rettende Erscheinen von Engeln u. s. w. vorhergesagt, Fenster und Thüren zerschlagen und sich dabei verwundet, das Blut ihrer Wunden mit Wasser gemischt getrunken u. s. w. Endlich seien die Wiederkehr des in einen falschen Propheten oder Apostel verwandelten Napoleon, die Besiegung desselben, die Zurückführung der Juden in das gelobte Land, die Zerstörung Riga's und das Erscheinen des jüngsten Tages „von Sibirien bis Spanien“ als nahe bevorstehend bezeichnet worden. — Auch habe man die Ankunft des Kaisers fortwährend erwartet. Bis zum Abend des 9. sei dann ununterbrochen gefastet und ähnlicher Unfug verrichtet worden. Verschiedene Bauersleute der Nachbarschaft seien zu diesen Ceremonien zugezogen worden, Weiber beschenkt und geweiht worden; den zur Arbeit versammelten Leuten seien Reden gehalten und grosse Getreidevorräthe geschenkt worden.

Die drei Männer, denen diese merkwürdigen Berichte von zuverlässigen, aber noch unter dem ersten Eindrucke des Schreckens stehenden Leuten gemacht worden waren, fassten noch in derselben Nacht einen energischen Entschluss.

Der Ländrath fühlte sich zu angegriffen und erschüttert, um selbst einschreiten zu können und ersuchte seine beiden bewährten Freunde, den Doctor und den Pastor, die nöthigen Anordnungen zu treffen. Am andern Tage, Morgens um neun Uhr, begaben der Doctor und der Propst sich in das herrschaftliche Haus und verlangten Einlass in das Zimmer, in welchem sich Herr von X., Frau von B. und die Schustersleute befanden. Als sie eintraten, wurde ihnen ein wunderlicher Anblick zu Theil: Frau von B. sass halbbekleidet in weissem Gewande, mit einem schwarzen Gürtel und dem „Orden“ geschmückt da; ihr Haar war aufgelöst, sie selbst sah blass, erschöpft und krampfhaft aufgereggt aus; neben ihr stand Herr von X. mit gezogenem Degen und in ähnlichem Aufzuge da; Madame C. und ihr Sohn hatten sich entfernt. Das Zimmer, das der „Ausschuss“ bewohnt hatte, war völlig verwüstet; Fenster, Wände und Thüren waren beschädigt, auf dem Fussboden lag das Bild des Schultheissen Erlach von Bern, auf diesem ein zerrissenes und beschmutztes Exemplar der heiligen Schrift. Die Luft war abscheulich, weil man seit Tagen alle Ventilation unterlassen hatte. Frau von B. trat dem Arzt feierlich entgegen und hielt ihm eine Bibel entgegen, aus welcher Herr von X. folgende Worte vorlesen musste: „Sie sandten Leute aus, die sie in ihren Worten fangen möchten, auf dass sie der Obrigkeit übergeben würden“. Der Arzt fragte kurz und entschieden nach dem Schustergesellen und dessen Mutter; die beiden Kranken verweigerten jede Auskunft, und als der Arzt das Zimmer verliess, um die Dienerschaft zu holen, wurde hinter ihm die Thür verschlossen. Fünf Mal klopfte Frau von B. hierauf mit dem Degenknopf an die Thür und übergab Herrn von X. sodann das „feurige Schwert“, damit dieser Petrus sie schütze. Begeistert ergriff Herr von X. den Degen und hieb wüthend um sich. „Wann wird das endigen?“ fragte er dann feierlich. „Gleich, gleich“ — antwortete Frau von B. in höchster Verzückung — und in demselben Augenblick sprang die Thür auf, die der Doctor von den Hausleuten hatte einschlagen lassen. Ruhig und fest verlangte der Doctor im Namen der

Obrigkeit Herrn von X. den Degen ab. Frau von B. nahm denselben an sich, überreichte ihn dem Doctor und bat ihn, sie an „seiner Herzensseite“ zum Kaiser Alexander zu führen. Der Arzt führte sie in ein anderes Zimmer und bewog sie durch ruhige Vorstellung dazu, auszuruhen, Nahrung zu nehmen und ihre gewöhnlichen Kleider anzulegen; auch Herr von X. wurde beruhigt und von seiner kranken Schwester entfernt. Jetzt galt es nur noch der Schustersleute habhaft zu werden; die Thür des Zimmers, in welches sie sich geflüchtet hatten, wurde mit Gewalt erbrochen; der Arzt fand den Schustergesellen hinter dem Ofen versteckt und nahm ihn und seine Mutter gefangen. Bei der ferneren Durchsichtung des Hauses wurde auch der Lieutenant X. entdeckt und endlich ein Paquet Briefe gefunden, das die Jahre lang zwischen Herrn von X. und Madame C. unterhaltene Correspondenz enthielt und sogleich mit Beschlag belegt wurde.

Das energische Einschreiten des Doctors (von dem der Landrath von Y. in den uns vorliegenden Papieren nur in den Ausdrücken der dankbarsten Verehrung spricht) hatte eine magische Wirkung.

Einmal von einander getrennt und zu Sammlung und Ruhe gekommen, zeigten die erkrankten Personen schon an dem folgenden Tage ein entschieden zum Besseren verändertes Wesen. Der Lieutenant und die X.'schen Kinder kamen sehr bald zu völliger Besinnung, Herr von X. und Frau von B. waren und blieben eine Zeit lang nervenkrank, verübten aber keine Extravaganzen mehr — der Arzt hoffte von Ruhe und vernünftiger Behandlung ihre baldige Genesung. Was Madame C. und ihren Sohn anlangt, so erwiesen sie sich als vollständig vernünftig; sie hatten, wie sich in der Folge zeigte, ihre vornehmen Bekannten missbraucht, um von ihnen Vortheil zu ziehen und sorgenfrei zu leben; der Arzt arretirte sie im Namen des Landraths und sandte sie sofort unter Wache nach Riga, wo sie dem damaligen Civilgouverneur von Duhamel überliefert wurden. Anderen Tags wurde Frau von B. in Begleitung einer zufällig anwesenden Dame zu ihrer auf einem benachbarten Gute lebenden Mutter gesandt, wohin

sich der Lieutenant schon früher begeben hatte. Herr von X. begleitete der Doctor selbst nach Riga, wo er ihn in sein Haus und seine Behandlung nahm. Der Kranke hatte ihm zuvor seine Documente, Briefschaften und die Schlüssel der Gutsgebäude bereitwillig als „irdischen Tand“ übergeben; ob er auf der Reise gleich beständig von seiner Schwester als dem Heilande sprach, so gelang es dem Arzte doch, ihn schon unterwegs zu beruhigen und gegen das Treiben, an dem er noch Tags zuvor Theil genommen, misstrauisch zu machen. In Riga angelangt, erfuhr der Arzt, dass Madame C. und ihr Sohn gegen Caution eines reichen Gutsbesizers, Herrn von G., bereits freigelassen worden seien. In der Folge wusste er ihre nochmalige Einziehung und eine förmliche Untersuchung zu bewirken.

Soweit sich den uns vorliegenden Papieren entnehmen lässt, gelang es der einsichtigen Behandlung des Dr. Huhn, seine Patienten, Herr von X. und Frau von B., nach einiger Zeit vollständig und für immer herzustellen. Die Einzelheiten der Behandlungsmethode, welche dieser Arzt anwandte, gehören nicht hierher; von wirklichem Interesse sind aber die von dem Dr. Huhn zu Protocoll genommenen Geständnisse und Angaben des Herrn von X. über die Entstehung und Entwicklung des religiösen Wahns, von dem er besessen gewesen.

Herr von X. war ein eitler und unbedeutender Mensch, der den auf ihn wirkenden äusseren Einflüssen, mochten sie beschaffen sein wie sie wollten, niemals irgend welchen Widerstand zu leisten vermocht hatte. In gewöhnlichen Zeiten ein leicht aufgesetzter und flacher Weltmensch, war er zur Zeit der Napoleonischen Invasion in eine Exaltation gerathen, an welcher Furcht, Halt- und Gedankenlosigkeit und Anlehnungsbedürfniss gleich grossen Antheil gehabt zu haben scheinen. Den Ausgangspunkt dieses Zustandes hatten — wie er selbst angab — „patriotische Gespräche“ und aus denselben hervorgegangene „kosmopolitische Ideen“ gebildet, die durch den im Winter 1812 zu Dorpat mit einem Freunde gepflogenen Verkehr veranlasst worden waren. Von Dorpat

war Herr von X. im folgenden Frühjahr aufs Land gegangen, wo er längere Zeit hindurch sich selbst und den unreifen Ideen überlassen gewesen war, die er aus Dorpat mitgenommen. Nahrung für dieselben war nur allzuleicht zu finden.

Gerade dass der Rationalismus in dem damaligen Livland unbestrittene Herrschaft führte, kam dem Einfluss der einzelnen religiösen Mystiker zu Gute, welche um jene Zeit auftauchten. Von Alters her waren die Anschauungen der Brüdergemeinde im liv- und estländischen Adel weit verbreitet. Die Ueberreste ihres Einflusses hatten sich mit der massgebenden rationalistischen Weisheit vielfach zu einem wunderlichen Amalgama vermischt, innerhalb welches moralische Gemeinplätze und excentrische Vorstellungen von direct eingreifenden göttlichen Offenbarungen dicht neben einander lagen. Die von den Tummelplätzen des Lebens weitabliegenden adeligen Landsitze, deren Bewohner während der grösseren Hälfte des Jahres sich selbst überlassen und nur sehr mässig beschäftigt waren, mochten der unfruchtbaren Grübelelei über die unerklärlichen Räthsel des menschlichen Daseins besonders günstigen Spielraum bieten. Hier, wo das Leben still zu stehen schien, ganze Monate ohne jedes äussere Ereigniss einförmig vergingen, konnte es leicht geschehen, dass ein durchreisender mährischer Bruder (und die Zahl derselben war nicht gering) nachhaltigen Einfluss ausübte, oder ein zufällig während der Wintersaison vernommener Ausspruch tagelang nachklang. Wir wissen, dass Frau von Krüdener um dieselbe Zeit durch einen auf ihrem Gute Kosse lebenden böhmischen Schuster „erweckt“ wurde und dass ein Graf Zaremba, der in Dorpat Diplomatie studirt hatte, in demselben Jahre zu Folge zufälliger Ereignisse plötzlich den Beruf fühlte, Missionar zu werden. Die Einflusslosigkeit der vielfach verweltlichten und eigentlich religiösen Interessen entfremdeten Geistlichkeit trug wesentlich dazu bei, die Bedeutung der einzelnen Schwärmer, die hie und da auftauchten, zu fördern: dass die Lehren derselben directe Beziehung zu den Zeitereignissen hatten und Vorgänge zu erklären schienen, für

welche es der herkömmlichen Vernunftreligion an einem Schlüssel fehlte, machte sie besonders interessant.

Auf Herrn von X. sollten aber noch Verhältnisse anderer Art bestimmend einwirken. Sein Dorpater Freund machte ihn mit seiner Mutter, Frau Z., bekannt, die in gewissen erweckten Kreisen schon lange eine Rolle spielte und für eine Prophetin galt, die die Katastrophe von 1812 vorhergesagt hatte. Sie stand an der Spitze einer in Riga ziemlich verbreiteten Gemeinde „innerlich erleuchteter, evangelischer Christen“, die sich in ihrem Hause versammelten, von der Predigt und der Kirche Nichts wissen wollten, gemeinsam die Bibel lasen und „innerem Bedürfniss gemäss“ das Abendmahl feierten. Das Verzeichniss der Personen, welche an diesen Versammlungen Theil nahmen, sieht wunderlich genug aus; neben den Namen altadeliger Familien und angesehenen Beamten werden einfache Handwerksleute genannt und nicht selten geschah es, dass die Herren von X., von Z. und von Q. mit dem Diener ihres Bekannten, des Obristen von R., in der heimlichen Andachtsstunde zusammentrafen. Bald nachdem Herr von X. mit Madame Z. bekannt geworden war, verfiel er in eine schwere Krankheit, in welcher sich die „kosmopolitischen Ideen“ von dem „Umfangen der ganzen Schöpfung in der Jesusliebe“ immer mehr befestigten. Während eines Concerts in der Domkirche kommt die Erweckung in ihm zum Durchbruch; er eilt zu Madame Z., die ihm sogleich das Abendmahl reicht und ihn mehr und mehr in ihre Kreise zieht. Das „Wachsthum“ dieser Ideen wird von Madame Z. und deren Sohn überwacht, und als Herr von X. im folgenden Winter nach Dorpat reist, ist er bereits damit beschäftigt, die Dorpater Theologen und deren „Lauheit“ zu bekämpfen. In dem Kreise der Madame Z. hatte X. den Theologen Oberlin, einen damals vielgenannten Mann, kennen gelernt und mit ihm eine eifrige Correspondenz über religiöse Gegenstände angeknüpft, die ihn tiefer in den einmal beschrittenen Ideenkreis zog. Ueber Oberlin selbst kursirten die verschiedensten Gerüchte. Sohn eines elsasser Pfarrers, war er 1812 als Hauslehrer nach Riga gekommen, wo er den Einen für einen

Sendboten des neuen Evangeliums, den Anderen für einen französischen Spion galt. Als Herausgeber der Schrift „Etliche Worte über die Offenbarung Johannis, zunächst für das Rigasche und Pernau'sche Publicum in Liv- und Estland bestimmt, von einem unter ihnen lebenden Mitchristen“ (Mitau 1813) spielte er in den Rigaer Conventikeln eine grosse Rolle. Dass er auf einen Mann wie Herrn von X. grossen Eindruck machte, erräth sich leicht. Immer häufiger besucht dieser die Versammlungen bei Frau Z., immer intimer werden die Beziehungen zu Oberlin: dieser und Frau Z. offenbarten sich endlich als Schüler der berühmten Prophetin Juliane von Krüdener, mit der sie seit Jahren Briefe wechseln. Frau von Krüdener lebte damals in Heidelberg und anderen badischen Orten, wo sie einen Kreis Gleichgesinnter um sich versammelt hatte; nach Riga, wo ein „in seinen Gott vergnügter“ armer Herrenhuter ihrem weltlichen Sinn den ersten Stoss gegeben hatte, unterhielt sie eifrige Beziehungen; Madame Z. scheint das Haupt ihrer dortigen Jüngerschaft gewesen zu sein, die vor allem die Nothwendigkeit der Verinnerlichung des christlichen Lebens betonte und sich von allen Formen so vollständig befreite, dass z. B. das Abendmahl gefeiert wurde, ohne dass man dabei ein Wort sprach. Gelegentlich nahm auch ein angereicherter englischer Kaufmann an diesen Conventikeln Theil, um seine Traktate daselbst zu vertheilen.

Als Herr von X. im Frühjahr 1813 auf das Land zog, befand er sich bereits im Zustande einer so gewaltigen Erregung, dass es ihn unabweislich zur Mittheilung seiner neugewonnenen Ueberzeugungen drängte. Nach einigen vergeblichen Missionsversuchen bei benachbarten Bauern, suchte er seine Schwester, Frau von B., auf, eine kränkliche Dame mit zerrütteten Nerven, die zudem durch den Tod ihres, dem Kriege zum Opfer gefallenen Sohnes tief erschüttert war; alsbald trat auch diese mit Madame Z. in Correspondenz und die beiden Geschwister regten sich fortan gegenseitig durch Betrachtungen über ihre geistlichen Zustände, Gespräche über das Erlösungswerk, die wunderbaren Zeichen der Zeit, das Herannahen des tausendjährigen Reiches u. s. w. in krank-

hafter Weise auf Herr von X. war im Herbst 1813 nicht mehr zurechnungsfähig, sobald er von religiösen Dingen sprach, bei Frau von B. scheint der krankhafte Umschwung sich später und rapider vollzogen zu haben.

Hervorragende Mitglieder des Z.'schen Kreises waren die Schustersfrau C. und deren Sohn gewesen; für diesen letzteren interessirte sich die Gemeinde der Innerlichen ganz besonders, weil er „wenig Glauben hatte, in grossem Kampfe stand, die heiligen Wahrheiten aber oft sehr tief empfand“. Nach fortgesetztem Briefwechsel mit Herrn von X. wusste Madame C. es endlich dahin zu bringen, dass Herr von X. sie und ihren Sohn auf sein Gut einlud, wo sie im Frühjahr und Herbst 1814 ganze Wochen zubrachte und alsbald ein entschiedenes Uebergewicht über die beiden bereits furchtbar erregten Geschwister gewann. Von allem gebildeten Umgang abgeschnitten, dem Prediger, der ihre gesammte Richtung als gefährlich getadelt hatte, entfremdet, ohne jeden inneren sittlichen Halt, fortwährend mit Andachtsübungen beschäftigt, von innerer Unruhe gefoltert, geriethen die beiden Kranken in so vollständige Abhängigkeit von Frau C. und dem Sohne derselben, dass diese Leute sie alsbald glauben machen konnten, sie hätten Visionen und seien besonders begünstigte Werkzeuge der göttlichen Gnade. Um sich ihre Stellung im X.'schen Hause zu sichern, sprach Madame C. endlich von einer Offenbarung, die die Verheirathung ihres Sohnes mit der Tochter der Frau von B. gefordert habe, „um der Familie von B. die rechte innere Demuth zu lehren“. Jetzt begannen auch Herr von X. und Frau von B. Visionen zu haben und alsbald hatten sie sich in eine Aufregung gesteigert, mit welcher sie ihre gesammte Umgebung mit fortrissen; Frau C. und ihr Sohn glaubten sich jetzt nicht mehr zurückziehen zu können und nahmen an allen Excessen der Opfer ihres jahrelangen, schädlichen Einflusses Theil, indem sie die irrigen Vorstellungen derselben durch simulirte Visionen unterstützten. Die tollen Auftritte, welche wir oben schilderten, waren auf diese Weise Jahre lang vorbereitet worden; sie kamen zum Ausbruch, als

sich eine grosse Gesellschaft von demselben Ideenkreise beherrschter Personen zusammengefunden, durch endlose Andachtsübungen, schlaflose Nächte und Tage lang fortgesetzte Fasten in den höchsten Grad nervöser Aufregung versetzt hatte. Frau von B. war so krank, dass der Arzt seine Verwunderung darüber aussprach, dass jene aufgeregten Tage ihr nicht das Leben gekostet. Die ansteckende Wirkung krankhafter seelischer Zustände ist eine bekannte Thatsache. Dass die genannten Personen, welche die Gutsherrschaft repräsentirten und auf ihre unwissende, abhängige Umgebung einen gefährlichen Einfluss ausübten, zuerst die Kinder, dann die Dienstleute in ihren Taumel mit fortrissen, bedarf somit kaum der Erklärung. Nur das plötzliche Erscheinen des energischen Arztes, der die Kranken daran verhinderte, ihre verkehrte Lebensweise fortzusetzen und sich gegenseitig in ihren verworrenen Vorstellungen zu bestärken, hatte der weiteren Verbreitung des Uebels Schranken gesetzt. Wenige Tage nach seinem Erscheinen war der unheimliche Spuk, der die gesammte Umgebung des Gutes in Aufregung und Schrecken versetzt hatte, rasch wie er gekommen, wieder verschwunden.

Das Aufsehen, welches dieses Ereigniss in und ausserhalb Livlands machte, war so bedeutend, dass die Rigaer Oberverwaltung eine Publication durch die öffentlichen Blätter für nothwendig hielt, so wenig Kundgebungen dieser Art in den Gewohnheiten der Zeit und des Landes auch sonst begründet waren. Die „Inländischen Nachrichten“, ein kleines Localblatt, das sich bis dahin einzig mit dem Abdruck von Kriegsbulletins und Intelligenz-Anzeigen befasst hatte, brachte eine kurze Darstellung des Vorgangs und versprach eingehendere Nachrichten nach Beschluss der eingeleiteten Untersuchung — ein Versprechen, das in der Folge übrigens nicht gehalten worden zu sein scheint. Noch bevor Paulucci's Bericht an den Kaiser nach Paris gelangt war, hatte die Fama die Kunde von dem Vorgefallenen bis nach Petersburg und von dort weiter in die französische Hauptstadt ver-

breitet. Die ausführlichen Nachrichten, welche der Marquis durch eine eigens zu diesem Zweck niedergesetzte Untersuchungs-Commission erheben liess, waren vorzugsweise bestimmt, das von dem Kaiser ausgesprochene Verlangen nach detaillirter Kenntniss von allen näheren Umständen zu befriedigen; in Mitten der grossen, die Karte Europa's umgestaltenden Pläne, welche den an der Seine weilenden Monarchen beschäftigten, erschien der mysteriöse Vorgang, der sich in der Einsamkeit eines livländischen Landguts zgetragen hatte, immer noch wichtig genug, um Gegenstand besonderer Anfragen und Berichte zu werden. Die Gedankenreihe, welche die in der französischen Hauptstadt versammelte restaurationslustige vornehme Gesellschaft bewegte, stand ihrem Inhalt nach den Ausgeburten der kranken Köpfe in Livland allerdings nah genug, um das Interesse zu erklären, welches an den Berichten des baltischen General-Gouverneurs von Leuten genommen wurde, die von dem Schauplatz dieses Spuks vielleicht nie in ihrem Leben gehört hatten.

Die Papiere, denen diese Mittheilungen entlehnt sind, enthalten an ihrem Schluss eine Reihe „Beilagen“, die der Sammler derselben zusammengestellt hat, um sich durch analoge Ereignisse über sein eigenes Erlebniss zu beruhigen. Hat es doch zu allen Zeiten Leute gegeben, für welche das „Unglück in Zahlen“ etwas Tröstliches hat. Diese Beilagen zählen nämlich verschiedene Fälle ähnlicher Ausbrüche religiösen Wahnsinns auf, die um dieselbe Zeit und in derselben Weise im westlichen Europa auftauchten. Vor Allem sind Baden, der Elsass und der protestantische Theil der Schweiz Spielplätze wunderlicher Schwarmgeister und Secten, die das Millennium und den jüngsten Tag verkünden, Visionen haben, angeblich Wunder thun und sämmtlich die Ereignisse von 1812 und 1813 zum Ausgangspunkt und gewöhnlich den Kaiser Alexander und dessen messianische Aufgabe zum Gegenstand haben. Aber auch strengkatholische Länder wie Oesterreich (namentlich die Stadt Linz) und Baiern (München) liefern ihr Contingent; überall steht diese religiöse Schwärmerei mit den grossen

politischen Ereignissen in Zusammenhang. Das letzte Stück dieser Beilagen bildet wunderlicher Weise eine Nummer der Riga'schen Zeitung, welche die Ermordung Kotzebue's berichtet. Dem alten „aufgeklärten“ Sammler dieser Notizen scheinen religiöser und politischer Wahnsinn identisch gewesen zu sein — liessen doch beide sich auf „Schwärmerey“ zurückführen. Den Zusammenhang und die „Wirkungen in die Ferne“, welche der damalige aufgeregte Zustand der Gesellschaft gehabt, zu erklären, hat unser Berichterstatter keinen Versuch gemacht.

Albert Hollander.

Ueber den grossen Ereignissen, welche Deutschlands Neugestaltung begründet und die unser Geschlecht zum Zeugen gehabt haben, sind die Erinnerungen an die ruhmreiche Erhebung des J. 1813 zu blossen Schatten verblasst. Den Siegeskränzen von Leipzig und Waterloo wird neben den Trophäen von Weissenburg und Sedan nur noch ein bescheidenes Plätzchen in dem Volksgedächtniss gegönnt und mit unverhohlenem Selbstgefühl darauf hingewiesen, wie bescheiden, ja geringfügig die Resultate des Freiheitskrieges sich neben den stolzen, in Milliarden ausgeprägten Errungenschaften unserer Tage ausnehmen. Kaum ein anderes geschichtliches Thema hat auf so glänzende Ausführungen und auf so befriedigte Zuhörer zu rechnen wie das von dem tiefen Fall, der auf die grosse Erhebung unserer Väter gefolgt war, von der Armuth, Trostlosigkeit und Einseitigkeit der Tage, die noch vor fünfzehn Jahren für den ruhmreichsten Abschnitt der neueren deutschen Geschichte galten. Weil der Tummelplatz der Kämpfe, die unser Geschlecht ausgefochten, ungleich ausgedehnter und höher gelegen ist, als der auf welchem unsere Väter ihr Herzblut verspritzten, hält man ohne Weiteres für ausgemacht, das auch der Gehalt unseres Lebens Vergleichen mit dem Zeitalter der Stein, Fichte, Arndt, Schleiermacher u. s. w. ausschliesse. Und doch ist die Probe auf das Exempel noch nicht gemacht, der Beweis noch nicht geführt, dass die nationale Erhebung, die wir erlebt, dieselben tiefgehenden sittlichen Wirkungen zu üben im Stande sein werde, wie die Epoche der ersten Niederwerfung Frankreichs durch die gesammelte deutsche Volkskraft.

Zu der Geschichte dieser Wirkungen sollen die nachstehenden Blätter einen bescheidenen Beitrag bilden. Sie sollen davon berichten, wie ein Funke der heiligen Gluth, die sich damals über die deutsche Jugend ergossen, stark genug gewesen ist, ein ganzes Leben zu erwärmen, einer ganzen Generation zur Leuchte in trüben und lichtlosen Tagen zu werden. Auf die Gefahr hin, der Ueberschätzung einer heute als secundär angesehenen Periode der deutschen Geschichte geziehen zu werden, will ich von einem Manne erzählen, dem die Theilnahme an der geistigen Bewegung der Jahre 1813 bis 1817 den höchsten Gewinn eines langen, von saurer Arbeit erfüllten Lebens bedeutete. Der deutsche Leser dieser Blätter soll daran erinnert werden, dass das heilige Feuer, welches die Schleiermacher, Fichte, Steffens, Jahn u. s. w. in der Jugend entzündet, welche zu ihren Füßen sass, bis in den kalten Norden hinüber erwärmend gewirkt hat und dass der geistige Anstoss, den diese Männer gaben, auch ausserhalb der deutschen Marken Wirkungen geübt hat, deren Segen sich auf ganze Generationen erstreckte. Dass von dem stolzen Strom, der sich damals über das deutsche Volk ergoss, ein einzelner Mann ein Bächlein abzdämmen wusste, dessen Wasser befruchtend und belebend durch ein fern abliegendes enges Thal rannen — das muss noch heute diejenigen mit Stolz erfüllen, die in dem Reichthum ihres vielgestaltigen Lebens diesen Strom nur als einen unter vielen angesehen und an die Zweige, welche von ihm angedämmt worden, nicht einmal gedacht haben. — Für die Bewohner des Ostseelandes bedürfen die folgenden Blätter keiner Erklärung oder Einführung, — gerade im gegenwärtigen Augenblick sind dieselben der Erinnerung daran besonders bedürftig, dass aus ihren Kämpfen auch Sieger hervorgegangen sind. Wenn es einem einzelnen Manne lediglich durch die Kraft seines Charakters und die zähe Energie seines Wesens möglich gewesen, dem Lande grosse und bleibende Dienste zu erweisen, so kann nicht ausbleiben, dass Mancher, der verzagend in die kommenden Tage blickt, seine Kraft neu zusammenfasst, aufs Neue die Hand an

den Pflug legt und sich in der Stille gelobt zu wirken, so lange es noch Tag ist.

Als es an der Ostseeküste im März des J. 1868 bekannt wurde, dass Albert Hollander, der Vorsteher der Schul- und Erziehungsanstalt zu Birkenruhe gestorben sei, waren Freund und Feind darüber einig, dass das Vaterland einen seiner besten Männer verloren habe, dass die Lücke, welche er offen gelassen, noch lange schmerzlich empfunden werden würde. Seine ehrwürdige Gestalt hatte sich Allen, die ihn gekannt, fest eingepägt — er nahm seinen festen Platz in der livländischen Gesellschaft ein, bildete einen wichtigen Ring in der patriotischen Kette. Wer diesen tapferen, durch Charakterstärke, unermüdliche Arbeitslust und edle Gesinnung gleich ausgezeichneten Patrioten persönlich gekannt, konnte sich kaum vorstellen, dass derselbe nicht mehr an der Spitze der Anstalt stehe, welche er zu einer die gewöhnlichen Grenzen weit überragenden Bedeutung gehoben, dass der wetterfeste, unermüdliche Mann, der seit einem halben Jahrhundert und in guten wie in bösen Tagen dafür Sorge getragen, dass eine Stätte offen blieb, an der unsere Jugend für die Kämpfe der Zukunft das rechte Rüstzeug empfangen konnte — dass dieser nicht mehr jenem Landsturm der 30er und 40er Jahre angehörte, auf dessen ungebrochene Haltung das jüngere Geschlecht zurückzusehen gewohnt war, wenn es sich Muth und Hoffnung für die schweren Kämpfe der Zeit holen wollte. Der Grabhügel, der sich über Albert Hollander geschlossen, begrub überdiess ein Stück des alten Livland, auf welches künftige Geschlechter um so sehnsüchtiger zurücksehen werden, als dasselbe von den Schatten und Uebelständen der früheren Gestaltung unseres Lebens stets frei geblieben war und an seinem Theil wesentlich dazu beigetragen hatte, dass Vieles im Lande anders und besser geworden.

Albert Woldemar Hollander wurde am 10. September 1796 als Sohn eines altpatricischen Geschlechts zu Riga geboren. Sein Vater, der Rathsherr und Kaufmann Johann Samuel Hollander, starb schon im Jahre 1799 und überliess die Sorge für die Erziehung seiner Kinder einer Mutter,

welche dieser Aufgabe in jeder Beziehung gewachsen gewesen zu sein scheint. Um ihren Söhnen die Vortheile rein deutscher Bildung zuzuwenden, zog Frau Hollander im Jahre 1809 nach Berlin, wo Albert Woldemar vier Jahre lang das Gymnasium zum grauen Kloster besuchte.

Es war eine merkwürdige Zeit, in der die beiden jungen Livländer in die Hauptstadt des künftigen Deutschlands kamen. Noch lag der Druck der Fremdherrschaft bleiern über Jungen und Alten, aber das Vorgefühl der kommenden grossen Abrechnung mit dem Landesfeinde regte sich bereits im Schooss des Volkes und ganz besonders in der Jugend. Es waren die Tage, in denen Scharnhorst und Gneisenau durch Einführung der allgemeinen Dienstpflicht die Wehrfähigkeit der „modernen Spartaner“ begründeten, und Jahn dem Turnschüler, der gedankenlos das Brandenburger Thor anstarrte, jene historische Ohrfeige gab, welche die Jugend an die Wiederaufrichtung der deutschen Victoria erinnern sollte. Die Anstalt, welche die beiden jungen Rigaenser besuchten, war nicht die letzte, in der patriotischer Sinn und stolze Mannhaftigkeit gepflegt wurden; an der Spitze des grauen Klosters stand der Director Bornemann, neben diesem wirkte der alte Jahn als Turnlehrer und Erzieher. Der Einfluss, den dieser Letztere auf seinen Rigaer Zögling ausübte, muss ein besonders nachhaltiger gewesen sein, denn Zeit seines Lebens war Hollander ein eifriger Jünger der edlen Turnkunst und ein Anhänger des treuen und starken Mannes, dem trotz mancher Geziertheiten das Verdienst nicht abgesprochen werden konnte, in Zeiten der tiefsten deutschen Schmach und Erniedrigung den Sinn der Jugend wach erhalten und für die Ehre und Grösse des zu befreienden Vaterlandes erwärmt zu haben. Der Rigorismus der Jahnschen Richtung, welche, allem Luxus und aller Verweichlichung feind, bestrebt war, die Tugend der Entsagung und Opferbereitschaft für sittliche und patriotische Zwecke bei der Jugend zu erwecken und ein körperlich wie geistig kräftiges und streitbares Geschlecht zu erziehen, fand in der Seele des in patricischer Behaglichkeit aufgewachsenen Rigaer Rathsherrnsohnes einen besonders

fruchtbaren Boden und wurde für die Richtung, welche der Mann dereinst nehmen sollte, in mehr wie einer Rücksicht entscheidend. Ein tiefer, ernster Idealismus, der den Reiz des Lebens in der Arbeit und in der Entwicklung zu männlicher Tugend sah, und den Werth des Charakters nach der Unabhängigkeit von den äusseren Verhältnissen bemass, wurde Hollander schon früh eigenthümlich und traf mit den angeborenen Eigenschaften seiner Natur in glücklichster Weise zusammen. Mit derselben rücksichtslosen Energie für Bethätigung des einmal als richtig Erkannten, welche später von dem Manne bewiesen wurde, trat der 16jährige schwächliche Knabe im Jahre 1813 vor den Major von Lützow, um die Aufnahme unter die schwarzen Jäger des berühmten Freicorps zu verlangen, und nur die entschiedene Weigerung der Werbe-Officiere, seinem Wunsche zu willfahren, konnte ihn bewegen, auf seine Absicht zu verzichten.

Nach der Befreiung Preussens vom französischen Joch im Jahre 1813 kehrte Frau Hollander mit ihren Söhnen nach Riga zurück. Albert trat in die Secunda des Gymnasiums seiner Vaterstadt und wurde dann im Januar 1815 als Studiosus der Theologie in der Dorpater Universität immatriculirt, welcher er anderthalb Jahre angehörte, vorwiegend mit dem Studium der Philologie und Pädagogik beschäftigt. Dass einem Jüngling, der an dem Frühlingswehen der deutschen Erhebung von 1813 Theil genommen, die harmlose Behaglichkeit und Beschränktheit des alten Dorpater Lebens nicht genügen konnte, erscheint begreiflich. Dazu kam, dass Hollanders wissenschaftliche Ansprüche in einer Anstalt nicht befriedigt werden konnten, die damals eigentlich erst im Entstehen war und sich nur sehr langsam und allmählich zu der Bedeutung erhob, welche sie gegenwärtig einnimmt. Die sorglose Gemüthlichkeit des alt-livländischen Wesens, welches naturgemäss auf einen möglichst anstrengungslosen Lebensgenuss gerichtet war, stand in zu directem Gegensatz zu dem kräftigen und schwungvollen Idealismus, welchen Jahn in seine Schüler gepflanzt hatte, als dass Hollander in Dorpat dieselbe Befriedigung gefunden hätte, wie diejenigen, welche von der

Welt nicht mehr gesehen, als den Landstrich zwischen Aa, Düna und Embach. So geschah es, dass er seine Studien in Deutschland fortsetzte. Im Sommer 1816 finden wir den Sohn des Rigaer Rathsherrn als Mitglied der neuerrichteten Burschenschaft zu Jena wieder. Dieser Gemeinschaft für die höchsten Lebensgüter begeisterter christlich - germanischer Jünglinge ist Hollander bis zum letzten Athemzuge treu geblieben — trotz aller Wandlungen der Zeit hat er sich immerdar als warmer Anhänger der burschenschaftlichen Ideale seiner Jugend bewährt. Die tiefe und innige Frömmigkeit, welche die deutsche Jugend der Freiheitskriege beseelte, entsprach seinem Wesen ebenso, wie der mannhafte Freiheits-sinn, um welches Willen die Theilnehmer des Wartburgfestes proscribirt wurden. Hollander, der zu dem engeren Kreise der Führer jenes Studentenbundes gehörte, war namentlich mit Karl Ludwig Sand eng befreundet gewesen. Bevor dieser nach Mannheim wanderte, um durch die Ermordung Kotzebues nicht nur sich selbst, sondern einen grossen Theil seiner unschuldigen Gefährten in Unheil und Verderben zu stürzen, war er nach Berlin gekommen, um von seinen dort lebenden Freunden Abschied zu nehmen. Von den Plänen, mit welchen der unglückliche Schwärmer sich trug, hat er bekanntlich keinem derselben etwas gesagt. Hollander erzählte oft, wie unbegreiflich ihm und Anderen die Erregung gewesen, welche Sand gezeigt, als er ihnen zum Abschied die Hand reichte und dann aus der Thür stürzte.

Ein Mann, der mit den Häuptern der Burschenschaft in so enger Beziehung stand, konnte den Zielen dieses Bundes unmöglich fremd bleiben. Ogleich er die Auswüchse desselben frühzeitig in ihrer ganzen Gefährlichkeit erkannte und verurtheilte, so konnte Hollander sich doch auch in späteren Jahren noch ereifern, wenn auf die Männer die Rede kam, welche „die junge grüne Saat“ aus egoistischen Gründen „verleumdeten und verfluchten“ und das Wartburgfest des idealen Charakters entkleidet hatten, welchen es ursprünglich getragen. Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit, dass mit Rücksicht auf Hollanders treue Anhänglichkeit an die Tra-

ditionen der Burschenschaft in der Anstalt zu Birkenruhe, welche ihren Director zu seinem Geburtstage regelmässig mit einer Theater-Aufführung überraschte, niemals ein Kotzebuesches Stück gegeben wurde: auch der jüngste Quintaner wusste warum!

Von Jena wandte Hollander sich nach Berlin, wo er Theologie und Pädagogik trieb und zu Schleiermachers vertrauten Schülern gehörte. Von dem Verkehr mit diesem verehrten Meister der modernen Theologie pflegte er, der sonst so ernste, zurückhaltende Mann, in guten Stunden oft und gern zu erzählen. Als besonders schöne Erinnerungen bezeichnete er die Fussreisen auf das Land, die Schleiermacher mit seinen Zuhörern von Zeit zu Zeit im Sommer-Semester zu unternehmen pflegte. Sonnabend Nachmittags rückte man unter dem Gesang froher Lieder aus, der Abend wurde bei einem frugalen Mahle und Glase Punsch heiter verplaudert, die Nacht auf freiem Felde campirt oder in einer Mühle oder Scheune verbracht. Den Sonntagmorgen bestieg Schleiermacher dann einen benachbarten Hügel, um seinen jungen Freunden aus der überströmenden Fülle seines Herzens eine Feldpredigt zu halten. So gross war die Anziehungskraft, welche die akademischen Vorträge des berühmten Theologen ausübten, dass derselbe im Winter-Semester, auch wenn er um 6 Uhr Morgens las, ein dicht besetztes Auditorium fand: „es war oft so dunkel, dass wir nur seine grossen blitzenden Augen sehen konnten.“

Bis zum Jahre 1820 blieb Hollander ununterbrochen in Deutschland. So war ihm beschieden nicht nur Zeuge der nationalen Erhebung zu sein, welche den Freiheitskriegen folgte, sondern zugleich den Jammer der Demagogenhetze und der Herrschaft der Reaction mitzumachen, jene Tage, in denen Jahn und Arndt in Fesseln geschlagen wurden und Schleiermacher in einer seiner Predigten öffentlich aussprach, es sei eine Zeit gekommen, „wo gute und schuldlose Männer verfolgt werden, nicht nur wegen ihrer Handlungen, sondern weil man bei ihnen Absichten und Entwürfe voraussetzt. Der tapfere Christ aber soll nicht müde werden und trotz Gefahr

und Verfolgung der Tugend und Wahrheit treu bleiben.“ Der Zahl dieser wahrhaft „tapferen Christen“ gehörte auch unser Hollander an, dessen stolzes, unbeugsames Wesen bereits damals ausser Stande war, die Ueberzeugungen, die ihn bewegten, zu verleugnen. Trotz der Warnungen ängstlicher Freunde, welche wohl wussten, dass auch Kaiser Alexander I. von dem allgemeinen Misstrauen gegen die deutschen Universitäten nicht frei geblieben sei, kehrte er nach einem Besuch bei Pestalozzi im Jahre 1820 nach Livland zurück. Obgleich Sohn eines altpatricischen Geschlechts und als solcher zu grösseren Ansprüchen an das äussere Leben berechtigt, hatte Hollander schon früh den Entschluss gefasst, sich dem schwierigen Berufe eines Jugendlehrers zu widmen und auf dem flachen Lande oder in einer der kleineren Städte eine Privaterziehungsanstalt anzulegen. Zu diesem Zwecke verband er sich mit einem akademischen Freunde, Leopold von Holst, und liess sich mit diesem bald nach seiner Rückkehr aus Deutschland zu Fellin nieder. 1821 verheirathete sich der junge, erst 25jährige Lehrer mit Polly Rathlef und aus diesem Bündniss sollte ihm das Glück eines selten reichen Familienlebens erblühen. Die Gefährtin seines Lebens war zugleich die Genossin seines Berufes, seiner Kämpfe und Sorgen und das Band, welches ihn mit ihr vereinte, machte diese Ehe nicht nur zu einer Quelle reinsten Glückes für die Gatten, sondern zugleich zu einem Vorbilde, dessen leuchtendes Beispiel auf alle diejenigen gewirkt hat, welche mit ihr in Berührung kamen. Dass sich hier ein echter, aus einem Stücke gehauener Mann und ein echtes Weib in wahrer, auf gegenseitige Förderung abzielender Liebesgemeinschaft gefunden hatten, sollten die Hunderte von Jünglingen und Knaben, die ihnen anvertraut wurden, zu ihrem Segen erfahren.

Der Anfang des Lebensganges, den das junge Ehepaar unternahm, war nicht leicht. 1825 löste Hollander das Band, welches ihn an die Fellinsche Anstalt knüpfte, um im Mai desselben Jahres zu Alt-Wrangelshof bei Wolmar ein selbstständiges Institut zu begründen, das im October 1826 nach Birkenruhe bei Wenden verlegt wurde. „Herbe, zum Theil

selbst verschuldete Missverhältnisse“, so heisst es darüber in dem Bericht, den Hollander 1850 über seine pädagogische Wirksamkeit veröffentlichte, „die mir alle Freudigkeit an meinem bisherigen Wirkungskreise zu rauben drohten, bewogen mich, aus einem Verein von Männern auszutreten, in deren Kreise ich die glücklichsten Tage meines Lebens verbracht hatte, mit welchen ich zum Theil während meines Aufenthalts in Fellin durch die engsten Familienbände, noch mehr durch die innigsten Freundschaftsverhältnisse verknüpft war und es stets geblieben bin.“

Es war ein lieblicher Fleck Erde, den der junge Schulmann sich bei der Uebersiedelung von 1826 ausersehen hatte. Am Abhang eines romantischen Thales belegen, von himmelanstrebenden Birken, wie sie nur der Norden kennt, beschattet, sieht das Gütchen Birkenruhe auf die alte Stadt Wenden, einst Sitz der livländischen Landmeister, freundlich herüber, nach drei Seiten hin durch malerische Schluchten von der übrigen Welt geschieden. Die alte Burgruine, welche über dem Städtchen thront, gemaht an längst vergangene Tage livländischer Grösse; 1577 bei einer Belagerung durch die Russen war das Schloss, welches die gewöhnliche Residenz des Landmeisters bildete, mit seinen sämtlichen Insassen in die Luft gesprengt worden – vom Fundament bis zum First geborsten, steht der finster blickende Thurm noch heute unbeweglich da, in welchem die Ordensleute zu frommer Abendmahlsfeier todesmuthig versammelt waren, während Hinrik Boismann (der einzig Ueberlebende aus dieser grässlichen Katastrophe) die Lunte in die Pulverkeller schleuderte, um Freund und Feind in gemeinsamer Gruft zu begraben. Die Wendensche Kirche, zu welcher die Bewohner Birkenruhes sonntäglich wallfahrteten, ist eines der ältesten Denkmäler christlicher Baukunst in Livland; unter ihren Pfeilern schlummert eine lange Reihe ehrwürdiger Bischöfe, streitbarer Meister und Comthure den ewigen Schlaf und das zum Gedächtniss des grossen Plettenberg in der Kirche errichtete Denkmal erinnert den Beschauer daran, dass er auf historischem Boden steht. Kaum eine halbe Stunde von diesem freundlichen Ort, der seiner romantischen Lage und seines bergigen Charakters

wegen, der provinziellen Bescheidenheit für den ersten Punkt der „livländischen Schweiz“ gilt, lag das grosse, früher zu einer Fabrik benutzte Gebäude, welches die junge Anstalt aufzunehmen bestimmt war.

Nichts lag Hollander bei Begründung seiner neuen Schule weiter als der Gedanke an die grosse Ausdehnung, welche dieselbe in der Folge gewinnen sollte. Seine Gewissenhaftigkeit liess ihm vielmehr wünschenswerth erscheinen, dem Institut den Charakter eines erweiterten Familienkreises zu wahren. Der strenge Idealismus seiner Natur schloss Gedanken an pecuniären Gewinn oder Erwerb einer hervorragenden Stellung von selbst aus. Dazu kam, dass Hollander in seinem Wesen etwas hatte, das ihn der grossen Masse der gewöhnlichen Menschen mehr entfremdete, als empfahl. Der Mann der strengen rücksichtslosen Pflichterfüllung, dem jedes weichliche „Sichgehenlassen“ ein Gräuel war, der an sich und an Andere die höchsten Forderungen stellte und mit der Energie seines unbeugsamen Willens festhielt, passte wenig zu der bequemen, genussüchtigen Art des Altlivländerthum, und jener eigenthümlichen echt-colonialen Weltanschauung nach welcher „Fünf gerade gehen zu lassen“ die Hauptbedingung der Gemüthlichkeit und des Behagens war. Von catonischer Sittenstrenge, beispielloser Einfachheit in seinen Gewohnheiten und Ansprüchen, machte Hollander kein Hehl daraus, dass er die aristokratische Gemächlichkeit und Breite des baltischen Lebenszuschnittes für eine moralische Krankheit ansah und bekämpfte, wo er ihr nur begegnete. Der Begriff der Rücksicht auf hergebrachte Vorurtheile und Gewohnheiten war ihm ebenso fremd, wie die Fähigkeit zu diplomatischer Berechnung und Gefügigkeit gegen hohen Rang, Reichthum oder Geburt. Er galt in den Kreisen des Adels und der Bureaukratie für einen Anhänger des vorgeschrittensten Liberalismus, für einen Jünger der „gefährlichen“ Ideen von 1815 und 1817. Kurz angebunden, immer geradaus und ehrlich, machte er aus seinen Ueberzeugungen durchaus kein Geheimniss; obgleich von echt-christlicher Demuth erfüllt und ein strenger Richter gegen sich selbst, war er doch der Typus

eines stolzen, unabhängigen, in sich selbst gefesteten Charakters — dabei von festem, unbeugsamen Willen, entschiedenem Herrschaftstalent und ohne Neigung zu Transactionen und Compromissen mit fremden Eigenthümlichkeiten.

Dass ein so gearteter Mann, der überdies lange Zeit hindurch bei der Obrigkeit als „Liberaler“ verdächtigt war, nicht hoffen durfte, in weiteren Kreisen populär zu werden, lag nahe genug und dass es anders gekommen, stellt nicht nur ihm, sondern zugleich dem Lande, in welchem er wirkte, ein ehrenvolles Zeugnis aus und führt den Beweis dafür, dass eine wahrhaft tüchtige Natur, wenn sie einmal als solche anerkannt worden, bei uns auf Anerkennung rechnen kann, auch wenn sie den Eigenthümlichkeiten der livländischen Natur so unbarmherzig den Krieg erklärt hat, wie es durch Albert Hollander geschehen.

Im Mai des Jahres 1825 hatte Hollander seine Schul- und Erziehungs-Anstalt mit einem einzigen Zögling eröffnet; bis zum Schluss desselben Jahres waren zu diesem noch drei andere Schüler gekommen. Es vergingen Jahre, ehe dieses Verhältniss sich in günstiger Weise änderte, zumal der in Privatschulen beinahe unvermeidliche häufige Lehrerwechsel auch in die inneren Verhältnisse Birkenruhes vielfach störend eingriff. Dr. C. Bandau, der anfangs Theilnehmer der Anstalt gewesen war, trat im Jahre 1828 aus derselben wieder aus, in seinem 1850 veröffentlichten Bericht gibt Hollander ausdrücklich den ungünstigen Fortgang des Instituts als Grund dieser Trennung an. „Die beschränkten Mittel, über welche wir zu gebieten hatten“, heisst es a. a. O., „reichten kaum hin, eine Familie, geschweige denn zwei zu erhalten. Grössere und entscheidendere Fortschritte machte die Birkenruhesche Anstalt, wie das dem Bericht angehängte Schülerverzeichniss ausweist, erst in den 30er Jahren und zwar während der zweiten Hälfte derselben: seit 1840 beträgt die Durchschnittszahl der neu eintretenden Schüler bereits zwanzig im Jahre, eine Ziffer, die sich in noch späterer Zeit beinahe verdoppelte und die Anstalt so rasch vergrösserte, dass schliesslich nur ein Theil der jährlich angemeldeten Aspiranten berücksichtigt werden konnte.

Dieser Entwicklungsgang ist um so merkwürdiger und interessanter, als die äusseren Zeitverhältnisse, unter welchen er sich vollzog, weder dem Erlühen von Privatschulen besonders günstig erschienen, noch auch Hollander der Mann war, diese Blüthe durch Concessionen an die herrschende Strömung zu erkaufen. 1836 war bekanntlich der General der Cavallerie v. Crafftström, ein alter Soldat, der keine Ahnung vom Wesen der Wissenschaft hatte und blinden Gehorsam für die höchste menschliche Eigenschaft ansah, zum Curator des Dorpater Lehrbezirks ernannt und ein neues, weder liberales noch specifisch deutsches System für das Unterrichtswesen adoptirt worden. Die öffentlichen Schulen wurden begünstigt, die dem russischen Unterricht gewidmete Stundenzahl vermehrt, die Disciplin verschärft, freisinnige und den Zeitideen zugewandte Lehrer mit Misstrauen behandelt und entfernt. Man hätte glauben sollen, der Anstalt zu Birkenruhe werde es jetzt ans Leben gehen, zumal es nicht an Leuten fehlte, welche den Leiter derselben bei Herrn v. Crafftström als Liberalen und Deutschthümer zu verdächtigen suchten. Auch ausserhalb der eigentlichen Regierungskreise herrschte damals ein bildungsfeindlicher Geist. Ein nicht geringer Theil des livländischen Adels war in angeblich „conservative“ Ideen so tief verstrickt, dass er dem Stillstands- und Absperrungssystem, welchem die russische Regierung huldigte, entschieden zustimmte und in thörichter Abschliessung gegen Alles, was aus Westeuropa kam, das Heil seines Standes und Landes suchte. Zu dem richtigen Conservativen jener Zeit gehörte, dass er ausschliesslich die Kreuzzeitung las, die Frohne für das A u. O jedes gesunden wirthschaftlichen Zustandes ansah, seine Söhne in eine Petersburger Militärlehranstalt oder in die Armee sandte*) und unter guten Freunden ehrlich bekannte,

*) Bei dieser Gelegenheit sei einer wenig bekannten, aber für die Zeiten und Verhältnisse, von denen hier die Rede ist, höchst charakteristischen, und dabei historisch verbürgten Anekdote Erwähnung gethan. Ein alter conservativer Edelmann, dessen Sohn in Dorpat zu studiren wünschte, zwang diesen im Anfang der 50er Jahre in die russische Armee zu treten, weil er seinen Erben um jeden Preis vor dem Gift der liberalen

dass die Universität Dorpat ein gefährliches Brutnest revolutionärer Ideen sei, „welche für das Land nicht passten“. Als im Jahre 1850 die bekannten Ukase erlassen wurden, welche der Embach-Hochschule das Recht zu selbstständiger Rectorwahl entzogen und die Zahl der Studirenden auf ein unentbehrliches Minimum beschränkten, klatschte eine zahlreiche Adelscoterie diesen Maasnahmen entschiedenen Beifall zu; die s. g. Solidarität der conservativen Interessen zählte nicht wenige Gläubige, nach deren Meinung der Militärabsolutismus alten Styls das festeste Bollwerk gegen die revolutionären Zeitideen war und dem baltischen Adel die heilige Pflicht oblag, sich diesem System bedingungslos anzuschliessen. Deutsche und revolutionäre Gesinnung waren in diesen Kreisen. die zwar nicht den Ton angaben, aber doch eine bedeutende Rolle spielten, nahezu identische Begriffe. In Mitten des raschen Wechsels der Zeiten ist dem heute lebenden Geschlecht völlig ausser Gedächtniss gekommen, dass es noch nicht zwanzig Jahre her ist, dass diejenigen, welche die livländischen Conservativen hiessen, eigentlich den Namen der Servilen verdienten und mit Elementen coquettirten, deren Gemeinschaft in der Neuzeit von Jedem ängstlich gemieden wird, dem es um seinen politischen guten Namen irgend zu thun ist.

Wie man in diesen Kreisen von der Schulanstalt zu Birkenruhe und ihrem Leiter dachte, wusste Hollander ebenso gut, wie jeder andere. Und doch konnten selbst die livländischen Hochtories nicht umhin, zum Wachsthum und der Verbreitung dieser gefährlichen Schule beizutragen. Die Anziehungskraft der von dem strengen deutschen Ehrenmann

Ideen zu behüten wünschte, für deren Pflanzstätte er die Landeshochschule ansah. Nach 10jähriger Dienstzeit kehrte der Sohn als verabschiedeter Officier in die Heimath zurück. Wer beschreibt das Entsetzen des würdigen Vaters, als dieser gewahr wurde, sein Liebling sei zum ausgemachten Demokraten geworden! Die „revolutionären“ Ideen hatten ihren Kreis um den Erdball gemacht und waren, Dank dem Herzenschen Einfluss, im Osten ebenso verbreitet wie im Westen. Die russische Armee hatte aufgehört eine „conservative“ Institution zu sein und erzog schlimmere Revolutionäre als die gefährliche Universität Dorpat.

geleiteten Erziehungs- und Pensions-Anstalt wuchs von Jahr zu Jahr, ohne dass dieser sich irgend um die Gunst des Publicums oder der officiellen Wortführer zu bemühen herbeigelassen hätte. Leute, die sich zu entschieden anderen Anschauungen bekannten und fortwährend auf den starren Schulmann schalten, der weder diplomatisirte noch Concessionen machte, sondern seine Schüler in der Furcht vor Gott und der Furchtlosigkeit vor Menschen erzog und einsam den geraden Weg ging, den sein Gewissen ihm vorgeschrieben, — dieselben Leute brachten ihre Söhne nach Birkenruhe und waren froh, wenn dieselben aufgenommen wurden.

Es ist oben bereits erwähnt worden, dass der „alte Hollander“ (so wurde der theure, unvergessliche Mann schon weit und breit genannt, ehe sein Haar noch von dem Schnee des Alters bedeckt war) von Hause aus auf strenge Zucht, angestrengte Thätigkeit und einfache Lebensgewohnheiten in seinem Hause hielt. Der alte Burschenschaftler, der selbst im Winter unbedeckten Hauptes und ohne wärmende Hülle im Freien sichtbar war, erzog seine Schüler ebenso zu körperlicher, wie zu geistiger Gesundheit und Abhärtung: jene Neigung zur Bequemlichkeit, Unpünktlichkeit und zum Materialismus, welche von Alters her die Erbsünde unserer Landsleute ist, wurde von ihm mit unbarmherzigem Spott und eiserner Strenge verfolgt und manches in altväterischer Weichlichkeit aufgewachsene Bürschchen, das in Pelzen und Decken nach Birkenruhe kam, musste sich's gefallen lassen, diese unnützen Dinge für immer bei Seite gelegt zu sehen. Wie tief diese Strenge in das Fleisch unserer altlivländischen Gewohnheiten einschneidet, kann der Nichtprovinziale kaum ermessen: so gross aber war die Achtung vor Hollanders Lehrtalent und der Tüchtigkeit seiner Anstalt, dass die Eltern sich's gefallen liessen, wenn der „Alte“ direct gegen die Untugenden ankämpfte, welche sie selbst in ihre Sprösslinge gepflanzt hatten. „In Birkenruhe lernt man arbeiten — in Birkenruhe werden die Jungen gesund“, mit diesen unwiderleglichen Argumenten beruhigten sich selbst diejenigen, welche zu dem Treiben des Jahnschen und Schleiermacherschen Schülers lange das liv-

ländische Haupt geschüttelt hatten und selbst General von Crafftström, der für die Anstalt durchaus kein günstiges Vorurtheil hatte, musste anerkennen, dass dem sittlichen und wissenschaftlichen Geiste derselben schlechterdings nichts anzuhaben sei und stellte derselben ein treffliches Zeugniß aus, als er den Vorsteher derselben im Jahre 1850 Kaiserlicher Belohnung empfahl.

Schon 1837 hatte Hollander auf Andringen zahlloser Eltern, welche die Erziehung ihrer Söhne in Birkenruhe zum Abschluss bringen wollten, die Concession zur Errichtung höherer, den gesammten Gymnasialcursus umfassender Klassen erwerben müssen; wenig später mussten die Unterrichts- und Wohngebäude des Instituts so beträchtlich vermehrt werden, dass sie schliesslich eine stattliche Colonie, eine kleine in sich abgeschlossene Welt bildeten. Es war ein rühriges und dabei streng eingetheiltes Pflichtenleben, das sich in derselben mit unwandelbarer Gleichmässigkeit abspann. Früh um 5 Uhr musste der „Ordnungshalter“ für Quinta die Hausglocke rühren; sämmtliche Schüler, die das 14. Lebensjahr hinter sich hatten, sowie die dejourirenden Lehrer machten binnen 20 Minuten Toilette und begaben sich dann in die „Arbeitsstunde“, welche bis 7 Uhr dauerte. Dann läutete dieselbe Glocke zum Gebet, welches alle Glieder der Anstalt sowie das Familien- und Hauspersonal in den grossen Saal versammelte. Hollander selbst, der stets der erste war, der sein Lager verliess, verlas ein Capitel aus der Bibel, -- dann folgte ein von hundert kräftigen Stimmen gesungener Choral, und man begab sich darauf zum ersten Frühstück. Die Lehrer sammelten sich um den von Mutter Polly geleiteten Kaffeetisch der Familie, die Schüler in einem anstossenden Zimmer zur warmen (im Sommer kalten) Milch. Um 8 Uhr begann der Unterricht, der mit einstündiger Unterbrechung bis 1 Uhr dauerte. Dann wurde das Mittagmahl verzehrt; an dem Haupttisch sassen, rings von jüngeren Schülern umgeben, der Director und dessen Familie, -- über Alle waltete das Gesetz strenger Gleichheit. Nachmittags wurde ein Spaziergang unter Aufsicht der dejourirenden Lehrer unternommen; un-

vordenklichem Brauch gemäss vermieden die Schüler es, wärmere Kleidungsstücke anzulegen, als dringend nothwendig war, — männliche Abhärtung war das Ziel, dem Grosse und Kleine nachahmten, und Hollander selbst ging in Allem mit seinem Beispiel voran. Von 3—5 Uhr wurde der Unterricht fortgesetzt, von 5—6 Uhr wurde wiederum Milch getrunken, dann geturnt oder gesungen; bis 8 Uhr dauerte unter Aufsicht der Klassenlehrer die Arbeitsstunde, dann folgten Abendessen und Abendgebet — um 10 Uhr ging man zur Ruhe. Nur für die oberen Klassen fanden gewisse Begünstigungen statt; die Primaner und Secundaner arbeiteten ohne besondere Aufsicht und durften ausserhalb der „Grenze“ spazieren gehen — den Primanern war ausserdem das Privilegium eines eigenen Thee- und Kaffeetisches zugestanden. Ein Tag glich genau dem anderen und Niemand im Hause übertraf den Director an Pünktlichkeit in Erfüllung seiner Pflichten und strengen Gehorsam gegen die Satzungen des Hauses, das — die Insassen der Nebengebäude und die städtischen Schüler mit einbegriffen — in den fünfziger Jahren nahe an 200 Glieder umfasste; die Zahl der Schüler hat zu Zeiten 160 betragen! — Ausnahmen fanden nur zu den Schulfesten statt, deren Anzahl eine sehr bescheidene war und sich auf die Geburtstage des Hausherrn und seiner würdigen Gemahlin, die hohen Kirchenfeste und das Kartoffelfest beschränkte. Ausserdem wurde der Unterricht noch ein Mal jährlich im Herbst unterbrochen, wenn der Director seine Jugend zu Fusswanderungen an schön gelegene Punkte des Landes anführte. Dass es sich dabei nicht um in kleine Rationen gemessene Spaziergänge, sondern um anstrengende und abhärtende Fussmärsche nach Art der Jahnschen Turnfahrten handelte, verstand sich für den alten Burschenschafter, der noch als Greis ein unermüdlicher Infanterist war, von selbst. Durch des „Alten“ Beispiel angefeuert, suchten selbst die in Bequemlichkeit und Verzärtelung aufgewachsenen unter den Schülern einander an Abhärtung, Bedürfnisslosigkeit und Unermüdlichkeit zu übertreffen und die körperliche Frische der Birkenruheschen Zög-

linge war bald ebenso landeskundig, wie ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit.

Dass es in diesem Stilleben an ernstestn Prüfungen und trüben Tagen nicht fehlte, verstand sich leider von selbst. Wahrhaft epochemachend war in dieser Beziehung der Sommer 1847. Während der Ferien ertranken zwei erwachsene Töchter Hollanders beim Baden in der Aa und Frau Hollander selbst wurde nur mit Mühe gerettet. Der herbe, mit christlicher Ergebung getragene Schmerz, den dieses furchtbare Ereigniss der würdigen Familie schlug, ist eigentlich nie verwunden worden und hat — nach dem Zeugniß der Freunde des Hauses — die innerste Natur der Ehegatten getroffen. Zwar wahrte Hollander die stolze Kraft seines Geistes und Charakters und ging Mutter Polly ihrem schweren Berufe stets mit der gleichen Treue nach — aber sie, die bis dazu stets einen frischen Lebensmuth gezeigt hatten, wurden binnen wenigen Wochen zu alten Leuten, und als die Schüler sich im August 1847 wieder sammelten, trat ihnen der Herr des Hauses mit ergrautem Haar und einem Ernst entgegen, der seine sonst so freundlichen Züge kaum jemals wieder verliess. Auch Frau Hollander, deren liebenswürdige und geistreiche Laune sonst das ganze Haus belebt hatte, konnte dieselbe nach dem furchtbaren Seelenleiden, das sie durchgemacht, nicht wieder finden. Wohl gestalteten die äusseren Verhältnisse sich immer glänzender und breitete die Anstalt sich unaufhaltsam aus — aber der Geist des Hauses war ein anderer geworden und der Uebermuth der frischen Jugend, welche in demselben ihr Wesen trieb, vermochte nur noch ausnahmsweise den Ernst zu verscheuchen, der die Stirn des geprüften, früh gealterten Mannes durchfurcht hatte.

Den Höhepunkt des Birkenruher Schullebens bezeichnete das im Mai 1850 gefeierte 25jährige Jubiläum der Anstalt. Die hohe Achtung, welche das Hollandersche Ehepaar sich erworben, erweiterte dasselbe zu einem grossartigen Fest, das ein Ereigniss für das ganze Land wurde und reiche Zeichen allgemeiner Verehrung und Anerkennung strömten von allen Seiten in das romantische Thal, in welchem Albert Hollander

25 Jahre früher sein stilles Haus gebaut hatte. Die Stadt Wenden ernannte den Mann, der durch seine grossartige Wohlthätigkeit längst ein Hort aller Armen und Bedrängten geworden war, zu ihrem Ehrenbürger, der Curator des Lehrbezirks, die Gymnasien von Riga, Reval und Dorpat sandten Glückwunschschriften, der Wendensche Schul-Inspector überreichte dem Director im Namen der Schulobrigkeit den St. Annenorden, die Universität Jena sandte ihrem alten Comilitonen den Doctorhut honoris causa. Denen, die an dieser unvergesslichen Feste Theil genommen, wird noch der Augenblick erinnerlich sein, in welchem der Lehrer Keller aus Württemberg ein Gedicht verlas, das mit den Worten „Wenn heut' ein Geist herniederstiege“ begann und (in Anlehnung an den Grundgedanken des bekannten Uhlandschen Gedichts) die Eindrücke schilderte; die der abgeschiedene Geist des Gründers der deutschen Colonie empfangen würde, wenn er nach einer Rundschau über die baltischen Zustände der Gegenwart in den Kreis derer hinabstiege, die den deutschen Schulmann feierten, der im Schatten der alten heermeisterlichen Schlossruine, das Erbe der Väter treu gepflegt und gewahrt hatte. In dieses Gedicht war unübertrefflich zusammengefasst, was das gesammte Land dachte, als es dem muthigen Manne seine Huldigungen dafür darbrachte, dass er es unternommen, in einer Zeit allgemeiner Verwirrung und Aengstlichkeit der Gemüther, still und demüthig, aber zugleich klar und fest die Wege zu gehen, welche sein Gewissen ihm vorschrieb.

Noch 11 Jahre lang führte Hollander die Zügel des Schulregiments unermüdlich weiter: dem 25jährigen folgte ein fünfunddreissigjähriges, endlich ein vierzigjähriges Jubiläum. An schweren Zeiten hatte es zu Folge der strengen Ordnungen, welche in den letzten Jahren des alten Systems Platz griffen, nicht gefehlt, Hollander aber war inmitten des Wechsels der Zeiten stets derselbe geblieben. Als er 1861 die Leitung seinem Schwiegersohn übertrug, war er nur den Bitten seiner Familie gefolgt, der seine wankende Gesundheit ernste Sorgen bereitet hatte. Aber die alte Kraft stellte sich

nach kurzer Ruhe wieder ein und mit dieser das alte Thätigkeitsbedürfniss. Hollander blieb als Lehrer bei seiner Schöpfung wirksam und gerade in den letzten Lebensjahren kehrte die frühere, von den Prüfungen und Sorgen des Lebens überwucherte Frische und Heiterkeit bei dem stattlichen Greise wieder. Da trafen ihn zwei neue schwere Schläge: binnen weniger Jahre entriss ihm der Tod zwei erwachsene, auf der Höhe des Lebens stehende Kinder, seinen dritten Sohn und seine zweite, in glücklichster Ehe mit einem würdigen jungen Gelehrten verbundene Tochter. Den Sohn hat er nur um wenige Monate überlebt; in seinem Eifer für die Rettung einer halb erstarrten Bauersfrau war Hollander im März dieses Jahres Stunden lang bei strenger Kälte im Freien thätig gewesen. Rasch entwickelte sich der sogenannte Greisenbrand und an einem Morgen des Märzmonats 1868 war der starke Mann, der immer nur an Andere, niemals an sich gedacht hatte, eine Leiche.

Die Grundzüge der Welt- und Lebensanschauung, welche Albert Hollander in seinem reichen Leben bethätigt hat, sind bereits am Eingange dieser Zeilen angedeutet worden: tiefe, ernste, echt christliche Frömmigkeit und mannhafter Freiheitssinn. Frei von den Fesseln eines bestimmten theologischen Systems war er ein gläubiger Christ, der aus dem Vertrauen in die Gnade und Liebe seines Gottes den besten Theil seiner Kraft schöpfte und dem es vor Allem darauf ankam, das Samenkorn dieses Glaubens in die Brust seiner Schüler zu pflanzen. In seinem „Bericht“ sprach er direct aus, dass Bekämpfung des Materialismus und Egoismus durch den Glauben die Hauptziele seiner pädagogischen Thätigkeit gewesen seien. Diese religiöse Gesinnung wurde von einem eisernen Charakter getragen, der viel zu zäh und unbeugsam war, um jemals nach dem Urtheil der Menschen, dem eigenen Vortheil oder äusseren Rücksichten irgend welcher Art zu fragen. Hatte er mit seinem Gott abgerechnet, war er mit seinem Gewissen zur Ruhe gekommen, so focht ihn wenig an, was Vornehme oder Geringe von ihm dachten oder wollten. So hat Hollander sich selbst und seine Lebensanschauung trotz zahlloser Kämpfe

und Schwierigkeiten durchgesetzt und einen Sieg erkämpft, wie er nur Wenigen zu Theil geworden. Der Mann, der den Untugenden seiner Landsleute von zu Hause aus den Krieg erklärte, niemals ein Hehl daraus machte, dass er Feind aller aristokratischen Ueberhebung und aller landläufigen Vorurtheile sei und in der politischen Freiheit die irdische Bestimmung des Menschen sehe, ist am Abend seines Lebens von allen Ständen und allen Parteien als einer der besten und verdientesten Söhne des Landes gefeiert und verehrt worden. Er war eben jeder Zoll ein Mann und als solcher hat er sich Achtung und Anerkennung erzwungen, so sie ihm nicht freiwillig entgegen getragen wurden. Gewohnt auf die äusseren Güter des Lebens keinen Werth zu legen, war er durchaus unzugänglich für die Lockungen des Ehrgeizes und der Eitelkeit. Von wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit, kannte er keine Rücksicht, wo es zu helfen, edle oder patriotische Zwecke zu fördern galt. Nicht nur die Armen Wendens und seiner Umgebung priesen ihn als grossmüthigen Freund jeder Noth, — sein Haus war eine Zufluchtsstätte Aller, die in Bedrängniß geriethen, und Niemand hat die Freischüler gezählt, die in seiner Anstalt Unterkunft und Bildung empfangen, ohne dass jemals an eine Entschädigung gedacht wurde.

Denen, die ihm näher standen, ein milder gütiger Freund und Vater, im engeren Kreise von bewältigender Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit, zeigte er der Aussenwelt ein ernstes Gesicht; in seinem Hause hatte er nur selten nöthig Strafen zu dictiren, gefürchteter als Carcer und Züchtigung, war ein Wort aus seinem Munde, und ohne dass je ein Beispiel wirklicher Härte von ihm statuirt zu werden brauchte, entwich dem frechsten Burschen der Muth, wenn der „Alte“ ihn in sein Cabinet rufen liess. Ohne Uebertreibung kann gesagt werden, dass von den Tausenden von Menschen, die mit Hollander in Berührung kamen, nie Einer gewagt hat, den Respect vor dem imposanten Manne zu verletzen, dessen stille Würde Jedem Achtung abzwang, der ihm in die Augen sah. Wie reich an Liebe und Güte das Herz war, das unter dieser starken Brust schlug, haben von den Vielen, welche ihm zu

Dank verpflichtet sind, vielleicht nicht Alle gewusst — wem ein Mal die Gelegenheit geworden, dem theueren Manne näher zu treten, der wird seiner nicht wieder vergessen.

Die Bedeutung der Birkenruheschen Anstalt für das baltische Provinzialleben wird sicher in der Zukunft noch mehr gewürdigt werden, als es bisher gesehen — sie ist namentlich in den Prüfungen der 40er und 50er Jahre von unschätzbarem Werthe gewesen. Als endlose Reglementirungen, Disciplinar- und Examinationsvorschriften, jede gesunde Pädagogik in unseren öffentlichen Lehranstalten unmöglich zu machen schienen, die unaufhörlich vermehrte Anzahl russischer Unterrichtsstunden den wissenschaftlichen Sinn zu ersticken und die Thätigkeit der Lehrer und Schüler zu blosser Scheintheorie zu verwandeln drohte, — da war die Anstalt zu Birkenruhe eine der letzten festen Burgen, in welche der Geist deutscher Wissenschaftlichkeit sich zurückziehen konnte. Unbeirrt durch Chikane und Einschüchterungsversuche aller Art, blieb Hollander dem Satze treu, dass nicht die Abrichtung zu äusserlichen Fertigkeiten, sondern wahrhaft menschliche Bildung der Hauptzweck aller Pädagogik sei und der Muth, mit dem er sich zu dieser Ueberzeugung bekannte, war es hauptsächlich, der ihm das Vertrauen seiner Landsleute erwarb. Freudig dürfen wir bekennen, dass unser Livland dem „alten Hollander“ den Dank nicht ganz schuldig geblieben ist, der ihm gebührte, — sein Gedächtniss wird in Ehren bleiben, so lange die Sonne in das stille Thal scheint, in welchem der „Alte“ ein Menschenalter zum Heil seiner Landsleute und zur Ehre seines Vaterlandes gewirkt hat.

Ferdinand Walter.

Kein deutscher Typus hat auf livländischer Erde eine so glückliche und harmonische Verkörperung gefunden, wie der des protestantischen Landpredigers. Nicht nur dass die lutherische Landeskirche der Ostseeprovinzen unabhängiger, kräftiger und lebensvoller dasteht, als irgend eine ihrer deutschen Schwestern, — der Diener dieser Kirche ist trotz allen seiner Wirksamkeit bereiteten Hemmnissen von Verhältnissen umgeben, wie sie seinen Amtsbrüdern kaum irgend wo in der modernen Welt gegönnt sind. Goethe's Ausspruch „dass der protestantische Landgeistliche der schönste Gegenstand der modernen Idylle sei“, hat für Deutschland seit Jahrzehnten keine Geltung mehr; die geistige Führerschaft der Nation war dem geistlichen Stande, schon bevor die Unvereinbarkeit derselben mit dem „Culturfortschritt“ proclamirt wurde, aus den Händen geglitten und auf andere Schichten der Gesellschaft übertragen worden. Seitdem ist es mit dem Ansehen dieses Standes in Deutschland beständig rückwärts gegangen. Der deutsche Landpfarrer der Tage des „Culturkampfes“ ist wenig mehr als der Erbe einer in den Winkel gestellten grossen Tradition, der Träger eines Amtes, das der herrschenden Meinung nach eine bloß historische Bedeutung hat und dessen äussere Existenzbedingungen zu den Ansprüchen, welche der Gebildete an das Leben stellen darf, in geradezu jammervollem Gegensatz stehen. In Livland nimmt der deutsche Landprediger in geistiger und socialer Beziehung noch heute die Stellung eines Führers seiner Landsleute ein;

in materieller Hinsicht befindet er sich auf jener glücklichen Mittelstufe, die zu allen Zeiten für die günstigste Voraussetzung harmonischer Bildung und Lebensgestaltung gegolten hat. Von der Armuth und Gedrücktheit, welche den deutschen Durchschnittspastor zum Proletarier zu machen droht, weiss der Landpastor Liv-, Est- und Kurlands ebenso wenig, wie von den Versuchungen, die der aristokratische Charakter des britischen Kirchenthums seinen Dienern bereitet: er ist Gentleman aber nicht Junker, er hält so viel von des Lebens holdem Ueberfluss in Händen als nothwendig ist, um über die Sorge des kommenden Morgens hinaussehen und an den idealen Interessen der Zeit Theil haben zu können, — aber er ist davor gesichert, den Werth äusserer Lebensannehmlichkeiten zu überschätzen oder über weniger Begünstigte hinwegzusehen, denn sein Lebenszuschnitt bewegt sich bei aller Reichlichkeit doch innerhalb der bescheidenen Schranken des gebildeten Bürgerthums. Als Theilnehmer an der Bildung eines grossen, mächtigen Culturvolkes hat er zu der wissenschaftlichen Entwicklung seiner Zeit ein ungleich näheres Verhältniss als der Geistliche in Dänemark oder Schweden; während die Landeskirchen dieser Länder und derjenigen deutschen Staaten, die noch auf dem Boden des positiven Bekenntnisses stehen, mehr oder minder der Gefahr confessioneller Einseitigkeit und Erstarrung ausgesetzt sind, ist die livländische Kirche durch die Kämpfe, welche sie mit dem byzantinischen Kirchenthum und dem herrenhutischen Sectenwesen bestehen musste, genöthigt worden, auf die civilisatorischen Aufgaben des Protestantismus das höchste Gewicht zu legen und practisch-politische Ziele im Auge zu behalten, für welche das Rüstzeug der Augustana und der symbolischen Bücher längst nicht mehr ausreicht. Innerhalb Landes eine politische Macht ersten Ranges, übt diese Kirche auf das gesammte livländische Leben dominirenden Einfluss, wird sie auch von denen hoch gehalten, die ihrer für die eigne Person entbehren zu können glauben und ist ihr bis jetzt im Grossen und Ganzen gelungen, mit dem Bewusstsein der Gebildeten ihrer Söhne Schritt zu halten. Mit gutem

Grunde darf der livländische Prediger sich für den geistigen, vielfach auch für den politischen Führer seiner Gemeinde, für einen unentbehrlichen Factor im Kreislauf des Provinziallebens ansehen; der Arbeit seiner Kirche hat der Lette und Este zu danken, dass er nicht nur Christ, sondern civilisirter Mensch geworden, dass ein Netz gewissenhaft geleiteter Schulen über das Land gebreitet, die Sprache der Ureinwohner wissenschaftlich durchgearbeitet, eine Volksliteratur geschaffen, die Kunst in den Kreis des Volkslebens gezogen worden ist — seine Kirche hat den Edelmann bei der deutschen Tradition und dem guten alten Rechte der Väter, die Städte bei der Cultur und festen Ordnung deutschen Lebens erhalten, — seine Kirche ist der Hauptpfeiler, welche den Bau des alten Landesstaates trägt und als Bürge dafür gelten kann, dass es dereinst noch gelingen werde, ein schützendes Dach über die wankenden Grundmauern dieses Hauses zu schlagen.

Obgleich durch die isolirte Lage und die eigenthümlichen Geschieke des Landes vielfach auf sich selbst angewiesen und insbesondere durch die schwedische Gesetzgebung des 17. Jahrhunderts auf eigenthümliche Bahnen gelenkt, hat die livländische Kirche doch alle Phasen durchzumachen gehabt, durch welche die deutsche Kirche und Theologie seit dem sechzehnten Jahrhundert gegangen ist. Grade wie drüben haben auch hüben orthodoxe Erstarrung, Pietismus, Rationalismus, Schleiermacherscher Supranaturalismus und repristinirte Orthodoxie ihre Zeiten gehabt und während derselben das geistliche und das geistige Leben der Bevölkerung in die Schule genommen: der Unterschied beschränkte sich darauf, dass während jeder dieser Phasen die eigenthümlichen Zustände und Bedürfnisse des Landes ihr Wort mitsprachen und specifisch livländische Erscheinungen zu Tage förderten, und dass die einzelnen Richtungen im baltischen Norden gewöhnlich erst zur Geltung kommen, nachdem sie sich in Deutschland bereits überlebt hatten. Typisch sind in dieser Beziehung die während des letzten Jahrhunderts am Ruder gewesenen livländischen General-Superintendenten, welche zu-

gleich gewöhnlich Repräsentanten des theologischen Bewusstseins der Landesgeistlichkeit ihrer Zeit waren. — Unter diesen Männern haben drei besonders hervorragende Stellungen eingenommen: Christian David Lenz, der General-Superintendent der J. 1779—1798 und Vertreter der (in Deutschland bereits in das Hintertreffen gekommenen) pietistischen Richtung, Carl Gottlob Sonntag, von 1803 bis 1827 Oberhaupt der livländischen Landesgeistlichkeit, ein Menschenalter lang vornehmster Träger alles geistigen Lebens in Livland und Riga und zugleich würdigster Repräsentant des Rationalismus in Livland, endlich Ferdinand Walter, General-Superintendent der Jahre 1855—1864, der „Pastor aller Pastoren“, der populärste Livländer seiner Zeit, der Vertreter der Schleiermacherschen Theologie, dessen Uebergewicht auch von denen anerkannt wurde, die nicht dieser, sondern der herrschenden confessionellen Richtung huldigten. Lenz, dessen Einfluss auf das kirchliche und religiöse Leben sehr beträchtlich war und der schon wegen seines Zusammenhangs mit den herrenhutischen Bestrebungen bis in das neunzehnte Jahrhundert hinüberwirkte, — hatte zu den politischen Vorgängen seiner Zeit kein näheres Verhältniss und beschränkte sich wesentlich auf seine amtliche Sphäre: der eigenthümliche Charakter seiner theologischen Richtung traf in diesem Punkte mit den Zeitverhältnissen zusammen, welche die öffentlichen Angelegenheiten des Landes auf den Kreis der Nächstberufenen beschränkten. Sonntag und Walter bekannten sich dagegen von Hause aus so nachdrücklich zu dem nihil humanum mihi alienum puto, dass man ihre Theilnahme an Allem, was das Leben der Zeit bewegte, für selbstverständlich ansah und dass man ihre Mitwirkung allenthalben, wo es die Erreichung patriotischer Zwecke galt, in Anspruch nahm: in der Ueberzeugung, dass die Kirche ihrer Aufgabe nur gerecht werden könne, wenn sie sich mit den belebenden Zeitgedanken in Contact erhalte, trafen der Sohn des philosophischen Jahrhunderts und der Schüler Schleiermachers so direct zusammen, dass trotz der tiefen Kluft, welche ihre wissenschaftlichen und religiösen Anschauungen trennte, bezüglich ihrer öffentlichen

Thätigkeit keine wesentliche Verschiedenheit obwaltete. Wie der Name Sonntag mit Allem in Verbindung steht, was während der ersten zwanzig Jahre dieses Jahrhunderts im Sinne wahrhafter Förderung des livländischen Lebens geschah, so hat Walter an den Landesgeschicken, welche sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts vollzogen, grösseren Antheil gehabt, als irgend einer seiner Landsleute. Walters einziger ebenbürtiger Vorgänger ist Sonntag gewesen und Sonntag hat ausser Walter kaum einen Nachfolger gehabt, der sich eines gleich weitreichenden Einflusses rühmen durfte: die Perioden, während welcher diese Männer im Amte standen, bezeichnen Glanzpunkte unserer provinziellen Entwicklung, während der Zeitabschnitt, der zwischen der öffentlichen Thätigkeit derselben liegt, die traurigste Epoche der neueren livländischen Geschichte bildet.

Sonntag hat seinen Biographen bereits vor zwanzig Jahren gefunden, — sein Denkmal hatte er sich selbst gesetzt. Wir mögen aufschlagen wo wir wollen, auf jeder Seite der politischen, kirchlichen, literarischen und wirthschaftlichen Geschichte der Jahre 1803 bis 1837 steht mit Lapidarschrift der Name des „Biedermanns voll Licht und Kraft“ verzeichnet, der auf dem Rigaer Jakobikirchhof den ewigen Schlaf schläft. Seinen Ritterschlag, seinen vollgiltigen Anspruch auf das dankbare Gedächtniss des Landes hat das Zeitalter des livländischen Rationalismus erst durch den alten Sonntag erhalten, von dem auch diejenigen seiner jüngeren Zeitgenossen nicht ohne Liebe und Verehrung reden konnten, die eine der seinen diametral entgegengesetzte kirchliche Schule vertraten. Sein äusserer Lebenslauf war von dem nicht verschieden, welchen die grosse Zahl der deutschen Theologen zurückgelegt hat, die in dem Livland des 18. Jahrhunderts Bürgerrecht erwarben und eine zweite Heimath fanden.

Carl Gottlob Sonntag wurde im Jahre 1765 in dem sächsischen Städtchen Radeberg bei Dresden geboren, wo sein Vater eine kleine Bandfabrik besass. In der Fürstenschule zu Schulpforta ausgebildet, erhielt er bald nach Vollendung seiner theologischen Studien in Leipzig, einen Ruf an die

Rigaer Domschule. Noch schwankend, ob er sich zur Auswanderung in den fernen Nordosten entschliessen sollte, machte der junge Schulmann die Bekanntschaft eines Studenten der Theologie, der in Riga die Handlung erlernt hatte und durch wohlthätige Freunde in den Stand gesetzt worden war, seiner Neigung gemäss die gelehrte Laufbahn einzuschlagen. Dieser Student stammte aus einer englischen Familie und hiess George Collins: später Prediger an der reformirten Kirche zu Riga, ist er als genauer Freund Merckels und Grohmanns (der Häupter des „Prophetenclubs“) und als rüstiger Mitstreiter unserer Aufklärungsschule oft genannt worden. Diesem jungen Mann war durch die Grosssinnigkeit des damaligen jungen Riga in dieser Stadt ein neues Leben aufgegangen und mit Begeisterung pries er dem zaudernden sächsischen Candidaten den strebsamen Sinn und die echte Bürgertugend der Dünastadt, die ihm eine zweite Heimath geworden und von der Herder gesagt hatte, sie sei „beinahe Genf“. Sein Rath war für Sonntag entscheidend und am 13. September 1788 trat dieser sein neues Lehramt an. Eine durchaus geniale Natur von ungezügelter Thatendurst, riesiger Arbeitskraft, eisernem Willen, dabei liebenswürdig, beweglich, von der reinsten Humanität beseelt, wurde der Rector der Domschule binnen weniger Jahre der Mittelpunkt der Rigaer guten Gesellschaft, der Führer der wachsenden, über das ganze Land verbreiteten jungen Gemeinde, welche sich zu den „neuen“ Ideen der Menschenrechte bekannte. Kaum ein Jahr nach seiner Uebersiedelung wurde Sonntag mit der Leitung des Rigaer Lyceums, nach weiteren zwei Jahren mit dem wichtigen Amte des Oberpastors zu St. Jakob betraut, 1803 zum Adjuncten des kränklichen General-Superintendenten Dankwart ernannt. In dieser Stellung entwickelte der feurige Mann alsbald eine Thätigkeit, von der kaum einer seiner Vorgänger auch nur eine Vorstellung gehabt hatte; ihm genügte nicht, für das geistliche Wohl und die Bildung des Landvolks thätig zu sein, — er wusste, dass vor Allem materiell geholfen werden musste, und nahm in seiner Stellung als Landtagsprediger Veranlassung, mit voller Energie

für die Aufhebung der Leibeigenschaft einzutreten. Der angesehenere, hochgestellte Mann, der verschiedene Glieder der liberalen Landtags-Partei, namentlich den trefflichen Grafen A. L. Mellin zu seinen nächsten Freunden zählte, der mit den Friedrich Sivers, Gerstdorf, Transehe-Roseneck u. s. w. in steter Beziehung stand, hatte es nicht verschmäht, mit den jungen Schwärmern und Drängern des Merkelschen Kreises in Beziehung zu treten und durch diese die Schattenseiten des öffentlich-rechtlichen Zustandes seiner neuen Heimath im Einzelnen kennen zu lernen. Er war taktvoll genug, an Merkel's in der Stille geschriebenen Buch „die Letten“ keinen directen Antheil zu nehmen, — an der Stelle, die er einnahm, trat Sonntag desto rücksichtsloser und energischer mit seinem Verdammungsurtheil über das Bauernelend hervor. In einer berühmt gewordenen, nachmals auf Verlangen der liberalen Adelpartei gedruckten Landtagspredigt von 1795 („Zur Förderung des Gemeingeistes“) appellirte er so nachdrücklich an das Gewissen des Landes, dass auch die verstocktesten Junker sich dem Eindruck seines Worts nicht zu entziehen vermochten. Es war ganz im Styl des „philosophischen Jahrhunderts,“ wenn der kühne Redner sich auf die „Stimme Europas“ berief, wenn er seinen Zuhörern sagte: „dass hier noch viel zu thun sei, sagen alle Gute und wahrhaft Edle unter Ihnen selbst laut — das fühlt Jeder tief, der die so scharf abstechende Cultur des Gebieters und des Gehorchenden beherzigt, das ruft dir Adel Livlands die Stimme des gesammten gebildeten Europa auffordernd zu. So lange die menschliche und bürgerliche Existenz des Bauers nicht wohlbehaltener ist, so lange bleibt Alles, was moralisch gewirkt werden soll, nur guter Wille. Spreche Niemand „die Leibeigenen sind besserer moralischer Gefühle unfähig“ man könnte fragen „der Haufe, wodurch ist er denn seiner höheren Menschenfähigkeit beraubt?“ — So hatten die sonst als Bauernfreunde hochverdienten Pietisten der alten Schule, so hatte auch Graf Zinzendorf bei all seiner Genialität und seinem „fürnehmen Humeur“ nicht zu reden gewagt, und so musste doch geredet

werden, wenn alle übrige Rede, wenn insbesondere die geistliche Rede an das Landvolk einen Zweck haben, einen wirklichen Sinn gewinnen sollte. — Und dass dieser Ton der richtige war, dass er auch beim Adel Anerkennung und Achtung fand, lehrte eine lange Reihe glänzender Erfolge. Im J. 1803 zum General-Superintendenten gewählt, blieb Sonntag sein Leben lang der erste bürgerliche Vertrauensmann der Ritterschaft, ihr Berather in den schwierigsten Angelegenheiten, der intimste Freund der besten ihrer Söhne. — Sonntag's Wirkungen auf den Adel und die ländlichen Zustände bildeten aber nur einen und nicht ein Mal den wichtigsten Zweig seiner Thätigkeit; in einer Zeit, in der Stadt und Land sich eifersüchtig, nicht selten feindlich gegenüberstanden, war dem livländischen General-Superintendenten beschieden, in der Stadt Riga den grössten und segensreichsten Einfluss zu üben. Nicht nur, dass er mit allen hervorragenden Männern der Stadt, den Schwartz, Dyrsen, Bergmann, Collins, Albanus, Brotze u. s. w., durch die engste Freundschaft verbunden war, — sein Werk war die Begründung der literärisch-praktischen Bürgerverbindung, er gründete und redigirte die „Stadtblätter“, während mehrerer Jahre den Merkel'schen „Zuschauer“, das „Provinzial-Blatt“ und die „Monatsschrift zur Kenntniss der Geographie und Geschichte Russlands“, sein Wort war in Angelegenheiten des Theaters und der „Musse“ ebenso massgebend, wie in der Rigaschen Abtheilung der Bibelgesellschaft. Als Oberhaupt der Geistlichkeit war er für die Entwicklung der Kirchenordnung unermüdlich thätig, — an der Ausarbeitung der neuen Liturgie und den Vorarbeiten für die Kirchenordnung hat er den grössten Antheil gehabt; in Dorpat hielt er gelegentlich Vorträge über Homiletik, nachdem die junge Hochschule vergebliche Versuche gemacht hatte, den bewährten Mann dauernd an sich zu fesseln. Obgleich nichts weniger als gefügig, von starkem Selbstgefühl beseelt, dabei leidenschaftlich und zuweilen herrisch, — wie das bei Männern von bedeutender That- und Geisteskraft unvermeidlich ist — stand Sonntag mit all den zahlreichen Verwaltungs-Chefs, welche

er in Riga erlebte, auf dem besten Fuss. Beklescheff, der rechtschaffene, aber strenge und gefürchtete Civil-Gouverneur der Statthalterschaftsperiode, bewies dem energischen Prediger, der dem „Stellvertreter des Kaisers“ mit dem kühnen Wort entgegentrat: „Und ich stehe im Namen Gottes hier“, die Achtung, die ein hervorragender Mann dem Andern nie entzieht und fühlte sich durch die Abschiedsrede, die Sonntag ihm bei seinem Scheiden hielt (1790), tief bewegt; — Marquis Paulucci, der stolze alte Italiener, der keinen Widerspruch duldete und als ächter Voltairianer von Predigern, zumal lutherischen, nicht allzuviel halten mochte, hatte für Sonntag eine Vorliebe, aus der er kein Hehl machte, auch wenn er ihn scherzweise einen der vier „Rigaschen Evangelisten“ nannte. Man hat freilich nur nöthig in das männlich schöne Antlitz zu sehen, das der bekannte Senfsche Kupferstich darstellt, um zu wissen, dass dem Manne, der aus diesen klaren feurigen Augen sah, nicht zu widerstehen war, dass man ihn lieben und verehren musste, mochte man wollen oder nicht. Als der Tod den erst zwei und sechzigjährigen treuen Arbeiter abrief (17. Juli 1827), hüllte sich im eigentlichsten Sinne des Worts das ganze Land in Trauer; Sonntag's Freund und College im Ober-Consistorium, Graf Mellin, verlor vor Schreck auf längere Zeit die Sprache, alle Stände, alle Lebensalter, alle Corporationen wetteiferten in Ausdrücken dankbarer Verehrung — das richtige Wort aber fand jener hochgestellte Rigenser, der dem alten Merkel einige Jahre nach Sonntag's Hingang sagte: „Es ist, als ob mit diesem Manne ein luftreinigendes Princip aus der Welt gegangen ist.“

Sonntag's öffentliche Wirksamkeit war in eine Zeit gefallen, zu welcher in Stadt und Land die meisten wichtigen Aemter in den Händen hervorragender Persönlichkeiten lagen. Dieser Umstand und mehr noch die Gunst der äusseren Verhältnisse, welche während der Regierung Alexanders I. für die Ostseeprovinzen obgewaltet, hatte mit sich gebracht, dass die grosse Zahl der Gebildeten in einen Optimismus gewiegt war, zu welchem weder die Lage des Landes, noch die Be-

schaffenheit der an der Petersburger Centralstelle herrschenden Tendenzen berechnete. Mit der im Jahre 1819 erfolgten Aufhebung der Leibeigenschaft — (von welcher auch Sonntag und dessen Freunde den Beginn einer neuen besseren Zeit erwartet hatten), war in wirthschaftlicher Beziehung ein Rückschritt gemacht, der Bauernstand in eine Reihe von Schwierigkeiten gestürzt worden, welche Livland um ein Menschenalter zurückwarfen und im eigentlichsten Sinne des Worts an den Rand des Verderbens brachten. Das Geschenk der persönlichen Freiheit hatten die Urbewohner des Landes mit dem Verlust des Anspruchs auf den von ihnen bebauten Grund und Boden und mit der Aufhebung der segensreichen Bestimmungen bezahlen müssen, welche von der weisen, unter Sonntags Mitwirkung zu Stande gekommenen Gesetzgebung der J. 1803 und 1804 im Sinne einer definitiven Normirung der bäuerlichen Lasten und Leistungen getroffen worden waren. In falscher Anwendung jener Ideen wirthschaftlicher und staatsbürgerlicher Freiheit, welche das 18. Jahrhundert proclamirt hatte, war das „Princip der freien Contracte“ auf ein Verhältniss angewendet worden, in welchem der eine Theil alle Macht, allen Besitz und alle Bildung, der andere absolut Nichts besass, die „Freiheit“ für den einen Contractanten das Recht zu unbeschränkter Steigerung seiner Forderungen, für den anderen vollständige Vogelfreiheit und Rechtlosigkeit bedeutete. — Ebenso bedenklich sah es auf den übrigen Gebieten des öffentlichen Lebens aus. Die am Ausgang des 18. Jahrhunderts erfolgte Wiederherstellung der angestammten Verfassung des Landes und das Bewusstsein, dass tüchtige, von allgemeinem Vertrauen begleitete Männer die Geschäfte leiteten, hatten die herrschenden Classen der Bevölkerung in den Wahn gewiegt, ihr eigenes Behagen sei mit dem des gesammten Landes gleichbedeutend und ein Zustand der Vollkommenheit sei begründet worden, der weitere Anstrengungen überflüssig erscheinen lasse. Vor äusseren Feinden wusste man sich durch die starke Hand der Regierung gesichert, die Geschäfte gingen gut genug, um den Mittelclassen ein leidliches Auskommen zu gönnen, Justiz und Verwaltung arbei-

teten in gewohnter Weise weiter, für die geistige Entwicklung schien durch eine üppig ins Kraut geschossene belletristische Flora ausreichend gesorgt zu sein, die neu gegründete Universität Dorpat stand zur Freude aller Patrioten in üppigstem Flor, den Bauer hatte man zum „Staatsbürger gemacht“ und sich dadurch aller Sorgen um das Gedeihen desselben entledigt, — des Wohlwollens der Regierung glaubte man für alle Zeiten gewiss zu sein. Erst als der Reihe nach die Männer vom öffentlichen Schauplatz verschwanden, mit denen man Jahrzehnte lang zu rechnen gewohnt war und als ein neues, andersdenkendes Geschlecht an der Centralstelle das entscheidende Wort zu sprechen begann, wurde man gewahr, dass unter der glänzenden Hülle allgemeiner Zufriedenheit und Prosperität, — Trägheit, Egoismus und Grundsatzlosigkeit der Herrschenden ebenso bedenkliche Fortschritte gemacht hatten, wie Verarmung, Unzufriedenheit und Verbitterung der dienenden Classen. 1825 war der von seinen livländischen Unterthanen geradezu vergötterte Kaiser Alexander gestorben und durch die Thronbesteigung des jugendlichen Nikolaus ein System inaugurirt worden, das in allen Stücken das Gegentheil der bis dazu befolgten Ordnung bedeutete, 1827 starb Sonntag, 1829 legte Marquis Paulucci, der sechzehn Jahre lang seine despotische, aber starke und fleissige Hand schützend über den Ostseeprovinzen gehalten, das Amt des General-Gouverneurs nieder, — um die Mitte der dreissiger Jahre war die Generation der Graf Mellin, Friedrich von Sivers, Joh. Christoph und Hans Schwartz, Barclay de Tolly, Johann Valentin Bulmerincq u. s. w. — der Männer, die bis dazu „Alles“ gemacht und die Lücken der Thätigkeit ihrer Zeitgenossen gedeckt hatten, — ausgestorben. Die patres minorum gentium, welche diese Männer ersetzen sollten, hätten unter normalen Verhältnissen ausgereicht, die Interessen des Landes über Wasser zu halten: den Gefahren, welche seit dem J. 1841 über Livland hereinbrachen, und alsbald alle überkommenen Ordnungen, die politischen und wirthschaftlichen, wie die kirchlichen und nationalen in Frage stellten, waren sie nicht gewachsen. In den Tagen eines faulen Friedens empor-

gekommen, von dem gedankenlosen Optimismus, der allenthalben zur Signatur der Aufklärungsperiode gehört hat, innerlich ausgehöhlt, durch langjährige ständische Rivalitäten und Eifersüchteleien um das Bewusstsein der Solidarität ihrer Interessen gebracht, standen die berufenen Worthalter Livlands dem von allen Seiten hereinbrechenden Bankbruch in rathloser Verzweiflung gegenüber: die Städte wurden von Beamten der neuen Regierung (welche in der Ertödtung allen individuellen Lebens, aller nationalen und confessionellen Eigenthümlichkeit das Heil sah), förmlich belagert, auf dem flachen Lande stand die Unzufriedenheit des Bauernstandes mit der 1819 geschaffenen agrarischen Organisation in hellen Flammen, der Hort der deutschen Bildung, die Dorpater Hochschule drohte in eine russische Dressuranstalt verwandelt zu werden und massenhafte Uebertritte der Letten und Esten zur griechisch-orthodoxen „Rechtgläubigkeit“ kündigten der protestantischen Landeskirche dasselbe Ende mit Schrecken an, welchem der privilegienmässige Provinzialstaat bereits verfallen zu sein schien.

In diese Tage allgemeiner Auflösung, panischen Schreckens und jammervoller Verwahrlosung fällt das erste öffentliche Auftreten Ferdinand Walters, des Pastors zu Wolmar, um dessen Fahne sich alsbald der patriotische und widerstandsfähige Theil der Geistlichkeit sammelte, um die ins Korn geworfene Flinte zu todesmuthiger Vertheidigung des bedrohten Heiligthums der Väter wieder aufzunehmen. — Anton Karl Ferdinand Maximilian Walter war am 30. September 1801 zu Wolmar, einer im Herzen Livlands gelegenen kleinen, aber in der Landesgeschichte stets ehrenvoll genannten Stadt als Sohn des dortigen Kreisarztes Dr. Hermann Johann Walter geboren worden*). Früh des Vaters beraubt, wuchsen er und seine neun Brüder unter der Leitung einer Mutter auf, die unter den schwierigen Verhält-

*) Bischof Dr. Ferdinand Walter, General-Superintendent von Livland. Ein kurzer Abriss seines Lebens und Wirkens (Eisenach 1870). Der ungenannte Verfasser dieser Schrift ist der hochverdiente A. Döbner, weil. Pastor und Propst zu Kalzenau.

nissen, die ihr geworden, eine wahrhaft heldenmüthige Energie und Charakterfestigkeit bewies und als Mutter der geachtetesten und einflussreichsten Bürgerfamilie des Landes gestorben ist. Mit Hilfe ihres Schwiegersohns, des in Wolmar lebenden Pastor Erdmann, gelang der klugen und energischen Frau, ihre Söhne zu der wissenschaftlichen Laufbahn zu erziehen, welche in den Traditionen der Familie lag und für welche dieselben prädestinirt zu sein schienen: die älteren Brüder wandten sich dem medicinischen, die jüngeren dem theologischen Studium zu, alle mit so glänzendem Erfolg, dass sie es zu geachteten und ehrenvollen Stellungen brachten und dass der Name „Walter“ in dem modernen Livland einen sehr viel aristokratischeren Klang hat, als der manches ritterlichen Geschlechts, das seine Ahnen bis in die Zeiten der ersten Heermeister und Bischöfe des Landes nachzuweisen vermag. „Aufgeweckte Köpfe“, „glänzende Talente“ im gewöhnlichen Sinne des Worts sind die (jetzt sämmtlich verstorbenen) Söhne der Marie Elisabeth Walter nicht gewesen: zu raschem Erfassen, zu sprudelnder Reproduction und geistreicher Orientirung innerhalb fremder Ideenkreise waren diese harten, heissen, schwerblütigen Naturen viel zu breit und eigenartig angelegt. Die grossen schwerwiegenden Eigenschaften, welche Ferdinand Walter auszeichneten, waren in erster Reihe Eigenschaften des Charakters: sein feuriger, thätiger, mit besonderer Vorliebe auf das Dialectische gerichteter, aber im Grunde schwerfälliger Geist wurde von einem Charakter getragen, dessen eisernes Gefüge jede rasche Bewegung unmöglich machte, der das ein Mal Ergriffene aber mit einer Zähigkeit festhielt, die jedes, auch des stärksten Widerstandes spottete. Mehr tief als klar angelegt, bildete er seine Anschauungen gewöhnlich nur langsam, mit saurem Schweiss und nach harten Kämpfen, kostete die Aneignung fremden Stoffs ihm Anstrengungen, die zu dem erzielten Gewinn häufig ausser Verhältniss zu stehen schienen: dafür wurde das ein Mal Erworbene mit einer Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit durchgearbeitet, die bewies, dass dasselbe zum vollen Eigenthum des unermüdlichen Arbeiters geworden war. Die

Hauptsache aber war, dass in der riesenhaften Gestalt des Wolmarschen Bürgersohnes eine Energie lebte, für welche Hindernisse und Schwierigkeiten eigentlich gar nicht existirten, die lediglich auf sich selbst und der eignen frei gewonnenen Ueberzeugung ruhte, im eigentlichsten Sinne des Worts mit dem Kopf durch die Wand zu gehen wusste und mit den Begriffen „Furcht“ und „Rücksicht“ niemals die entfernteste Bekanntschaft gemacht hatte. Die Einfachheit, Natürlichkeit und Gesundheit der Verhältnisse, welche die Erziehung des heranwachsenden Knaben umgeben hatten, waren freilich dazu angethan gewesen, die angeborenen Charakteranlagen desselben in glücklichster Weise zu entfalten. Von zerstreuenden oder verweichlichenden Einflüssen konnte in der kleinen armen Landstadt, die Walters Wiege war, nicht die Rede sein; er wuchs unter den Söhnen der Handwerker und Krämer des Städtchens als derber, von Kindesbeinen an das Leben in einer anspruchslosen, aber nicht reizlosen Natur gewöhnter Knabe auf, von einer strengen Mutter kurz gehalten, früh auf den Ernst des Lebens gerichtet, aber in seiner Freiheit völlig unbeschränkt und ohne Ahnung davon, dass es für den Menschen eine andere Schranke als die des eignen Gewissens und der Autoritäten geben könne, unter welche die Natur selbst ihn gestellt. Der Schwager und die älteren Brüder, welche die Mutter in der Erziehung unterstützten, waren dieser verwandte einfache, kernige Naturen, dabei Männer von hoher Bildung, ächter Religiosität und früh geweckter Thatkraft, mit des Lebens holdem Schmuck und Ueberfluss wenig bekannt, aber desto genauer darüber unterrichtet, was seinen wahren Werth und Inhalt bildet und bilden soll. Lockungen des äusseren Ehrgeizes, des weltlichen Erfolges und der Eitelkeit reichten und reichen in die Region, welche die Welt des livländischen Gelehrten alten Styls bildet, nur selten hinein: mit dem Staat, dem sie angehörte, machte diese kleine Welt sich damals so gut wie Nichts zu schaffen, in der Provinz („dem Lande“) hatten seine Titel und Auszeichnungen keinen Cours und galt nur, was in den Rahmen des alten Landesstaats gefügt war. Dem Bürgerlichen, der

ausserhalb Rigas geboren war, wies dieser Landesstaat eine Pfarrstelle, das Secretariat bei einer ständischen Behörde oder die Stellung eines praktischen Arztes, — im günstigsten Falle eine Propstei, ein Bürgermeisteramt oder eine Dorpater Professur, unter allen Umständen ein Einkommen zu, das von Dürftigkeit und Ueberfluss gleichweit entfernt und im Voraus fest abgegrenzt war. Seinen Platz ganz auszufüllen, innerhalb des gegebenen Kreises fest und aufrecht dazustehen, die Genossen des Berufs und des Landes mit überlegenem Willen zu leiten, das war Alles, worauf der Ehrgeiz der Männer sich richtete und richten konnte, die auf Ferdinand Walter die ersten bestimmenden Einflüsse übten, deren Nachfolge dem Knaben als höchstes Ziel erschien. — 1817 hatte er die Kreisschule seiner Vaterstadt, zwei Jahre später die oberen Klassen des Dorpater Gymnasiums durchlaufen, wohin Mutter und Schwager ihn gesendet, 1820 gewann er an der Landeshochschule als *Theologiae cultor* das sehnlich erstrebte Bürgerrecht.

Erst vor einem halben Menschenalter gegründet, von ihrem Stifter, dem Kaiser Alexander väterlich begünstigt, von Alexanders Freunden, dem Curator Klinger und dem langjährigen Rector Parrot gegen jede äussere Anfechtung geschützt, stand die Dorpater Universität um das Jahr 1820 an dem Ausgang ihrer ersten Periode, des goldenen Zeitalters unverkürzter akademischer Freiheit und Selbstständigkeit. Was sie ihren Jüngern in wissenschaftlicher Rücksicht schuldig bleiben mochte, ersetzte sie vollauf durch andere Vorzüge: unter Schülern und Lehrern lebte ein edler, von idealem Schwung getragener Geist, der in harmonischer, wahrhaft menschlicher Ausbildung der Studirenden die höchste Aufgabe des akademischen Lebens sah. Von ständischen und landsmannschaftlichen Gegensätzen war unter den Jüngern der baltischen Hochschule ebenso wenig die Rede, wie von einem Antagonismus zwischen wissenschaftlichen Aufgaben und studentischen Traditionen: die gesammte Studentenschaft bildete einen Körper, innerhalb welches keine anderen Ver-

schiedenheiten zur Geltung kamen, als die der natürlichen Anlagen des Geistes und Charakters.

Eine so reich und mannigfaltig ausgestattete Persönlichkeit wie die Walters musste unter solchen Verhältnissen rasch zu allgemeiner Anerkennung und Geltung kommen: zahlreiche freundschaftliche Beziehungen, welche den späteren Pastor zu Wolmar mit gleichaltrigen Männern der verschiedensten Lebensstellungen verbanden und in der Folge für seine Wirksamkeit von erheblichem Werth waren, sind auf die Achtung und Popularität zurück zu führen, welche der lebenslustige und lebenskräftige Dorpater Student der Jahre 1820—1822 sich erworben hatte. Jene Absperrung der Theologen von andern Facultätsgenossen, welche auf deutschen Hochschulen vielfach ihr Wesen treibt und nicht der letzte Grund davon gewesen ist, dass die Geistlichen unserer Tage mit den Interessen und der Bildung ihrer Zeit die Fühlung verloren haben und es gewöhnlich nur mit äusserster Mühe dazu bringen, im Staat und der Gesellschaft der Gegenwart heimisch zu werden, — diese Absperrung ist in Dorpat immer nur als Ausnahme vorgekommen: dass Männer, die gemeinsam zu wirken berufen sind, zusammen jung gewesen sein müssen und dass es für den künftigen Staatsbürger keine bessere Vorschule geben kann, als die Zugehörigkeit zu einer auf eigne Füsse gestellten Jugendgenossenschaft, verstand sich in dem Liv-, Est- und Kurland der zwanziger Jahre grade so von selbst wie in unseren Tagen, wo man von jedem tüchtigen Manne, mag er Arzt, Prediger, Lehrer oder Jurist sein, voraussetzt, er sei während seiner Universitätsjahre vor Allem Student gewesen. — Bei unserm Walter lagen Theilnahme an den Interessen seiner Commilitonen und an dem geistigen Leben der übrigen Facultäten um so näher, als sein ganzes Wesen auf eine Führerrolle und auf Bethätigung seines starken Willens hindrängte und als die eigne Facultät dem Wissensdurst des aufstrebenden Jünglings nur sehr ungenügende Nahrung bot. Die stroherne Theologie des Vulgairrationalismus wurde von Gelehrten zweiten und dritten Ranges vorgetragen, denen die Fähigkeit, die Jugend um sich

zu sammeln und durchschlagende Wirkungen zu erzielen, vollständig fehlte — einzelne von ihnen, wie der „Pfalzgraf“ Hetzel, entbehrten ausserdem auch der sittlichen Eigenschaften, welche ihr Beruf forderte. So war es kein grosses Unglück, dass Walter sich während seiner Dorpater Studienzeit der Hauptsache nach auf linguistische und encyclopädistische Disciplinen beschränkte und dass diese Zeit selbst von nicht all zu langer Dauer war. Obgleich die damalige Universitäts-Verwaltung von einer Liberalität war, welche das *laissez-aller* der Jugend gegenüber für die höchste Weisheit ansah, gerieth Walter mit derselben in einen Conflict, welcher ihn im J. 1822 den Besitz des academischen Bürgerrechtes kostete. Durch eine im Sommer 1821 unternommene Fussreise nach Finnland und Schweden mit dem grade damals frisch aufstrebenden skandinavischen Leben in Beziehung gesetzt, wandte der exmatrikulierte Dorpater Theologe sich nach Åbo, wo er zwei Jahre lang dem Studium der Philosophie und der „freien Künste“ eifrig oblag, und von wo er im J. 1824 als Doctor und Magister in die Heimath zurückkehrte. — Diese schwedisch-finnländischen Studienjahre pflegte Walter selbst als einen Glanzpunkt seines Lebens zu bezeichnen. Die Grossartigkeit der nordischen Natur, die ihn alljährlich zu Wanderzügen in das romantische Nordfinnland veranlasste (im Sommer 1823 drang er über Torneå bis nach Lappland vor), der liebenswürdige Ernst des schwedischen Charakters, der zwischen den kirchlichen und den politischen Institutionen Finnlands bestehende enge Zusammenhang und die Gelegenheit, eine Zeit lang ausschliesslich seinen philosophischen Neigungen nachzugehen, liessen ihn unter den neuen Verhältnissen so rasch heimisch werden, dass er von denselben nur mit schwerem Herzen Abschied nahm. Noch in späteren Jahren nahm er an den politischen Geschicken Finnlands ebenso lebhaften Antheil, wie an dem Entwicklungsgang der schwedischen Literatur und Sprache, die er gründlich erlernt hatte und kaum eine andere der ihm im Laufe seines Lebens zu Theil gewordenen Auszeichnungen dürfte Walter so grosse Genugthuung bereitet haben, wie die in den vierziger Jahren von einflussreicher Stelle an ihn er-

gangene Aufforderung, sich um das Amt des Erzbischofs von Åbo zu bewerben.

Die finnländischen Studienjahre hatten den jungen Doctor der Philosophie und Magister der freien Künste der Theologie so vollständig entfremdet, dass dieser entschlossen war, auf die kirchliche Laufbahn zu verzichten und sich dem Lehrerberuf zu widmen. Der Dorpater Rationalismus wie der in dem schwedisch - finnländischen Kirchentum herrschende starre Orthodoxismus waren ihm innerlich fremd geblieben und hatten ihn gedrängt, die Befriedigung seines starken metaphysischen Bedürfnisses auf dem Wege freier philosophischer Forschung zu suchen. In die damaligen Hörsäle Åbos war von den Systemen Fichtes, Schellings und Hegels eine nur sehr unvollständige Kunde gelangt; man tractirte vornehmlich den Aristoteles und sah in Kant den Abschluss und die Vollendung alles auf das Wesen der Dinge gerichteten Denkens. Walter, der an den auf schwedischen Hochschulen üblichen Disputirübungen eifrigen Antheil genommen und sich eine ausserordentliche Schlagfertigkeit in der Debatte erworben hatte, war in dieser Schule zum entschiedenen Kantianer geworden, mit der Natur und den eigenthümlichen Aufgaben des evangelischen Seelsorgeramtes aber zu genau bekannt, um die Kanzel als den geeigneten Ort für Verkündigung seiner Ueberzeugungen anzusehen. Seiner gewissenhaften, gründlichen und im besten Sinne des Worts schwerfälligen Natur widerstrebte es, des Lehramts zu warten, wo er sich selbst noch lernbedürftig fühlte, eine Versöhnung von Wissen und Glauben zu predigen, die sich in ihm selbst nur sehr langsam und allmählig vollzog. Nur auf das dringende Zureden Sonntags entschloss er sich, den Grad eines Predigtamts-Candidaten zu erwerben und ein Jahr lang als Gehilfe seines Schwagers, des Pastors Erdmann zu Wolmar, praktisch thätig zu sein. Nach Ablegung des zweiten Examens legte er diese Stellung nieder, schlug das Anerbieten einer förmlichen Niederlassung als zweiter Wolmarscher Prediger aus und zog sich zu seinem Bruder, dem späteren Dorpater Professor Julius Walter, in ländliche Einsamkeit zurück, um ausschliesslich wissenschaftlichen

Arbeiten, namentlich dem Studium Hegels und Daubs zu leben. Um diesen Studien treu bleiben und zugleich die Mittel für eine weitere Studienreise erwerben zu können, trat er 1824 als Lehrer in das Haus des Landrathes von Sivers, der auf Heinthal bei Fellin lebte und in dessen liebenswürdiger Familie er drei Jahre lang thätig war, um dann eine längere Reise nach Deutschland zu unternehmen und seinem Wunsche gemäss die neuere Philosophie und Theologie „an der Quelle“, d. h. zu den Füßen Schleiermachers, Marheinekes und Hegels, zu studiren.

Die in der Umgebung Fellins verbrachten Jahre waren für die Vorbereitung auf dieses Studium besonders geeignet gewesen. In Fellin hatte kurz zuvor Albert Hollander seine Erziehungsanstalt begründet und zu diesem, seinem Genossen Leopold von Holst und den Brüdern Carlblom war Walter in nahe freundschaftliche Beziehungen getreten. Hollander war kurz zuvor aus Deutschland zurückgekehrt und von begeisterter Verehrung für den grossen Berliner Theologen erfüllt, den Walter erst jetzt näher kennen lernte und dessen Lehre so tief gehende Wirkungen auf ihn übte, dass er von der Bekanntschaft mit ihr eine neue Periode seiner religiösen und wissenschaftlichen Entwicklung datirte und in der Folge behaupten konnte, „erst in Fellin habe er sich selbst wiedergefunden“. Seinen philosophischen Neigungen kam der Verkehr mit August Carlblom besonders zu Gute, dem späteren Dorpater Gymnasiallehrer, der damals in Fellin lebte und sich für die academische Thätigkeit vorbereitete, für welche er in jeder Rücksicht bestimmt schien, von welcher der Unverstand des Curators von Crafftström ihn indessen zum Schaden der Universität und zum lebhaften Bedauern Aller, die den ausgezeichneten Mann kannten, ausgeschlossen hat. Die Schwierigkeiten, mit welchen Livländer von überlegener Bildung und selbstständigem Charakter bereits damals zu kämpfen hatten und die während der folgenden dreissig Jahre beständig zunahmen, können nicht besser bezeichnet werden, als durch den Umstand, dass Herr von Crafftström dem Dr. Carlblom wegen seiner Erblindung die Bestätigung als Professor der Univer-

sität versagen zu müssen glaubte, den von diesem Leiden betroffenen Mann zum Gymnasiallehrer zu machen, dagegen keinen Anstand nahm! Carlblom, der mit dialectischer Begabung und ausgebreiteter philosophischer Bildung eine warme religiöse Gesinnung verband, wusste Walter so erfolgreich auf den Weg der Versöhnung von Wissen und Glauben zu weisen, dass dieser ihm sein Leben lang dankbar verbunden blieb und zu sagen pflegte, „das innere Licht dieses Blinden sei ihm, dem Sehenden, zu einem Leitstern seines Lebens geworden“. — Nach dieser Vorbereitung trat der jetzt sechsundzwanzigjährige Mann seine deutschen Lehr- und Wanderjahre an, die ihn zunächst mit Schleiermacher, Marheineke und Neander in nähere Verbindung setzten und den in Fellin begonnenen Process innerer Läuterung und Versöhnung zu glücklichem Abschluss brachten. Obgleich Walter das reiche geistige und künstlerische Leben des damaligen Berlin voll auf sich wirken liess und sich jenen Universalismus der Bildung und der Interessen wahrte, den er Zeitlebens als für den wahren Theologen unentbehrlich ansah, — war er (wie sein Biograph und Jugendfreund Döbner bezeugt) während seiner Berliner Studienzeit doch vornehmlich durch theologische und philosophische Forschungen in Anspruch genommen. Trotz des entschiedenen Gegensatzes, der gerade damals zwischen den Jüngern Schleiermachers und der um Hegel gesammelten philosophischen Gemeinde bestand, und trotz seiner dankbaren Verehrung für den grossen Erneuerer der evangelischen Theologie, war Walter ein fleissiger und eifriger Besucher der Vorlesungen Hegels, dessen Anschauungsweise vielfach in die seinige überging und den zu studiren er sein Lebenlang nicht müde geworden ist. „Die Ueberzeugung, dass es keinen anderen, als einen begreifbaren Glaubensinhalt“ gebe, dass der Satz „credo, quia absurdum“ nicht ein Mal in der Umänderung „credo quod absurdum“ haltbar sei, so lange nicht etwa das absurdum mit „Noch-nicht-Begriffenem“ übersetzt wird und dass ein wissenschaftlich gebildeter Mann nicht anders, als „durch die saure Arbeit des Denkens“ zum Glauben gelangen könne, — das war die Summe dessen, was Walter sich in Berlin erarbeitet hatte

und an dem er für das ganze spätere Leben mit der ihm eigenthümlichen Zähigkeit festhielt. — Ueber den philosophischen wurden die theologischen Diciphnen aber keineswegs vernachlässigt. Während die Dogmatik das Hauptstudium bildete, wurden nebenbei die Mystiker, namentlich Tauler und Swedenborg, eifrig tractirt, Excurse auf die verschiedensten Gebiete der Kirchengeschichte unternommen, kurz alle vorhandenen Hilfsmittel dazu ausgebeutet, einen Bildungsschatz zu gewinnen, der sich in die Stille der dem jungen Forscher bevorstehenden livländischen Landeinsamkeit hinübernehmen und für die Bereicherung derselben verwerthen liess.

Und in solche Landeinsamkeit trat Walter, als er im Jahre 1828 in das Vaterland zurückgekehrt war. Im October 1829 übernahm er das Amt eines Predigers zu Neuenmühlen und Westerotten, dem er, nachdem er sich bald darauf mit Catharina Fowelin verheirathet hatte, drei Jahre lang vorstand. — Schon während dieser ersten Amtsjahre, die er in tiefer ländlicher Stille und vornehmlich auf den Umgang mit der lieblich-idyllischen Natur der ihn umgebenden Landschaft angewiesen, verbrachte, erwarb der junge Pastor den Ruf eines durch Eifer, Hingebung und Energie hervorragenden Geistlichen. Er, der seiner ganzen Anlage und Entwicklung nach für ein geistig bewegtes, von vielgestaltiger Bildung getragenes Leben bestimmt schien, wusste vom ersten Tage seiner Thätigkeit an zu den schlichten, lettischen Bauern und Knechten, welche den Haupttheil seiner Gemeinde bildeten, in ein warmes und herzliches Verhältniss zu treten, die eigenthümlichen Anschauungen und Bedürfnisse des Volkes zu verstehen und demselben mit einer Liebe und Liebenswürdigkeit zu begegnen, die den Grund zu der unvergleichlichen Popularität legte, die er in der Folge genoss und die ihn ebenso zum Vertrauensmann der Letten und Esten, wie zum Führer seiner deutschen Landsleute machte. Eine entschieden aristokratische Natur, imposant in der Erscheinung, über die Interessen und Annehmlichkeiten des äusseren Lebens vornehm hinwegsehend, dabei stolz und leidenschaftlich und trotz der eminenten Kanzelberedsamkeit, zu welcher er es brachte, mit

einer nur mässigen oratorischen Begabung ausgestattet, war der Pastor zu Neuenmühlen nicht, was man einen „geborenen Volksmann“ nennt. Er wurde es, weil sich in seiner starken Brust eine Fülle acht menschlicher und acht christlicher Liebe barg, und weil er in der Bethätigung dieser Liebe die vornehmste Aufgabe des Christen und des Predigers sah. Nachdem er sich selbst und die widerstrebenden Seiten seines Wesens mit dieser Liebe überwunden und das Wort: „So viel Einer liebt, so viel lebt er“, nicht nur unter sein Bild, sondern unter jeden Tag seines Lebens geschrieben hatte, gab es keinen äusseren Widerstand mehr gegen die hinreissende Gewalt seines Wesens. Wenn seine ernst gefurchte Stirn sich ein Mal glättete, wenn sich um den fest zusammengekniffenen, strengen Mund ein freundliches Lächeln zog, wenn seine tiefe, häufig rauhe und dann einer geborstenen Kesselpauke ähnliche Stimme weiche und warme Accorde erklingen liess, so trug er den Sieg davon, einerlei ob ein müder, stumpfer Bauernknecht, ein aufgeblasener, wohlhabender Pächter oder ein frecher Junker ihm gegenüberstand. — Diese Ueberlegenheit seiner Natur, die mit unermüdlicher Treue in der Arbeit und grossartiger Opferbereitschaft im Wohlthun Hand in Hand ging, hatte Walter bereits während seiner Neuenmühlener Amtsjahre eine Ausnahmestellung erworben; staunend erzählte das Landvolk der Nachbarschaft von dem jungen Prediger, vor dem kein Ansehen der Person galt, der Allen mit dem gleichen imposanten Ernst und den gleichen Brüderlichkeiten begegnete, jede Haushaltung seines Kirchspiels bis ins Einzelne revidirte, der für eigene Rechnung einen Parochiallehrer angestellt, eine eigene Bibelgesellschaft gegründet, persönlich die Pocken-Inoculation überwacht, einen taubstummen Knecht selbst unterrichtet und zum civilisirten Menschen gemacht hatte, der von früh bis spät thätig war und doch für Jedermann Zeit hatte.

Seine volle Bedeutung entfaltete Walter aber erst als er im Jahr 1838 die Stellung eines Pastor primarius in Wolmar übernahm und diesen unbedeutenden kleinen Ort binnen weniger Jahre zum Rang eines wichtigen Factors im öffent-

lichen Leben des gesammten Livland erhob. Freilich hatten sich Umstände der verschiedensten Art dazu verbunden, Walters Thätigkeit an seinem Geburtsort fördernd zu begleiten. Wolmar dankte den besten Theil seines geistigen Lebens Gliedern der Walter'schen Familie: die Verehrung und Liebe, welche Ferdinands Vater sich als Stadtarzt erworben, war auf dessen Nachfolger, seinen Sohn Piers († 1875 als emeritirter Professor der Geburtshilfe zu Dorpat) und seinen Enkel Johann Erdmann († 1858 als Professor der Therapie zu Dorpat) übergegangen, — zwei von Walters Schwägern wirkten als Lehrer an der Stadtschule, seine eignen Amtsvorgänger waren sein Schwager und Erzieher Erdmann und dessen hochbegabter Sohn Eduard (der als Schriftsteller rühmlich bekannte Professor der Philosophie zu Halle) gewesen. Die beiden Leiter der städtischen Verwaltung, Rathsherr Jacob Wahrhusen und Syndicus Eckardt, waren nahe Freunde und Gesinnungsgenossen der Walter'schen Familie, die in der Pflege der von derselben begründeten guten Traditionen des Ortes ihre Aufgabe und ihren Stolz sahen; Kreisphysicus Dr. Girgensohn, Privatlehrer Geldner u. s. w. hatten sich diesem Kreise angeschlossen. So vereinigte ein festes Band alle massgebenden Personen des Städtchens und war es möglich, dass von den verschiedensten Punkten aus mit vereinten Kräften auf ein gemeinsames Ziel hingearbeitet wurde, — dass alle Versuche, Unfrieden zu säen, Rohheit, Sittenlosigkeit oder Servilismus auszubreiten wie an einer ehernen Mauer abprallten. Obgleich Walter zu klug und zu selbstbewusst war, um über die Schranken seiner Berufssphäre anders wie in dringenden Fällen hinüberzugreifen, wurde er allenthalben als die massgebende Person angesehen und behandelt. — Bevor zu den Einzelheiten der grossartigen Thätigkeit übergegangen wird, welche der „Ritter ohne Furcht, wenn auch mit Tadel“ (so hatte sein älterer Bruder den feurigen, auch gegen seine Amtsbrüder schonungslosen Vorkämpfer für die Regeneration der livländischen Kirche ein Mal scherzweise genannt), während seiner Wolmarener Jahre entwickelte, sei mir gestattet, dieser Skizze einige Mittheilungen zu verweben,

welche ein Zeitgenosse und Freund Walters 1870 in der „Baltischen Monatsschrift“ veröffentlicht hat und welche ein anziehendes Bild jener für alle Theilnehmer unvergesslichen Zeit entwerfen. Es heisst a. a. O. unter Anderem:

„Als ich im Jahre 1834 nach Wolmar kam, war die Sturm- und Drangperiode von Walters Leben grösstentheils überwunden, aber die Löwennatur zeigte sich denn doch noch zuweilen und kannte dann weder fremde noch eigene Schonung. — Seine Amtsbrüder blickten mit Staunen und Bewunderung auf seine Amtsthätigkeit, und ich habe es oft genug von ihnen aussprechen hören, dass sie schon um der körperlichen Kräfte willen nicht im Stande seien, es Walter nachzuthun. — Es war für ihn der Sonntag ein Arbeitstag vom frühen Morgen bis an den Abend; um 9 Uhr morgens deutscher Gottesdienst, um 12 Uhr lettischer, demnächst oftmals estnischer für diejenigen wenigen Esten, die in einem Theile des miteingepfarrten Gutes Kokenhof lebten. Estnisch hatte Walter eigens soweit für diese Esten erlernt, um ihnen gelesene Predigt und Abendmahl bieten zu können. Weiter folgten dann die Amtshandlungen, der Gefängnissgottesdienst und endlich noch in der Zwischenzeit Chorstunden bei den Herrnhutern, von welchen weiter unten die Rede sein soll. Da begreift es sich denn, dass wenn Walter Abends noch in Gesellschaft erschien, er vollkommen heiser und erschöpft war; — jene Heiserkeit, die später niemals gänzlich aus seiner Stimme schwand, datirt aus dieser Zeit der Ueberanstrengung. Redete man ihn darauf an: er solle sich schonen, auf diese Weise könne er es denn doch nicht lange mehr treiben, so antwortete er lächelnd: „lebt man nicht in die Länge, so lebt man doch in die Breite“, und zog er sich Sonntags Abends erschöpft zurück, so erbat er sich noch leichte Lectüre, deren er bedürfe, um seinen erregten Geist zu beruhigen und andere Eindrücke aufzunehmen. — Seine oft bewunderte Beredsamkeit und Gewalt der Rede war ihm nicht angeboren, sie war das Product grossen Fleisses, der übrigen Fülle seiner Gaben und seiner Amts- und Ueberzeugungstreue. Seine Predigt war oftmals das Product seiner Erlebnisse aus dem Laufe der zwischen-

liegenden Woche und man konnte darin zuweilen die Antwort auf ihm vorgelegte Fragen und Zweifel erkennen. Der Satzbau seiner Reden war meist schwerfällig und verschoben, weshalb sich die Reden beim Lesen nicht wohlthuend ausnahmen; aber aus seinem Munde gehört und wenn er sie warm vortrug, rissen sie Alles mit sich fort und ward dann jenes eigenthümliche Brausen in der Gemeinde vernehmlich, welches bei besonderer Erregung grösserer Versammlungen zuweilen entsteht und dann den Redner selbst weiter hebt und anregt. Walters vorwiegend philosophische Bildung verleitete ihn oftmals, religionsphilosophische Themata auf die Kanzel zu bringen, aber sein praktischer Sinn wusste dann zu rechter Zeit auch dem anderen Theile der Gemeinde sich zuzuwenden und Anwendung aufs Leben zu machen. Am Glänzendsten aber zeigte sich seine Ueberlegenheit im Disput, in Beherrschung der Logik, Dialektik und Psychologie. Diese Erfahrung konnte jeder machen, der den Mittwoch-Abenden im Wolmar'schen Pastorate beigewohnt hatte. An diesen Abenden versammelte sich nämlich ein Kreis von Freunden, um gemeinschaftlich „schwere Lectüre zu machen“. Solche schwere Lectüre war die Bedingung, von welcher Walter nicht abging, denn, sagte er, bei leichter Lectüre verziehe sich allmählig der Leserkreis, liege aber philosophisches Material vor, so müsse besondere Aufmerksamkeit und gemeinschaftliches Denken wach bleiben und zusammenhalten. Auf diese Weise wurden dann Hegel, Herbart, Humboldt, Strauss, Erdmann u. s. w. gelesen und von den weniger Geübten fleissig zuvor und nachher bearbeitet, um der Lectüre folgen zu können. Gab dann aber eine dabei zur Sprache gebrachte Frage besonderen Anlass, so eröffnete sich die Debatte, welche oftmals bis in die Nacht währte und Walters Dialektik aufs Glänzendste ins Licht stellte.

„Walters allseitiges Eingreifen in die Gemeinde nach oben und nach unten brachte es von selbst zu Wege, dass alle Autoritäten des Ortes einander in die Hand arbeiteten und am Mittwoch-Abend sich ihre Erfahrungen und Wünsche mittheilten; und nicht leicht konnte, wo Geistlichkeit, Lehrer,

Aerzte und Obrigkeit in stetem Austausch lebten, sich Jemand am Orte verlassen fühlen, böse Saat unbeachtet aufwuchern, oder brauchbare Kraft unberücksichtigt bleiben.

„Aus den vielen dabei mitunterlaufenden Curiosis möchte ich hier eines Vorgangs Erwähnung thun, der für Walters Art besonders charakteristisch war. Ein kirchenfeindlicher, neuansässig gewordener städtischer Handwerksmeister excellirte darin, sein Eheweib zu malträtiren, seine Lehrburschen vom Kirchenbesuch abzuhalten und sonst damit grosszuthun, wie er dem Pastor Walter den Standpunkt begreiflich machen würde, wenn dieser ihm einmal in den Weg käme. Als nun Walter hiervon Kunde erhielt, erschien er eines Tages in der Werkstube, bot dem Meister einen guten Morgen und erbat von ihm eine Unterredung. Der Meister erwiderte mürrisch, er habe nichts mit ihm zu sprechen, zündete eine Pfeife Tabak an, warf seinen Arbeitsrock ab, zog sich seinen Oberrock an, that sonst als ob Walter gar nicht erschienen wäre und schickte sich an, seine Behausung zu verlassen. Der hochgewachsene, baumstarke geistliche Herr vertrat ihm aber die Thüre und erklärte sich zum Kampfe um dieselbe bereit. Als der tapfere Meister verblüfft vor Walter stehen blieb, bedeutete ihm dieser, dass er keinen solchen Spass verstehe, hiess ihn sich niedersetzen und anhören, was er ihm zu sagen habe. Anfangs noch abgewandt, liess jener dann den Pastor reden und meinte: er solle sprechen, so viel er für gut fände, er bedürfe dessen nicht. Nach Verlauf einer Stunde aber waren Beide die besten Freunde und der Meister versprach sein Weib in Ehren zu halten, seine Lehrlinge in die Kirche zu schicken, und hielt Wort.

„In jene Zeit fiel auch die Gründung des lettischen Lehrerseminars, das anfangs in Wolmar, späterhin in Walk von der livländischen Ritterschaft fundirt wurde, und wobei Walter den Anstoss gegeben und eifrigst mitgewirkt hatte. Ebenso gründete der unermüdliche, erfindungsreiche Mann jene Verpflegungsanstalt mittelloser deutscher Kinder vom flachen Lande, welche noch gegenwärtig besteht und vielen hilflosen Familien geholfen hat, ihre Kinder zu erziehen und zu tüchtigen Arbei-

tern auszubilden. Der Weg, den er dabei einschlug, musste anfangs Zweifel erregen, zeigte sich aber alsbald als practisch und angemessen. Unter den vielen Walters Hilfe und Zuspruch fordernden Personen des Ortes befand sich eine ältere wohlhabende Dame mit ihrer Tochter, welche erstere an fixen Ideen litt, unbeschäftigt dastand, sonst aber noch denk- und leistungsfähig war, wenn es eben nicht ihre kranken Ideen betraf. „Die muss uns zu einer Kinderschule verhelfen“, sagte Walter, „hilft sie sich doch selber damit, wenn sie auf andere rechte Gedanken kommt“. Und in der That, diese anscheinend nutzlose Frau fasste den Plan mit besonderem Eifer auf, beschaffte hübsche Arbeiten, diese wurden verlost und allmählig ein Capital angesammelt, aus dessen Jahreserträgen, als ich Wolmar im Jahre 1847 verliess, bereits 33 Kinder erzogen wurden, wobei das Princip beobachtet wurde, keine selbstständige Anstalt herzurichten, in welcher dieselben untergebracht werden sollten, sondern diese Kinder vielmehr bei wohlbekanntem achtbaren Familien zu placiren und die Ortschaften besuchen zu lassen. Auf diese Weise kam den Kindern das Leben in der Familie, und den einzelnen unbemittelten Familien eine kleine Beihilfe an Einnahme zu Gute, und blieben sowohl die Kostspieligkeit einer zu unterhaltenden Anstalt, als auch deren leicht unterlaufenden anderen Nachtheile erspart.

„Zu den angenehmsten Erinnerungen aus dieser harmlos idyllischen Periode meines Lebens im Zusammenwirken mit Walter zählen auch jene Tage, welche eine Anzahl gleichgesinnter Männer im Juli-Monat jeden Jahres anfangs auf Treyden, späterhin aber in Cremon im schönen Aathale zusammenführten. Walter, Ulmann, Hollander aus Birkenruh und andere Jugendfreunde, zu welchen anfangs auch der jetzige Professor Eduard Erdmann zählte, hatten verabredet, am ersten Montage nach dem ersten Sonntage im Juli-Monate jeden Jahres sich im Aathale zusammenzufinden, gleichgesinnte jüngere Zeitgenossen mitzubringen und dann einige Tage harmlosen Zusammenlebens in der schönen Umgebung der Aa zu verbringen. Dieser Kreis hatte sich allmählig er-

weitert; es erschienen zuweilen 30 — 40 Personen, während zu Zeiten auch, je nach den jedesmaligen Conjunctionen, nur wenige Theilnehmer sich einfanden. Walter fehlte meines Wissens niemals und war auch hier die Eiche, um die sich Alles scharte und die den Mittelpunkt abgab. Ein feststehendes Programm oder dergleichen existirte dabei in keiner Weise, ein jeder that und liess, was er gerade wollte. So fehlte es denn auch nicht an Heiterkeit und Uebermuth; wesentlich aber bewegte sich das Gespräch und die Discussion um die Tagesfragen und der Ernst der älteren Männer waltete vor.

„In seiner Gemeindegewirksamkeit bereiteten die Herrnhuter Waltern vielfache Kämpfe und Anfechtungen; aus den Zeiten Zinzendorfs war ein Theil der Wolmar'schen Letten dieser religiösen Richtung zugeneigt und hing nur noch äusserlich der lutherischen Confession an, während die Betstunden und Chorstunden in den separirten Bethäusern (lettisch: „Kambur“) eifrigst besucht und hochgehalten wurden. Walter, welchem die Controlle dieser Versammlungen vorschriftmässig oblag, erkannte bald die kranke Seite dieser Aussonderung sich höher dünkender Gläubiger, und so entschloss er sich, in der zunächst dem Pastorate belegen Confirmandenkammer gleichfalls Chorstunden, jedoch in kirchlich-lutherischer Richtung einzuführen, womit er dann dem Separatismus Herrnhuts allmählig den Boden entzog, seine Gemeindeglieder der Kirche wiedergewann und brauchbare Institutionen für diese nutzbar machte.

„Diese allseitige Thätigkeit Walters war um so erstaunlicher, als er es sich zum Grundsatz gemacht hatte, seine Reden stets niederzuschreiben, es sei denn, dass er unvorhergesehen eine Amtshandlung zu vollziehen oder auszuhelfen hatte. Er hielt, wie er sagte, vom „aus dem Aermel schüteln“ Nichts, und ich hatte Gelegenheit zu erfahren, wie ihm diese Amtsregel einmal zu Nutzen gereichte.

„Walter schaute bei seinen Reden zwar nur selten in sein Concept, aber es begleitete ihn dasselbe stets auf die Kanzel; so auch als er einst in seiner Wolmar'schen Kirche den Gottes-

dienst hielt und eine seiner feurigen Reden hielt, der man nicht anmerkte, dass sie niedergeschrieben und fleissig zuvor bearbeitet und memorirt war. Inmitten dieser die Gemeinde fortreisenden Predigt erschallten plötzlich laute Tritte im Hauptgange der Kirche und zeigten sich mehrere Fähndrichs des am Orte einquartirten Infanterieregiments, welche ungenirt an die Kirchenstühle traten, rücksichtslos sich damit beschäftigten, die Frauen und Jungfrauen zu beschauen und ihre Ergebnisse darüber einander mitzutheilen. Die Störung der andächtigen Gemeinde war eclatant, von Walters Rede Nichts mehr zu hören — der Redner schwieg, über die ganze Gemeinde verbreitete sich eine Beklemmung. Man kannte den heftigen Charakter des Pastors, Alles lag für den Moment in seiner Hand; auch die jungen Militairs schienen betroffen und beriethen, was zu thun sei; da bedeutete ihnen Walter russisch von der Kanzel, sie möchten die Kirche nicht stören, und dieselben verliessen beschämt das Gotteshaus. Wiederum erfolgte eine kürzere peinliche Pause, während man den Kampf des heftigen Mannes mit sich selbst sah — dann nahm er sein Concept zur Hand und sprach: „Liebe Gemeinde, ich werde Dir nunmehr den Rest meiner Predigt vorlesen“, und schloss dann den Gottesdienst rasch ab.

„Als er dann aus der Kirche trat, erschien und empfing ihn der Adjutant des als überaus streng bekannten commandirenden Obristlieutenants Maslow und entbot den Herrn Pastor zu diesem, da derselbe etwas äusserst Dringendes in seiner Wohnung mit ihm zu besprechen hätte. Walter begab sich sofort zum Commandirenden, wo er die jungen Sünder bereits gebeugt seitab aufgestellt fand. Der Obristlieutenant ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab und beim Erscheinen Walters in der Amtstracht sofort auf diesen zu: „Herr Pastor“, redete er ihn an, „die Zukunft dieser jungen, leichtsinnigen Leute ruht ganz in Ihrer Hand, verlangen Sie gesetzliche Ahndung, so werden sie sämmtlich cum infamia cassirt und verfallen der Strenge der Gesetze für Störung und Schändung des Gottesdienstes; wollen Sie ihnen Vergebung und Nachsicht zu Theil werden lassen, so bestimmen Sie selbst,

wie ich dieselben von mir aus disciplinarisch bestrafen soll“. — Walter trat dann auf die jungen Leute zu und hielt ihnen ernst und milde ihr Unrecht so Herz bewegend vor, dass dieselben zerknirscht um Vergebung baten. — Da aber Walters Gemüth begreiflich schon durch die treffliche Haltung des Obristlieutenants besänftigt war, legte er selbst Bitte um Nachsicht und Milde beim ergrimten Regimentschef ein, welcher Arrest auf 14 Tage bei Wasser und Brod als Strafe decretirte und die jungen Leute sofort abführen liess, mit dem Bedeuten, dass nach überstandener Strafe dieselben sich nochmals zu Waltern zu begeben hätten, um diesem zu danken.“ —

Die vorstehenden Aufzeichnungen über Walters amtliche und private Thätigkeit beziehen sich ihrem Haupttheil nach auf das erste Jahrzehnt seiner Wirksamkeit in Wolmar. Auf ihren Höhepunkt gelangte diese Wirksamkeit aber erst seit dem Beginn der vierziger Jahre: mit dem Jahre 1841 hatte die verhängnissvolle Krisis begonnen, die wir oben zu charakterisiren versucht haben und welche die gesammte in Staat und Kirche Livlands überkommene Ordnung der Dinge mit einem jähen Zusammenbruch bedrohte. Eine Reihe ungünstiger Erndten hatte die Schwierigkeiten der ökonomischen Lage und die Verarmung des Landvolkes über ihr gewöhnliches Mass hinaus gesteigert: an der Möglichkeit einer Besserung ihrer jammervollen Lage verzweifelnd, nahmen Tausende von Letten und Esten an einem Gerücht, das von grossartigen Landvertheilungen im südlichen Russland fabelte, Veranlassung, von den Behörden die Erlaubniss zur Auswanderung in das „warme Land“ (silte semme) zu verlangen, ihren Herren den Gehorsam zu versagen, den Anordnungen des General-Gouvernements Widerstand zu leisten und schliesslich die Bereitschaft auszusprechen, gegen die Zusicherung weltlicher Vortheile zur griechischen Kirche überzutreten. Dem ersten Stadium dieser Bewegung gegenüber hatte die Regierung sich wesentlich abweisend verhalten: als dieselben Klagen und dieselben Anerbietungen des Landvolkes aber nach einigen Jahren wiederkehrten, war es gewissen „nationalen“ und „orthodoxen“ Elementen des höheren Petersburger Beamtenthums gelungen,

die Regierung für die Sache der Entgermanisirung Livlands und der „Bekehrung“ seiner bäuerlichen Bewohner zu interessiren und wusste das ganze Land, dass die Brutstätten der auf den Sturz des Protestantismus und der alten Verfassung gerichteten Bewegung in den Vorzimmern des griechischen Bischofs zu Riga und in der Kanzlei des neuernannten General-Gouverneurs Golowin zu suchen seien. Wie bereits angedeutet, wurden um dieselbe Zeit Versuche gemacht, der Selbstständigkeit der livländischen Städte und dem Fortbestande der deutschen Universität Dorpat zu Leibe zu gehen; in Riga wurde durch aus Petersburg entsendete Commissarien eine „Revision“ der städtischen Verwaltung abgehalten, welche alsbald den Charakter einer Verschwörung gegen den Rath der Stadt annahm, in Dorpat an einem harmlosen Studentenfest zur Absetzung des Rectors Ulmann und mehrerer als Patrioten bekannter Professoren Veranlassung genommen, in Petersburg ein Project berathen, das auf Nichts weniger als die Sprengung der livländischen Landesuniversität abzielte. — Ueber die gebildeten Classen der Bevölkerung verbreitete sich unter dem Eindruck dieser Vorgänge ein panischer Schrecken; an der Spitze der meisten ständischen Verwaltungen standen Männer, denen es trotz guten Willens und unzweifelhafter Ehrenhaftigkeit der Gesinnung an der Fähigkeit gebrach, den hereinbrechenden Gefahren mit der nöthigen Entschlossenheit entgegenzutreten; — ein nicht unbeträchtlicher Theil des in einer Zeit faulen Friedens emporgekommenen ständischen Beamtenthums sah in blinder Unterwerfung unter die Petersburger Gewalthaber das alleinige Heil, der in den Grundlagen seiner Existenz bedrohte Adel stand in rathloser Verzweiflung da, die Geistlichkeit sah sich vor die Wahl gestellt, entweder das Treiben der griechischen Kirchenemissaire (welche mit einer sog. „fliegenden Kirche“ durch das Land zogen und offen zum Abfall von der lutherischen Kirche aufforderten) gewähren zu lassen oder der Härte eines Gesetzes zu verfallen, welches jeden Widerstand gegen die Propaganda der „Orthodoxie“ mit Cassation, unter Umständen mit Verbannung nach Sibirien bedrohte. Ohne Rückhalt an der Regierung, von

dem verordneten Oberverwalter des Landes mit unverhohlener Feindseligkeit behandelt, durch das Bewusstsein eigener schwerer Verschuldung tief darnieder gebeugt, schien das deutsche Livland rettungslos dem Verderben Preis gegeben zu sein. Der verzweifelte Ruf „Alles ist verloren“ tönte von einem Ende des Landes zum andern und drohte die allgemeine Parole zu werden.

Erst als die Noth am höchsten gestiegen war, als man die Hoffnung nahezu aufgegeben hatte, bei der ständischen und kirchlichen Repräsentation des Landes das Maass von Entschlossenheit und Mannhaftigkeit zu finden, dessen es unter den gegebenen Verhältnissen bedurfte, machte der erste Schrecken einer ruhigen Erwägung der Sachlage Platz und begann, sich zunächst in kleineren, dann in grösseren Kreisen eine Art von Widerstand zu organisiren. Innerhalb des geistlichen Standes trat Walter an die Spitze der patriotischen Opposition und ihm schlossen sich bald andere Männer von gleich fester Gesinnung an. Ein günstiger Zufall hatte gewollt, dass der Wolmar'sche Pastor primarius kurz vor dem Hereinbruch der Katastrophe Träger eines wichtigen und einflussreichen Amtes geworden war: 1842 war er für sechs Jahre auf Vorschlag des livländischen Consistoriums zum Mitgliede des evangelisch-lutherischen General-Consistoriums zu Petersburg gewählt worden. Diese aus zwei kaiserlich ernannten Präsidenten und aus Vertretern sämmtlicher evangelischer Consistorialbezirke Russlands zusammengesetzte, seit dem Jahre 1832 bestehende höchste protestantische Kirchenbehörde erhielt durch ihren neuen Assessor eine Bedeutung, welche sie bis dazu nie besessen: wesentlich Walters Einfluss war es zu danken, dass die bis dazu ziemlich gefügigen, durch langjährigen Aufenthalt in der Petersburger Luft an unbedingten Gehorsam gewöhnten Präsidens und Glieder derselben nicht umhin konnten, sich der bedrohten livländischen Landeskirche bis zu einem gewissen Grade anzunehmen. Der schlichte livländische Landprediger, der immer nur auf einige Wochen in die Residenz kam (die „Juridiken“ des General-Consistoriums nahmen alljährlich im Frühjahr und Herbst einige Mo-

nate in Anspruch) und auf den die besternten vornehmen Collegen anfangs mit dem Gefühl der Ueberlegenheit herabgesehen haben mochten, wusste denselben so gründlich zu imponiren, an ihr Gewissen und Ehrgefühl so nachdrücklich zu appelliren, dass sie schliesslich nicht umhin konnten, den von ihm gegebenen Impulsen Folge zu leisten und sich seiner Ueberlegenheit zu fügen. Grade der scheinbar ungünstige Umstand, dass Walter jede geschäftliche Routine fehlte, dass er viel zu pedantisch und schwerfällig war, als dass ihm gegenüber von einer bloss formellen Erledigung der Geschäfte hätte die Rede sein können, begründete sein Uebergewicht. Aus seinem eigenen Munde wissen wir, dass er, wo rasche und energische Entschliessungen des General-Consistoriums nicht zu erzielen waren und die Mehrheit im Sinne der Unterwerfung unter den Willen der Regierung votirt hatte, die Herren zuerst durch Zähigkeit und Weitläufigkeit mürbe machte und durch die Drohung, es zu gar keiner definitiven Entscheidung kommen zu lassen und den Schluss der Juridik (Geschäftsperiode der Plenarversammlung) zu hindern, zur Aenderung ihrer Voten nöthigte. Ihn kurz abzufertigen oder bei Seite zu schieben, war ein für alle Mal unmöglich; die Energie seiner Haltung und der, wo es Gewissensfragen galt, bis zum Dämonischen gesteigerte finstere Ernst seines Wesens erzwangen sich bei Jedermann Ehrfurcht und Respect. Dabei war er von einer Ausdauer, Zähigkeit und Unermüdlichkeit in der Debatte, die für gewöhnlich geartete Menschen, insbesondere für leicht geschürzte Petersburger Geschäftsleute jede Concurrenz ausschloss und die Widerstrebenden im eigentlichen Sinne des Wortes aushungerte und mattsetzte. Ausserdem aber war ihm die Gabe, die Menschen zu gewinnen, in so hohem Grade zu Theil geworden, dass er sich wie allenthalben, so auch in den massgebenden Kreisen der Petersburger Gesellschaft rasch zahlreiche Freunde und Gönner erwarb, die ihn unterstützten. Schon seine ersten, in den evangelischen Kirchen der Residenz gehaltenen Predigten hatten ihn zu einer bekannten, vielbesprochenen Persönlichkeit gemacht. In dieser Welt des hohlen Scheins und der blinden Unter-

werfung unter die Tagesgrößen war ein Mann, der ohne Rang und Titel zu besitzen, Bedeutung in Anspruch nahm, an und für sich ein Phänomen: dass dieser Mann für den Glanz und Flitter, der ihn umgab, gar kein Organ besass, dass er Nichts für sich wollte, dass er Hohen und Niederen mit der gleichen bescheidenen und doch stolzen Würde gegenübertrat, sicherte ihm die Sympathien aller derer, die überhaupt über die Gemeinheit des Lebens hinwegzusehen vermochten. Den hohen Generalen von deutscher Herkunft und evangelischem Glaubensbekenntniss, die in dem damaligen Petersburg zahlreich waren und die nicht selten ein warmes Herz für ihre Kirche in der Brust trugen, hatte Walter vor Allem durch die Furchtlosigkeit, die „Bravour“ seines Auftretens imponirt: nachdem bekannt geworden war, dass er auf die erste Nachricht von der erneuten griechischen Propaganda in Livland den Versuch gemacht hatte, direct in das Cabinet des Kaisers zu dringen und dass es der Intervention des General-Adjutanten du jour (eines Deutschen) bedurft hatte, um ihn von diesem kühnen Unternehmen zurückzuhalten, gab es eine ganze Anzahl hochgestellter Militairs, die nur der Gelegenheit harrten, dem muthigen Manne und der von ihm verfochtenen Sache einen Dienst zu erweisen. — Den auf diese Weise erworbenen Einfluss wusste Walter mit unvergleichlichem Geschick innerhalb wie ausserhalb des General-Consistoriums zu Gunsten seines Landes und seiner Kirche auszubeuten und den dieselben befehdenden Elementen endlose Schwierigkeiten zu bereiten. Ueberall, wo es eine wichtige Entscheidung galt, war er zuerst auf dem Platz und die Gefahren, deren er sich durch diese „Uebergriffe“ in die heterogensten Gebiete aussetzte, schienen seinen Muth, seine Thatkraft und sein diplomatisches Geschick nur zu verdoppeln. Obgleich alle Welt wusste, dass der mit allen Zeichen kaiserlicher Ungnade entlassene Dorpater Rector Ulmann Walters naher persönlicher Freund war, dass Walter seinen ganzen Einfluss aufgeboten hatte, um diesen verdienten Ehrenmann wenigstens vor materieller Sorge zu sichern und dass Walters Bruder, der Professor der Geburtshilfe, zu den Vorkämpfern der Dorpater

Oppositionspartei gehörte, nahm der jüngste Assessor des General-Consistoriums keinen Anstand, die gefährdete Sache der livländischen Landeshochschule öffentlich und bei jeder sich darbietenden Gelegenheit zu vertheidigen, das General-Consistorium zu einem Zeugniss für die Unentbehrlichkeit derselben zu bestimmen und die Bestrebungen der Livland feindlichen Minister Perowski und Uwarow als mit der Aufrechterhaltung geordneter Verhältnisse unvereinbar zu bezeichnen.

Sobald die Juridiken geschlossen waren, eilte er aber an seinen bedrohten heimathlichen Posten zurück, um an der Organisation des Widerstandes gegen die griechische Propaganda Theil zu nehmen und den in Petersburg erworbenen Einfluss innerhalb Landes zu verwerthen. Es kam vor, dass er nach dreitägiger, bei schlechten Wegen und in rauher Jahreszeit durch Tag und Nacht fortgesetzter Reise von Petersburg, eine halbe Stunde vor Beginn des sonntäglichen Gottesdienstes in Wolmar eintraf, direct vor die Kirche fuhr, erst deutsch, dann lettisch predigte, das Gefängniss und die herrenhutischen Bethäuser besuchte und erst Abends sein Haus betrat, um Frau und Kinder zu begrüßen und von den Strapazen der Reise auszuruhen. Sein Haus war seit lange die Zufluchtsstätte Aller, die sich in Noth und Verlegenheit befanden: jetzt wurde es zum Mittelpunkt der Widerstands-Organisation gegen die russischen Umtriebe. Für die Wolmar'sche Gemeinde war Nichts zu fürchten, Walter beherrschte dieselbe so unumschränkt, dass kein einziger Uebertritt zur „Rechtgläubigkeit“ vorkam, und dass die in dem Städtchen etablirte „fliegende Kirche“ völlig unverrichteter Sache abziehen musste. Obgleich der zwischen dem Ortsprediger und den Herrenhutern bestehende Gegensatz der Sache der Propaganda an und für sich nicht ungünstig gewesen wäre, durfte Walter den Agitatoren, die sich in Wolmar eingeschlichen und die Frechheit gehabt hatten, beim lutherischen Gottesdienste zu erscheinen, in überquellendem Zorn von der Kanzel herab zuzurufen: „Hier habt Ihr Nichts zu suchen — nicht einen Schweinehirten werdet Ihr verführen“, und behielt er mit diesem Worte Recht. An der Wahrung des eigenen Amtskreises

liess der unermüdliche Mann sich aber nicht genügen: wo ein Kirchspiel besonders bedroht, eine Gemeinde durch die Propaganda gefährdet war, erschien der Wolmar'sche Pastor zur Unterstützung des Ortspredigers, um in Gastpredigten, Unterredungen mit den Gemeinde-Aeltesten und durch Theilnahme an den Chor- und Bibelstunden zur Treue gegen die Kirche zu ermahnen und dem Feinde die Zähne zu zeigen. Lebhaft davon durchdrungen, dass es zur Kräftigung des protestantischen Bewusstseins der Letten und Esten vor Allem der Verbreitung höherer Bildung und einer Besserung des Landschulwesens bedürfe, warf er sein volles Gewicht in die Wagschaale, um Geistlichkeit und Adel zu erhöhten Anstrengungen und Opfern für die Schulsache zu bestimmen. Die Begründung des Volksschullehrer-Seminars zu Wolmar war sein eigenstes Werk: er hatte den Director dieser Anstalt ausgewählt und die Mittel zur Ausbildung desselben beschafft, er hatte an der Feststellung eines geeigneten Lehrplanes Theil genommen und die junge, unter seinen Augen emporblühende Anstalt mit dem Auge eines liebenden Vaters geschützt und überwacht. — Dass er zu den Häuptionern der liberalen und patriotischen Adels- und Landtagspartei in enger Beziehung stand und sich für die Sache der Fölckersahn'schen Agrarreform auf das Lebhafteste interessirte, braucht nicht erst gesagt zu werden: verstand sich doch für alle denkenden Livländer von selbst, dass die Besserung der bauerlichen Zustände die Voraussetzung jeder dauernden Behauptung des deutschen und evangelischen Charakters der Landschaft war und dass die alte Verfassung nur um den Preis erhöhter Opfer und Zugeständnisse an die Masse der Bevölkerung aufrecht erhalten werden konnte. — Die Hauptstätte von Walters öffentlicher Thätigkeit aber war die Synode, die alljährliche Versammlung der livländischen Geistlichkeit, deren Leitung lange bevor er General-Superintendent wurde, thatsächlich auf ihn übergegangen war. Der Stand, den er in dieser Versammlung hatte, war kein leichter. Dass zwischen ihm und der grossen Mehrheit seiner Amtsbrüder bezüglich der griechischen Propaganda gegenüber einzunehmenden Haltung keine Meinungsverschiedenheit be-

stand und dass man sich seiner Führung ohne Weiteres überliess, wo es auf das Kirchenregiment und die Landesrepräsentation Druck zu üben galt, schloss keineswegs aus, dass er in inneren kirchlichen Fragen vielfach auf Widerstand stiess und nicht selten den Kürzeren zog. Walters specieller theologischer Standpunkt (wie wir wissen der Schleiermachersche) zählte nur wenige Anhänger; die grosse Mehrheit der jüngeren Männer huldigte den streng confessionellen Anschauungen der Dorpater Facultät, zählte mehrere glänzende Talente in ihren Reihen und that sich durch kirchlichen Eifer und mannhaft politische Gesinnung so vortheilhaft hervor, dass ihr Einfluss auf die öffentliche Meinung von Jahr zu Jahr zunahm. Unter den älteren Herren war eines Theils der bequeme Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts, andern Theils die Parteinahme für Herrnhut noch ziemlich stark vertreten und schon aus diesem Grunde eine gewisse Neigung vorhanden, dem Manne, der zuerst als Ankläger gegen die altväterische Pastoren-Bequemlichkeit und das „tolerante“ System des laissez-aller aufgetreten war, Opposition zu machen. Nichtsdestoweniger war und blieb Walter während der vierziger und mindestens der ersten Hälfte der fünfziger Jahre der anerkannte Führer der Synode; obgleich sein theologischer Standpunkt eigentlich nie der der Mehrheit war und obgleich der Einfluss der von ihm vertretenen Schule von Jahr zu Jahr zurückging, musste man von allen Seiten sein persönliches Uebergewicht und seine eminente Fähigkeit zur Repräsentation der politischen Interessen der Kirche anerkennen. Neben der unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit seines Wesens, das in wunderbarer Weise schonungslose Heftigkeit mit aufopfernder Liebe, einen entschiedenen Hang zum Despotismus mit milder Versöhnlichkeit und vom Geiste strenger Gerechtigkeit getragene Selbstzucht vereinigte, fielen dabei besonders die anerkannte Mustergiltigkeit des Wolmar'schen Gemeindelebens und seiner Amtsführung ins Gewicht. Zu derselben Zeit, wo seine Wirksamkeit das ganze Land umfasste, er als Synodalmitglied, Assessor des General-Consistoriums, Mitglied des Comités für Zusammenstellung eines neuen Gesangbuchs,

als Organisator des Schullehrer-Seminars und als Berather in allen wichtigen Fragen kirchlichen und kirchenpolitischen Lebens von den verschiedensten Seiten in Anspruch genommen wurde, stand seine seelsorgerische Thätigkeit keinen Tag still. Für den ärmsten Bauernknecht, der ihm seine Sorgen mittheilte und um ein „Paduom“ (einen Rath) bat, hatte Walter ebenso Zeit, wie für den trostbedürftigen Gefangenen des Wolmar'schen Zuchthauses oder den Landrath und Oberkirchenvorsteher, der in Sachen des Schulwesens oder der Landesvertretung mit ihm conferiren wollte. Als ob er keinen anderen Beruf, als den des Wolmar'schen Pastors habe, machte der überhäufte Mann Sonntags nach der Kirche seine Armen- und Krankenbesuche, übte er strenge Kirchengzucht, sah er nach den Schulen und hielt er seine Chor- und Bibelstunden ab. Die in seiner Gemeinde gefeierten Kirchenfeste umfassten thatsächlich alle Bewohner des Ortes und waren von einer Weihe umgeben, die an die mittelalterliche Einheit des kirchlichen und des socialen Lebens erinnerte. Zu dem deutschen Confirmationsunterricht, den er alljährlich im Frühling ertheilte, strömten Jünglinge und Jungfrauen aus den entferntesten Theilen des Landes zusammen — nicht selten fanden sich auch ältere Personen „zur Nachlehre“ im Wolmar'schen Pastorat ein: vom „alten Ferdinand“ confirmirt zu sein, galt für einen Vorzug, dessen häufig selbst Söhne hervorragender Prediger nicht verlustig gehen wollten und das weitläufige Haus, das Walter zur Aufnahme seiner Confirmanden erbaute hatte, vermochte schliesslich die Menge der Lernbegierigen nicht mehr zu fassen*). Unvergesslicher Eindruck, wenn der sehnlich erwartete Morgen des Confirmations-Sonntages endlich anbrach, wenn Altar und Chor der lieben alten Kirche im tausendfältigen Blumen- und Blüthenschmuck des jungen Frühlings prangten, wenn weihevoller Frieden über Stadt und Landschaft gebreitet war, jedes Haus der Stadt

*) Es ist in Livland Sitte, dass die Confirmanden während der vierwöchentlichen Lehrzeit im Hause des Predigers wohnen und während derselben aus der Schule u. s. w. vollständig ausscheiden.

seine am Vorabend aufgenommenen Confirmationsgäste in die Kirche sandte, jeder störende Lärm und jedes weltliche Geschäft ruhte und der tiefe Ton der Glocke ankündigte, dass Pastor und Diaconus an der Spitze der Confirmandenschaar von den Höhen des Pastorats in feierlichem Zuge zu der in Mitten des Städtchens belegenen Kirche hinabstiegen! Da war Nichts künstlich gemacht und modern-tendenziös, da verstand sich von selbst, dass Alles an der erhebenden Feier Theil nahm, dass Alles der Bedeutung und Würde derselben accommodirt wurde, dass ein Gedanke alle Herzen vereinigte, alle Hände faltete und dass jeder Versuch, das Recht der Kirche an der Herrschaft über diesen Tag in Zweifel zu ziehen, wie ein Frevel gegen die gesammte Gemeinde angesehen und bestraft wurde. Es bedurfte nicht erst der engen Beziehungen, welche zwischen dem Pastorat und der städtischen Verwaltung bestanden, damit für eine Kirchenpolizei gesorgt wurde, welche dem Sonntage und den Vorabenden der Kirchenfeste ihr gutes Recht wahrte und ohne Unterschied der Person Jeden traf, der sich gegen die traditionelle Ordnung und den strengen Wächter derselben, den vortrefflichen Wahrhusen, aufzulehnen suchte. Mit der Macht natürlicher Ueberlegenheit hatte Walter alle bildungsfähigen Glieder seiner Gemeinde zu der Höhe seiner eigenen christlich-humanen Weltanschauung zu erheben und ein Gemeindeleben zu begründen gewusst, innerhalb welches die Herrschaft der Sitte die Repristination mittelalterlicher Kirchenzuchtsatzungen völlig überflüssig machte.

An äusseren Anfechtungen und an Versuchen der Propagandisten, dem einflussreichsten Manne des Landes in den Arm zu fallen, durch geschickt gestellte Fallen dem Fortgang seiner Thätigkeit hindernd in den Weg zu treten, konnte es natürlich nicht fehlen, wo die Abwehr des Feindes an und für sich für hochverrätherisch galt. Walter wurde in einen Criminalprocess verwickelt, der mehrere Jahre dauerte und seine Erwählung zum Propste unmöglich machte und ihm leicht Mantel und Kragen hätte kosten können: dass er aus dieser und ähnlichen Anfechtungen als Sieger hervorging,

hatte er nicht nur der Ueberlegenheit und dem hohen Ansehen seiner Person, sondern vornehmlich einer Lebensklugheit zu danken, die ihn trotz der Heftigkeit seines Temperaments nur selten verliess. Nachdem die erwähnte Criminalanklage den Anklägern eine schwere Niederlage bereitet hatte, wagte Niemand mehr, den Löwen von Wolmar an der Mähne zu packen. Die Geschichte dieses Processes aber ist charakteristisch genug, um an der Hand eines Berichtes erzählt zu werden, den ein Freund Walters (der mit jener Angelegenheit amtlich befasst gewesen zu sein scheint) seiner Zeit in der „Baltischen Monatsschrift“ (Bd. XI, S. ~~170~~) veröffentlicht hat. Es heisst a. a. O. unter Anderem wie folgt:

„Es ist bekannt, dass während der religiösen Wirren der vierziger Jahre unter allen lutherischen Predigern, welche wider den Abfall vom Glauben auftraten, der damalige Pastor zu Wolmar der eifrigste und unerschrockenste war. Alle Mahnungen zur Vorsicht, die ihm zukamen, liess er gänzlich unbeachtet: nicht damit zufrieden, dass er in seiner eigenen Gemeinde keinen einzigen Fall der Apostasie erlebte, erschien er allenthalben, wo bedrängte Amtsbrüder seiner Unterstützung bedurften. Eine dieser Hilfsreisen hatte ihn nach Feheln, einem Gute in der Nähe Kokenhusens, geführt; er hatte daselbst eine Kirchhofspredigt gehalten, in welcher er die Gemeinde über die wahre Sachlage belehrte und ernstlich an ihre Pflicht gemahnte. Bald nach diesem Vorgange wurde er angeklagt, bei dieser Gelegenheit die griechisch-orthodoxe Kirche geschmäht und auf ungebührliche Weise angegriffen zu haben. Die Anklage beruhte auf einer Anzeige des in der Nähe Fehelns situirten orthodox-griechischen Geistlichen. eines geborenen Letten, welcher als einer der Ersten übergetreten und zum Priester geweiht, sich besonders eifrig für die Conversion gezeigt hatte. Der Bericht dieses Geistlichen war von drei Zeugen begleitet worden, welche sich dem Riga'schen Erzbischof gestellt und die Anklage durch ihre Aussagen unterstützt hatten. Der General-Gouverneur (Golowin), welchem diese Anzeige zur weiteren Anordnung vorgestellt worden, ordnete nach damaligem Modus eine Un-

tersuchungs-Commission an, welche aus einem Gensdarmerie-Obristen, einem Kirchspielsrichter und dem Fiscal des betreffenden Kreises bestand.

„Ohne den angeklagten Pastor auch nur persönlich zu vernehmen, hatte diese Commission die drei von dem Kläger aufgestellten Zeugen abgehört und sonst aus der Fetheln-schen Kirchengemeinde einzelne Personen vernommen. Das Verhörprotokoll aber, zusammt dem Conclusum der Commission, waren dahin ausgefallen, dass der angeklagte Pastor der wider ihn zur Sprache gebrachten Vergehen allerdings dringend verdächtig erscheine. — Beim Bekanntwerden dieser ersten Verhandlung liefen mancherlei Befürchtungen um: es möchte der Angeklagte, dessen Tapferkeit man kannte, in der That übergriffen und sich straffällig gemacht haben; schon gab es nicht Wenige, welche es geradezu aussprachen: der Pastor von Wolmar gehe zu weit, sei zu kühn, wer sich in Gefahr begeben, müsse darin umkommen, u. s. w.

„Ein glückliches Zusammentreffen von Umständen wollte, dass dieser im Jahre 1847 angezettelte Handel erst nach dem Januar 1848 zum Austrag kam: beim Beginn dieses Jahres aber war an die Stelle des Generals Golowin der hochsinnige und gerechte Fürst Suworow zum General-Gouverneur von Liv-, Est- und Kurland ernannt worden. Dieser ertheilte bald nach seinem Amtsantritt dem ordentlichen Gerichte (in casu dem Wenden'schen Landgerichte) den Auftrag, auf Grund der vorausgegangenen commissarischen Untersuchung das Criminalverfahren wider den Pastor von Wolmar wegen Schmähung der griechisch-orthodoxen Kirche aufzunehmen. — Das Landgericht — die erstinstanzliche Criminalbehörde für die Bewohner des flachen Landes in Livland — besteht aus einem Landrichter, zwei Assessoren und einem Secretair. Zu der vorliegenden Untersuchung, die wegen der Menge von Zeugen in loco auf dem Gute Feheln abzuhalten war, wurden von Seiten des Landgerichtes ein Assessor und der Secretair abdelegirt. Ausser ihnen hatte noch ein lutherischer Prediger als geistlicher Delegat zu fungiren. —

„In Feheln ankommend, fanden die beiden Delegirten

des Landgerichtes daselbst nicht nur den Angeklagten und die citirten Personen (etwa 20 an der Zahl) vor, sondern auch mehrere benachbarte Gutsbesitzer und eine grosse Anzahl von Bauern des Kirchspiels. Der Besitzer des Gutes Feheln theilte ihnen sogleich mit, dass noch mehr Bauern im Anzuge seien und er ernste Besorgnisse wegen möglicher Excesse hege; diese gerichtliche Verhandlung erzeuge das allgemeinste Interesse, unter dem andrängenden Volke seien schon Aeusserungen gehört worden, dass man den Pastor von Wolmar zu vertheidigen und im äussersten Falle die Ankläger mit Gewalt zu vertreiben wissen werde.

„Während es hiernach nothwendig wurde, der Untersuchung den raschesten Fortgang zu geben, lief die unangenehme Nachricht ein, dass der Pastor delegatus unwohl sei und der Untersuchung nicht beiwohnen könne. Ein Aufenthalt von einigen Stunden wurde nun unvermeidlich, da ein anderer Repräsentant der Geistlichkeit per Estafette requirirt werden musste. Bis derselbe erschien, hatte sich der Gutshof ganz mit Menschen gefüllt.

„In dem grossen Saale des herrschaftlichen Wohngebäudes ward der Gerichtstisch aufgeschlagen, und die Ankläger wurden vorbeschieden. Schon bei dem Verhör dieser Personen ergab sich eine wesentliche Abweichung von der Darstellung, welche die Klageschrift gegeben hatte; dennoch blieb genug übrig, um für den Fall der Begründung dieser Aussagen den angeklagten Pastor um Mantel und Kragen zu bringen. Die hauptsächlichsten Anklagepunkte waren folgende: 1) dass der Angeklagte in seiner in Feheln gehaltenen Kirchhofs predigt die griechisch-orthodoxe Kirche eine heidnische genannt habe; 2) dass er gesagt habe, die zu dieser Kirche Uebertretenden seien Diebe, Mörder, Heiden; 3) dass er gesagt habe, es könnten dieselben niemals selig werden.

„In der Voruntersuchung, welche durch die obenerwähnte Commission gemacht worden war, hatten die vernommenen Zeugen lutherischer Confession diesen Angaben nicht widersprochen: laut Acte hatten sie im Allgemeinen zugegeben, allerdings derartige Aeusserungen, wie dem Angeklagten zur

Last gelegt worden, gehört zu haben. Die directen Ankläger aber, jene drei convertirten Letten, welche vor dem Riga'schen Erzbischof die Anklage erhoben hatten, sprachen vor der Landgerichts-Delegation mit aller Zuversicht aus, dass der Angeklagte gerade so und nicht anders die griechische Kirche geschmäht, eine heidnische genannt habe u. s. w., und verblieben bei diesen ihren Angaben auch dann noch, als das Specialverhör ins Detail ging und sie auf die Wichtigkeit und die Folgen dieser Aussagen aufmerksam machte. Besondere Sicherheit bekundete aber die Anklägerin — das Weib eines der drei Accusanten —, welcher man äussere und innere Noth ansah. Alles beruhte nun weiter auf den Aussagen der eigentlichen Zeugen, welche, wie erwähnt, in der Voruntersuchung die Anklage insoweit unterstützt hatten, dass sie wenigstens nicht entschieden widersprochen und die Anklagepunkte zum Theil zugegeben hatten. — Das Verhör nahm etwa folgenden Gang: es ward dieselbe Reihenfolge der Zeugen beobachtet, welche die Voruntersuchung eingehalten, und dem hiernach vorbeschiedenen ersten Zeugen ward seine in der Voruntersuchung abgegebene Aussage verlesen und derselbe befragt, ob er bei dieser Aussage stehen bleibe? Die Antwort lautete: er habe das nicht so gesagt, wie es verschrieben stehe, sondern nur im Allgemeinen zugegeben, dass der Pastor von Wolmar allerdings von heidnischem Treiben gesprochen, welches stattfinde, wenn Jemand seinen Glauben um irdischen Vorthells willen hinzugeben im Stande sei; sowie auch davon, dass der Verkauf des Glaubens gegen Erlangung von Korn oder Land vom Diebstahl sich nicht unterscheide; endlich, dass Niemand, der auf diese Weise vom Glauben abfalle, selig werden könne.

„Hiernächst richtete die Gerichts-Delegation an diesen Zeugen, wie weiter auch an alle übrigen (deren, wie gesagt, gegen 20, sämmtlich bauerlichen Standes, da waren) folgende directe Fragen:

- „1) ob Zeuge gelegentlich jener Kirchhofspredigt gehört, dass der Angeklagte die griechische Kirche eine heidnische genannt?

- „2) ob Zeuge gehört, dass derselbe diejenigen, welche dieser Kirche angehörten oder zu ihr übertreten, als Diebe etc. bezeichnet?
- „3) ob Zeuge gehört, dass der Angeklagte gesagt, es könnten die Anhänger des griechisch-orthodoxen Glaubens niemals selig werden?

und immer folgte die nämlich feste Antwort: das habe der angeklagte Pastor von Wolmar nicht gesagt. — Es fanden sich unter den Antworten aber auch solche, welche mit Emphase aussprachen: der Pastor von Wolmar sei zu ihnen gekommen, wie der Arzt zum Kranken, denn dumm und unwissend wären sie in die Irre gegangen und für die erhaltene Belehrung würden sie Kinder und Kindeskinde dem Pastor von Wolmar danken und für ihn beten lehren etc. —

„Nach Beendigung dieses Verhörs, welches ordnungsmässig von jedem Zeugen unterzeichnet ward, erklärten die Zeugen noch beziehentlich der Voruntersuchung, dass man sie gar nicht so wie jetzt befragt, d. h. ihnen einzelne bestimmte Fragen nicht vorgelegt, sondern ihnen lange Anklageschriften vorgelesen worden und dass man sie darnach nur im Allgemeinen befragt habe, ob sie dergleichen Aeusserungen in der Kirchhofs predigt gehört hätten; auch seien ihnen ihre Aussagen nicht wieder besonders verlesen und vorgehalten worden, so dass sie nicht, wie gegenwärtig dem Landgericht, eine directe Anerkennung des Protocolls hätten geben können. Genug, die Special-Untersuchung ergab ein gänzlich abweichendes Resultat von demjenigen, welches die Voruntersuchung ermittelt haben wollte. Da sich die Aussagen der Zeugen und der Ankläger widersprachen, ward zur Confrontation geschritten. Die Ankläger erschienen zwar kleinlaut und beschämt, es beharrten aber beide Theile bei ihren differirenden Angaben.

„Während dieser Confrontation, welche bereits in die Abendstunde fiel, war der Zudrang zu den Fenstern und Thüren des grossen Saales, in welchem die Verhandlung gepflogen wurde, so gross, dass die Zugänge der verschiedenen Saaleingänge vollständig verstopft erschienen. Als aber nun schliesslich der angeklagte Pastor vorbeschieden und mit den

Anklägern confrontirt werden sollte, füllte sich auch der Hintergrund des Saales mit dem auf dem Gute anwesenden Publicum, so dass an eine Abwehr desselben gar nicht gedacht werden konnte, wenn nicht eine unberechenbare Verwirrung entstehen sollte, auf welche man ohnehin bei der den ganzen Tag über zurückgehaltenen grossen Erregung gefasst sein musste. Es schien für die Behörde unter den gegebenen Umständen das Gerathenste, die bei uns zu Lande sonst noch nicht übliche Publicität der Verhandlung dem Tumulte und möglichen anderen Excessen vorzuziehen und deshalb, nur Ruhe gebietend, mit der Verhandlung, welche ihren Culminationspunkt erreicht hatte, fortzufahren.

„Da stand denn inmitten des Saales der Gerichtstisch — zur einen Seite die drei Ankläger — zur anderen die 20 Zeugen, mit welchen Jene confrontirt worden waren — im Hintergrunde ein dichter Zuhörerkreis — und nun erschien in Amtstracht die hohe, imponirende Gestalt des angeklagten Pastors. Der geistliche Delegat des Gerichtes richtete nunmehr an ihn in lettischer Sprache die Anfrage: „Herr Pastor, Ihr seid angeklagt, bei Gelegenheit der Kirchhofs predigt die griechisch-rechtgläubige Kirche geschmäht zu haben etc., was habt Ihr darauf zu antworten?“

„Der Angeklagte erbat sich, seine incriminirte Kirchhofs predigt im Wesentlichen wiederholen zu dürfen, woraus sich ergeben werde, dass die Anklage auf Unwahrheit und Missverstand beruhe. Nachdem ihm dieses bewilligt war, begann er ein Resumé seiner Predigt: bei jeder Pause aber hörte man die Anwesenden, mit Einschluss der Ankläger, ausrufen: „Ja, das habt Ihr gesagt, Pastor — so war es“. Zum Schlusse dieses Vortrages aber, als der Redner die Ankläger fragte: „Könnt Ihr noch behaupten, dass Eure Anklage wahr und dass ich die von Euch vorgebrachten Schmähungen gesprochen?“ — warfen sich die unglücklichen Ankläger zur Erde, umschlangen des Pastors Kniee und riefen laut und mit Thränen: „Wir haben gelogen, Ihr habt das niemals gesagt, wir widerrufen unsere Anklage und nehmen sie zurück“.

„Die Wirkung dieser Scene war eine unbeschreibliche; alle Herzen, von dem bisherigen Druck befreit, wollten sich Luft machen; es schien allen Theilen, dass jede weitere formelle Verhandlung unnöthig sei. Dennoch musste grade jetzt noch eine formelle Feststellung erfolgen; es wäre von Seiten der Richter ein arger Verstoss wider die Processordnung gewesen, wenn sie bei diesem Ergebniss stehen geblieben wären, ohne, den Augenblick erfassend, das Geständniss der Ankläger motiviren zu lassen und den Grund und Anlass der falschen Anklage zu constatiren, da sonst später ein abermaliger Widerruf erfolgen und Einschüchterung, Ueberraschung u. d. m. vorgewendet werden konnten. Inmitten dieser allgemeinen Erregung erging denn an die Ankläger die Frage: „Ihr habt nun eingestanden, dass Ihr eine falsche Anklage erhoben; was hat Euch dazu veranlasst?“

„Hier nun im Angesicht der Behörde und der ganzen Versammlung erklärten die Ankläger: wie sie auf Geheiss des Kokenhusen'schen griechisch-orthodoxen Geistlichen der in Rede stehenden Kirchhofs predigt beigewohnt, demselben von dem Eindruck dieser Predigt Eröffnung gemacht und für ihre Seelen Besorgniss geäußert, der Geistliche sie aber aufgefordert habe, jene incriminirenden Anklagepunkte einzuzeugen: der Pastor von Wolmar müsse bestraft werden, damit dergleichen Predigten aufhörten und die Uebertritte nicht behindert würden. Weiter befragt, ob sie bei dieser ihrer Angabe verbleiben würden, wenn sie dem gedachten Geistlichen gegenüber gestellt würden, erklärten die Ankläger, dass sie das jeder Zeit thun wollten, „um ihre Seelen zu retten“.

„Das Resultat dieser Untersuchung lief darauf hinaus, dass der Angeklagte nicht nur gänzlich freigesprochen, sondern demselben auch der Regress wider seine Ankläger offen gelassen ward, wovon derselbe indessen keinen Gebrauch machen zu wollen erklärte, da der intellectuelle Urheber der Anklage inzwischen versetzt und nicht mehr zugänglich sei, ihm aber an Bestrafung der ohnehin so grausam gebrandmarkten directen Ankläger um so weniger gelegen sein könne,

als dieselben in allen Stücken ihre Reue kundgegeben hätten und ihr Zustand bejammernswerth genug sei.“

Wenige Monate nach Beendigung dieses Processes (dessen anschauliche Darstellung weitere Ausführungen über Walters Thätigkeit der vierziger Jahre überflüssig erscheinen lassen dürfte) machten die Folgen der vieljährigen Ueberanstrengung des Unermüdlichen sich in so nachdrücklicher Weise geltend, dass ein vollständiger Zusammenbruch seiner Kräfte drohte. Ein verschlepptes Nierenleiden machte nach Meinung der Aerzte den Gebrauch der Pyrenäenbäder dringend nothwendig: gerade damals aber gehörten Reisen in das „revolutionäre Ausland“ zu den Dingen, die für die Unterthanen des Kaisers Nicolaus so gut wie unmöglich waren, zumal wenn diese für so „suspecte“ Subjecte galten, wie der Pastor von Wolmar eines war. Erst nach langem Harren und endlosen Scheerereien gelang es Walters Petersburger Gönnern, dem Schwerkranken im Sommer 1849 die Erlaubniss zu einer mehrmonatlichen Bade-reise nach Deutschland und Frankreich zu erwirken: lächerlicher Weise wurde dem ruhigen, allen Excentricitäten unzugänglichen Manne „auf höheren Befehl“ das Versprechen abgenommen, „sich während seiner Reise nicht auf politische Dinge und Unterhaltungen einzulassen“. — Gestärkt, aber nicht genesen, kehrte er im Herbst desselben Jahres in die Heimath zurück: wenigstens beiläufig sei erwähnt, dass er seinen Aufenthalt in Carlsbad dazu benutzt hatte, entscheidende Schritte für die Begründung einer evangelischen Kirche in dieser Stadt zu thun und das kirchliche Begräbniss eines Glaubensgenossen gegenüber der intoleranten katholischen Geistlichkeit durchzusetzen*). — Die folgenden Jahre vergingen

*) In der „Baltischen Monatsschrift“ (Bd. XIX, N. F. November 1870) wird über diesen letzten Vorgang das Folgende berichtet:

„In Carlsbad war während Walters Anwesenheit ein evangelischer Badegast gestorben und ein Landsmann desselben hatte einen gerade daselbst anwesenden evangelischen Pfarrer gebeten, die Beerdigung zu vollziehen; die katholische Geistlichkeit hatte solches aber nicht gestatten wollen. Als Walter hiervon Kunde erhielt, begab er sich zu dem Amtsbruder und bot Alles auf, denselben zu veranlassen, nicht zurückzutreten; dieser aber

in gedeihlicher, wenigstens relativ ruhiger amtlicher Thätigkeit. Die wilden Wasser der griechischen Propaganda hatten sich verlaufen, die agrarischen Reformen von 1849 die Unruhe des Landvolks beschwichtigt, die Stände und Behörden des Landes waren unter der klugen und thätigen Verwaltung des humanen, auch von Walter hochverehrten General-Gouverneurs Fürsten Suworow in ihr altes Recht wieder eingesetzt und zur Wahrung der wirklichen und bleibenden Interessen des Landes befähigt worden. Obgleich es auch jetzt an gelegentlichen Rückschlägen nicht fehlte und Walter mehr wie ein Mal in die Nothwendigkeit versetzt wurde, sein Gewicht in die öffentliche Wagschaale zu werfen, war ihm doch im Grossen und Ganzen gegönnt, seinem Hause und seinem engeren Pflichtekreise zu leben. Nur die Synoden legten ihm regelmässig die Verpflichtung auf, aus diesem Kreise herauszutreten und sein Organisations- und Herrschaftstalent zu bewähren. Das Ansehen und der Einfluss, deren er genoss, sind nie, auch nicht während der Zeit seiner General-Superintendentur grösser gewesen, als während dieser Friedensjahre. — Trotz seiner geistigen Lebhaftigkeit und seines masslosen Thätigkeitsdranges liess er sich das ihm jetzt gegönnte Stilleben gern gefallen: an den kleinen Freuden und Leiden des Familienlebens und seiner Gemeinde Theil zu nehmen, seine wenigen freien Stunden zwischen harm-

erklärte, dass er es nicht wage, gegen die katholische Geistlichkeit aufzutreten. Die Beerdigungsceremonie der Katholiken begann bereits, als Walter sich den geistlichen Ornat des zaghaften Amtsbruders erbat und dem Trauerzuge anschloss. Als dann der Sarg am Grabe angelangt war und eben die katholische Geistlichkeit die Function beginnen wollte, trat er plötzlich an die Gruft, dankte den überraschten katholischen Brüdern dafür, dass sie in der Meinung, es sei kein evangelischer Pfarrer vorhanden, den Todten zur Erde bestatten wollten, und vollzog zum Erstaunen und zu grösster Erbauung aller Anwesenden in seiner herzegewinnenden Weise die Leichenbestattung, darauf hinweisend, wie Gott in Gnaden ihn aus fernem Norden herbeschieden und ihm vergönnt habe, seinem im fremden Lande verstorbenen unbekanntem Glaubensgenossen die letzte Ehre zu erweisen. Die Wirkung, so erzählte man in Carlsbad, war eine ausserordentliche gewesen, selbst die Katholiken hatten den wackeren Gottesmann aus dem Norden beglückwünscht und ihm Verehrung gezollt.“

loser Geselligkeit und wissenschaftlichen Studien zu theilen, entsprach ebenso seinen Gewohnheiten, wie seiner angeborenen Neigung. Wenn sein Blut nicht in Wallung versetzt war, harmlos, gutmüthig und anspruchslos wie ein Kind, war ihm jeder, auch der bescheidenste Verkehr recht*). Oeffentlichen Ovationen und gesellschaftlichen Aufregungen ging er, wo immer möglich, aus dem Wege, — zu Zeiten war ihm der Verkehr mit der Natur und mit Kindern der liebste. Trat er einmal in die Oeffentlichkeit, so war freilich unvermeidlich, dass man ihm den ersten Platz anwies und ihn in den Mittelpunkt stellte. Eine Gelegenheit solcher Art war die im December 1852 begangene fünfzigjährige Jubelfeier der Universität, um deren Erhaltung er sich in den Jahren 1843 und 1847 so grosse Verdienste erworben hatte und die ihm eine glänzende Ovation bereitere. In keiner anderen Absicht, als der, alte Freunde wiederzusehen, war er nach Dorpat gekommen. „Die Studenten-Verbindung „Livonia“ (so wird in der „Baltischen Monatsschrift“ berichtet) hatte an alle Diejenigen, welche der im Jahre 1834 aufgehobenen Burschenschaft angehört hatten, die Einladung erlassen, sich während der Festtage in ihrer Kneipe einzufinden. Dort fand ich in jenen Tagen den alten Burschschafter Walter unter jungen und alten Commilitonen, wo er dann auf Aufforderung alsbald das Wort ergriff und den Anwesenden ein Bild seiner Zeit gab, welche andere Ziele und Zwecke verfolgt hatte und längst verklungen war. Alles horchte gespannt und begierig den Mittheilungen des ehemaligen Studenten und endlich brachte man stürmisch das Wohl des Ehrengastes aus. Als dann anderen Tages in der Aula die Festrede des Rectors zum Schluss kam, verkündigte dieser die vom Conseil der

*) Während die Mehrzahl livländischer Prediger mit ihren griechisch-orthodoxen Collegen auf offenem Kriegsfuss stand, lebte Walter mit dem Wolmar'schen Popen auf so harmlosem Fuss, dass er den „Herrn Amtsbruder“ mitunter zuweilen zum Thee bei sich sah und mit demselben lettische Conversation machte — eines anderen unrussischen Idioms war der „Amtsbruder“ nicht mächtig und russisch konnte Walter nicht.

Universität erwählten Ehrenmitglieder derselben, und als er neben den anderen Personen auch den Namen des allgefeierten Dr. Ferdinand Walter, Pastors zu Wolmar, nannte, ging ein dumpfes Brausen durch den überfüllten Raum, aller Augen richteten sich auf den seitab in einer Fensternische dasitzenden Walter, der ob der nicht geahnten Ehre einen Augenblick erröthete und dem vielseitigen freundlichen Zunicken entgegenlächelte. — Wo Walter sich in diesen Tagen öffentlich zeigte, trug man ihm besondere Huldigung entgegen; so als er eines Mittags später als die schon erheiterte Gesellschaft im gemeinschaftlichen Speisesaale erschien. Damals geschah es, dass der bekannte Nordpolreisende, Akademiker und Staatsrath von Middendorf, nachdem er Walter erschaut, mit gehobenem Glase einen Stuhl bestieg, sich „silentium“ wirkte und dann ausrief: „Seht da den Pastor aller Pastoren, Ferdinand Walter — er lebe hoch!“

Wenige Jahre nach dem Universitätsjubiläum von 1852 — einem der wenigen in damaliger Zeit den baltischen Provinzen gegönnten Lichtblicke — brach der orientalische Krieg und mit diesem eine für alle Theile des russischen Reichs entscheidende Krisis aus. Das Jahr 1854 bereitete dem System, das dreissig Jahre lang die östliche Hälfte Europa's beherrscht und sich eben zu einem Eroberungszuge nach Süden und Westen angeschickt hatte, ein jähes Ende, im Februar 1855 wurde der schwerkgeprüfte Begründer und Träger desselben zu Grabe getragen. Noch dauerte der Krieg, zu welchem Kaiser Nicolaus sein Jahrhundert in die Schranken gefordert, fort, noch wurden die Geschäfte des russischen Staates von Männern geführt, welche unter dem alten System emporgekommen waren, und schon hielten die Livländer ein Unterpfand dafür in Händen, dass mit der Thronbesteigung des neuen Monarchen eine neue Zeit angebrochen sei: der vom Landtage zum Nachfolger des emeritirten General-Superintendenten von Klot erwählte Ober-Consistorialrath und Pastor zu Wolmar, Ferdinand Walter, war kaiserlich bestätigt und am 11. September 1855 feierlich in sein neues Amt eingeführt worden. Diese Bestätigung war der Vorläufer einer ganzen

Reihe wichtiger, ausnahmelos erspriesslicher Veränderungen, die sich während der nächsten Jahre vollzogen. Eine ganze Anzahl einflussreicher Stellungen wurde mit Männern des öffentlichen Vertrauens, mit Patrioten besetzt, die unter der früheren Regierung als „Liberale“ oder als Oppositionsleute verfehmt gewesen waren. Das Amt des Vice-Präsidenten des evangelisch-lutherischen General-Consistoriums zu St. Petersburg wurde dem ehrwürdigen Ulmann (dem im Jahre 1843 cassirten Dorpater Rector und Professor) übertragen, zum livländischen Civilgouverneur Dr. August von Oettingen, zum Curator der Universität Graf Keyserling ernannt; die Universität Dorpat erhielt ihr altes Recht, den Rector selbst zu wählen, wieder und stellte in der Person des Physiologen Bidder einen in den Kämpfen der vierziger Jahre erprobten Patrioten an die Spitze ihrer Verwaltung — selbst die im Jahre 1861 erfolgte Abberufung des allverehrten und geliebten Fürsten Suworow wurde durch den Umstand, dass ein Protestant und Kurländer, der Baron Wilhelm Liven, das General-Gouvernement übernahm, jedes peinlichen Beigeschmacks entkleidet. — Von all' diesen Personalveränderungen war die Berufung Walters zur livländischen General-Superintendentur die erste und schon aus diesem Grunde die wirkungsvollste gewesen. Den Mann, der thatsächlich der Leiter der Geistlichkeit war, an die Spitze der kirchlichen Verwaltung und des Consistoriums gestellt zu sehen, hatte seit einem Jahrzehnt zu den lebhaftesten Wünschen des Landes gehört und dieser Wunsch war jetzt erfüllt.

Vom allgemeinen Vertrauen begleitet, in Riga mit einem glänzenden, von Stadt und Ritterschaft gegebenen Bankett empfangen, durch Vertreter der Synode und der Landesuniversität feierlich beglückwünscht, trat Walter sein neues Amt unter den glücklichsten Auspicien an. Eine neue, für Livland noch nicht dagewesene Zeit schien angebrochen zu sein — es war, als sei mit dem Besuch, den Kaiser Alexander im Mai 1856 den Ostseeländern machte, ein Alp von der Brust derselben genommen worden. Begünstigt durch einen Umschwung, der sich gleichzeitig auf fast allen Gebieten des öffentlichen

Lebens vollzog, ging Walter an die Arbeit. Schon das erste Jahr seiner General-Superintendentur hatte stattliche Früchte aufzuweisen: ohne dass es irgendwo zu Conflicten gekommen wäre, gelang ihm, eine ganze Anzahl überlebter, aber zäh' an ihren Aemtern klebender geistlicher Herren und einige ungeeignete Beamte der kirchlichen Verwaltung zum Rücktritt zu bewegen, wichtige Geschäfte, die Jahre lang geruht, erheblich zu fördern, einen neuen Zug in das Landschulwesen zu bringen und die Begründung einiger dringend nothwendiger neuer Pfarrstellen anzubahnen. Dabei waren die persönlichen Verhältnisse, in welche er bei seiner Uebersiedelung nach Riga trat, höchst wohlthuender Art und durchaus geeignet, ihm den schweren Abschied von seinem geliebten Wolmar und von der seelsorgerischen Thätigkeit (als livländischer General-Superintendent hatte er keine eigene Gemeinde und keine regelmässige Kanzelthätigkeit) zu erleichtern. Die massgebenden Kreise der Rigaer Gesellschaft, General-Gouvernement, Ritter- und Bürgerschaft, nahmen ihn mit offenen Armen auf, zu dem (seinem Amtskreise nicht angehörigen) geistlichen Ministerium Riga's trat er in die freundlichsten Beziehungen, die Regierung überhäufte ihn bei jeder sich darbietenden Gelegenheit mit Zeichen des Vertrauens und der Anerkennung, der Bischofstitel und das Grosskreuz des Stanislaus-Ordens wurden ihm nach relativ kurzer Amtsführung verliehen, der Kaiser würdigte ihn bei jedem der Besuche, die er seinen baltischen Provinzen machte, längerer Unterredungen. Der Reichthum seiner Bildung und die Freiheit einer von jeder pfäffischen Ausschliesslichkeit entfernten Anschauungsweise befähigten ihn, auch zu Männern, die ausserhalb des kirchlichen Bodens standen, namentlich zu dem trefflichen, leider zu früh verstorbenen Bürgermeister Otto Mueller und zu Hamilcar von Fölckersahm, dem Begründer der livländischen Agrarreform, in ein freundschaftliches Verhältniss zu treten: wusste er sich doch mit diesen Vertretern abweichender religiöser Anschauungen in den Dingen einig, die für jeden wahren Livländer die entscheidenden sind, in der Hingebung an die Sache des angestammten Rechts, der Kirche, der Sprache

und der Bildung der Väter und hielt er es doch für seines Amtes allenthalben, wo es patriotische Zwecke galt, mit Hand anzulegen. — Seine Thätigkeit schien von Jahr zu Jahr an Ausdehnung und Fruchtbarkeit zuzunehmen, seine Kraft zu wachsen, der Reformeifer der Regierung Umgestaltungen der bedeutungsvollsten Art in Aussicht zu stellen. Walter glaubte sich an der Erreichung der Ziele, die beim Beginn der fünfziger Jahre die Grenze des Möglichen zu bezeichnen schienen, bald nicht mehr genügen lassen zu dürfen: nachdem es geglückt war, die Kirche gegen fernere Beeinträchtigungen ihres guten Rechtes und ihres Besitzstandes zu sichern, konnte der Versuch gemacht werden, einen Theil des in den Tagen der Propaganda verloren gegangenen Bodens wieder zu erobern. Zwei Punkte waren es, welche zunächst ins Auge gefasst wurden: den Tausenden von Letten und Esten, welche äusserlich der griechischen Kirche angehörten, in ihren Herzen aber sehnlich nach der Rückkehr in die verlorene evangelische Kirche verlangten, Schutz gegen die Pression der „Rechtgläubigkeit“ zu sichern, welche jeden Abfall von ihren Satzungen mit schweren Criminalstrafen belegte, und weiter dahin zu wirken, dass eine Anzahl ohne Grund als griechische Convertiten bezeichneter Lutheraner (etwa 100 an der Zahl) der evangelischen Kirche erhalten blieb. Gleichzeitig wurde auf ein drittes, grösseres und wichtigeres Ziel langsam, aber stetig und unter Aufbietung aller Kräfte des gesamten baltischen Landes losgesteuert: die monströse, erst am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts den Privilegien zuwider erfolgte Ausdehnung des russischen Gesetzes, nach welchem in gemischten Ehen erzeugte Kinder unter allen Umständen der griechischen Kirche angehörten, musste beseitigt, die verfassungsmässige Gewissensfreiheit wieder zur Wahrheit gemacht werden.

Eine eingehende Darstellung des wechselvollen, um diese livländischen Lebensfragen geführten Kampfes liegt ausserhalb des Rahmens dieser Skizze. Dass dieser Kampf den Inhalt der letzten Jahre von Walters öffentlicher Thätigkeit gebildet hat und dass in einigen wichtigen Punkten entscheidende

Fortschritte gemacht wurden, ist ebenso bekannt, wie dass der tapfere Vorkämpfer für die gute Sache persönlich unterlag. Was den vorhandenen, zum Theil ziemlich eingehenden Berichten über dieses Capitel neuester livländischer Geschichte und den vorliegenden Blättern noch hinzuzufügen ist, beschränkt sich auf einige persönliche Erinnerungen des Verfassers, dem vom September 1860 bis zum Mai 1864, d. h. während der letzten vier und vierzig Monate von Walters Amtsführung, vergönnt gewesen ist, zu dem verehrten Manne in nächster amtlicher und persönlicher Beziehung zu stehen. — Das Behagen und die siegesgewisse Freudigkeit, welche Walter während der ersten Hälfte seiner Rigaer Thätigkeit begleitet hatten, waren um diese Zeit bereits erheblich reducirt, die Kehrseite der Verhältnisse, in welche er 1855 getreten, von Jahr zu Jahr fühlbar geworden. Es war ihm gegangen, wie es allenthalben Männern zu gehen pflegt, die in vorgerückten Jahren und nachdem sie den besten Theil ihrer Lebenskraft an die Abwehr feindlicher Elemente gewendet, in das Regiment berufen werden: er vermochte den hohen Ansprüchen und Erwartungen, welche er selbst und seine Freunde an seine Berufung zur General-Superintendentur gesetzt hatten, nicht dem vollen Umfange nach gerecht zu werden, den ersten im Sturmschritt errungenen Erfolgen neue Errungenschaften nicht so rasch, wie er gehofft hatte folgen zu lassen. Die grössere Freiheit der Bewegung, welche allen Theilen des russischen Reichs während der ersten Regierungsjahre Alexanders H. gegönnt war, liess die Gebundenheit der evangelischen Kirche Livlands den Bewohnern dieses Landes, als unerträgliche Fessel erscheinen und erhöhte die Forderungen, welche an die Landesrepräsentation und an die kirchliche Verwaltung gestellt wurden, von Jahr zu Jahr. Das Verhältniss der Landeskirche zu den Tausenden lettischer und estnischer Convertiten, welche die Rückkehr zu den verlassenen Altären der Väter verlangten und den ein Mal bestehenden, noch nicht zurückgenommenen Gesetzen gemäss, immer wieder abgewiesen werden mussten, war immer unerträglicher, der innere Conflict, in welchen die zwischen den

Forderungen ihres Gewissens und den Paragraphen des Strafgesetzbuchs eingeklemmten Prediger sich befanden, immer bedenklicher geworden; unaufhörliche Streitigkeiten mit dem griechischen Clerus, welche bald die einzelnen Modalitäten der Schliessung gemischter Ehen, bald die Verhältnisse in blossen Nothehen erzeugter, dem Gesetze nach unehelich geborner Kinder zum Gegenstande hatten, erzeugten eine Spannung, die sich schlechterdings nicht mehr ertragen liess und die von allen Theilen gleich peinlich empfunden wurde. Das ganze Gewicht dieses lawinenartig anwachsenden Nothstandes aber lastete auf dem einen Manne, der zugleich Vertreter der evangelischen Geistlichkeit und Wächter über der Erfüllung eines unsinnigen, den elementarsten Forderungen des Rechts, der Vernunft und der Zeitideen hohnsprechenden Gesetzes sein sollte. Er, der über die Undurchführbarkeit und Gemeingefährlichkeit der geltenden Satzung genauer unterrichtet war, als irgend ein Anderer, er von dem jedes Kind wusste, dass er die Wiederherstellung der verfassungsmässigen Gewissensfreiheit zu seiner Lebensaufgabe gemacht — er musste den Zuchtmeister und Strafrichter derjenigen seiner Pastoren abgeben, die in seinem Geiste wirkten, er musste Geduld und demüthige Unterwerfung predigen, wo ihm selbst die Geduld längst gerissen war! Und doch konnte er weder der übernommenen Verpflichtung plötzlich den Rücken wenden, noch die politischen Freunde, welche an entscheidender Stelle für die gute Sache thätig waren, durch vorschnelle Eigenmächtigkeiten einzelner Prediger compromittiren lassen. Dazu kam, dass Walter trotz seines eisernen Fleisses und seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit für die Behandlung der gewöhnlichen, auf Aktenlesen und Aktenschreiben beschränkten Alltagsarbeit der kirchlichen Verwaltung und Justiz kein eigentliches Geschick besass; die Gebundenheit an fest ausgeprägte Formen des geschäftlichen Verkehrs und an die Vorschriften eines eigentlich niemals brauchbar gewordenen Gesetzbuches mussten einer Natur, wie der seinigen, als unerträgliche Fesseln erscheinen, zumal der langsame Gang des bureaukratischen Verfahrens mit dem Feuereifer

seines energischen Wesens fast niemals Schritt zu halten vermochte. Ein grosser Theil der dem Consistorium obliegenden Geschäfte war rein juristischer Natur und konnte nur von Juristen besorgt werden; nichts desto weniger glaubte der gewissenhafte Vice-Präsident der Behörde sich auch an diesen betheiligen und Dingen auf den Grund gehen zu müssen, die sich der Natur der Sache nach seiner Beurtheilung entzogen und mit denen er trotz alles angewendeten Fleisses und Scharfsinns nicht recht fertig werden konnte. Das Missbehagen darüber, nicht überall durchgreifen und den Dingen an die Wurzel gehen zu können erzeugte in dem feurigen, seine Thatkraft nur mühsam bändigenden Manne ein Unbehagen, das sich nicht selten seiner Umgebung mittheilte und das die von ihm und auf sein Verlangen aufgewendeten Anstrengungen häufig als nutzlos und falsch angebracht erscheinen liess. Dass es an Compensationen nicht fehlte, dass seine bewältigende Liebenswürdigkeit kleine Frictionen sofort wieder ausglich, versteht sich von selbst. Der Zauber, der darin lag, bei wichtigen Entscheidungen, ihm zur Seite stehen, — im Verein mit ihm wirken zu können, eines beifälligen Worts, eines freundlichen Blicks von ihm gewürdigt zu werden, war zu gross, als dass irgend Jemand ihm hätte widerstehen können — in solchen Augenblicken riss er auch die kühnsten und stumpfsten Naturen mit sich fort. — Diese Augenblicke wurden freilich von Jahr zu Jahr seltner. Je kritischer die äussere Lage des Landes sich gestaltete, je rascher die Zahl der Schwierigkeiten, der kleinen und grossen Händel wuchs, welche der streitenden Kirche durch ihre Gegner bereitet wurden, je höher die Berge nutzlos über dieselben vollgeschriebener Akten wuchsen, je älter Walter wurde, desto schmerzlicher machte sich für ihn die Entfernung von seiner eigentlichen Sphäre, vor Allem der Mangel einer eigenen Gemeinde geltend, desto lebhafter empfand er, dass (wie sein Biograph Döbner sagt) „seine Thätigkeit sich zerstückelte, des inneren Zusammenhangs entbehrte und ihn auf fremde und heterogene Gebiete führte“. Die Glanzzeit seines Lebens und Schaffens war ein Mal die der stillen

Herrschaft gewesen, die er von seinem Wolmarschen Pastorate ausgeübt hatte, — weder die Wirkungen, welche er auf die massgebenden Schichten der Rigaschen Gesellschaft übte, noch die Annehmlichkeiten eines beständigen geistigen Austausches mit den hervorragendsten Männern des Landes vermochten ihn für die gemüthliche Einbusse zu entschädigen, die er durch die Trennung von seiner Gemeinde erlitten hatte. In seinem wahren Element fühlte Walter sich doch nur, wo er als Geistlicher wirken konnte, sei es als Kanzelredner bei Landtagseröffnungen, Prediger-Introductionen und Staatsfesten oder als Leiter der Synode. Nahte der Zeitpunkt dieser alljährlich in einer der livländischen Landstädte abgehaltenen Prediger-Versammlungen heran, so kam es wie ein neues Leben über ihn — kehrte er von diesen geistlichen Parlaments-Sessionen nach Riga zurück, so lag ein Abglanz der Befriedigung, welche er aus dem Verkehr mit den Amtsbrüdern geschöpft, — oft noch Wochen lang über seinem Wesen. Die Leitung der Synode sah er als den eigentlichen Kern und Stern seiner Thätigkeit an. Wie sein Biograph bezeugt, richtete er sein Augenmerk vornehmlich darauf, „ein brüderliches Verhältniss zwischen den Synodalen aufrecht zu erhalten, für die verschiedensten Meinungen und Anschauungen freien Raum zu schaffen, nicht seine amtliche Stellung, sondern seine Stellung als Bruder unter Brüdern zur Geltung zu bringen“. Bei der Bedeutsamkeit seiner Person lag ihm überhaupt nichts ferner, als auf sein hohes Amt oder die ihm gewordenen Auszeichnungen irgendwelches Gewicht zu legen. Wie er Laien gegenüber nie zur Unzeit den Geistlichen heraustrückte (den Pastor sah man ihm an, obgleich er nie das „weisse Halstuch“ trug), so wollte er Amtsbrüdern gegenüber nie mehr und anderes als ein älterer Bruder sein: mit sämmtlichen livländischen Predigern verband ihn das brüderliche Du, die Abzeichen seiner Würde wurden nur, wo es das Amt mit sich brachte, angelegt. „Wir alten Perrückenstöcke“ gab er einem hochgestellten Beamten zur Antwort, als dieser ihm zum Grosskreuz des Stanislaus-Ordens gratulirte, „wir werden mit dergleichen ein Mal behängt und müssen uns

das gefallen lassen, weil es dem Amte, nicht der Person gilt.“

Neben den Synoden nahmen die Schulangelegenheiten (der livländische General-Superintendent ist als solcher Mitglied der obersten Instanz für das Volksschulwesen) und die Verhandlungen des Landtages sein besonderes Interesse in Anspruch. Auf die Predigten, welche er bei Eröffnung dieser Versammlungen zu halten hatte und die ihm häufig Veranlassung boten, seine Stellung zu den brennenden Tagesfragen zu bezeichnen, legte Walter grosses Gewicht. Er nahm in dieser Rücksicht denselben Standpunkt ein, wie sein Vorgänger Sonntag, der darüber im Jahre 1821 das folgende gesagt hatte: „Wenn der Adel an einem Wochentage für sich besonders die Kirche aufschliessen und zur Eröffnung seiner Geschäfte einen besonderen Gottesdienst halten lässt, so verlangt er nicht eine allgemeine Erinnerung an die bekannten Wahrheiten der Religion und Moral, wie sie an jedem Sonntag stattfindet, sondern eine Anwendung auf den gegenwärtigen Fall. Ist der Prediger doch nur Diener und Sprecher, um Sachwalter der Menschheit in allen ihren Bedürfnissen zu sein.“ Unter diesem, immerhin disputablen Gesichtspunkt glaubte Walter sich verpflichtet, bei seinen Landtagspredigten die speziellen der Versammlung gewordenen Aufgaben besonders erörtern und (was er sonst nicht zu thun pflegte) seine bezüglichen Predigten drucken lassen zu müssen. Die letzte dieser Predigten ist für ihn selbst und für das Land zu dem er sprach, in einer Weise verhängnissvoll geworden, wie kaum eine andere in dem Livland des 19. Jahrhunderts öffentlich gehaltene Rede. Gehalten wurde diese Predigt im Frühjahr 1864, zwei Jahr nach Ausbruch des polnischen Aufstandes, inmitten einer Zeit, in welcher das russische Nationalgefühl bis zur Unzurechnungsfähigkeit exaltirt, das deutsche und protestantische Livland längst der Gegenstand argwöhnischer Verdächtigungen der allmächtigen russischen Publicistik geworden war. Ohne Rücksicht auf die Schwierigkeiten dieser Lage, ohne Ahnung davon, dass, was er hundert Mal gesagt, unter den jetzt gegebenen Umständen als Verbrechen

angesehen werden könne und dass die Zeiten längst vorüber waren, zu welchen die Petersburger Regierung lediglich den humanen Impulsen des Kaisers folgen konnte, sprach er zu der versammelten Ritter- und Landschaft Livlands die nachstehenden folgenschweren Worte: „Livlands Ritter- und Landschaft ist als protestantische Ritter- und Landschaft bei Aufhebung der katholischen Stifte und des priesterlichen Ritterordens in deren Besitz und Macht getreten und ist bis heute wesentlich protestantisch und Patron der protestantischen Kirche dieses Landes geblieben. Das ist Euer heiligstes Erbe von den Vätern her, edle Ritter und Landsassen Livlands . . . Die äussere Vertretung unseres Glaubens gegen jeden Eindrang und Gewissenszwang lässt sich als blosser äussere Ehrensache nicht durchführen, auch sie will als Gewissenssache getrieben sein. Als solche aber helfe Euch Gott, sie ritterlich, unverzagt und unverdrossen treiben, allwo sich Glaubenszwang gegen Livlands Protestanten erheben mag Livlands Ritter- und Landschaft ist aber auch eine deutsche Ritter- und Landschaft von je gewesen, — deutsch ist auch das Land geworden und soll es, so Gott will, mehr und mehr werden.“

Diese Worte standen zu den Verhältnissen, deren weiterer Entwicklung es auf dem Landtage von 1864 galt, nur zum Theil in Beziehung. Die Verhandlungen über Aufhebung des Zwanges, der für die Eingehung gemischter Ehen bestand, waren ihrem Abschluss nahe und der Landtagsprediger hatte darauf hinweisen wollen, dass es Pflicht der Versammlung sei, ohne Rücksicht auf die seit dem polnischen Aufstande im Zunehmen begriffenen Schwierigkeiten den begonnenen Kampf fortzuführen. Ausdrücklich hob er hervor, dass die auf die Herstellung der Gewissensfreiheit gerichteten Bestrebungen, „auch wenn sie dem geliebten Kaiser zur unbequemen Stunde kämen“, der Achtung desselben sicher sein könnten. Schon diese Anspielung auf Dinge, die wie Staatsgeheimnisse behandelt wurden, war wenig opportun — die folgenden Sätze aber, welche den deutschen Charakter des Landes und die Germanisirungsaufgabe seiner Ritterschaft zum Gegenstande hatten, standen zu den nächsten Aufgaben des Landtages schlechterdings in keiner Beziehung und hätten

in einer Zeit, zu welcher Alles, was andere als russische Nationalitätsrechte berührte, auf die Proscriptionsliste gesetzt war, — besser gespart werden können. Walter hatte durchaus im guten Glauben gesprochen und keine Ahnung davon gehabt, dass über Nacht zum Hochverrath geworden sein könne, was er sein Leben lang als selbstverständlich gehalten hatte und was, wie er glaubte, seit der Thronbesteigung Alexanders II. selbstverständlich geworden war. — Der unwidersprechlichste Beleg für seine und der damaligen livländischen Autoritäten Unbefangenheit wurde aber dadurch beigebracht, dass er seine Predigt drucken und buchhändlerisch vertreiben lassen konnte, ohne dass die Censur ihm Hindernisse in den Weg legte: dem Kaiser gegenüber wusste er sein Gewissen rein und an andere Regierungsfactoren zu denken, war ihm nie in den Sinn gekommen. Selbst als ein Freund ihm einige Wochen später im Ton der Besorgniss mittheilte, seine Predigt sei zum Gegenstand eines fulminanten Leitartikels der „Moskauschen Zeitung“ gemacht und von dieser als Programm der „staatsgefährlichen“ livländischen Germanisirungspartei bezeichnet worden, blieb er völlig harmlos und sprach er nicht einmal den Wunsch aus, die gegen ihn geschleuderte Anklage ihrem Wortlaute nach kennen zu lernen. — Freilich waren Herz und Sinn ihm gerade damals von anderen Gedanken eingenommen: er hatte im April 1864 den schwersten Verlust erlitten, der ihn überhaupt treffen konnte, — nach langen Leiden war die treue Gefährtin seines Lebens und seiner Arbeit, die Frau, mit welcher er dreissig Jahre lang in glücklicher Ehe gelebt, gestorben. Dieser bereits an und für sich schwer zu verwindende Schlag hatte ihn um so tiefer erschüttert, als sich gleichzeitig bei einem seiner Söhne die Anzeichen der Lungenschwindsucht (des Erbübels seiner Familie) zeigte. Aeusserlich wahrte er die gewohnte unerschütterte Haltung, — die ihn kannten, wussten, was er innerlich durchzumachen gehabt hatte und was es bei ihm heissen wollte, wenn er jede Berührung, auch die mit seinen nächsten Freunden und Verwandten, vermied, Tage lang sein Studirzimmer kaum verliess und sich im eigentlichsten Sinne des Wortes durch Arbeit zu betäuben suchte. Aber auch diese sollte ihm nicht mehr gegönnt sein.

Etwa vierzehn Tage nach Veröffentlichung des Allarmrufes der „Moskauschen Zeitung“ (es war an einem Mittwoch) erschien bei den in Riga anwesenden Gliedern des livländischen Consistoriums der Bote dieser Behörde, um zu ungewohnter Stunde eine sofort abzuhaltende ausserordentliche Sitzung anzusagen. „Ich glaube, es ist ein grosses Unglück passirt, — der Bischof sieht ganz verändert aus“, hatte der treue, Walter tief ergebene Mann auf die Frage nach den Gründen dieser auffallenden Eile zur Antwort gegeben. — Da die Juridik vor Kurzem geschlossen war und der Consistorial-Präsident, der würdige, Walter von der Universität her befreundete Landrath von Stryck, auf seinem entfernten Landgute weilte, konnte das Consistorium sich nur unvollständig versammeln und musste der General-Superintendent, als Vice-Präses, selbst den Vorsitz führen. Als die Geladenen das Sessionszimmer betraten, hatte Walter seinen Platz bereits eingenommen: fest und männlich wie immer sass er da, aber die Blässe seines Gesichts und ein leises nervöses Zucken um den fest geschlossenen Mund liessen auf eine heftige Erregung seines Inneren schliessen. Nach Beendigung der Eröffnungsformalitäten sagte er langsam und ruhig, aber mit bebender Stimme: „Ich habe die Herren herbemühen müssen, weil es die Erledigung eines dringenden Geschäftes gilt. Gründe, die ich nicht näher erörtern kann, veranlassen mich, meinen Abschied zu nehmen. Ich bitte ein hochwürdiges Consistorium, den erforderlichen Bericht noch heute nach Petersburg abgehen zu lassen. Hier ist mein Gesuch.“ — Der Eindruck dieser Worte lässt sich nicht schildern: nach Minuten langem Schweigen ergriff das älteste Mitglied der Behörde das Wort, um darauf hinzuweisen, dass eine Entscheidung von so grosser und schmerzlicher Tragweite nicht im Augenblick und nicht in Abwesenheit des Präsidenten gefasst werden könne. „Es ist keine Zeit zu verlieren“, gab Walter zur Antwort, „und unseren Präsidenten habe ich von meinem Entschluss, der unabänderlich gefasst ist, bereits benachrichtigt. Meine Entlassung wird so rasch erfolgen, dass wir kaum noch Zeit haben werden, die dringendsten Geschäfte zu erledigen.“ — Erst nach diesen, in dem gewohnten freundlichen Tone

gesprochenen Worten wurde den Anwesenden klar, was geschehen war und machte die Ueberraschung, welche über denselben gelegen, einer tiefen, leidenschaftlichen Erregung Platz. Walter hatte inzwischen die ernste, herzergreifende Freundlichkeit wiedergewonnen, die bei ihm nach heftigen Affecten gewöhnlich einzutreten pflegte. Als das jüngste Mitglied der Versammlung sich leidenschaftlich erhob, um mit von Thränen erstickter Stimme einen Antrag auf collectiven Rücktritt des gesammten Consistoriums zu stellen, mahnte er liebevoll zu Ruhe und Fassung. Mit den Worten: „Das Consistorium muss gerade jetzt auf dem Platze bleiben — unsere Sitzung aber wird für heute wohl am besten geschlossen werden“, erhob er sich von seinem Platz. — Inzwischen hatte die Kunde von dem Vorgefallenen sich auch in die Nebenzimmer mitgetheilt; das Kanzlei-Personal gab seiner Theilnahme an dem Vorgefallenen stummen, aber gerade darum tief ergreifenden Ausdruck — kein Auge aber blieb trocken, als der imposante Mann sich an die anwesenden Beamten wandte, und in schlichten, herzlichen Worten bat, ihm Heftigkeiten und Verletzungen, deren er sich schuldig gemacht, nicht nachzutragen und den Zeiten gemeinsamer Thätigkeit ein freundliches Andenken zu erhalten. — Zwei Tage später fand die gewohnte regelmässige Sitzung statt, an der Walter noch Theil nahm und die in den herkömmlichen Formen verlief: als wir das Portal des Riga'schen Schlosses nach Schluss der Sitzung verliessen, trat ein Freund auf mich zu, der mich bei Seite rief und mir die Nummer der „Nordischen Post“ (des damaligen officiellen Petersburger Regierungs-Organ) überreichte, in welcher bereits gedruckt stand: „Der livländische General-Superintendent und Vice-Präsident des Consistoriums, Bischof Dr. Ferdinand Walter ist auf sein Ansuchen des Dienstes entlassen worden“. Ich eilte Walter nach, um ihm das Blatt zu übergeben: mit der ruhigen Bemerkung: „Sie haben es kurz gemacht“, wandte er sich ab, um den Weg in sein verödetes Haus fortzusetzen. Am Abend desselben Tages richtete er an die livländischen Prediger das nachstehende Circularschreiben:

„Morgen wird meine Entlassung eingereicht und ich nutze den letzten Tag meiner amtlichen Stellung unter Euch, um

den herzlichsten Dank für alle in meinem Amte von Euch und Euren Gemeinden erfahrenen Liebe Euch und ihnen zu sagen und dem reichsten Segen Gottes das bisher gemeinsam von uns gepflegte Werk zu befehlen. Ich habe um meine Entlassung gebeten und von unseres Kaisers Gnade sie und zugleich auch volle Pension erhalten. Gebeten habe ich um meine Entlassung nicht aus Arbeitsscheu oder aus irgend welcher Furcht, sondern lediglich, weil ich nach reiflicher Ueberlegung diesen Schritt als meine Pflicht erkannt habe, Gott gebe in Bälde auch Euch einzusehen, dass ich recht gethan.

„Hoffet auf Gott und befehlet sammt den Gemeinden Ihm unsere theuere Kirche. Seid dem Kaiser treu und lasst nicht ab, ihn ehrlich zu lieben, dass mit Euch die Gemeinden in treuer Liebe zu ihm halten. Mein aber gedenket in Frieden. Amen.

Riga, den 28. Mai 1864.

Bischof Walter.“

Ueber den inneren Zusammenhang zwischen der zwei Monate früher gehaltenen Landtagspredigt, dem gegen dieselbe gerichteten Angriff der „Moskauschen Zeitung“ und der Verabschiedung des Landtagspredigers haben in Livland niemals Zweifel bestanden, obgleich die Einzelheiten der Verhandlung, welche Walters Abschiedsgesuch vorherging, öffentlich nicht bekannt geworden sind: dieselben Rigaer und Dorpater Zeitungsblätter, welche dem Lande die Trauerkunde von dem Rücktritt des populärsten seiner Männer brachten, waren mit ausführlichen, von polemischen Erörterungen begleiteten Berichten über die Angriffe der Moskauer Publicisten gegen denselben bedeckt gewesen! — Auch die Möglichkeit einer Einsicht in die Motive, welche Walter zu einer der Form nach freiwilligen Resignation auf sein Amt veranlasst hatten und welche er in dem Abschiedsschreiben an seine Amtsbrüder als „in Bälde“ bevorstehend bezeichnete, hat nicht allzulang auf sich warten lassen: er war dem ersten, ihm von maassgebender Stelle gewordenen Wink gefolgt, weil er die schwebenden, im Frühjahr 1865 endlich zum Abschluss gebrachten Verhandlungen über die Freigebung der Confession in gemischten Ehen erzeugter liv-, est- und kurländischer Kinder nicht kreuzen wollte und

weil ihm die tiefe persönliche Verehrung und Ergebenheit, die er für den Kaiser empfand, jeden Gedanken an Renitenz gegen von diesem für nothwendig gehaltene Massregeln unmöglich machte. — Die Wirkung, die sein Ausscheiden aus der öffentlichen Thätigkeit machte, hätte nicht grösser sein können, wenn sie auch der Form nach eine unfreiwillige gewesen wäre: weit über die Grenzen Livlands hinaus theilte sich allen Freunden der deutschen Sache in den Ostseeprovinzen die Empfindung mit, dass es sich um einen für dieselben unersetzlichen Verlust und zugleich um den Anbruch einer neuen, sorgenschweren Epoche des baltischen Lebens handle.

Auf die Merkmale dieser Epoche haben wir ebenso wenig einzugehen, wie auf die Kundgebungen allgemeiner Theilnahme, welche Walters Rücktritt begleiteten. Ihm selbst war durch seine Verabschiedung die moralische Grundlage seiner Existenz unter den Füßen weggezogen worden. Nicht mehr arbeiten können, hiess für ihn nicht mehr leben. So gefasst und männlich er sich auch im entscheidenden Augenblick zeigte, — er hat sich schwerlich darüber Illusionen gemacht, dass er den Verlust seiner Thätigkeit nicht lange überleben werde, — dass es um ihn geschehen sei. „Der Herr hat mich gedemüthigt“, schrieb er bald nach der Katastrophe einem Freunde, „er hat mich bis ins Mark mürbe gemacht. Er hat mich aber auch erhöht, denn er hat mir gezeigt, wer ich bin. Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.“ — Zunächst ging Walter in das südliche Frankreich, um für seinen kranken Sohn Heilung zu suchen — zwei Jahre später, kurz vor Ausbruch des Krieges von 1866, kehrte er mit der Leiche des Frühverstorbenen in die Heimath zurück, um seinen Sohn in seiner geliebten Vaterstadt betten zu lassen, — selbst aber nach Dorpat überzusiedeln, wo sein Bruder, der seitdem verstorbene, treffliche und allgemein verehrte emeritirte Professor Piers Walter, und seine verheirathete Tochter lebten. Obgleich er allenthalben mit offenen Armen aufgenommen und mit Zeichen unwandelbarer Liebe und Verehrung überhäuft wurde und obgleich das frische geistige Leben der kleinen Universitätsstadt ihm mancherlei Anregung bot (die

Theologen der Facultät, mit denen er in vergangenen besseren Tagen manchen Strauss ehrlich ausgefochten hatte, boten ihr Möglichstes auf, den geliebten Veteran in ihrer Mitte heimisch zu machen), war der alte Löwe zum Schatten dessen geworden, was er gewesen: dem Uermüdlichen war die Musse, die ihm aufgezwungen worden, die schwerste aller Lasten, die er überhaupt getragen. Dazu kamen körperliche Leiden und die unvermeidlichen Beschwerden des Alters, die — so lange er seiner riesigen Thatkraft hatte Raum geben können — spurlos an ihm vorübergegangen waren; er zog sich mehr und mehr auf sich selbst und das Haus seiner Tochter zurück. Nur ein Mal schien er für kurze Zeit wieder aufleben und der alte werden zu wollen: der für das gesammte nordöstliche Europa zu einer Zeit schwerer materieller Bedrängniss gewordene Winter 1868 — 1869 bot ihm Gelegenheit, für die zahlreichen vom flachen Lande in die Stadt strömenden Nothleidenden thätig zu sein und eine (nach dem Lancastersystem organisirte) s. g. Bettelschule sammt einem Asyl für dreihundert arme Kinder zu begründen: mit der alten, freudigen Selbstlosigkeit, die einst den Mann auf manchem schweren Gang begleitet, ging jetzt der Greis von Haus zu Haus, um für seine junge Schöpfung Gaben zu sammeln. — Einige Wochen später, im Mai 1869, wurde mir das Glück zu Theil, den theuren Mann noch ein Mal zu sehen: ich fand ihn über der Lectüre von Harless' „Geschichtsbildern aus der lutherischen Kirche Livlands“, die er mit zahlreichen Randglossen versehen hatte. „Ich hatte die Absicht, Harless meine Bemerkungen zum Zweck der Berücksichtigung bei einer etwaigen zweiten Auflage zu senden“, sagte er wehmüthig, „aber ich hab's gelassen, — meine Zeit ist ein Mal vorüber“.

Und seine Zeit war vorüber: die Männer, in deren Bunde er gewirkt, waren der Mehrzahl nach beseitigt, die Bedingungen gedeihlicher Wirksamkeit für einen bereits „compromittirten“ Vorkämpfer der guten Sache so gut wie geschwunden, die Verhältnisse „quorum pars magna fuit“ so vollständig verändert, dass er es schliesslich selbst für ein Glück ansehen mochte, keinen directen Theil mehr an ihnen zu haben. Das Amt, das sein Stolz und die Freude seines Lebens

gewesen war, wusste er zudem in den denkbar besten Händen, denen eines längjährigen Freundes, des ehemaligen Professors der practischen Theologie Dr. Christiani, eines bewährten Patrioten, dessen weise, massvolle und dabei energische Haltung dem guten Rechte, den Interessen und der jeweiligen Lage der Kirche in jeder Rücksicht entsprach. Dass die Sonne seines Lebens sich zu neigen begonnen und dass ihm bald die Ruhe gegönnt sein werde, nach der er sich auch in Mitten des Kampfes, der sein Element gewesen, oft gesehnt hatte, das wusste Walter ebenso genau, wie der Freundeskreis, der ihn dahin siechen sah. Wie alljährlich, hatte er auch im Sommer 1869 ein livländisches Seebad aufgesucht, um eine Weile in ausschliesslichem Verkehr mit der Natur zu leben. Hier sank er, nachdem er eben ein stärkendes Bad genommen, am 29. (17.) Juni plötzlich und lautlos zusammen. Das Eichenherz, das neun und sechzig Jahre lang für das Land am Riga'schen Meerbusen und für dessen Kirche muthig geschlagen, war gebrochen.

Acht Tage später trug Livland seinen besten Sohn, den Mann, der wahrhaft „ein Thurm in der Schlacht“ gewesen war, trauernd zu Grabe. Adel, Bürgerthum und Geistlichkeit, Deutsche und Letten folgten dem Todten, wie sie einst dem Lebenden gefolgt waren — ein unbekannt gebliebener Mann aus dem Volke war der Letzte, der an seinem Grabe sprach und Zeugniß davon ablegte, dass das ganze Land an dieser Todtenfeier Theil genommen.

Auf dem Kirchhof zu Wolmar, an der Seite seiner Mutter, seiner Gattin und seines Sohnes, im Herzen seines Landes, schläft Ferdinand Walter den ewigen Schlaf: seiner wird gedacht werden, so lange in Livland noch ein deutsches Herz schlägt, sein Name ist in dem Buche dieses und des ewigen Lebens eingeschrieben.